Vier Jahre in Afrika.

1871—1875.

Von

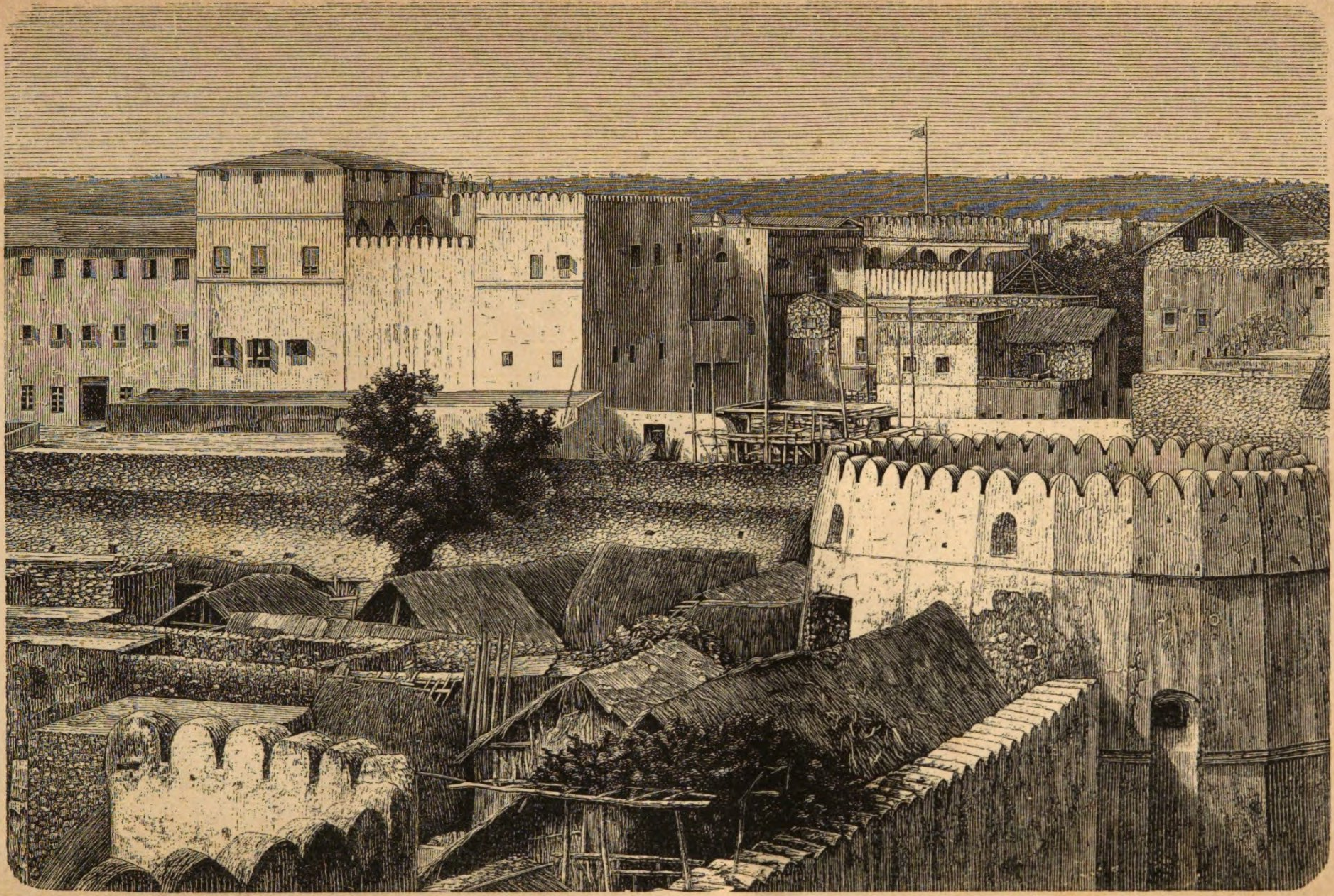
Ernst von Weber.

A. v. Steiger
z. Erinnerung a. d. Verfasser

Vier Jahre in Afrika.

1871—1875.

Zweiter Theil.



Sultans-Palast in Zanzibar.

II. S. 411.

Vier Jahre in Afrika.

1871—1875.

Von

Ernst von Weber.

Mit Abbildungen in Holzschnitt, einem Plane und einer Karte.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1878.

Vier Jahre in Afrika.

1871—1875.

Von

Ernst von Weber.

Mit Abbildungen in Holzschnitt, einem Plane und einer Karte.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1878.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

Zweiter Theil.

Vom Vaal zum Nil.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Seite

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dreißigstes Kapitel.

Einunddreißigstes Kapitel.

Nachschrift.

Verzeichniß der Abbildungen.

Zweiter Theil.

Vom Vaal zum Nil.

Siebzehntes Kapitel.

Boerfarmen. — Der Modderfluß. — Ein Bad mit Schwierigkeiten. — Schlangenrencontre. — Annehmlichkeit des Ochsenwagenreisens. — Charakter und Sitten der Boers. — Eine geognostische Menschenablagerung aus dem 17. Jahrhundert. — Nachtmahlfeier. — Nationalholländisches Element. — Gründe der Erregung der Boers gegen die englische Regierung. — Geschichtliche Rückblicke. — Wandertrieb der Boers. — Project einer südafrikanischen Conföderation. — Französische Immigration. — Holländische Presse. — Eine Straußenfarm. — Bayne's Farm. — Die große Schlächterei von 1860. — Flucht Djali's. — Kaffernprocession. — Freistaatliche Kaffernpolizei. — Blaues Gras. — Antilopenheerde. — Ankunft in Bloemfontein. — Landschaftliche Eindrücke. — Das Nizza Südafrikas. — Festung. — Singverein. — Englische Nonnen. — Kirchen. — Präsidentenhaus. — Marktpreise. — Transportpreise. — Präsident Brand. — Unabhängigkeitsfest. — Jahrgehalte.

Bloemfontein, 18. Februar 1875.

Am 8. Februar 1875 verließ ich in meinem mit acht Ochsen bespannten comfortablen Salonwagen die Diggerstadt Kimberley, deren Bewohner ich seit August 1871 gewesen war, und die sich unter meinen Augen von den wenigen Zelten, woraus sie im Anfang August 1871 bestand, allmählich zu einer unübersehbaren Masse von Tausenden von eisernen, hölzernen, backsteinernen und leinenen Häusern ausgedehnt hatte. Viele von diesen boten jetzt eine äußerst stattliche und geschmackvolle architektonische Erscheinung und waren mit weißen Säulen und buntbemalten zierlich geschnitzten Verandas geschmückt, dazu auch öfters von kleinen grünen Gärtchen umgeben, da das

Wasser zur regelmäßigen Bewässerung derselben durch die allmählich erfolgte Anlage von 40 Brunnen bedeutend billiger geworden und nunmehr viel reichlicher verwendbar war.

In Old De Beers, dem hübschen, mit über 50 Kameldornbäumen geschmückten und daher gartenartig erscheinenden Nachbarcamp von Kimberley, wo die officielle und die reiche mercantilische Welt der Dry Diggings ihre eleganten Wohnsitze aufgeschlagen haben, nahm ich noch einen Aufenthalt von einer halben Stunde, um von dem Lieutenant-Gouverneur und seiner liebenswürdigen Gattin Abschied zu nehmen. Darauf fuhr ich noch in der Dunkelheit eine Stunde weiter bis zu einem hübschen grünen Plätzchen, wo die Ochsen ausgespannt und während der Nacht an der langen Wagenkette festgemacht wurden. Bald ließen meine beiden Hottentotten (Korannas von der berliner Mission Pniel) ein lustiges Feuer aus schnell zusammengelesenem trockenem Rindviehdünger auflodern, und eine Flasche wiesbadener Versandbier (dieses und norwegisches Bier von Christiania waren seit einem Jahre auf den Diamantenfeldern ein sehr gesuchter Absatzartikel geworden — die Flasche kostete jedoch 3—4 Mark!) versetzte mich bald in einen Zustand angenehmer Träumerei, worin die Hauptepisoden meines nunmehr abgeschlossenen Diamantengräberlebens noch einmal malerisch an meinem Geiste vorüberzogen.

Ein heftiges Gewitter, das sich während der Nacht über unsern Häuptern entlud, hatte die angenehme Folge, daß aller Staub auf unserm Wege vollständig gelöscht wurde. Da die letzten Regengüsse der eingetretenen Sommersaison der ganzen wüsten Steppe schon das sanfte grüne Kleid verliehen hatten, welches sie, leider nur für wenige Monate des Jahres, als eine endlos in allen Richtungen sich ausdehnende grüne Wiese erscheinen läßt, so war die Fahrt durch eine so freundliche und lachende unabsehbare Prairie jetzt eine höchst angenehme, während freilich zu andern Jahreszeiten die Gegend sich nur als eine traurige, verbrannte, rothbraune Wüste präsentirt, wohindurch mit dem langsamen Ochsenwagen zu fahren doppelt ermüdend und langweilig ist.

Die Gegend zwischen Kimberley und Bloemfontein bietet nicht viele Abwechselung. Zwei Stunden von Kimberley überschreitet man ganz unbemerkt die Grenze des Oranje-Freistaates. Keine Grenzpfähle oder Flaggenstangen, weder ein Zoll- noch ein Polizeibureau bezeichnen den Uebergang aus dem englischen Weltreich in die friedliche und patriarchalische Hirtenrepublik. Ungefähr alle zwei Stunden passirt man ein einfaches Farmhäuschen, das einsam in der Steppe gelegen und gewöhnlich, wo ein Bächlein oder ein Regendamm künstliche Bewässerung zulassen, fünf bis sechs Morgen cultivirten und sorgfältig durch Gräben und Hecken geschützten Landes zur Seite hat. Der rothe Boden ist, sobald er nur bewässert werden kann, sehr fruchtbar. Die Haupterzeugnisse der Bodencultur sind Millis (Mais), Gerste und Hafer, Kartoffeln und Küchengemüse, Kürbisse, Melonen, Pfirsiche und Wein. Diese künstlich bestellten Bodenflächen sind gewöhnlich von lebendigen Hecken von Feigen- und Granatbäumen, oder von undurchdringlichen stacheligen Cactus opuntia und Aloës eingefaßt. Hier und da sieht man auch Orangenbäume; die Blüten erfrieren aber im Winter regelmäßig, wenn die Lage nicht eine sehr geschützte ist.

Ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen Kimberley und Bloemfontein wird der Modder River passirt, ein für gewöhnlich nur unbedeutender Fluß, etwa so breit wie die Mulde bei Leisnig, der aber nach großen Regengüssen zu einem breiten tosenden Strome anschwillt und dann die Breite der Elbe bei Dresden gewinnt. In diesem Zustande ist er dann, gleich dem Mississippi, angefüllt mit vielen entwurzelten Bäumen, die stromabwärts treiben, und so ganz unmöglich zu passiren. Jedes Jahr zählt seine neuen Opfer an Leuten, die das Zurückgehen des Stromes nicht gehörig abwarteten und, denselben mit ihren Wagen durchfahrend, von den wilden Fluten fortgerissen wurden. Namentlich haben die Postkarren öfters dieses Schicksal gehabt. — Die Schnelligkeit, womit diese afrikanischen Flüsse nach großen Landregen plötzlich anschwellen, ist für Europäer fast unglaublich. Ein in der trockenen Saison vollkommen wasserleeres Flußbett füllt sich

dann leicht innerhalb 24 Stunden mit einem wüthend hindurchbrausenden Strome von 30 Fuß Tiefe und mehrern Hunderten Fuß Breite an. In der trockenen Jahreszeit, dem Winter, bieten diese kleinen, das Freistaatsgebiet hier und da durchziehenden Flußrinnen dem Reisenden eine große Erquickung, nicht nur durch die ihm gebotene Gelegenheit zu einem erfrischenden Bade, sondern auch als süßer Ruhepunkt nach dem Durchpilgern der weiten, eintönigen, sonnenverbrannten Ebenen. Kühlende Baumschatten, melodisches Wellengeplätscher und heiterer Vogelsang gewähren dann in diesen lieblichen grünen Flußthälern dem von Hitze und Staub zu Tode ermüdeten Reisenden ein wahres Labsal.

Der Modder River (Schlammfluß) führt seinen Namen mit vollem Recht, denn nirgends in den vier Welttheilen, die ich durchpilgerte, ist mir noch je ein Fluß vorgekommen, dessen Ufer von so unergründlichen und bodenlosen Schlammmassen eingefaßt sind, wie dieser. Freilich waren in der letzten Woche große Landregen gefallen, die den Fluß weit über seine Ufer getrieben und daher seine Uferränder mehr als gewöhnlich erweicht hatten. Ich hatte der Versuchung, ein kühlendes Bad zu nehmen, nicht widerstehen können und nach Herzenslust eine Viertelstunde lang in dem flüssigen Elemente herumgeplätschert. Als ich nun aber wieder heraus wollte, fand ich, daß dies leichter beabsichtigt als ausgeführt sei. Wo ich auch versuchte, den steil abschüssigen Uferrand zu erklimmen, konnte ich doch nirgends damit zu Stande kommen, denn überall sank ich in den grundlosen, kohlschwarzen, breiweichen Uferschlamm bis an die Hüften ein. Erst nachdem ich 20 Minuten längs des Ufers stromaufwärts gewandert war, gelang es mir, ein Plätzchen zu entdecken, das durch einen querüber in das Wasser hineintauchenden Baumstamm meinen Füßen einen festen Stützpunkt und so mir die Möglichkeit gewährte, das Trockene wiederzugewinnen.

Als ich mich nach meinem Wagen zurückbegab, nahm ich plötzlich im Grase eine blitzschnelle Bewegung wahr; es war, als ob etwas rasch am Boden vorübergeglitten wäre. Da ich sofort an eine Schlange dachte und dieselbe nicht gern beim

Weitergehen unwissentlich mit meinem Fuße hätte berühren mögen, so untersuchte ich vorsichtig mit Lorgnette und Stock die umliegende Grasfläche. Da auf einmal sah ich nur drei Fuß vor mir eine aaldicke, schwärzlich geschuppte, in bleigrauem Metallglanz schimmernde Schlange halbaufgeringelt und mit steif emporgehobenem Halse dasitzen und ihre gabelige Zunge nach mir wiederholt ausschnellen und zurückziehen. Mit Einem Satze sprang ich einige Fuß nach rückwärts und verließ mit Windesschnelle diese gefährliche Nachbarschaft.

Bloemfontein ist circa 19 deutsche Meilen von Kimberley entfernt, und da ich mit meinen Ochsen nur langsam und mit aller Muße reiste, so brauchte ich zu dieser Tour fünf Tage. Für den, der in seiner Zeit nicht pressirt ist, ist das Reisen in einem bequemen von Ochsen gezogenen Wagen außerordentlich angenehm, vorausgesetzt, daß die Gegend nicht gar zu abschreckend häßlich und langweilig ist.

Mein Wagen, der mich freilich auch 2400 Mark gekostet hatte, war so außerordentlich comfortabel, so elastisch und doch fest gebaut, daß er wirklich als das Ideal eines afrikanischen Reisevehikels betrachtet werden durfte. Doppelte Roßhaarmatratzen und Federkissen, weiche Schakal- und Tigerkarossen (Felldecken), ein Spiegel, und Fensterläden, die ich nach Belieben öffnen und schließen konnte, ein vollständiger Wasch- und Toilettenapparat, ein kleiner auf- und niederzuklappender Speisetisch, Gestelle für Flaschen, und zahlreiche geräumige Taschen, Kästen und Netze für Provisionen und allerhand nöthige Reiseutensilien gaben dem Innern meines Wagens allen Comfort eines schmucken und eleganten kleinen Wohn- und Schlafzimmers und überhoben mich vollständig der Nothwendigkeit, bei den Boers oder in den kleinen Zelthotels unterwegs Nachtquartier zu suchen. Und was die Nahrungsbedürfnisse betrifft, so war ich mit allen nothwendigen Provisionen: Thee, Kaffee und Zucker, Chocolade, Schinken, Wurst, Käse, Sardinen, ja selbst preservirten Austern, Gemüsen und Fruchtgelées, so reichlich versehen, daß ich, unter Zukauf von Milch, Brot und Butter, die man in der Regel bei den Farmers bekommt, jeden Tag in den ausgewähltesten culi-

narischen Genüssen schwelgen durfte. Da nun überhaupt das Essen in der freien Luft, servirt auf einem leichten Feldtischchen unter dem blauen Himmelszelt und inmitten einer grünen Landschaft, ungleich besser schmeckt als innerhalb der vier Wände eines geschlossenen Raumes, so stellte sich Appetitmangel bei dieser Lebensweise niemals ein. Und die Luft, diese unbeschreiblich herrliche balsamische Luft des 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Hochplateau des Oranje-Freistaates! Welcher Reisende, der sie je geathmet, wird sich ihrer ohne Entzücken erinnern? So leicht, so elastisch, so erfrischend und alle Sinne mit Lust und Behagen erfüllend wie die Alpenluft der Schweiz, nur daß diese ausschließlich während der Dauer von vier Monaten des Jahres für schwache Brustorgane genießbar ist, während im Oranje-Freistaate der Lungenkranke wie in einem ewigen Frühling lebt und das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung diese gesunde, trockene, ätherleichte Luft im Freien einathmen kann.

Es ist daher jetzt in Bloemfontein, das 5250 Fuß über dem Meere liegt, auf Antrieb des anglikanischen Bischofs Webb ernstlich das Project in Berathung, hier ein kosmopolitisches Asyl für Brustleidende zu begründen. Ist gleich die Reise von Europa bis hierher sehr langwierig, so ist doch der heilende Einfluß, den das hiesige Klima, durch die Trockenheit, Leichtigkeit und gleichmäßige Temperatur der Atmosphäre, ganz speciell auf Krankheitszustände der Lungen und des Kehlkopfes ausübt, so außerordentlich und auffallend, und kann so stetig und dauernd ausgenutzt werden, daß Bloemfontein jedenfalls infolge dessen in nicht zu langer Zeit ein weltberühmter Luftcurort zu werden sehr gegründete Aussicht hat. Ein Brustkranker kann hier das ganze Jahr hindurch nicht nur tagsüber im Freien sich aufhalten, sondern selbst Nachts im Freien schlafen, da keine Malaria und Thaufall zu befürchten sind. Schon jetzt kommen einzelne Brustkranke expreß von England und Nordamerika hierher, um in dieser köstlichen Luft ihr Leiden los zu werden, da bereits Dr. Livingstone in seinen berühmten Reisewerken das Publikum auf die unvergleichlich große Heilkraft dieses Klimas (der Boer-Freistaaten

und der Wüste Kalahari) aufmerksam gemacht hat. Dr. Krause, ein in Bloemfontein ansässiger deutscher Arzt, ist mit der Ausarbeitung eines medicinischen Werkes beschäftigt, worin er seine langjährig geführten meteorologischen Tabellen und ärztlichen Erfahrungen über den sanitärischen Einfluß des hiesigen Klimas auf Brust- und Halskrankheiten veröffentlichen wird.

Auch Dr. Roß, ein englischer Arzt, hat dem Klima von Bloemfontein eine sehr warme Empfehlung gewidmet in seinem 1874 erschienenen Werke: „Consumption; its treatment by Climate, with Reference especially to the Health Resorts of the South African Colonies. By J. A. Ross, M. D.“

Die Boers*) — Bauern — auf den unterwegs von mir passirten Farmen, denen ich in der Regel einen kurzen Besuch machte, um Brot, Milch oder Eier von ihnen zu kaufen, sind durchweg einfache, ehrliche, phlegmatische Leute, die einen ganz originellen Menschenschlag repräsentiren. Physisch sehr den Backwoodsmen Nordamerikas ähnlich, meistens 6 Fuß bis 6 Fuß 4 Zoll hoch und dabei sehr kräftig und breitschulterig gebaut, sind sie freilich im Temperament sehr verschieden von jenen, indem sie in aller Treue den phlegmatischen, ausdauernden, ruhigen und soliden Charakter ihrer holländischen Vorfahren bewahrt haben und von der feurigen Beweglichkeit und dem fieberhaften und ruhelosen Thätigkeitstriebe, den das nordamerikanische Klima fast durchgängig seinen Kindern aufprägt, nicht im mindesten beunruhigt werden.

In ihrer Lebensweise und ihren schlichten patriarchalischen Sitten sind sie vollständig ihren ehrwürdigen Vorvätern gleich geblieben, sodaß man bei einem Besuche ihrer ärmlichen Farmhäuschen das Gefühl hat, als sei man um ein paar Jahrhunderte in der Zeit zurückversetzt. Auf dem großen runden Tische im Hauptwohnzimmer liegt unabänderlich die dicke alte Familienbibel, woraus jeden Abend nach geschlossenem Tage-

---

*) Ich schreibe „Boers“ und nicht, wie es eigentlich heißen müßte: „Buren“, weil die Engländer das Wort so (Bó-ers) aussprechen und durch sie diese Aussprache in allen Büchern und Journalen eingeführt worden ist.

werke vom Hausvater einige Kapitel der Familie vorgelesen werden. Diese und ein holländisches Gesangbuch bilden in der Regel die einzige Lektüre des Hauses, denn Zeitungen, die in Nordamerika ihren Weg in die entlegensten Farmhäuser finden, sind in den meisten Boerhäuschen ein niemals zu findender Artikel. Jeden Morgen wird das Tagewerk mit dem ernsten und langsamen Gesange einer Hymne begonnen und vor wie nach Tische stets gewissenhaft ein kurzes Gebet gesprochen. Die Taufnamen dieser biedern Leute sind in der Regel der biblischen Geschichte entnommen, und Namen wie: Petrus, Jakobus, Johannes, Isaak, Abraham, Jeremias u. s. w., sind außerordentlich häufig unter ihnen. Vor ihren reformirten Predigern haben sie einen gewaltigen Respect und eine hohe Achtung und Verehrung; wenn daher ein Reisender so glücklich ist, mit dem Empfehlungsschreiben eines bekannten Geistlichen versehen zu sein, so darf er sich versichert halten, daß er überall auf allen Farmhäuschen wie ein geliebter alter Familienfreund aufgenommen wird und daß ihm alle nur denkbaren Gefälligkeiten erwiesen werden.

Die Männer sind im Durchschnitte hübsche und imposante Leute und erinnern mit ihren energischen, kräftigen und ausdrucksvollen Köpfen an die Porträts eines Rubens, Teniers, Ostade und van Eyck. Es fehlt eben weiter nichts als die Gelegenheit zu einer guten Erziehung und zum Ansammeln von Kenntnissen, die ja auf ihren gänzlich isolirten und von Städten fernen Wohnplätzen so schwer zu beschaffen sind, um aus diesen kernigen und soliden Menschen und aus ihren guten natürlichen Anlagen etwas Tüchtiges zu machen. Bei der fortwährenden Einsamkeit, worin sie leben, und der gewöhnlich so großen Entfernung bis zum nächsten Nachbarn sind sie genöthigt, sich in allen schwierigen Lagen des Lebens selbst zu helfen. Daher kommt es, daß jeder Boer in der Regel außer Feldbauer, Gärtner und Viehzüchter auch noch sein eigener Zimmermann, Wagenbauer, Grobschmied, Sattler, Schneider, Schuster, Architekt und Arzt ist; er gleicht in dieser Beziehung ganz dem amerikanischen Backwoodsman, dem er

auch in wohlgeübter Führung der Kugelbüchse vollständig ebenbürtig ist.

Einen viel weniger gefälligen Eindruck als die Männer machten die Frauen und Mädchen auf mich. Schönheit und weibliche Grazie scheinen nur in spärlichen Ausnahmen diesem mehr masculinen, fast im Uebermaße massiv gebauten und kräftig organisirten Frauengeschlechte zugetheilt zu sein, und zur Entwickelung eines lebhaften und aufgeweckten Geistes sind ihr lebenslang so eintöniges und isolirtes Dasein, und der vollständige Mangel an weltlicher Lektüre und anregender gebildeter Geselligkeit ja auch nicht förderlich. Aber thätige und treue Hausfrauen und Mütter sind sie, und die zeitigen Heirathen sowol als auch das ruhige, phlegmatische, pflanzenähnliche Dasein, das sie ihr ganzes Leben lang führen, sind wol die natürliche Ursache einerseits des behäbigen Embonpoint, das fast sämmtliche Boerfrauen schmückt, und andererseits des außerordentlichen Kinderreichthums, der sich in der Regel in allen Boerhäusern findet. Zehn bis zwölf Kinder sind an der Tagesordnung; ich hörte sogar von einem alten Boer in Graaf Reynet, Mynheer Gibson Joubert, der nicht weniger als 292 Kinder, Enkel und Urenkel hat!! Nun fürwahr, für einen solchen Patriarchen lohnt es sich gelebt zu haben! Er liefert ein würdiges Seitenstück zu der funfzigjährigen brasilianischen Dame, von der Spix und Martius berichten, daß sie 204 lebende Nachkommen zählte!! Uebrigens würde in Hinsicht auf die localen Verhältnisse eines so sehr der Bevölkerung bedürftigen Landes wie Südafrika selbst der gewissenstrenge Malthus diese übermäßige Nachkommenschaft eines einzigen Staatsbürgers wol entschuldbar finden!

Es ist eine landesübliche Sitte, worauf sehr streng gehalten wird, daß der Fremde, der in ein Boerhaus eintreten will, erstens nicht eher vom Pferde steigt, als bis der Hausherr ihn ausdrücklich dazu eingeladen hat, und zweitens, daß er beim Eintreten in das Haus allen Mitgliedern der Familie, bis zum allerkleinsten herab, leutselig die Hand drücke. Bei der gewöhnlich sehr ansehnlichen Zahl von Kindern und Verwandten dauert es daher immer einige Zeit, ehe man mit

diesem allgemeinen Händedrücken im Kreise herumkommt. Dieselbe Formalität wird auch beim Fortgehen gewissenhaft wiederholt.

Für das Essen und Trinken, das der Boer dem um Nachtquartier bittenden Reisenden liefert, darf dieser ihm ja keine Geldvergütung anbieten, denn das würde den Hausherrn beleidigen. Wohl aber ist es üblich, das Futter, das seinen Reit- oder Zugthieren verabreicht wird, nach den landesüblichen Preisen zu bezahlen.

Festlichkeiten, Bälle und dergleichen poetische Episoden kommen im einförmigen und prosaischen Dasein eines Boers kaum jemals vor. Die einzigen Zerstreuungen sind gegenseitige Besuche der selten weniger als vier bis fünf Reitstunden voneinander entfernt wohnenden Nachbarn, wobei dann Tabackspfeifen und von Zeit zu Zeit ein Gläschen Genever oder Kapbranntwein die ernste und bedächtige Conversation über Witterung, Schafkrankheiten, Vieh- und Wollpreise u. s. w. beleben.

Nur zwei- oder dreimal des Jahres kommt der Boer — und darauf hält er sehr strict — in zahlreiche Gesellschaft von seinesgleichen, das ist zum Nachtmahle (Abendmahlsfeier) in dem ihm nächsten Dorfe oder vielmehr Städtchen. (Denn Dörfer in unserm europäischen Sinne gibt es ja hier nicht. In diesem Lande, wo die Bauern sämmtlich auf sehr weit zerstreuten einsamen Plätzen wohnen, bilden die Dörfer ausschließlich eine Ansammlung von städtischer Bevölkerung, von Beamten und Geistlichen, Kaufleuten, Krämern und Professionisten, und repräsentiren daher auch im Aeußern immer ein Miniaturbild unserer europäischen Städte, mit eleganten, von zierlichen Säulenverandas und Gärten umgebenen Häusern von hübscher architektonischer Erscheinung.)

Freilich hat der Boer oft sehr, sehr weit bis zu seinem nächsten Kirchdorfe, und da es sich nicht verlohnen würde, solch eine weite Reise im Ochsenwagen mit seiner ganzen Familie nur für einen kurzen Kirchenbesuch zu machen, so bleibt er in der Regel eine ganze Woche dort. Die Hunderte von aus allen Richtungen herbeigekommenen Ochsenwagen

bilden dann zusammen mit den zwischen ihnen aufgeschlagenen Zelten ein großes von Menschen und Vieh wimmelndes Camp. Kaufleute und Händler aller Art kommen aus fern liegenden größern Städten herbei, um ihre Waaren zu hohen Preisen feilzubieten; Geschäfte aller Art, Käufe von Vieh, von Wagen, von Farmen werden abgeschlossen. Die junge weibliche Welt kauft von einer nie fehlenden Modistin ihre nächstjährige Toilette ein, wofür natürlich grell und brillant gefärbte Stoffe und Hüte am gesuchtesten sind, während die jungen Boersöhne die so selten sich ihnen darbietende Gelegenheit, jugendlichen Grazien den Hof zu machen, selbstverständlich nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Es ist daher eine sehr erklärliche Sache, daß unter den bei Gelegenheit eines „Nachtmahles" gemachten Geschäften auch das Abschließen von Verlobungen und Ehebündnissen sehr an der Tagesordnung ist; bietet ja doch das Nachtmahl fast die einzige Gelegenheit für die heirathsreife Jugend, sich gegenseitig zu sehen und kennen zu lernen. Was aber bei uns bei solcher Gelegenheit nicht fehlen dürfte: Bälle oder wenigstens harmlose Vereinigungen von Familien zu einem gemüthlichen Tänzchen, das kommt hier nicht vor. Ist es der strenge puritanische Sinn, der in diesen Boerseelen wohnt, oder der Mangel an dazu passenden Localen und Musikanten, oder die Unfähigkeit zum Tanzen selbst (da es auf dem Lande vollständig an dem nützlichen Stande der Tanzmeister fehlt), welche hieran die Schuld tragen, ich weiß es nicht — je nun, ein jeder amusirt sich trotzdem nach seiner eigenen Façon, und die Boerjugend vergnügt sich in der ihnen gewohnten Art gewiß nicht weniger als unsere, raffinirtere Genüsse beanspruchende junge Generation.

Das Leben eines Boers ist übrigens nicht immer nur so eine stetige Fortsetzung ruhigen und zufriedenen, phlegmatisch-begnügten Dahinvegetirens. Der Sonnenschein seines friedlichen Alltagslebens wird zuweilen durch gar böse Gewitter grell unterbrochen. Heuschrecken, Hagelschlag, Viehepidemien, Viehdiebstahl durch im Lande herumvagirende Hottentotten- und Kaffernstrolche; plötzliches Weglaufen seiner spärlichen schwarzen und gelben Dienstboten, und das vielleicht gerade

zu einer Zeit, wo für die Einerntung der Feldfrüchte deren Hülfe ganz unentbehrlich war; Viehvergiftung als sehr gebräuchliche Rache gescholtener oder weggejagter farbiger Dienstboten, oder endlich eine dürre Saison, vollständiger Regenmangel während sechs bis acht Monaten, infolge dessen sein Wasserdamm und seine Brunnen vertrocknen und seine Schafe und anderes Vieh zu Tausenden dahinsterben — das sind die bösen Feinde, die dann und wann den Boer heimsuchen, seine Leber afficiren und seiner sonst ungestörten Fettbildung hindernd in den Weg treten.

Ein dürres Jahr kommt zum Glück im Durchschnitt nur alle sieben Jahre. In einem solchen geht aber auch leicht der sämmtliche Heerdenstamm einer Farm zu Grunde. Ebenso wird aber auch ein dann und wann kommendes zu nasses Jahr den Heerden verderblich; der gänzliche Mangel an schützenden Stallungen hat dann namentlich unter den Lämmern und Schafen massenhaftes Absterben zur Folge.

Die Boers im allgemeinen sehen es nicht gern, wenn sich Engländer in ihrer Nähe ansiedeln, und wo sich in einer Gegend allmählich eine größere Anzahl von solchen festgesetzt hat, pflegen die Boers ihre dort gelegenen Farmen gern zu verkaufen und in eine andere Gegend zu ziehen, wo sie wieder mehr unter sich sind. Die gesellschaftliche Scheidung zwischen der holländischen und der englischen Rasse fängt schon in Kapstadt an und geht von da sehr sichtbar durch die ganze Kapcolonie hindurch, sich in den beiden Freistaaten lebhaft fortsetzend.

Das englische Element ist in der Regel hauptsächlich in den Dörfern und Städten vorhanden; sein Einfluß hört aber vollständig auf, sowie man auf das platte Land kommt. Hier sind das holländische Element und die holländische Sprache durchaus vorherrschend, und überhaupt ist die letztere als allgemeine Landessprache viel weiter über ganz Südafrika, namentlich auch unter den Eingeborenen, verbreitet als die englische. Englische Sprache und Gesellschaft sind nur in der östlichen Hälfte der Kapcolonie, sowie in den größern Städten (in Kapstadt nur theilweise, vollständig aber in Port

Elisabeth, East London, Grahamstown, Queenstown u. s. w.) vorherrschend. Auch in Bloemfontein gewinnt das englische Element immer mehr und mehr an Terrain, wie deutlich aus dem einen Umstande zu ersehen ist, daß in der Hauptstadt einer holländischen Republik die amtliche Sprache für den (auf dem Wege der Auction stattfindenden) alltäglichen Marktverkauf seit zwei Jahren nicht mehr die holländische, sondern die englische ist!

Die höhern Erziehungsanstalten in den größern Städten sind fast alle englisch, und dies trägt hauptsächlich zur allgemeinen Verbreitung der englischen Sprache als Hauptsprache der gebildeten Klassen bei. Ganz auf dieselbe Art hat ja früher die französische Sprache im Elsaß die deutsche Landessprache nach und nach aus den höhern Gesellschaftskreisen verdrängt und zur plebejischen Sprache der niedern Stände degradirt. Die Universität in Kapstadt (eine Universität nur in englischem Sinne, die blos examinirt und Grade ertheilt), die Gymnasien und höhern Töchterschulen daselbst und in Grahamstown und Bloemfontein sind sämmtlich specifisch englische Anstalten. Alle die jungen Holländer afrikanischer Abstammung (hier Afrikanders genannt), welche die Rechte, Medicin und Naturwissenschaften studiren wollen, können dies nur in englischen Instituten thun. Nur für die Theologen der holländisch-reformirten Kirche besteht in Stellenbosch bei Kapstadt seit 1859 ein holländisches Seminar, das dieselben der früher bestandenen Nothwendigkeit überhebt, ihre Studien auf einer der Universitäten im holländischen Mutterlande zu absolviren.

Forscht man nach der Ursache der socialen Scheidung zwischen der holländischen und der englischen Bevölkerung, so findet man, daß dieselbe weniger in persönlichen oder nationalen Antipathien ihren Grund findet (denn die Charaktere des Holländers und des Engländers sind ja nicht sehr wesentlich verschieden und passen im Grunde ganz gut zueinander), als vielmehr in der langjährigen schlechten Behandlung, welche die holländischen Colonisten in Südafrika durch die englische Regierung zu erdulden hatten.

Die englische Regierung in Kapstadt hat seit der gewaltsamen Annexion der Kapcolonie im Jahre 1795 (um sie nicht in die Hände Napoleon's, der Holland erobert hatte, fallen zu lassen) nur wenig gethan, um sich bei den Colonisten beliebt zu machen. Am allermeisten aber hat sie sich seit dem Jahre 1834 verhaßt gemacht, indem sie ohne alle vorbereitenden Schritte die Sklavenemancipation in der Colonie proclamirte und rücksichtslos durchführte, und dadurch die blühende Colonie ihres ersten Bedürfnisses: billiger und stets disponibler Arbeitskräfte, beraubte. Die Emancipation hat die früher obligatorisch zur Arbeit genöthigten, an Fleiß und Gehorsam gewöhnten Farbigen zu einem großen Theile zu indolenten, selbstgenügsamen und aufgeblasenen, ungehorsamen und dem Trunke ergebenen Faulenzern gemacht.

Das Gouvernement versprach den holländischen Colonisten für die Emancipation ihrer Sklaven eine gewisse Geldentschädigung zu gewähren, hat diese Summe ihnen aber niemals voll ausgezahlt! Gegen die infolge der Emancipation das Land zahlreich durchstreifenden schwarzen Vagabunden und Viehdiebe wurde den Colonisten jede Selbsthülfe auf das strengste verboten, ohne daß die Regierung ihrerseits das mindeste that, um nun selbst sie gegen jene Strolche zu schützen.

Tausende von holländischen Bauern verließen infolge dessen vom Jahre 1836 an ihre früher so blühenden Farmen und suchten mit ihren Viehheerden jenseit des Oranjestromes und in der heutigen Provinz Natal neue Wohnplätze, indem sie die harte Arbeit in der gefahrvollen Wildniß dem fortgesetzten Unterthanenverhältniß gegen eine so unverständig handelnde und ihre Interessen so mit Füßen tretende Regierung vorzogen. Sie schufen für sich und ihre Familien mitten unter wilden Thieren und bösartigen Eingeborenen eine neue Heimat, die sie durch harte Arbeit cultivirten und fortwährend mit Pulver und Blei gegen die wilden Eingeborenen zu vertheidigen hatten. Allmählich, theils durch gütlichen Vertrag und Kauf, theils durch Gewalt, unterwarfen sie sich die eingeborenen Stämme. Wo bisher nur das Brüllen wilder

Thiere und das Kriegsgeheul blutdürstiger Schwarzen ertönt hatte, entstanden durch den Fleiß, die hartnäckige und ausdauernde Arbeit und Energie der holländischen Bauern (die nun seitdem von den Engländern zur Bezeichnung ihrer neuen besondern Nationalität schlechthin die „Boers" genannt wurden) nacheinander drei blühende Freistaaten: der Oranje-Freistaat, die Republik Natal und die Transvaal-Republik.

Die Republik Natal wurde ihnen jedoch von den Engländern im Jahre 1842 mit Gewalt abgenommen, ebenso im Jahre 1845 die Oranje-Republik, welche, freilich ohne besondere staatliche Organisation, bis dahin ein ungestörtes Dasein gefristet hatte. In einem Grenzstreite, den die Boers mit den Griquas hatten, nahm die englische Regierung Partei für die farbigen Griquas gegen ihre eigenen weißen Stammesbrüder und schickte Truppen über den Oranjestrom, welche die Bauern bei Swartkoppies schlugen. Es wurde nunmehr das Oranje-Riverland zur englischen Provinz erklärt unter dem Namen Orange River Sovereignty, und blieb solche bis zum Jahre 1854. Im Jahre 1848 brach infolge eines die Bauern in ihren Eigenthumsrechten benachtheiligenden Vertrages des englischen Residenten mit den farbigen Griquas ein Aufstand los, infolge dessen die englische Provinzialregierung wieder über den Oranjefluß zurückgetrieben wurde. General Sir Harry Smith aber rückte mit 500 Mann englischer Truppen von neuem in das Gebiet der aufständischen Boers ein und besiegte sie in dem Gefecht von Boomplaats. Infolge dessen bauten die Engländer ein Zwing-Uri in Bloemfontein, das sie mit Kanonen ausrüsteten und worin sie eine ständige starke Garnison hielten.

Die anhaltenden Grenzstreitigkeiten zwischen den von England protegirten eingeborenen Stämmen auf dem Gebiete der Sovereignty und den wilden, fortwährend in dieses Gebiet einfallenden Basutos hatten jedoch für die englische Regierung so viele Störungen, Kriegsgefahren und Ausgaben zur Folge, daß sie, des ewigen Trubels müde, im Jahre 1854 sich entschloß, die Orange Sovereignty wieder aufzugeben und sie von neuem

den Boers zu überlassen. Am 23. Februar 1854 schloß sie mit den Bauern eine Convention ab, die dem Oranje-Freistaate seine vollständige Unabhängigkeit gewährte. (Den jenseit des Vaalflusses wohnenden Bauern der im Jahre 1848 formell gegründeten Transvaal-Republik hatte England schon zwei Jahre früher [1852] durch eine ähnliche Convention ihre Unabhängigkeit gewährleistet und anerkannt.) Der 23. Februar wird daher jedes Jahr im Oranje-Freistaate als der Geburtstag der Republik festlich begangen.

Eine provisorische Regierung ward aus Delegaten der Districte gebildet, die unter ihrem Präsidenten Hoffmann eine republikanische Constitution entwarf, welche dann von dem zusammengerufenen Volksraade adoptirt wurde. Als erster Präsident des Freistaates ward Boshof gewählt, dessen fünfjährige Regierungsperiode vollständig mit der innern Einrichtung der Staatsverwaltung und mit der mühsamen Grenzregulirung gegenüber den einzelnen eingeborenen Häuptlingen ausgefüllt wurde. Es wurde mit den Griquahäuptlingen Adam und Cornelius Kok einer- und dem Chief Waterboer andererseits die sogenannte Vetberglinie als Grenze des Freistaates festgestellt. Im letzten Jahre der Regierung des Präsidenten Boshof wurde der junge Freistaat in einen Krieg mit seinen heerdenstehlenden Nachbarn, den wilden Basutos, verwickelt, der jedoch schon am 29. September desselben Jahres durch Friedensschluß wieder beendigt wurde.

Nach dem Ablauf von Boshof's fünfjähriger Amtsperiode im Jahre 1859 wählte das Volk Pretorius zum Präsidenten, denselben, der im Gefecht von Boomplaats die Bauern gegen die Engländer befehligt hatte. Im folgenden Jahre 1861 verkaufte der Griquahäuptling Adam Kok sein Land an die Regierung des Freistaates und zog mit seinen Griquas nach dem ihm von der englischen Regierung eingeräumten Nomansland (im Süden von Natal) ab. Auf diesem von Adam Kok an den Freistaat verkauften Lande, das sofort an Farmer des Freistaates ausgegeben wurde, wurden acht Jahre später die Diamantenfelder entdeckt.

Pretorius dankte 1863 ab und es ward nun der Advocat

Brand, bisher Mitglied des Parlaments der Kapcolonie, zum Präsidenten gewählt. Er trat seine Regierung im Februar 1864 an und hat dieselbe bis zum heutigen Tage so musterhaft und zur allgemeinen Zufriedenheit des Volkes geführt, daß dasselbe ihn — welch seltenes Beispiel in einer Republik! — nach Ablauf seiner jeweiligen fünfjährigen Amtsperiode schon zweimal wiedergewählt hat und wahrscheinlich fortdauernd bis ans Ende seines Lebens wiederwählen wird.

Er ist in Afrika geboren, hat von 1843—45 in Leyden in Holland und von 1845—49 in London studirt und sich dort einen Schatz gründlicher allgemeiner und juristischer Kenntnisse erworben. Er vereinigt in seiner Person in so reichem Maße alle diejenigen Eigenschaften, welche der Lenker einer einfachen und primitiven Staatsgemeinschaft haben soll, daß er sich damit die ungetheilte Achtung und Liebe seines ehrenhaften, arbeitsamen und unverdorbenen, in patriarchalischer Simplicität nur der Bebauung seiner Aecker und der Zucht seiner Viehheerden lebenden, echt germanischen Bauernvolkes zugezogen hat.

Unter Präsident Brand ist der Oranje-Freistaat unbedingt der bestregierte Staat Südafrikas geworden, ein wahrer Modellstaat für alle umliegenden Nachbarländer. Er hat ebendeshalb, namentlich durch die beispiellose Billigkeit seines gesammten Regierungsapparates und die strenge Ehrenhaftigkeit seiner republikanischen Leiter, schon seit einem Jahrzehnt eine solche gewaltige Anziehungskraft auf die holländische Bevölkerung der angrenzenden englischen Kapcolonie ausgeübt, daß Tausende von Familienvätern ihre dortigen Farmen im Stiche ließen und nach dem Freistaate emigrirten, um für die unsympathische, übermäßig bureaukratisch complicirte und theuere, negerhätschelnde und negerverziehende englische Administration eine einfache und billige, heimische nationale Regierung und gute vernünftige Gesetze zum Schutz gegen die barbarischen schwarzen Eingeborenen einzutauschen. Infolge dessen besitzt der Oranje-Freistaat auf seinem Gebiet von 2000 deutschen Quadratmeilen (also gleich dem Flächeninhalte von Baiern, Würtemberg und Baden zusammen-

genommen) jetzt schon 6—7000 Farmen und ist der Preis des Grundes und Bodens hier schon viel höher gestiegen als in der englischen Kapcolonie!

In neuester Zeit hat sich der Strom der fortwährend aus der Kapcolonie auswandernden jüngern Generation der holländischen Bauern mehr nach der ausgedehntern und dünner bevölkerten Transvaal-Republik hingewendet, weil hier die Farmen natürlich noch viel billiger sind. Es hat sich im letzten Jahrzehnt durch ganz Südafrika unter der holländischen Landbevölkerung deutlich das Bestreben bemerkbar gemacht, sich der englischen Regierung und den unheilvollen Folgen ihrer gefährlichen Negerpolitik zu entziehen und sich unter einer allgemeinen nationalen Fahne zu sammeln.

Aus der Transvaal-Repubik hat sich schon wieder ein neuer Emigrationszug gegen Westen organisirt. Mynheer Piet van Zyl mit seiner Familie und seinen Heerden (300 Rindern, 60 Pferden, 1000 Schafen und 500 Ziegen) ist seit November 1873 weit nach dem Westen, nach dem Lande der Damara-Hottentotten gezogen, und beabsichtigte von den Häuptlingen derselben große Ländereien anzukaufen. Zwölf ihm nachgezogene Boerfamilien mit ihren Heerden warten seiner Nachrichten am Ngamisee. Sollten van Zyl's Plane reussiren, so wird sich dort im Herzen von Afrika vielleicht eine neue holländische Republik bilden, der es an Zuzug aus der Kapcolonie, dem Oranje-Freistaate und dem Transvaallande sicher nicht fehlen wird, zumal die jenseit des Ngamisees sich unermeßlich ausdehnende Hochfläche reich an schönem Weide- und Waldland und wohlbewässert von Flüssen und Bächen sein soll.

So sind denn unsere wackern niederdeutschen Bauern die wahren Grenzpionniere der Civilisation in Südafrika! Erst wenn sie die Wildniß erobert und sich mit unendlicher Mühe unterthan gemacht, pflegt dann die englische Regierung ihnen zu folgen, die Früchte ihrer Arbeit und Mühe ihnen gewaltsam abzunehmen und für sich selbst einzuheimsen.

Es waren nicht die Engländer, sondern die holländischen Bauern, die unter großem Blutverlust Natal von dem blut-

dürftigen Zulutyrannen Dingaan eroberten und dort eine blühende Republik mit der Hauptstadt Pieter-Maritzburg gründeten. Drei Jahre darauf nahmen englische Truppen ihnen das neue Land ab!

Es waren die Boers, die den jetzigen Oranje-Freistaat von den wilden und räuberischen eingeborenen Stämmen (Buschmännern, Basutos u. s. w.) säuberten. Und als sie sich dann darauf häuslich eingerichtet hatten, wurden sie von den Engländern, welche die Partei der farbigen Griquas gegen sie nahmen, gewaltsam annectirt, neun Jahre später aber, der zu großen Geldkosten der Behauptung dieses Gebietes wegen, in echt krämerischem Geiste wieder sich selbst überlassen.

Und als die Boers in den Jahren 1865/66 und 1867 wieder zwei blutige Kriege mit dem fortwährend raubend in ihre Grenzdistricte einfallenden wilden Bergvolke der Basutos zu führen hatten und diesen Krieg zuletzt durch die Einnahme aller feindlichen festen Plätze mit Ausnahme der einzigen furchtbaren Bergfeste Thaba Bosigo schon vollständig zu ihren Gunsten entschieden, sodaß sie nun sofort ganz Basutoland zu annectiren gedachten, — da war es wieder die englische Regierung, die sie um die Früchte ihres Sieges brachte, indem sie im letzten Augenblick plötzlich intervenirte. Sie nahm, um die Boers nicht zu mächtig werden zu lassen, die geschlagenen Basutos unter ihren Schutz und zwang die Sieger, sich mit dem schon 1866 eroberten, längs der Gebirge liegenden Districte (seitdem das „Eroberte Gebiet" genannt und an zum Militärgrenzdienst speciell verpflichtete Farmer unentgeltlich ausgegeben) genügen zu lassen, während Basutoland, diese hochromantische Schweiz Südafrikas mit ihrer Bevölkerung von damals 75000 Schwarzen, den englischen Besitzungen als „Schutzstaat" einverleibt wurde!

Und die neueste Liebesthat der englischen Regierung gegen die Boers war die im Jahre 1871 allem Völkerrechte zum Hohne im tiefsten Frieden ausgeführte gewaltsame Annexion der Diamantenfelder, deren Terrain seit der Convention von 1854 im zweifellosen rechtlichen und factischen Besitz des Oranje-Freistaates gestanden hatte, nunmehr aber durch die

darauf neu entdeckten immensen Schätze die Habgier der englischen Colonialregierung unwiderstehlich reizte. Der Oranje-Freistaat protestirte laut gegen diese schreiende Verletzung alles Völkerrechtes, welche in so elender Weise durch ein künstlich erfundenes, nie bestanden habendes früheres Recht des armseligen Griquahäuptlings Waterboer auf diesen Landstrich motivirt wurde. Die einsame Stimme des armen schwachen Freistaates verhallte jedoch ohne Echo in der weiten Welt, und das reiche England ist seitdem im unangefochtenen Besitze des in so ehrvergessener Weise geraubten Gutes verblieben.

Nach allen diesen einer Großmacht wie England so unwürdigen Ungerechtigkeiten kamen seitdem nun noch weitere hinzu: die Inschutznahme des revolutionären Häuptlings eines kleinen Stammes unter den Batlapins, Mankoroane, seitens Englands gegen die Transvaal-Republik, nachdem der Paramount Chief (oberster Chef) dieses Volkes, Gasibone Botlazitze, einen Theil seines Landes bereits der Transvaal-Republik definitiv abgetreten hatte; — die fortwährenden Machinationen und Intriguen, um die neue, durch die Wegnahme der Diamantenfelder gegründete englische Provinz Westgriqualand weit im Norden durch Inschutznahme, d. i. Annexion bisher unabhängiger Betschuanenstaaten (Batlapinia und Secheli's Reich) auszudehnen und so im westlichen Rücken der Transvaal-Republik einen mächtigen englischen Staat als Keil einzuschieben; — und endlich das laute Geschrei in der gouvernementalen englischen Zeitungspresse nach Annexion der transvaalischen Goldfelder, um auch der Transvaal-Republik, wie vorher dem Oranje-Freistaate, die unerschöpfliche Quelle künftiger Reichthümer, die sich ihr geöffnet hatte, zu verstopfen und in die eigenen Taschen zu lenken. Alle diese consequent einander folgenden Handlungen einer egoistischen, rücksichts- und scrupellosen Raubpolitik, und noch dazu seitens einer Großmacht, die fortwährend zu Hause und den lieben Negern gegenüber von süßen humanen und moralischen Redensarten überfließt, haben allgemein in der gesammten holländischen Bevölkerung von Südafrika einen gründlichen Haß gegen die

englische Regierung und ihre Executionsorgane geschaffen und fortwährend wieder neu angefacht. Das Lieblingsproject englischer Politiker, die sämmtlichen südafrikanischen Colonien und Freistaaten zu einer sich selbst regierenden, aber unter englischem Schutze stehenden Conföderation zu vereinigen (nach Art der Dominion von Britisch-Nordamerika), ist wol von seiner Realisation noch weit entfernt, da es ja eben speciell die englische Flagge ist, die allen Afrikanern holländischer Rasse nach ihrer leider so oft wiederholten Erfahrung, als die Repräsentation von allem, was ungerecht, verrätherisch und räuberisch ist, erscheint.

Von ihrer alten Verbindung mit Holland, ihrem Mutterlande, sind die afrikanischen Holländer seit der Annexion der Kapcolonie durch England vollständig losgelöst. Die früher stattgefundene regelmäßige Einwanderung europäischer Holländer hat gänzlich aufgehört, und die alten Familienbande zwischen Colonie und Mutterland sind zerrissen. Directer Handel zwischen beiden wird auch nicht mehr getrieben, mit Ausnahme etwa der portativen Hausapotheken, die alljährlich aus Amsterdam in Südafrika eingeführt werden. Holländische Zeitungen und Bücher aus Europa finden auch keinen nennenswerthen Absatz mehr nach Südafrika. So ist denn dieser auf afrikanischen Boden überpflanzte niederdeutsche Volksstamm vollständig von seiner Wurzel abgerissen und nunmehr einzig auf sich selbst angewiesen, einem Landsee ähnlich, der keinen Zufluß von außen mehr hat.

Es muß noch hervorgehoben werden, daß die Boerbevölkerung nicht einzig und allein von rein holländischem Blute ist. Es dürften vielmehr nicht mehr als etwa 50 Procent aus dem alten Bataverlande stammen, die übrigen 50 Procent sind theils deutscher, friesischer und vlämischer, theils französischer Abstammung; letztere aus der Zeit der großen Hugenottenauswanderungen, welche seit dem Jahre 1685 ihre Richtung nach dem Kaplande nahmen, und die Ursache sind, weshalb man noch heute so außerordentlich zahlreiche rein französische Familiennamen unter den Boers findet, wie z. B.: Duplessiz, Du Toit, Du Plooy, Coussy, Joubert,

Lys, Celliers, De Villiers, Jardine, Lesueur, Leroux, Collyn, Parmentier, Aubrey, Cauvin, Beauclerc, Clarence, Saint-Leger, Dantu, Devine, De Coq, Beaujean, Barbier, Basson, Albertyne, Marais und viele andere. Diese fremden Elemente sind aber mit der Zeit vollständig im Holländischen aufgegangen und haben gänzlich ihre frühere Sprache aufgegeben.

Das Kapholländische soll übrigens, wie mir versichert wurde, beinahe mehr dem Plattdeutschen als dem eigentlichen heutigen Holländischen gleichen, und ist außerdem durch Beimischung vieler hottentottischen, malaiischen und kafferischen Worte verdorben, sodaß es den Ohren eines gebildeten Amsterdamers keineswegs angenehm klingt.

Es erscheinen nur wenige Zeitungen in holländischer Schriftsprache in Südafrika: in Kapstadt das „Volksblad“ und der „Zuid Afrikaan“, in Bloemfontein die „Tijd“, der „Friend of the Free State“ und der „Express“ (die letztern beiden gemischt, halb holländisch, halb englisch), in Potschefstroom der „Transvaal Argus“ und in Pretoria die „Volksstem“ (beide gemischt) und der holländische „Staatscourant“. Englische Zeitungen dagegen erscheinen in einer ganz bedeutenden Zahl; jede größere Stadt der Colonie hat deren mehrere (gewöhnlich ein Blatt für die Regierung und mehrere für die parlamentarische Opposition) aufzuweisen. Außerdem werden alle bedeutendern londoner Blätter für die zahlreichen Hotels und Clubs der Städte durch die Post bezogen, während man eine holländische Zeitung aus Amsterdam oder Rotterdam vergeblich an einem dieser Orte suchen würde. Auf keiner der Farmen, die ich auf meiner Reise nach Bloemfontein besuchte, fand ich auch nur ein einziges Zeitungsblatt; — ebenso wenig aber glücklicherweise Romane und Novellen, die mit ihrer echauffirenden und berauschenden Poesie doch nur Unheil unter dieser einfachen, an ein längstvergangenes Zeitalter der Menschheit erinnernden Bevölkerung anrichten könnten. Andere Meditationen als solche religiösen Inhalts, welche durch die ausschließliche Lektüre der Bibel und des Gesangbuchs ihre Nahrung finden, scheint der Boer wol nicht zu kennen.

Auf einer eine Viertelstunde zur Seite des Weges liegen-

den Farm, wohin ich mich verfügte, um Milch und Eier zu kaufen, bot sich mir ein unerwarteter Anblick. In der Ecke eines Zimmers fand ich einen dunkeln Knäuel schwierig zu definirender lebendiger Wesen. Es erschien fast wie ein Knäuel von grauer Wolle, woraus jedoch zehn storchartige nackte Hälse hervorstanden. Der Farmer erklärte mir, es sei die Brut eines Straußennestes, welches er auf einem entlegenen Platze seiner Farm entdeckt hätte. Nach dem Auskriechen hatte er die wilde Mutter verjagt und die Kleinen mit sich nach Hause genommen, wo sie nun den ersten Stamm einer künftig größer zu betreibenden Zucht von zahmen Straußen bilden sollten. Es war ein regenkühler Tag, der den kleinen Glatzköpfen gar nicht zu behagen schien; deshalb drängten sie sich so eng aneinander, wie neugeborene Hündchen und Kätzchen. Ihre Leiber waren noch vollständig von der Form der Straußeneier, so ovalrund, noch ohne die geringste Andeutung eines künftigen Schwanzes und überdeckt mit einem grauen haarigen Flaum.

Der Farmer hatte infolge seiner Entdeckung eine große Straußenfarm im Freistaate besucht, um dort die Principien der Straußenzucht, worin er bis dahin noch ganz unerfahren gewesen war, ein wenig kennen zu lernen. Er war von dieser Tour eben erst zurückgekommen und gab mir nun über seine dort gemachten Erfahrungen die folgenden Mittheilungen:

Auf jener Farm werden 170 Strauße gehalten, von diesen sind 2 Männchen und 4 Weibchen ausschließlich zur Züchtung bestimmt, während die andern, von den Küchlein bis zu den zweijährigen Vögeln, zur Federproduction dienen. Man läßt die Eier nicht von den Aeltern bebrüten, sondern bedient sich hierzu des Incubators, weil man auf diese Weise mehr Küchlein erhält, als wenn man es den Alten überließe. Die Incubation, d. h. künstliche gleichmäßige Warmhaltung der Eier, beginnt in der Regel im Winter, im Monat Juni (es variirt aber diese Zeit je nach verschiedenen Localitäten), und dauert 43 Tage. Die ausgekrochenen Sträußchen werden erst vom zweiten oder dritten Tage an mit einem sehr zarten Grase ernährt; schon in diesem Alter verschlingen sie Kieselsteinchen, die ihre Verdauung befördern. Während der

Nacht werden die kleinen Vögel unter Dach gehalten; die zartesten setzt man sogar unter eine künstliche Mutter. Sind sie dann ein paar Monate alt, so hält man sie in einer Umzäunung aus senkrecht in den Boden gestellten Baumstämmen, wo sie eine regelmäßige Fütterung von feinem Grase und Klee erhalten.

Es ist sehr amusant, zur Zeit der Fütterung zuzusehen, wie die hungerigen Straußenkinder um den kleinen mit ihrer Pflege beauftragten Negerjungen herumhopsen, und wie jedes ihm die besten Bissen abzugewinnen sucht. Sie umringen ihn springend und hüpfend von allen Seiten, und die hinter ihm stehen, langen mit ihren Hälsen über seine Schultern herüber, um ihm seine Vorräthe abzunehmen. In einer benachbarten Umzäunung befinden sich die ein- und zweijährigen Vögel. Die Zuchtvögel werden von den übrigen getrennt gehalten, da sie zuweilen boshafte und ungemüthliche Kameraden sind. Alle jungen Vögel werden des Abends in eine Hütte oder einen Stall gebracht; später genügt es, sie blos in der Umzäunung übernachten zu lassen; diese letztere muß aber immer wenigstens über Einer Ecke ein Dach haben, wohin sich die Vögel bei starkem Regen oder Hagel zurückziehen können. Innerhalb jeder Umzäunung werden Sand und Kieselsteine auf den Boden gestreut, damit die gefiederten Pensionäre davon nach Belieben verschlingen können.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch nachträglich bemerken, daß ich einmal in der Entfernung von nur einer Viertelstunde von Dutoitspan einen erwachsenen wilden Strauß laufen gesehen habe. Er lief quer über die Straße weg und nahm sich mit seinen ausgespannten Flügeln sehr malerisch wie ein Schiff unter Segeln aus.

Wie es allgemein in der Thierwelt, namentlich in der Welt der Vögel, der Fall ist, daß die schönere Hälfte derselben — umgekehrt wie in der Menschenwelt — von dem männlichen Geschlechte gebildet wird, so auch bei den Straußen. Die schönen und theuern Federn schmücken ausschließlich den männlichen Strauß, während der weibliche nur graue

Federn von viel geringerer Qualität hat, die daher auch viel weniger im Preise gelten.

Die letzte Farm, die ich vor Bloemfontein passirte, war die durch eine großartige Jagd im Jahre 1860 zu Ehren eines hochgestellten Reisenden durch ganz Südafrika berühmt gewordene Bayne's Farm. Es waren gegen 30000 Stück Wild, als: Zebras und Quaggas, Gnus, Spring-, Blau-, Stein- und Bleßböcke, Gazellen und andere Antilopen, Strauße u. s. w., die durch Tausende von Schwarzen aus dem Umkreise von Hunderten von Meilen alle in einen großen umzäunten Kreis zusammengetrieben und hier, zitternd und erschöpft, massenhaft niedergemetzelt worden waren. Nun wahrlich, ich meinerseits bin froh, daß ich nicht bei dieser gigantischen Schlächterei, die einen wahren See von Blut auf dem Boden zurückließ, habe gegenwärtig zu sein brauchen! Indessen „De gustibus non est disputandum" und das Factum ist verbürgt, daß sich das noble Gefolge des vornehmen Reisenden ganz königlich an diesem Tage amusirt hat. Da ihnen das Tödten mit Flintenkugeln zu langsam ging, so stürzte sich die Mehrzahl der hochgeborenen Jäger von ritterlicher Leidenschaft getrieben mit Lanzen und Nickfängern in das Gewühl der dicht zusammengedrängten und nicht entfliehen könnenden Thiere und stachen und hieben nach allen Seiten darauf hinein, sodaß sie zuletzt über und über bis an die Schultern mit Blut überströmt, in einem scharlachrothen mittelalterlichen Henkercostüm einherzugehen schienen. Mehrere Tage lang wurden 600 Packochsen damit beschäftigt, das niedergemetzelte Wild nach den Kraals und Feuerplätzen der zu Tausenden herbeigeströmten eingeborenen Treiber zu transportiren. Fürwahr ein schöner Tag, an dessen blutige Lust die Theilnehmer vermuthlich noch heute mit Entzücken zurückdenken! Es dürfte jedoch ein gleicher Festtag für Bayne's Farm nie wiederkehren, denn derartige Riesentreibjagden sind in dieser Gegend jetzt gar nicht mehr ausführbar. Die großen Wildheerden haben sich vor der zunehmenden weißen Bevölkerung weit nach Norden und Nordwesten zurückgezogen, und um Giraffen, Zebras, Gnus u. s. w. zu jagen, muß man

jetzt schon weit in die Transvaal-Republik und nach dem Limpopo und Zambesi vordringen, wo sie noch in unzählbaren Heerden sich tummeln. Die Springböcke sind die einzige Antilopenart, die noch jetzt zu gewissen Saisons massenhaft in großen Heerden in den Freistaat einwandern.

Mir passirte beim Ausspann zu Bayne's Farm ein kleines Unglück. Ich hatte in meinem Wagen mein liebes Steinböckchen, die kleine Djali, die ich mit nach Deutschland zu nehmen beabsichtigte. Unterwegs ruhte sie neben mir im Wagen auf einem Polster; auf den Ausspannplätzen jedoch ließ ich sie immer ein wenig grasen. Da sie ganz zahm war und immer willig meinem Rufe folgte, so hatte bisher nur ein dünnes rothes Bändchen genügt, um sie an eins der Wagenräder anzubinden. Plötzlich, als ich gerade eine Tasse wohlschmeckenden Kaffees schlürfte, sehe ich das Thierchen, losgerissen, in ungeheuern Bogensätzen über die hohen Grasbüsche wie einen Vogel pfeilschnell dahinfliegen und in den blaugrünen Wogen des uns auf allen Seiten umgebenden Grasoceans verschwinden. Ein daherziehender Trupp von nackten Kaffern, die aus fernen Gegenden kommend zur Arbeit nach den Diamantenfeldern zogen, hatte das arme Thierchen so erschreckt, daß es in kräftigem Rucke sich losgerissen und in panischer Furcht die Flucht ergriffen hatte.

Einen ganzen Tag lang durchirrte ich seinen Namen rufend, dem es sonst so willig gefolgt, die endlose Prairie, wo das bläuliche Gras mir bis an die Schultern reichte; es war unmöglich, seine Spur zu finden. Endlich gegen Abend huschte vor meinen Füßen eine kleine Antilope auf, genau von der Statur meines niedlichen Flüchtlings, und ich glaube bestimmt, er war es selbst. Der Aufenthalt von wenigen Stunden in seinem natürlichen Element, der grünen Wildniß, hatte das Thierchen aber schon so scheu und wild gemacht, daß es mich nicht mehr kannte und von neuem spurlos in den Wellen des Grases in großer Entfernung verschwand. Ich mußte mich also damit trösten, daß mein kleiner Liebling nun seinem natürlichen Elemente, der Freiheit, zurückgegeben war, und daß mir außerdem sein Transport bis Dresden wol noch sehr

viele Mühe und Kosten bereitet haben würde. Auch hatte ich nun nicht mehr zu befürchten, daß meine botanischen Einsammlungen, wozu mir die üppige Prairie mit ihren fremdartigen Blumen so reichlich Gelegenheit gab, künftig noch so devastirt werden würden wie bisher, da Djali mit ihrem Kletter- und Springtalente sich regelmäßig alle meine mühsam im Wagen eingeheimsten Blumen und Gräser zu Gemüthe zu ziehen verstanden hatte.

Der Kafferntrupp, dessen Erscheinung mein Böckchen verjagt hatte, war einer jener charakteristischen Zuzüge, wie sie seit der Entdeckung der Diamantenfelder von weit entfernten Gegenden den Diggings zuströmten. Skeletten gleich, krummbeinig und wadenlos wackelten die abgemagerten, rippendürren, nackten Gestalten im Gänsemarsch hintereinander her. Haben sie doch nicht die Mittel, um unterwegs auf ihren monatelangen Märschen in Hotels einzukehren, und ebenso wenig würden sie auf den Farmen von den Weißen aufgenommen werden. So ernähren sie sich denn nur kümmerlich unterwegs von Wurzeln, Beeren, Heuschrecken und Millis oder Kaffernkorn, die sie hier und da von andern Eingeborenen, deren Hütten sie passiren, erhalten (denn unter allen Eingeborenen ist es Herkommen und Pflicht, dem hungernden Wanderer mit Nahrung beizustehen). Sie kommen infolge dessen, wenn sie nicht schon unterwegs, was auch häufig genug geschieht, der mangelhaften Ernährung und den Strapazen der Reise erliegen, stets so schauerlich abgemagert und geschwächt auf den Diamantenfeldern an, daß sie in den ersten zwei bis drei Wochen kaum zu einer anstrengenden Arbeit fähig sind und von ihren neuen Miethherren erst tüchtig mit Maismehl oder noch besser mit Fleisch aufgefüttert werden müssen, ehe sie zur Arbeit in den Claims gebraucht werden können. In dieser ersten Zeit kommt es öfter vor, daß sie durch Sichüberessen krank werden und sterben.

Wer möchte aber dieselben Gestalten wiedererkennen, wenn sie nach einigen Monaten die Felder wieder verlassen? Kräftige, oft reichlich mit Fett gepolsterte muskulöse Gestalten, in einem vollständigen europäischen Anzuge (am liebsten einem

rothen englischen Uniformsrocke, mit einem Hute, worauf Straußenfedern wehen, und ein „Rohr" (Flinte) über die Schultern gehängt, gewöhnlich wol auch noch ihre schmuzigen Ledertaschen angefüllt mit Silbergeld (von Gold mögen sie nichts wissen) — als Frucht ihrer Arbeit oder auch ihres Diamantendiebstahls — so kehren die ehemaligen Gerippe nach ihrer Heimat zurück, aufgefüttert durch die reichliche Mais- und Fleischkost, die ihnen in seinem eigenen Interesse der Digger zukommen ließ. In der Heimat angekommen, sind sie dann wohlhabende Leute, können sich ein Weib oder einige Kühe kaufen, und brauchen infolge dessen lebenslang nicht mehr zu arbeiten, da in den Kaffernkraals nur ausschließlich den Weibern die Pflicht der Haus- und Feldarbeit zufällt. Kein Wunder also, daß ein solches Beispiel in den heimatlichen Kraals ansteckend wirkt, und daß bald wieder beim nächsten Vollmonde neue Trupps von jungen unverheiratheten Schwarzen sich auf den Weg machen, um auch ihrerseits durch die Arbeit von einigen Monaten sich zu der ersehnten Stellung eines Weib- und Viehbesitzers aufzuschwingen.

Für alle diese durchwandernden Kafferntrupps existirt im Oranje-Freistaate ein strenger Paßzwang. Im ersten Dorfe des Freistaates, das sie passiren, müssen sie für 5 Mark per Kopf einen Durchgangspaß lösen; und jeder einzelne Farmer, der sie unterwegs auf seinem Gebiete antrifft, hat das Recht und die Pflicht, ihnen den Paß abzuverlangen und zu visiren. Schwarze ohne Paß werden ohne weiteres in das nächste Gefängniß transportirt, wo sie Strafe zahlen oder die Strafsumme abarbeiten müssen. Diese strenge Aufsicht ist als nothwendig erachtet worden, um Viehdiebstähle vom freien Felde, worin alle Eingeborenen sehr geübt und wahre Virtuosen sind, möglichst zu erschweren, und um eventuell den Viehdieben rascher auf die Spur kommen zu können.

Ueberhaupt duldet der Freistaat durchaus keine müßigen Schwarzen innerhalb seiner Grenzen. Allen Schwarzen, die auf seinem unmittelbaren Gebiete wohnen, ist der Besitz von eigenem Grund und Boden versagt, und ihr Wohnungsrecht auf den Farmen ist ausdrücklich an die Bedingung geknüpft,

daß sie dem Farmer für einen monatlichen oder jährlichen Lohn als Dienstboten und Arbeiter in seiner Feld- und Viehwirthschaft dienen. Es gibt daher im Freistaat nicht, wie z. B. in der englischen Colonie Natal, jene Massen von schwarzen Faulenzern, die, im Besitze eigenen Grundes und Bodens, seit ihrer Verheirathung nie mehr eine Schaufel oder Picke anrühren, sondern ausschließlich ihre armen Weiber als unterthänige Sklavinnen in Feld und Garten für sich arbeiten lassen, während der Mann den lieben langen Tag nichts thut als rauchen, trinken und mit seinen Nachbarn zusammenhocken und schwatzen, und so in absoluter Müßigkeit seine ganze Lebenszeit verbringt.

Infolge jener Einrichtungen ist die eingeborene Bevölkerung des Freistaates im Durchschnitt weit derjenigen der benachbarten englischen Colonien vorzuziehen, denn sie ist arbeitsam, gehorsam und zufrieden, mäßig und nüchtern, und hat im allgemeinen viel mehr wirkliche Anhänglichkeit an ihre Lohnherren, als man jemals bei den verzogenen Schwarzen der englischen Colonien finden wird, welche in alle die Unarten, die eine unbeschränkte Freiheit unmündigen Kindern gibt, gefallen sind. Freunde des englischen Systems pflegen freilich zu sagen, daß die Eingeborenen in den holländischen Freistaaten in einer Art von halber Sklaverei gehalten werden. Ich denke aber, daß dem wahren Interesse von Christenthum und Humanität unter den Schwarzen selbst durch die Einrichtungen und Gesetze der Freistaaten weit besser gedient ist, als durch die nicht gehörig vorbereitete unbeschränkte Gleichstellung derselben mit den Weißen in den englischen Colonien, da als Folge derselben sich bisjetzt nur die Verwilderung und Verlotterung eines großen Theiles der schwarzen Rasse gezeigt hat, die sie von den letzten und höchsten Endzwecken des Christenthums immer mehr und mehr entfernt.

Das blaue Gras, dessen ich oben erwähnt habe, ist in der Sommersaison eine der eigenthümlichsten Zierden dieser Gegend. Ich dachte erst, die merkwürdig intensive blaue Farbe der Prairie käme nur von einem optischen Reflex her. Als ich nun aber einige Grasbüschel abrupfte und in den

Wagen nahm, blieb auch hier die Farbe derselben das allerschönste Blau. Das Gras war so hoch, daß es über die Räder meines Wagens hinausragte, und daß der letztere, wenn er ein wenig vom Wege abbog, wie ein Schiffskörper auf blauen Wellen dahinzugleiten schien.

Mehreremal sah ich auch in der Ferne eine große und sehr weit ausgedehnte Masse von hellen glänzenden Punkten, die sich langsam hin- und herbewegten. Es waren Heerden von Springböcken (Antilope euchora), die dort friedlich zusammen weideten, und deren weiße Seitenstreifen so herüberleuchteten. Sie kommen zu dieser Jahreszeit theils aus Norden, von der Wüste Kalahari, theils aus den östlichen Gebirgen zu Hunderttausenden herangezogen, um sich an dem saftigen üppigen Grase zu erlaben. Wenn man einer solchen Heerde näher kommt — und das kann man leicht, da sie im allgemeinen wol vor Reitern, aber nicht vor den in der Regel sich als nicht feindselig erweisenden Wagen Furcht haben — und wenn dann die Thiere auf ein Zeichen ihrer Leitböcke plötzlich eine allgemeine wilde Flucht ergreifen, so sieht es aus, als wenn die ganze Erdoberfläche in einer hüpfenden Bewegung begriffen wäre, — eine solche Unzahl von braunen Rücken wimmeln in schönen Sprüngen nebeneinander hin. Die Springbockheerden pflegen immer nach der Richtung hinzuziehen, wo sie es wetterleuchten und blitzen sehen, da sie instinctiv wissen, daß es dort Regen gegeben haben und also gute frische Weide sein wird. —

Die Boers nennen alle Antilopen Böcke und haben eine große Abwechselung von Namen für die verschiedenen Arten derselben.

Folgendes sind die Namen der in den Boerfreistaaten häufigsten fünfundzwanzig Arten von Antilopen, wie sie mir ein gelehrter Doctor genannt hat:

der Springbock	(Antilope euchora)
» Steinbock	(» tragulus)
» Grysbock	(» melanotis)
» Bleekbock	(» scoparia, Ourebi)
» Tauch- oder Duckbock	(» grimmia, Duyker)

der Blaubock	(Antilope	equinus)
» Rehbock	(»	capreolus)
» Rietbock	(»	eleotragus)
» Rothe Rietbock	(»	fulvorufula)
» Buschbock	(»	sylvatica) (in 3 Species)
» Bleßbock	(»	albifrons)
» Bunte Bock	(»	pygarga)
» Rothe Bock	(»	melampus, Pallah)
» Gemsbock	(»	oryx)
» Wasserbock	(»	ellipsiprymna)
außerdem		
der Kudu	(»	strepsiceros)
das Elen	(»	oreas)
die Säbelantilope	(»	niger)
» Rothschimmelantilope	(»	leucophea)
der Klippspringer	(»	oreotragus)
» Sassaby	(»	lunata)
das Hartebeest	(»	caama)
» Gnu	(»	gnu)
» Gescheckte Gnu	(»	catoblepas)
» Lechee	(»	lechee)

Es scheint mir fast eine schwierige Aufgabe, sich unter so vielen verschiedenen „Böcken" zurechtzufinden! Wie es übrigens kommt, daß mein gelehrter Freund das Wort Antilope im Lateinischen das eine mal als Masculinum und das andere mal als Femininum behandelt, vermag ich nicht zu begründen.

Die größte von allen ist die Elenantilope. Der Kudu hat die schönsten Hörner, furchtbar lang und spiralförmig gedreht. Die Säbelantilope ist die seltenste, der Springbock die häufigste, der Steinbock die niedlichste, das Gnu mit seinem Teufelskopfe die am häßlichsten und wildesten aussehende Antilope. Der Duyker (Ducker oder Taucher) heißt so, weil er bei seinen hohen Sprüngen in dem tiefen Grasocean immer unterzutauchen scheint, und der Klippspringer hat

seinen Namen, weil er wie die Gemse nur die unzugänglichsten Felsengipfel und Klippen bewohnt.

Am 13. Februar, Abends, langte ich in Bloemfontein (sprich: Blumfontein), der Haupt- und Residenzstadt des Oranje-Freistaates an und ließ vor der Stadt auf einer Wiesenfläche ausspannen. Am andern Morgen suchte ich das deutsche Hotel am Marktplatze auf, wo ich ein Zimmer mit sehr hübscher Aussicht miethete. Mein Camp ließ ich für meine drei Dienstboten auf einem freien grünen Platze hinter dem Hotel aufschlagen, und meinem deutschen Diener (einem jungen Pommern) gab ich den Auftrag, mein türkisches Zelt, das seit vier Jahren von so vielen Windstößen und Sturmwirbeln arg zerzaust und daher an verschiedenen Stellen leck geworden war, mit einem neuen Kanvaßüberzug zu versehen. Er entledigte sich dieses Auftrags, da er seines Zeichens ein Schuhmacher oder Sattler war und also mit der Nadel gut Bescheid wußte, zu meiner großen Zufriedenheit, und nach vierzehn Tagen stand mein schönes Zelt wieder in aller Jugendfrische, in schneeweißem Glanze und berändert mit neuem rothen Besatze da, als wäre es eben erst aus der berühmten Zeltfabrik von Edgington in London hervorgegangen. Da es ähnlich wie ein Regenschirm aufzuschlagen war, so bewährte es sich im höchsten Grade praktisch auf einer Reise, wo es jeden Moment wünschenswerth erscheinen konnte, das Zelt in ein paar Minuten aufzuschlagen und ebenso schnell wieder wegzunehmen.

Bloemfontein ist ein äußerst nett und sauber erscheinendes Städtchen inmitten einer weiten Steppe, woraus in der Ferne einige langgestreckte Tafelberge aufragen. Auf der einen Seite der Stadt sieht man eine Gruppe kahler Berge, auf der andern einen aus losen Felsenblöcken sich aufthürmenden Hügel, worauf eine Miniaturfestung gebaut ist, deren Kanonen die ganze Stadt und die weite umliegende Steppe bestreichen. Ein lustiger kleiner Fluß plätschert durch die Stadt zwischen mächtigen Trauerweiden dahin und ist mit einigen eleganten niedlichen Brücken überspannt. Die hübsche geschmackvolle Villenarchitektur der fast sämmtlich nur ein Parterregeschoß enthaltenden Wohnhäuser, ihre freundlichen und hellen Farben,

die sich in dieser vollständig kohlenstaubfreien Atmosphäre immer frisch erhalten; die schattigen Baumalleen in den Straßen, sowie die zahlreichen laub- und blumenreichen Gärten, welche die Häuser umgrünen, geben dem ganzen Orte ein äußerst lachendes und wohlbehäbiges Ansehen. Derselbe erscheint so recht als der stille friedliche Wohnplatz einer zufriedenen und glücklichen, in behaglichstem Wohlsein lebenden Bevölkerung, gerade so, wie es der Hauptstadt eines von dem Lärm und Gedränge der großen Welt so weit abgelegenen Bauern- und Hirtenstaates zukommt. Es machte daher die Stadt einen sehr ähnlichen Eindruck auf mich wie einer unserer wohlbehäbigen und comfortabeln kleinern deutschen Badeorte, etwa wie Franzensbad, Marienbad oder Elster, und ich habe nach einem einmonatlichen Aufenthalte auch den Eindruck wieder mit mir fortgenommen, daß es sich recht wohl hier leben läßt.

Daß nun vollends Einem, der von der trostlosen Staubwüste der Dry Diggings kommt, das idyllische Bloemfontein mit seinen weiten duftigen Gärten und seinen dunkelschattigen Baumgruppen wie ein entzückendes Paradies erscheinen muß, ist leicht begreiflich. Und es ist auch als Gesundheits- und Erholungsstation von den Familien der wohlhabendern Diamantendiggers sehr vielfach benutzt worden, sodaß jetzt nirgends mehr in der ganzen Stadt eine Miethwohnung zu bekommen war. Freilich mangelt es auch bisjetzt an solchen noch sehr, und wenn die Bloemfonteiner wirklich wünschen, ihren Ort zu einem berühmten und vielbesuchten Weltcurorte zu erheben (worauf es durch sein unvergleichlich herrliches Klima einen so begründeten Anspruch hat, wie schon an früherer Stelle erwähnt), so müssen sie vor allen Dingen einige Hunderte von Neubauten aufführen, um Wohnplätze für die hierher wallfahrtenden Brustkranken aller Länder zu gewinnen.

Die weiße Bevölkerung von Bloemfontein mag jetzt etwa 3000 Einwohner betragen (die Hauptstädte Südafrikas sind eben noch keine Londons und Berlins), ist jedoch in steter Zunahme begriffen, wie denn auch die Grundstücke in der Stadt fortwährend im Werthe steigen. Die eingeborene Bevölkerung

lebt getrennt von den Weißen auf einem vollständig abgesonderten Platze im Osten, unter den Kanonen der Festung, in einfachen Lehmhäusern und Kaffernhütten.

Von den Wällen der Festung hat man einen herrlichen Ueberblick über die ganze Umgegend. Was sofort angenehm in die Augen fällt, ist der Umstand, daß es in der Stadt keine Proletarier gibt. Armselige Hütten sind innerhalb des Stadtbezirks nirgends vorhanden; jedes einzelne von den gartenumgebenen Häuschen trägt das einladende Gepräge der Wohlhabenheit und einer comfortabeln Familienvilla an sich. Eine schöne breite Baumallee führt von der Stadt bergan bis nahe an das Fort; an ihrem Ende steht auf der Höhe ein Obelisk als Monument für die in den beiden Basutokriegen gefallenen Freistaater. Die Aussicht von hier über die immense Steppe auf der der Stadt entgegengesetzten Seite ist namentlich bei Sonnenuntergang, wenn das ganze Bild mit einem glänzenden Orangelicht übergossen erscheint, ganz prächtig. Diese Allee, die zum Monument führt, wird wol später einmal der architektonische Glanzpunkt von Bloemfontein werden; schon jetzt entsteht ihr entlang eine hübsche Villa nach der andern, und die daran gelegenen Bauplätze steigen fortwährend im Werthe. Eine schöne deutsch-lutherische Kirche ist gleich am Anfange der Allee errichtet worden; die innere Einrichtung derselben war noch nicht vollendet, versprach aber sehr hübsch zu werden.

Der Bau einer deutsch-lutherischen Kirche weist auf eine bedeutende Anzahl von deutscher Bevölkerung hin. In der That, der größere Theil der reichern Kaufleute hier wie überhaupt im ganzen Oranje-Freistaate sind Deutsche; auch die jungen Commis derselben kommen in überwiegender Mehrzahl aus Deutschland. Von den drei Aerzten der Stadt sind zwei Deutsche. Der eine, Dr. Kellner, ist seit 1874 deutscher Consul, und es machte mir eine große Freude, hier im innern Afrika unsere prächtige deutsche Reichsfahne in gewaltigen Dimensionen an hohem Mastbaume über seinem Hause flattern zu sehen. Auch der Redacteur der großen neugegründeten Zeitung „Express“, Organ der Independentenpartei (gegenüber dem „Friend“, dem Organ der Anglophilen), ist ein Deutscher

(Herr Schermbrucker), ein ehemaliger bairischer Offizier, der mit der deutschen Legion nach Südafrika herauskam und später einige Jahre lang Mitglied des Kap-Parlaments war. Er ist ein begabter Redner und Publicist und genießt in ganz Südafrika einer hohen Achtung.

Wo Deutsche in größerer Anzahl beisammenwohnen, da gibt es natürlich allemal einen Singverein. Auch Bloemfontein hat daher von Zeit zu Zeit musikalische Genüsse, da es Herrn Schermbrucker als Dirigenten gelungen ist, unter seinen jungen deutschen und englischen Sängern und Sängerinnen recht gute Stimmen heranzubilden, welche sich bei festlichen Gelegenheiten in Kirchenconcerten hören lassen.

Auch die anglikanische Kirche, die hier durch Bischof Webb und einen Dean vertreten ist und eine äußerst geschmackvolle gothische Kathedrale zu ihrer Verfügung hat, gibt jeden Sonntag dreimal Gelegenheit, den melodischen Hymnengesang eines gutgeschulten Frauen- und Männerchors zu hören. Diese englischen Hymnen in ihrem oft sehr schnellen Rhythmus haben für mich einen ganz eigenthümlichen Reiz. Auch Nonnen in ihrem vollständigen traditionellen Costüm hat man hier jeden Sonntag Gelegenheit zu sehen; es sind aber nicht die bleichen und lebensmüden, schmerzlich gefurchten Köpfe römisch-katholischer, sondern die frischen, heitern, rosigen Gesichter junger englischer Nonnen, die nur für einen gewissen Zeitraum an ihre religiöse Pflicht (hier die Erziehung der weiblichen Jugend) gebunden sind und nach Ablauf derselben, wenn sie sonst Lust dazu haben, sich nach Herzenslust verlieben und verheirathen dürfen.

Wem übrigens das schöne Geschlecht nicht nur in ernster geistlicher Tracht, sondern auch im profanen Modecostüm sehenswerth und anziehend erscheint, der hat beim Austritte der frommen Menge aus der englischen Kathedrale nach beendigtem Gottesdienste reichlich Gelegenheit, seine Augen an hübschen und modischen Toiletten zu weiden, die in voller Harmonie zu den feingeschnittenen und vornehmen Köpfchen ihrer eleganten Trägerinnen stehen. — Des Nachmittags durchsprengen kleine Trupps von Reitern die weiten Straßen, bei

denen sich in der Regel auch eine oder ein paar junge Amazonen befinden. Ein Pferd regieren lernt ja in Südafrika schon jedes Kind, und es sind daher Promenaden à cheval in Bloemfontein eine der beliebtesten Vergnügungen der jungen Damenwelt.

Außer den Deutschen und Anglikanern haben noch die Römisch-Katholischen und die Wesleyaner (Methodisten) in Bloemfontein sehr hübsche Kirchen. Die letztern bilden wie in allen englischen Colonien so auch in Südafrika eine sehr große kirchliche Macht und leisten namentlich durch ihre zahlreichen Missionen viel in der kirchlichen Pflege der Eingeborenen. (Sie haben in Südafrika allein nicht weniger als 780 Kirchen und Kapellen.)

Es ist in Bloemfontein auch eine geschmackvolle kleine Kirche speciell für die Eingeborenen errichtet, durch deren hohe und hellerleuchtete Bogenfenster öfters am stillen Abend ein feierlicher Chorgesang zu mir herübertönte.

Die holländisch-reformirte Kirche als Landeskirche hat natürlich auch mehrere Kirchen in Bloemfontein. Statt der lebendigen melodisch ansprechenden Rhythmen der englischen Hymnen ertönt hier der langsame, schwerfällige und schleppende, von der gesammten Gemeinde ausgeführte Gesang der holländischen Kirchenlieder. Das Costüm des Geistlichen besteht in schneidendem Contrast zu den eleganten goldverzierten Prunkgewändern der anglikanischen Priester nur in einem einfachen bis oben zugeknüpften schwarzen Alltagsrocke mit weißer Halsbinde. Der strenge puritanische Charakter der allem unnützen Glanze abholden ernsten holländischen Bevölkerung kommt auch in diesem doch wirklich gar zu einfachen und alltäglichen Amtscostüm ihrer Prediger recht zum Ausdruck.

Das Wohnhaus des Präsidenten des Freistaates ist ein geschmackvolles villenartiges Gebäude, das mich einigermaßen an das White House in Washington erinnerte. Freilich hat dieses hier nur ein Parterregeschoß, gewährt aber mit seinen weißen Säulen und seiner breiten Aufgangstreppe eine recht stattliche Façade. Außerdem bietet es, da es auf einer Anhöhe

am westlichen Ende der Stadt gelegen und von einem schönen großen Garten umgeben ist, eine sehr hübsche Aussicht auf die Stadt und wogendes Baumgrün. Die Regierungsbureaux befinden sich augenblicklich noch am großen und geräumigen Marktplatze inmitten der Stadt; in geringer Distanz vom Präsidentenhause sind aber stattliche Neubauten in Aufführung, die nach ihrer Vollendung die sämmtlichen Regierungsbehörden in sich aufnehmen sollen.

Das Leben ist in Bloemfontein, wenn auch lange nicht so theuer wie auf den Diamantenfeldern, doch immer noch theuer genug. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse für Küche und Haus haben sehr anständige Preise, wenn dieselben auch nicht an die Theuerungspreise von Kimberley hinanreichen. Die folgende Zusammenstellung der Marktpreise in ein und derselben Saison des Jahres 1874 zeigt den Unterschied zwischen bloemfonteiner und Diamantenfelderpreisen:

	Bloemfontein		Kimberley	
1 Dutzend Eier	2—3½	Mark	4—6	Mark
1 Pfd. Butter	1½—3	»	5—9	»
1 Huhn	1½—2	»	4—6	»
1 Truthahn	6½—13½	»	15—30	»
1 Ente	3	»	5	»
1 Flasche Milch	½	»	1	»
1 Sack Kartoffeln (140 Pfd.)	10—16	»	55—62 (wurde selbst bis 80 Mark bezahlt)	»
1 Sack Millis (Mais)	15—15½	Mark	25—30	Mark
1 Sack Millismehl ..	25—38	»	40—62	»
1 Wagenladung Brennholz	50—90	»	60—145	»
1 Springbock	4—11	»	3—10	»

Alle Manufacturen, Kleiderstoffe und Modewaaren, Möbeln, Eisenwaaren u. s. w. sind auch schrecklich theuer, weil sie ja sämmtlich von Europa bezogen werden müssen (da in Südafrika selbst kaum eine nennenswerthe Industrie irgendeiner Art be-

steht) und zu der Schiffsfracht nun noch die außerordentlich theuere Ochsenfracht tritt; letztere beträgt natürlich um so mehr, je tiefer ein Ort im Binnenlande und von der Seeküste entfernt liegt. Je nach den verschiedenen Jahreszeiten sind auch die Transportpreise sehr verschieden. In der nassen Zeit, also dem Sommer, sind sie billiger als in der trockenen, dem Winter, da während des letztern die Ochsen unterwegs viel spärlicher Weide finden. In dürren Jahren steigen sie zu einer kolossalen Höhe, ja der Transport von der Küste her ist dann wegen Mangel an Futter und Wasser für die Ochsen manchmal ganz unterbrochen. Die hierzulande gebräuchlichen Ochsenwagen, jeder bespannt mit 18—20 Ochsen, transportiren je eine Ladung von 9—12000 Pfund, also äquivalent $4^1/_2$—6 Schiffstonnen. Sie reisen natürlich sehr langsam, denn, obgleich sie in der Stunde circa eine halbe deutsche Meile zurücklegen, so müssen doch die Ochsen dreimal täglich zum Ausruhen und Grasen ausgespannt werden, und so werden jeden Tag nur circa drei deutsche Meilen zurückgelegt. Am liebsten reisen die Wagenführer immer in der kühlen Nacht, wo auch ihre Thiere nicht von den zahllosen Stechfliegen gepeinigt werden. Für den Transport von jedem Hundert Pfund wurden bezahlt:

	August 1874	April 1875	Juni 1875	März 1876
		Mark		
von Port Natal nach Harrysmith.......	28	13	19	9
» » » » Bloemfontein	45	20	35	18
» » » » den Diamantenfeldern.........	54	23	45	21
» » » » Pretoria.........	40	20	34	17
» » » » den Goldfeldern von Transvaal...	60	35	50	26
	(Winter)	(Hbst.)	(Wr.)	(Sr.)

Rückladung nach der Küste geben nur die einzigen Hauptexportartikel des südafrikanischen Binnenlandes: Wolle und Felle, und da diese nur in gewissen Jahreszeiten verladen werden, so fehlt es in der andern Zeit den Transportunter-

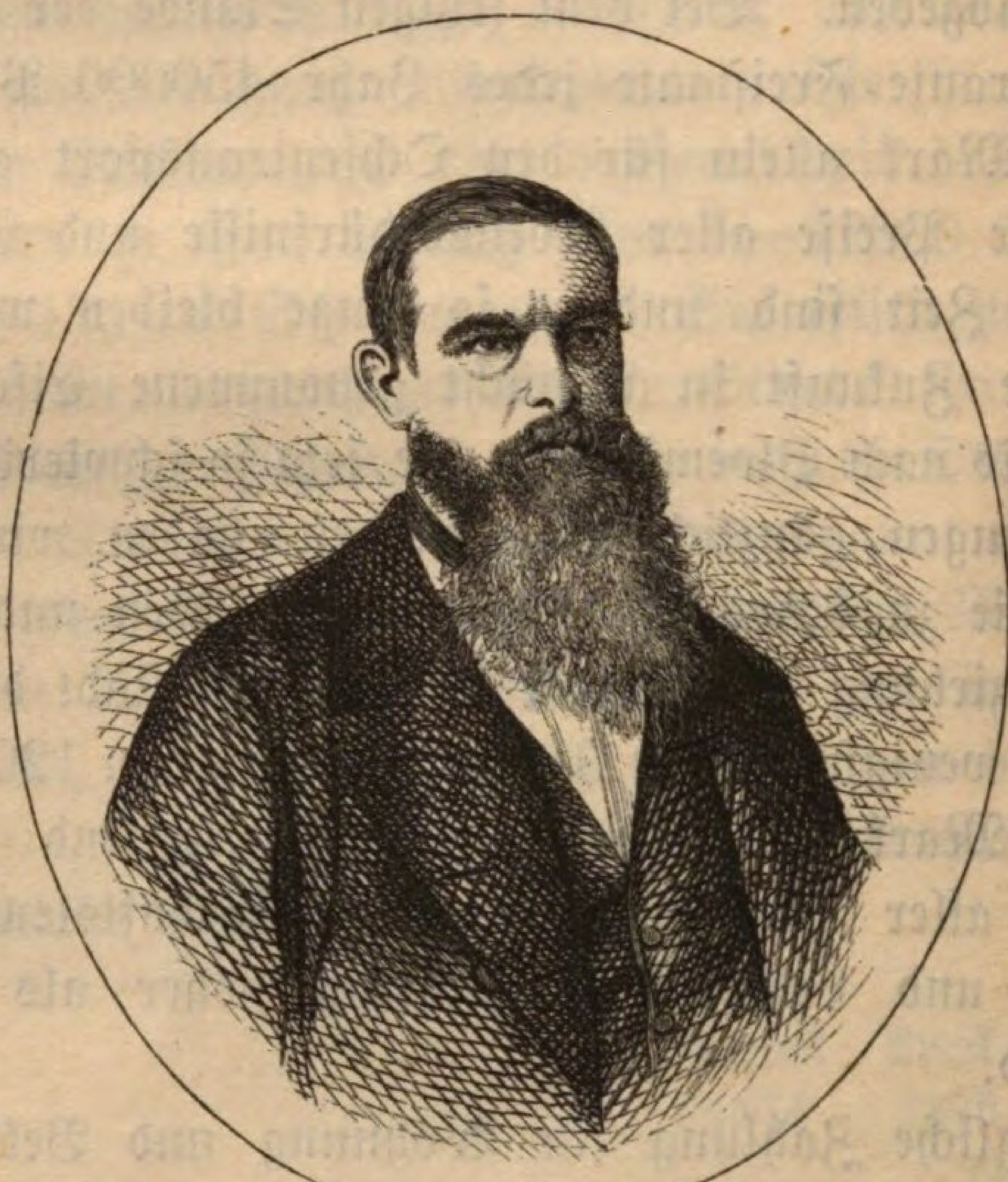
nehmern vollständig an Rückfracht. Dieser Umstand ist es, der namentlich die Transportladungen nach den Diamantenfeldern so schrecklich theuer macht. Diamanten geben keine Rückfracht; das Aequivalent von hundert Ochsenwagenladungen von Waaren aller Art kann man in Diamanten leicht in der Tasche seines Paletot bei sich tragen. Ebenso wenig können die Straußenfedern und die schönen Karrossen von wilden Thierfellen, die aus dem Innern nach den Diamantenfeldern und Bloemfontein kommen, eine nennenswerthe Rückfracht nach der Küste abgeben. Bei dem jetzigen Stande der Dinge werden im Oranje-Freistaate jedes Jahr 450000 Pfd. St. = 9,000000 Mark allein für den Ochsentransport ausgegeben!

Wie die Preise aller Lebensbedürfnisse und Luxusgegenstände zur Zeit sind und es so lange bleiben werden, bis die für die Zukunft in Aussicht genommene Eisenbahn von der Küste bis nach Bloemfontein die jetzt so schwierigen Transportbedingungen gänzlich umgewandelt haben wird, braucht eine Familie zu behaglich comfortabelm Leben und zur sorgfältigen Erziehung der Kinder in der Hauptstadt des Oranje-Freistaates wenigstens eine Jahreseinnahme von 1200 Pfd. St. = 24000 Mark. Auf der andern Seite sind freilich die Verdienste aller Professionisten und Geschäftsleute, Aerzte, Geistlichen und Lehrer hier ungleich höher als z. B. in Deutschland.

Die tägliche Zahlung für Wohnung und Beköstigung in den beiden hiesigen Hotels, dem Free State Hotel und dem Masonic Hotel, ist $7\frac{1}{2}$—9 Mark. Das erstere bietet eine ganz ausgezeichnete, echt frankfurter Küche und Bedienung (da die Frau des einen der beiden deutschen Besitzer eine Frankfurterin ist) und an seiner außerordentlich reich und appetitlich besetzten Table-d'hôte könnte man sich vollständig nach Deutschland versetzt glauben, da eine ganze Menge junger deutscher Kaufleute hier alltäglich diniren und daher die deutsche Sprache am Tische die vorherrschende ist.

Einer meiner ersten Ausgänge in Bloemfontein war es, dem regierenden Staatspräsidenten, Herrn Brand, meinen Besuch zu machen. Ich fand in ihm einen stattlichen, vornehm

aussehenden Mann von circa 50 Jahren, der durchaus den Eindruck eines englischen Nobleman macht; dazu mit freundlichen offenen Gesichtszügen, einem ganz besonders wohlwollenden Ausdruck in Augen und Mund, und einem schönen Vollbarte. Er nahm mich höchst freundlich und liebenswürdig auf und gab mir auf alle meine Fragen hinsichtlich freistaatlicher Verhältnisse bereitwillig die freimüthigsten Antworten. Seine warme Liebe zu seinem Vaterlande fand lebhaften Aus-



Präsident Brand.

druck in jedem seiner Worte. Mit sichtbarer Vorliebe erzählte er mir von den beiden Basutokriegen, wie er mehreremal sich mit seinen schwachen Streitkräften den Massen der Wilden gegenüber in einer sehr mislichen Lage befunden, wie er aber immer felsenfest auf Gott vertraut und stets von ihm gerade zur rechten Zeit die erbetene Hülfe erhalten habe. Meine Aeußerung, daß ich seit meinem ersten Eintritte im Oranje-Freistaate fortwährend den Eindruck erhalten habe, daß dieses Freistaater-Völkchen eins der glücklichsten und zufriedensten der Welt und wie es namentlich der Person seines selbst-

gewählten Staatsoberhauptes mit einhelliger und fast rührender Liebe zugethan sei, nahm er mit sichtlichem Wohlgefallen entgegen. (Herr Brand hatte nämlich zwei Jahre zuvor längere Zeit auf den Tod krank gelegen und während dieser Periode hatte eine gemeinsame tiefe Trauer die ganze Bevölkerung des Freistaates niedergedrückt, die sich dann in allgemeinen Jubel und Freude verwandelte, als die Gefahr vollständig vorübergegangen war.) Der Präsident lud mich ein, am folgenden Tage, zur Feier des einundzwanzigsten Geburtstages des Freistaates, einem Gartenconcert beizuwohnen, welches vom neuen Artilleriemusikcorps der Republik in dem Garten vor seinem Wohnhause aufgeführt werden sollte.

Am 23. Februar früh donnerte von dem Festungsberge herab eine Salve von 21 Kanonenschüssen, die dem friedlichen Bloemfontein verkündete, daß der 21. Geburtstag des Freistaates angebrochen sei, daß also der junge Staat heute in sein Mündigkeitsalter trete. Die Freistaatsartillerie in ihrer Galauniform: dunkelblauem Waffenrock mit orangefarbenem Kragen und Aufschlägen und gleichfarbigen Pantalons, bediente die gezogenen Armstronggeschütze mit lobenswerther Gewandtheit. Während der Schüsse flatterten über den bläulichschimmernden Eisendächern an zahlreichen Mastbäumen bunte Freistaatsflaggen in die Höhe, weiß- und orangegestreift nach Art der nordamerikanischen Unionsflagge, nur daß hier in der linken obern Ecke statt des Sternenfeldes die Flagge des alten holländischen Mutterlandes: Roth, Weiß und Blau, in horizontalen Streifen angebracht ist. Diese Flagge wurde dem jungen Staate auf Bitte des Präsidenten vom Könige von Holland selbst verliehen. Auch die deutsche Reichsfahne mit dem Kreuz und dem Kaiseradler, viele schwarz-weiß-rothe, portugiesische und Transvaal-Flaggen (letztere roth-weiß-blau und grün in horizontalen Streifen) wehten über den grünen Baumwipfeln der Gärten und den Dächern der Häuser. Die englische Flagge konnte ich aber nirgends entdecken, was mir sehr auffallend und wie ein böses Omen für die Zukunft erschien.

Um 11 Uhr wurde in der holländischen Hauptkirche Gottesdienst gehalten, nachher zog das Artilleriemusikcorps, lustige

Märsche blasend, hinaus auf den Schießplatz, wo ein Scheibenschießen für die zahlreich vom Lande hereingekommenen Farmer arrangirt war. Es waren dieselben 20 Mann, welche früh die Kanonen bedient hatten, die jetzt als Musiker auftraten. Der Freistaat hat es eben noch nicht zu einem stehenden Heere nach europäischer Art gebracht. Diese 20 Mann sollen nur einen Stamm von Unteroffizieren bilden, die beim eventuellen Ausbruch eines Krieges die zusammenberufenen republikanischen Rekruten in der Geschützbedienung einzuüben haben würden. Es hatten übrigens diese 20 jungen Soldaten, lauter Farmerssöhne und hübsch ausgewählte Leute, ein ganz schmuckes militärisches Aussehen, und sie trugen ihre knappen Waffenröcke und ihre zierlich aufgedrehten Schnurrbärtchen mit ganz demselben sichtlichen Selbstgefühle, wie nur ein preußischer Einjährig-Freiwilliger es thun kann.

Auf dem Schießplatze war die ganze vornehme Welt von Bloemfontein, den Präsidenten an der Spitze, in eleganten Equipagen und zu Pferd versammelt; es fehlte natürlich auch nicht an graziösen Amazonen. Als die Nationalhymne des Freistaates geblasen wurde (eine recht wohlgefällige Melodie), entblößten der Präsident und die sämmtlichen Anwesenden das Haupt und bedeckten es erst nach Beendigung der Hymne wieder. Dieses Anzeichen des Cultus einer so jungen neugeborenen Nationalität wie der des Oranje-Freistaates (von der die Holländer hier hoffen, daß sie sich einmal zur „Afrikanischen Nationalität" entwickeln und dann alle afrikanischen Bruderstaaten umfassen möchte) machte auf mich einen ganz imponirenden Eindruck.

Nachmittags 4 Uhr war großer Gartenempfang beim Präsidenten. Der grüne Platz vor den Säulen seiner Veranda war von zahlreichen Stühlen besetzt, worauf eine Anzahl von weißgekleideten, mit orangefarbenen Schleifen geschmückten Damen Platz nahmen. Unter sie mischten sich die blühenden Kinder des Präsidenten (er hat deren zwölf und geht also seinem Lande, das vor allem einer tüchtigen Bevölkerungszunahme bedarf, mit einem guten Beispiele voran), und die kleinsten derselben tanzten miteinander seelenvergnügt auf dem

grünen Rasen nach dem Takte Strauß'scher und Lanner'scher Walzer, welche vom Musikcorps ganz leidlich vorgetragen wurden. Nach und nach drängten sich auch viele farbige Kinder und größere Mädchen (Hottentottinnen, Kafferinnen und Mischlinge) in den Garten, die der Versuchung zum Tanze nicht widerstehen konnten, sodaß sich später auf dem weichen Rasenteppich ein vollständiges Ballet von farbigen Tänzerinnen entwickelt hatte, welche in ihren raschen und verwirrten Touren mir allerdings nicht ganz verständliche Quadrillen aufführten.

Das ganze Fest hatte einen höchst gemüthlichen und harmlosen Charakter. Eine ganz besonders auf mich Eindruck machende Schaustellung einfacher republikanischer Sitten war es, als nach beendigtem Concert, das wieder mit der Freistaatshymne und dem allgemeinen Hutabnehmen der männlichen Gäste geschlossen wurde, der Staatspräsident eine Anzahl Bordeaux- und Sherryflaschen herbeitragen ließ und, nachdem er sämmtliche Gäste bedient, zuletzt auch das junge Militärmusikcorps herbeirief und den jungen Leuten eigenhändig die Gläser vollschenkte. Das Fest wird wol in künftigen Jahren Abends durch einen Ball im Präsidentenhause geschlossen werden; für diesmal war ein Tänzchen leider noch nicht ausführbar, da ein großer Ballsaal als Anbau an das Präsidentenhaus eben erst in der Errichtung begriffen war.

Der Präsident des Oranje-Freistaates ist in seinem Jahrgehalte nicht gerade sehr glänzend gestellt, denn er hat nur 2000 Pfd. St. = 40000 Mark jährlich, bei einem Umfange seines Staates von 2000 deutschen Quadratmeilen und einer Bevölkerung von circa 60000 weißen Einwohnern, während in der angrenzenden englischen Provinz Westgriqualand der Lieutenant-Gouverneur Southey, bei einem Staatsumfange von nur 800 deutschen Quadratmeilen und einer jetzt auf nicht viel mehr als 8000 Weiße zusammengeschmolzenen Bevölkerung, ein Jahrgehalt von 3500 Pfd. St. = 70000 Mark erhält. Es beziehen an Jahrgehalt:

	das Staatsoberhaupt	der Oberrichter	der Staatssecretär
in Griqualand	3500 Pfd. St.	1700 Pfd. St.	1000 Pfd. St.
im Oranje-Freistaate	2000 » »	1200 » »	600 » »
in der Transvaal-Republik	1500 » »	—	500 » »

Diese Zahlen zeigen deutlich, um wie viel billiger in den holländischen Republiken regiert wird als in den englischen Colonien. Die Gouverneure der letztern in Südafrika erhalten überhaupt sämmtlich sehr anständige Gehalte, so beziehen:

der Generalgouverneur der Kapcolonie	6000 Pfd. St.	= 120000 Mark
der Gouverneur der Insel Mauritius	7000 » »	= 140000 »
der Gouverneur der Colonie Natal	2500 » »	= 50000 »

Der Gehalt des Gouverneurs der kleinen Insel Mauritius erscheint enorm, freilich ist aber diese Insel eins der werthvollsten Juwelen der Krone Englands und noch dazu durch das jetzt, seit Ueberziehung der Insel mit unzähligen Bewässerungskanälen, regelmäßig periodisch wiederkehrende Mauritiusfieber ein so ungesunder Aufenthalt geworden, daß dieser Umstand mit in Anschlag gebracht werden muß. Aber der Gouverneur der so stark von tödlichen Fiebern heimgesuchten westafrikanischen Küstenansiedelungen hat trotzdem auch nicht mehr als 3500 Pfd. St., also gerade so viel wie der Lieutenant-Gouverneur der gesunden Provinz Westgriqualand, welcher letztere daher jedenfalls einen der besten und einträglichsten Posten des englischen Afrika innehat. Ein Vergleich mit dem Gehalte des Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ergibt, daß dieser, sowie auch die sämmtlichen Cabinetsminister der Regierung zu Washington jeder 30000 Mark weniger Gehalt haben als der Lieutenant-Gouverneur von Griqualand, ja sogar noch weniger, denn ihr Jahrgehalt ist zwar 2000 Pfd. St. (10000 Dollars), wird

aber nicht in Gold, sondern nur in Banknoten ausbezahlt, wodurch sie circa 16 Procent einbüßen. Und jene Minister haben 41 Millionen Amerikaner zu regieren, während Herr Southey nur über 8000 Diamantengräber sein Scepter schwingt! Nichts zeigt besser die chevalereske Geldvergeudung dieser neubackenen Provinzialregierung von Griqualand als diese vorstehende Zusammenstellung!

Achtzehntes Kapitel.

Historische und geographische Notizen. — Schafzucht und Wollexport. — Straußenzucht und ihr hoher Ertrag. — Viehepidemien. — Prophetenknochen. — Poundmasters-Gedächtniß. — Deutsch-jüdische Storekeepers. — Waarenimport. — Eisenbahnprojecte. — Project chinesischer Immigration. — Wahrscheinliche Folgen derselben für Südafrika. — Eilwagenverbindungen. — Ehrlichkeit der Landbevölkerung. — Die glückliche Frau Salomons. — Das entlaufene Goldpferd. — Der Postdieb O. . . . — Posträuber Hipkins. — Regierungsorganisation des Freistaates. — Justiz, Kirchen- und Schulwesen, Finanzen, Militärwesen. — Deutsche in Bloemfontein. — Tragödie des Engländers Cox. — Besuch des Präsidenten der Transvaal-Republik. — Festmahl. — Freimaurerei. — Schlangenpensionat. — Klimatisches.

Ich hatte Gelegenheit, in Bloemfontein authentische Informationen über verschiedene die Regierung und Verwaltung des Freistaates betreffende Punkte einzusammeln, und wurde hierbei durch den Staatssecretär Herrn Höhne sehr bereitwillig unterstützt. Herr Höhne stammt von sächsischem Blute, da sein Großvater zu Schandau in der Sächsischen Schweiz ansässig war. Sein Gehalt als Minister des Freistaates beträgt 12000 Mark.

Der Oranje-Freistaat hat seit der Annexion des höchst fruchtbaren „Eroberten Gebietes" von den Basutos einen Flächeninhalt von 2000 deutschen Quadratmeilen und eine Bevölkerung von circa 60000 Weißen und 25000 Farbigen, welche theils in 13 Städten und 9 Dörfern, theils auf den 6—7000 Farmen des Staates verstreut wohnen. In frühern Zeiten hatte

er keine seßhafte Bevölkerung, sondern wurde von nomadischen Banden von Kaffern, Korannas und Buschmännern durchzogen, welche sich gegenseitig die guten Weideplätze streitig machten. Von 1816—20 nahmen Griquas unter Adam Kok einen Theil des Landes in Besitz. Diese Griquas sind ein Mischlingsstamm von Boervätern und Hottentottenmüttern und daher nicht schwarz, sondern gelbbraun, nach Art der Andalusier und Sicilianer, und zum großen Theil schöne große Leute, viel intelligenter als die Hottentotten und in gewissen praktischen Talenten, namentlich der Führung der Kugelbüchse, den Boers ganz gleich.

Schon seit 1820 pflegten Boers aus der Kapcolonie, wenn zu große Dürre in dieser sie dazu veranlaßte, den Oranjestrom zu überschreiten, um ihre Heerden auf den reichen Weiden des heutigen Freistaates grasen zu lassen. Nach und nach siedelten sich viele derselben dem schönen Riet River entlang an. Mit der Zeit wurde von neuen Boereinwanderern immer mehr und mehr Land den Griquas abgekauft, und als im Jahre 1839 die vollständige Befreiung der Sklaven in der Kapcolonie durchgeführt wurde, nachdem dieselbe schon 1834 proclamirt worden war, wurde die Emigration der Boers über den Oranjestrom massenhaft. Im Jahre 1845 wurde das Gebiet des heutigen Freistaates gewaltsam und unter einigem Blutvergießen von England annectirt, und blieb nun neun Jahre in englischem Besitze; am 23. Februar 1854 unterzeichnete jedoch die englische Regierung eine Convention, welche den Bauern jenseit des Oranjestromes ihre vollständige Unabhängigkeit zusicherte.

Das Land besteht zum größten Theile aus einer welligen Hochebene, welche von der großen Wasserscheide der Drakensberge nach Nordwesten und Westen, resp. nach dem Vaal- und Oranjestrome sich hinabsenkt, und wird außer von diesen beiden großen Strömen noch von vielen kleinern Nebenflüssen derselben bewässert. Alle diese Flüsse und Ströme haben sehr zerrissene und gewundene Ufer, welche reichlich mit schönen Weiden, Mimosas und andern Bäumen bestanden sind.

Der Oranje Rivier ist ein breiter und majestätischer Strom,

so breit wie die Donau bei Linz und sehr reißend. Welch ein Nachtheil für Südafrika, daß dieser herrliche Strom nicht schiffbar ist, da Wasserfälle und Stromschnellen seinen Lauf öfters unterbrechen, und er zuletzt gar nach seiner Mündung hin sich beinahe ganz im Sande verläuft. Doch scheint letzteres nicht so ganz zweifellos festzustehen, da frühere Reisende nicht weit von der Gegend, wo jetzt auf den Karten die im Sande verlaufende Mündung des Oranje markirt ist, die Mündung eines sehr großen und wasserreichen Stromes gesehen zu haben berichten.

Der Vaal ist auch ein sehr stattlicher und malerischer Strom; die übrigen Flüsse sind für gewöhnlich nur ziemlich dünne und seichte Wasserrinnen, die aber nach großen anhaltenden Regengüssen in sehr kurzer Zeit zu wüthenden breiten Strömen anschwellen, freilich aber auch ebenso schnell wieder zusammenschwinden.

Im östlichen Theile des Staates hebt sich das Land allmählich zu den gewaltigen Drachenbergen und den Weißen Bergen empor und bietet dort dem Auge des Reisenden höchst romantische Gebirgslandschaften. Das hier angrenzende englische Basutoland ist eins der prächtigsten Alpenländer der Welt, reich an Wasserfällen und grotesker Felsenscenerie; es wird als die Schweiz Südafrikas einmal in spätern Zeiten von zahlreichen Gesellschaften von Touristen besucht werden. Einzelne Berggipfel desselben, wie der Machache, der Quellenberg, der Cathkin Pic, die Champagnerburg und die Riesenburg, erheben sich zu einer Höhe von 9400—10300 Fuß überm Meere.

Verschiedene felsige Hügelreihen und viele einzelne Tafelberge unterbrechen überdies die große Steppenebene des Freistaates und bilden mitunter sehr hübsche und malerische Landschaftsbilder.

Die Ebenen und Tafelländer des Freistaates sind in den südlichen und östlichen Districten mit einem langen Grase bedeckt, welches in der nassen Jahreszeit, dem Sommer, sich zu einer außerordentlichen Höhe und Ueppigkeit entwickelt und dann eine prächtige Viehweide abgibt. Zu dieser Zeit kommen

Heerden von Myriaden von Antilopen aus entfernten Gegenden herangezogen, um sich in den üppigen Prairien gütlich zu thun. Zum Winter ziehen dieselben dann theils nach dem Norden zurück, theils in die höhern Berggegenden der östlichen Grenzdistricte, Basutolands und Natals, hinauf, wo der, dort das ganze Jahr über nie ganz aufhörende Regen immer für eine gute Weide sorgt. Das Gras wird von den Farmern und Hirten einmal jährlich abgebrannt, um den alten Wuchs zu zerstören, der, wenn die großen Regen anfangen, verfault und dann für das Vieh ungesund wird. Diese alljährlichen Grasbrände sind dem Aufwuchse junger Baumpflanzen sehr hinderlich. Da das Land überhaupt allmählich immer mehr und mehr von Bäumen für Feuerungszwecke entblößt wird, während in der Regel keine neuen wieder angepflanzt werden, so dürfte auch im Oranje-Freistaate die Austrocknung des Landes infolge der steten Abnahme der Baumvegetation fortwährend Fortschritte machen und ähnliche Resultate zur Folge haben wie auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Südfrankreich, Italien, dem Griechischen Archipel und Kleinasien.

In den westlichen Districten des Staates tritt an die Stelle des hohen Grases ein kurzes buschiges Gras, das nirgends eine zusammenhängende Rasennarbe bildet, aber eine ausgezeichnete und sehr gesunde Schafweide abgibt. Es ist dasselbe Gras, welches in der ganzen Kapcolonie das vorherrschende ist und im Verein mit dem in der Regel trockenen Klima diese Länder so ganz vorzüglich zur Schafzucht geeignet macht.

Die Bergreihen sind in der Regel mit höhern Gebüschen sowie wilden Oel-, Karree- und andern Bäumen bestanden. In der Nähe der Farmplätze werden meist Trauerweiden und Gumbäume gepflanzt, in den Gärten Aepfel-, Birnen-, Pfirsich-, Feigen- und Granatbäume. Der charakteristischste Baum, der in den Landschaften des Freistaates wie auch Griqualands immer eine Hauptrolle spielt, ist die stachelige Mimosa (Akazie), deren feingefiedertes Laub die Lieblingsspeise der früher hier so zahlreichen Giraffen (von den Boers Kamele genannt) bildete, weshalb der Baum hier den Namen Kameldorn führt.

Im Frühlinge bieten diese mit duftigen goldenen Blütenbüscheln überladenen Bäume einen herrlichen Anblick; in den übrigen Jahreszeiten jedoch trägt ihr dünnes, durchsichtiges und schattenloses Laub mit seinem matten, staubbedeckten Grün nur sehr wenig zum Schmucke der Landschaft bei. Diese Kameldornbäume sind oft von Hunderten von Vogelnestern behangen; die geselligen und deshalb immer in großen Massen zusammenlebenden kleinen Webervögel (eine Finkenart) haben eine ganz besondere Vorliebe für das unangreifbare Labyrinth von stacheligen Zweigen, das diesen Baum auszeichnet und das ihnen ein sicheres Asyl und Schutz gegen ihre Feinde gewährt.

Auch der alte Quäler aller Fußreisenden in Südafrika, der Wachteenbitje-(Warte ein bischen-)Busch, ist im Oranje-Freistaate sehr verbreitet; er hat seinen Namen daher, daß, wenn der unachtsame Wanderer ihn streift, er unfehlbar einige seiner widerhakigen Dornen, womit der ganze Busch voll gespickt ist, in den Rock oder die Beinkleider des Reisenden einhaken und ihn so am Weiterschreiten verhindern wird. Das gewaltsame sich Losreißen von den Dornen würde die Kleidung zerreißen, daher sieht sich der Wanderer nolens volens veranlaßt, ein bischen zu warten, bis er alle die einzelnen Widerhaken behutsam wieder ausgehakt und entfernt hat.

Der größte Theil der Ländereien des Oranje-Freistaates liegt als Weideland; der Agricultur hingegen ist nur ein verhältnißmäßig geringer Theil derselben eingeräumt, und dies hauptsächlich in den südlichen und östlichen Districten.

Die Farmen (auch hier, wie in der Kapcolonie, „Plätze" genannt, da es auch eigentlich nur Weideplätze sind, gewöhnlich ohne alle Wirthschafts- und Stallgebäude) haben in der Regel einen Umfang von 3000 afrikanischen Morgen (9500 preußischen Morgen = 6000 englischen Ackern), was nach dem hier üblichen Verhältnisse einen Schafbestand von 3000 Stück ermöglicht. Es ist jedoch sehr häufig, daß einem Besitzer ein sogenannter Block von mehrern Plätzen zusammen zugehört. So z. B. kenne ich eine Farm, die auf dem schon 6—7000 Fuß hoch gelegenen Plateau an der ersten Kette der

Drachenberge liegt und nicht weniger als 416000 preußische Morgen umfaßt. Fürwahr ein schöner Besitz! Um so mehr, wenn man bedenkt, daß der englische Acre ($^1/_2$ afrikanischer Morgen = $1^6/_{10}$ preußischer Morgen) im Oranje-Freistaate im Laufe der letzten 20 Jahre vom Preise eines Penny ($8^1/_3$ Pfennige) bis zu 5 und 10 Mark gestiegen ist. Einen günstigern Platz zu Speculationen in Grund und Boden hätte man also kaum irgendwo, selbst nicht in Nordamerika und Australien, finden können. Leider erfährt man nur solche Facta gewöhnlich erst zu spät, wenn die Gelegenheit sie auszunutzen schon vorüber ist.

Die Schafzucht gibt nun freilich lange nicht eine so hohe Bodenverwerthung wie die Agricultur; dafür ist aber die letztere auch nur dort ausführbar, wo genug Wasser zur Irrigation der Felder und genug Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Da man im allgemeinen rechnet, daß auf einem Morgen ein Schaf geweidet werden kann, so bringt ein Morgen ungefähr den folgenden Ertrag:

Das Vlies eines einjährigen Lammes .	1 Mark	50	Pfennige
» » » volljährigen Schafes .	4 »	—	»
Verkaufswerth des letztern als Schlachtvieh	12 »	—	»

So bringt ein englischer Acker (also ein halber Morgen) höchstens $8^3/_4$ Mark jährlich durch die Schafzucht ein, während ein solcher da, wo er künstlich bewässert werden kann, in diesem Lande gewöhnlich sehr fruchtbar ist und eine Ernte von 20—30 Muids türkisches Korn (à 140 holländische Pfund = 196 englische Pfund Gewicht) geben wird, welche, wenn à 15—25 Mark verkauft, dem Farmer 300—750 Mark abwerfen werden. Ohne künstliche Bewässerung freilich würde die Ernte in der Regel sich auf Null reduciren, und leider ist nur ein kleiner Theil des ganzen Landes zur Zeit bewässerbar, da das Brunnengraben hierzulande bei den Bauern noch nicht üblich geworden ist.

Vor der Entdeckung der Diamantenfelder galt im Freistaate ein Schaf nicht mehr als 5—6 Mark — jetzt zahlt man dafür von 12—15 Mark! Da die Wolle der Haupt-

productions- und Ausfuhrartikel des Freistaates ist, um den sich alle Geschäfte und alle Unterhaltungen drehen (nicht für baar Geld, sondern für seine Wolle kauft der Farmer seine Bedürfnisse beim Kaufmanne im nächsten Städtchen ein), so hat hier natürlich die ganze Bevölkerung, vom ersten bis zum letzten Weißen, das lebendigste Interesse an dem Erfolg der alljährlichen Wollschur, die im April stattfindet. Dann sind Arbeitshände theuer, und der Boer, der in Kimberley oder Dutoitspan nach Diamanten grub, stellt sich sicher zu dieser Jahreszeit auf der Farm, die ihm oder seinem Vater gehört, pünktlich ein, um mit seinen Leuten bei der großen Arbeit fleißig mitzuhelfen.

Im Jahre 1874 wurden vom Freistaate 60000 Ballen Wolle exportirt. Ein Ballen kostete in Bloemfontein durchschnittlich 15—16 Pfd. St., der Transport nach Port Natal $2^1/_2$ Pfd. St. In Port Natal kostete Anfang 1875:

1 Pfund Schweißwolle . .	$59^1/_2$	Pfennige	
1 Pfund gewaschene Wolle .	$83^1/_3$	»	
1 Pfund schneeweiße » .	$134^1/_2$	»	
(Preis in London	183—217	»	Ende 1875)
1 Pfund grobe Wolle . .	$16^1/_2$	»	

In England wurde der Ballen im Durchschnitt zu 18—19 Pfd. St. verkauft. Um einen Ballen zu erhalten, sind 75—150 Schafe nöthig, je nach der Größe des Blieses. Für die 60000 Ballen flossen den Wollverkäufern im Freistaate circa 960000 Pfd. St. in die Tasche. Im Durchschnitt 110 Schafe auf einen Ballen gerechnet, würde sich eine Gesammtzahl von circa $6^1/_2$ Millionen Schafen für den ganzen Freistaat ergeben.

Verglichen mit der Gesammtanzahl der Schafe in der Kapcolonie und Natal (1875 10 Millionen) und derjenigen in den australischen Colonien (1875 82 Millionen) nimmt sich der bedeutende Schafbestand des kleinen Oranje-Freistaates recht respectabel aus. Die gesammte Einfuhr von Wolle in Großbritannien betrug:

	1865		1875	
aus Südafrika	99942	Ballen	174081	Ballen,
aus Australien	333033	»	699302	»

Der Wollexport hat sich also ebenso in Südafrika wie in Australien in den letzten zehn Jahren verdoppelt, und die Möglichkeit, mit einer solchen fortwährend zunehmenden ungeheuern Production zu concurriren, nimmt für diejenigen europäischen Länder, die früher Wolle nach England exportirten, mit jedem Jahre mehr ab.

Seit den letzten Jahren wird auch viel Wolle von Südafrika direct nach Nordamerika exportirt; 1874 gingen 21 mit Wolle beladene Schiffe von Port Elisabeth nach Nordamerika, und 56 nach England.

Die sogenannten Kapschafe (mit Fettschwänzen) werden im Freistaate nicht mehr gehalten (während in der Kapcolonie davon noch 944000 vorhanden sind), da sie lange nicht so gut rentiren wie die feinwolligen Merinos. Auch die Zucht der Angoraziegen, wofür das Klima des südafrikanischen Hochplateaus sich so sehr eignet, hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen; in der Kapcolonie, wo vor zehn Jahren (1865) nur 121000 gezählt wurden, sind deren jetzt (1875) 973000 registrirt, die ihren Besitzern einen schönen Reinertrag abwerfen.

Was jedoch den Gewinn betrifft, so kann kein Zweig der Hausthierzucht mit der, seit den letzten zehn Jahren immer mehr in Aufnahme gekommenen Straußenzucht verglichen werden, die auch im Freistaate wie in der Kapcolonie von Jahr zu Jahr an Umfang zunimmt. Bei einem sehr geringen Anlagekapital und gar keinem Risico gewährt die Aufzucht zahmer Strauße ihrem Besitzer eine ganz kolossale Jahresrente.

Keine Klasse von südafrikanischen Producten ist in den letzten Jahrzehnten so außerordentlich im Preise gestiegen wie die Straußenfedern. Dieselbe Qualität, die man in England vor 30 Jahren das Pfund zu 40 Mark haben konnte, wird jetzt mit 400—600 Mark bezahlt! Obgleich diese graziösen Federn schon seit vier Jahrtausenden als Kopfschmuck für

Männer wie Frauen benutzt worden sind — man denke an die Pharaonen, an die Ritterhelme und Hüte des Mittelalters u. s. w. — so hat doch erst in der neuesten Zeit die Mode ihren Gebrauch (für Damenhüte, Ballcoiffuren, ja sogar, schwarz gefärbt, für den Schmuck der Leichenwagen) dermaßen verallgemeinert, daß das allgemeine Bedürfniß in den sämmtlichen der europäischen Modetracht huldigenden Ländern der Welt den Preis rasch so in die Höhe getrieben hat.

Der Import von Straußenfedern, die zum größten Theile aus Südafrika kommen, betrug in England in den Jahren:

1854	10282	Pfund Gewicht im Werthe von	925700 Mark
1864	42835	» » » » »	3,881260 »
1874	106919	» » » » »	8,473380 »

In diesen Zahlen ist allerdings hauptsächlich nur der Export von Federn wilder Strauße enthalten, da die Zucht zahmer Strauße erst seit etwa zehn Jahren in Aufnahme gekommen ist. Im Jahre 1865 gab es in der Kapcolonie nur 80 zahme Strauße; jetzt, 1875, sind deren schon 22257 Stück registrirt! Freilich sind die Federn der wilden Strauße werthvoller als die der zahmen; das viele windschnelle Laufen des wilden Straußes gibt seinen Federn eine üppigere Entwickelung, namentlich in der Breite; die besten derselben messen querüber 15—20 Zoll, ja man hat schon solche von 24 Zoll Breite gesehen! Auch werden die Federn des zahmen Straußes deshalb nicht so schön, weil von Zeit zu Zeit die großen Federn, die doch nicht ausgerupft werden können, dicht an der Haut des Vogels abgeschnitten werden; so bleibt der Kiel der alten Feder in der Haut stecken und gibt leicht der neuwachsenden Feder eine schlechte Form. Auf der andern Seite sind jedoch die Federn der zahmen Strauße von den dunkeln Harzflecken frei, welche sich zuweilen an denen der wilden finden, da der wilde Vogel von niemand abgehalten wird, sich dann und wann an harzigen Baumstämmen zu streifen, und diese Harzflecken sind gewöhnlich gar nicht oder doch nur sehr schwierig von der Feder zu entfernen.

Zu einem Pfunde von sogenannten Blutfedern gehören 70—90 Stück Schwanzfedern des männlichen Straußes. Ein Pfund von diesen hat einen stetigen Preis von 800—900 Mark, wenn vom wilden, und circa 640 Mark, wenn vom zahmen Strauß. Einzelne solche Federn bester Sorte kaufte ich von 20—30 Mark pro Stück direct von dem vom Zambesi kommenden Trader.

Wer Straußenfedern in größern Quantitäten kaufen will, muß erst ihre verschiedenen Sorten richtig taxiren lernen, denn es gibt circa 60 Nuancen von Sorten und Preisen, welche letztere von 900 Mark pro Pfund bis auf 50 Mark heruntergehen, je nach der Breite und Länge, Farbe, Qualität des Flaumes u. s. w. Man rechnet auf jeden Strauß circa 40 Flügel- und 100 Schwanzfedern; die Federn des zahmen Straußes gelten circa 20—30 Procent weniger als die des wilden.

Da der Strauß durchaus kein delicater Vogel ist, auch keinen epidemischen Krankheiten unterworfen, wie leider in Südafrika das Pferd und das Rind, und dazu seine Fütterung so gut wie nichts kostet, weil der Straußenmagen mit allem fürliebnimmt, was er auf der Steppe findet, so beschränken sich die Kosten der Straußenzucht nur auf das Einfenzen eines Raumes, um die Vögel darin des Nachts einzuschließen, und das Halten eines Hüters, der sie des Tags auf die Weide treibt. Zu diesem Posten genügt ein Kind, das den Vögeln nur bis an die Knie reicht und dem trotzdem die riesenhaften Thiere willig Gehorsam leisten und sich von ihm wie eine Heerde Gänse treiben lassen. Die Thiere sind im allgemeinen gutartig und ohne Bosheit. Eines Tages, als ich in meinem Wagen während des Ausspannens bei einer Farm mein Mittagschläfchen hielt, fühlte ich mich durch die Berührung eines fremden Gegenstandes erweckt, und zu meinem Erstaunen sah ich den langen Hals und den greisenhaften Kahlkopf eines Straußes in meinem Wagen, welcher durch das Wagenfenster hindurch in aller Gemüthsruhe seine Untersuchungen nach eßbaren Gegenständen in meinem Reise-Wohnzimmer anstellte.

Man zahlt heute für eine Brut junger Strauße, deren graues krausliches Fell noch halb Haar und halb Flaum ist, von 100—180 Mark pro Stück (Ostrich Chickens). Nach drei Jahren haben sie ihre vollen Federn und geben von da ab jedes Stück an Federn einen jährlichen Ertrag von 100—120 Mark. Ein volljähriger Vogel erster Klasse kostet dann, wenn männlich 1500 Mark, wenn weiblich 800—1000 Mark. Die Preise für volljährige Vögel von bester Rasse sind deshalb so hoch, weil niemand, der eine Straußenzucht hat, gern seine Hähne verkauft, sondern vorzieht, dieselben zur Vermehrung der eigenen Zucht zu verwenden. Bei dem großen Werthe, den man in der Kapcolonie auf diese so überaus nützlichen Vögel legt, ist es ganz in der Ordnung, daß der Diebstahl der Eier aus einem Straußenneste gesetzlich mit einer Strafe von 1000 Mark belegt ist.

Von wilden Thieren hat jetzt die Straußen- wie überhaupt die gesammte Hausthierzucht im Freistaate nichts mehr zu befürchten. Wenngleich noch im Jahre 1849 ein englischer Offizier vom 45. Regiment in der nächsten Umgebung von Bloemfontein 17 Löwen tödtete und in den Jahren 1848—51 im ganzen District von Bloemfontein jährlich deren noch von 75—100 den Kugeln der Boers erlagen, so sind doch seitdem die früher so massenhaft im Lande vorhandenen und durch die zahllosen Antilopenheerden reichlich genährten größern Raubthiere größtentheils vernichtet und ihre letzten Reste in die angrenzenden östlichen Gebirgsdistricte hinaufgedrängt worden. Nicht mehr der Zahn wilder Carnivoren, sondern nur noch die dann und wann auftretenden Viehepidemien reduciren von Zeit zu Zeit die zahlreichen Pferde- und Rinderheerden der Boers in einem erschreckenden Maßstabe.

Dieselben stellen sich in der Regel im Sommer ein und sind mit den dann und wann (binnen 20 Jahren ungefähr dreimal vorkommenden) dürren Jahren, in deren Folge alle Dämme und Wasserstellen austrocknen, die gefürchtete Hauptplage des Farmers im Freistaate, da er in solcher Zeit leicht seinen gesammten Heerdenstand — der doch seinen einzigen Reichthum bildet — verlieren kann.

Die gefährlichste Epidemie ist für die Pferde die sogenannte Horse-Sickneß (eine Lungenkrankheit) und für die Rinder die Redwaterepidemie, welche letztere zwar eigentlich nicht auf dem Hochplateau des Freistaates heimisch ist, aber dann und wann aus den tiefer gelegenen Küstenländern, namentlich aus Natal, durch die zum Transport der Waaren gebrauchten Ochsen hier eingeschleppt wird.

Ochsen, die auf dem Plateau des Freistaates, Transvaals, Griqualands und der innern Kapcolonie geboren und aufgezogen sind, bekommen diese schreckliche Krankheit (infolge deren das Wasser, das sie lassen, von Blut rothgefärbt wird) fast sicher, sobald sie etwa 3000 Fuß tiefer in die nach dem Meere sich absenkenden Küstenländer von Natal und Zululand gebracht werden. Vermuthlich ist es der schroffe Wechsel der Weide, der diese tödliche Krankheit verursacht. Ein Thierarzt, der gegen diese Pestseuche ein wirksames Mittel ersinnen könnte, würde rasch Millionär werden; bisjetzt hat man noch kein einziges probates Mittel dagegen entdecken können.

Es ist bei den Führern der Gütertransporte Gebrauch, sobald sie von der Küste mit ihren schwerbeladenen, jedesmal von 18—20 Ochsen gezogenen Wagen auf der Höhe des Drachengebirges angekommen sind, ihre Ochsen zu wechseln und mit Thieren aus dem Freistaate oder aus Transvaal zu vertauschen. Gewöhnlich wird dieser Wechsel in Harrysmith, der Grenzstadt des Freistaates, die 6000 Fuß über dem Meere liegt, vollzogen, wo infolge dessen die Führer der aus den Hochländern nach der Küste hin bestimmten Transportwagen wieder leicht Gelegenheit finden, sich mit Küstenochsen zu versehen, welche an die fetten und üppigen Gräser des Niederlandes von Jugend auf gewöhnt sind. Mitunter kommen unter den Hochlandsochsen besonders kräftige Naturen bei dem Hinabsteigen ins Tiefland ohne die Krankheit davon; solche Thiere heißen dann salted oxen (gesalzene Ochsen) und werden in Natal von den bergaufwärts ziehenden Wagenführern sehr gern und zu außerordentlich hohen Preisen (340—380 Mark pro Stück) gekauft.

Im Freistaate ist der Durchschnittspreis für einen schönen

Zugochsen jetzt von 180—300 Mark, je nach der Saison und dem Zustande der Weide. Die Ochsen des Tieflandes haben übrigens, wenn sie ins Hochland kommen, nicht die gleiche Gefahr zu befürchten, wie ihre Collegen aus dem Hochlande, wenn sie ins Tiefland kommen. Ich habe daher auch schon auf den Diamantenfeldern öfters jene reizenden, leichten, rehartig gebauten und schön gezeichneten feinen Thiere gesehen, die man Zuluochsen nennt. Sie sind allerdings bedeutend kleiner und schwächer als die Hochlandsochsen, daher auch billiger, gewähren aber mit ihren zierlichen, nach vorn gerichteten langen Hörnern und ihrem schnellen antilopenartigen Schritt dem Auge eine sehr hübsche graziöse Erscheinung.

Belustigend ist die Art und Weise, wie die Boers im Falle des sehr häufigen Verlaufens oder Gestohlenwerdens ihres Hornviehes das Signalement desselben in der Zeitung der nächsten größern Stadt veröffentlichen. Jeder Körpertheil, namentlich die Füße, die Hörner, die Ohren, der Schwanz werden nach Farbe, Länge und sonstigen Eigenschaften durch eigenthümliche traditionelle, dem Nichtkenner ganz unverständliche Ausdrücke genau charakterisirt. Noch weiter in dieser Kunst der malerischen Thierbeschreibung sind übrigens die Kaffern vorgeschritten, denn jede Art von Nuance in Größe, Farbe, Zeichnung der einzelnen Körpertheile, sowie nach Alter und sonstigen Eigenthümlichkeiten, die ein Rind nur haben kann, ja, nicht allein die Farbe, sondern auch die verschiedenen Arten und Weisen, wie verschiedene Farben miteinander gemengt erscheinen können, sind in ihrer Sprache mit einem ganz eigenen Worte bedacht.

Wenn der Boer bei einer gelegentlichen Ueberzählung seines Weideviehes bemerkt, daß einzelne Stücke davon abhanden gekommen sind, so wird er in der Regel einen alten Kaffern oder Hottentotten rufen lassen, der sich auf die „Dolloß“ versteht. Es ist dies eine eigenthümliche, über ganz Südafrika hin sehr hochgeschätzte Kunst des Weissagens, die von einzelnen Leuten als Geheimniß von ihren Vorvätern geerbt worden ist und von ihnen mit einem originellen feierlichen Hokuspokus umkleidet wird. Ungefähr ein Dutzend von

Knochenstücken von verschiedenen Thieren (unter andern bemerkte ich darunter Fingerknochen von Affen, einen Schlangenkopf, Stücke aus dem Rückgrat eines Schakals) werden, unter Begleitung gewisser gebetartiger Recitationen in natürlich mir nicht verständlicher Sprache, auf den Boden geworfen, und nach der Art und Weise, in welchen Verhältnissen sie dann zueinander liegen, beginnt der Hexenmeister darauf seine Weissagung.

So lächerlich und den Gesetzen der menschlichen Vernunft hohnsprechend diese Art von Orakel jedem europäisch geschulten Culturmenschen auch erscheinen mag, das merkwürdige Factum steht doch fest, und wird von Hunderten von alten Colonisten bezeugt, daß in 90 unter 100 Fällen das verschwundene Rindvieh nach den Aussagen des Dolloßmannes wirklich wieder aufgefunden wird, indem der Alte dem Verlustträger mittheilt, in der und der Richtung, oder in einem entfernten Kraal, an einem entfernten Damme oder einer Quelle, werde er sein verlaufenes oder gestohlenes Vieh wieder vorfinden. In welcher Weise der Dolloßpriester in der Regel so blitzschnell die Kenntniß des Ortes, wo das Vieh wiederzufinden ist, erlangt, das ist ein Geheimniß, wohinter bisjetzt noch kein Weißer gekommen ist. Es ist wunderbar, muß aber doch wol nach natürlichen Gründen zugehen, — in Afrika freilich zweifelt kein Mensch daran, daß es eben eine nur wenigen Privilegirten von ihren Altvordern überlieferte Hexerei ist.

Mir selbst passirte mehreremal das allen Viehbesitzern in Südafrika vielgewohnte Misgeschick, daß meine beiden Maulthiere (die doch zum Betriebe meines Claimstofftransportes mir so unentbehrlich waren) sich auf der Weide verlaufen hatten — wohin? darüber fehlte mir jede Ahnung. Meine Kaffern suchten tagelang nach allen Gegenden der Windrose hin und fragten alle Eingeborenen, ob sie ein paar schwarzbraune Esel gesehen hätten, — aber ohne jeden Erfolg. Zuletzt schickte ich nach einem alten Dolloßorakel in Old De Beers, welches genau den Ort angab, wo die Thiere zu finden sein würden. Und richtig, am folgenden Tage wurden sie gefunden, zweimal an einem entfernten Wasserdamm und

einmal in einem fünf Meilen entfernten Poundkraal, d. h. einem öffentlichen, auf Staatskosten unter Aufsicht eines sogenannten Poundmasters gehaltenen, Viehkraal, wo alles herrenlos gefundene Vieh bei Nacht eingetrieben und, im Falle nach einigen Monaten sein Eigenthümer nicht zu ermitteln gewesen ist, dann für Rechnung des Staates in öffentlicher Auction verkauft wird.

Die Poundauctionen finden alljährlich viermal statt und werden jedesmal, nebst einem genauen Signalement aller eingefangenen herrenlosen Thiere, in der Gouvernementszeitung öffentlich bekannt gemacht. Der Eigenthümer, wenn er nach der Beschreibung seine vermißten Thiere zu erkennen glaubt, begibt sich dann an Ort und Stelle und kann noch unmittelbar vor der Auction sein Eigenthum, nach oberflächlicher Legitimation, gegen Zahlung eines Zolles wieder auslösen.

Die Stelle eines Poundmasters ist, da er für jedes eingefangene fremde Roß oder Rind eine gewisse Summe erhalten muß, gar keine schlechte, namentlich in der Nähe eines Ortes, wo so viele Tausende von Stücken Vieh frei auf der Weide laufen, wie z. B. bei Kimberley und Dutoitspan. Für jedes Stück soll den Eigenthümern der Farm eine gewisse monatliche Kopfsteuer (gewöhnlich von 5 Mark) als Weidegeld gezahlt werden, die aber häufig genug umgangen wird. Alles Vieh nun, von dem der Poundmaster sicher ist, daß es noch nicht versteuert wurde, hat er das Recht und die Pflicht in den Pound zu treiben, und auf diese Art die Zahlung der Weidesteuer zu erzwingen. Wie sich nun solch ein Poundmaster unter den vielen und immer wechselnden Hunderten von Pferden und Rindern zurechtfindet und von jedem Stück es sofort weiß, ob dafür schon die Steuer gezahlt worden ist oder nicht — das ist mir eins der vielen ungelösten südafrikanischen Räthsel geblieben; es gehört dazu jedenfalls ein außerordentliches Gedächtniß für die Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Stückes Vieh, welches durch die viele Uebung fortwährend geschärft wird.

Ich fand unter den Poundmasters mitunter ganz gebildete Leute, die der Einträglichkeit des Postens zu Liebe denselben

gewählt hatten. Ueberhaupt theilt Südafrika mit Nordamerika und im allgemeinen mit allen Colonien die Eigenthümlichkeit, daß der Beruf unter Umständen etwas Periodisches ist, das je nach Zufall und Chance bei manchen Leuten fortwährend wechselt. So lernte ich im Freistaate einen Mann kennen, der ursprünglich in Europa Candidat der Theologie und Hülfsprediger gewesen war, sich aber seit seiner Auswanderung nach Afrika in seinem neuen Vaterlande nacheinander als Cantinenwirth, Victualienhändler, Bäcker und Fleischer, Zeitungsredacteur und Auctionator versucht hatte und jetzt als Agent und Landspeculant sein Leben machte.

Das allerbeste Geschäft im Freistaate scheint mir, den ins Auge springenden Resultaten nach, das eines Storekeepers zu sein. Derselbe muß hier, wie im Westen Amerikas, alles zu verkaufen haben, was nur überhaupt von Menschen fürs Leben und fürs Haus gebraucht werden kann: Kleidungsstücke und Schuhwerk, Möbel, Spiegel, Fensterglas, Sättel, Stein- gut- und Eisenwaaren, Badewannen und wollene Hemden, Besen und Gesangbücher, Ochsenpeitschen und Oeldruckbilder, Kugelbüchsen und Ziehharmonicas, Hüte und Bettdecken, Schuhwichse und Pommade, Apothekerwaaren, condensirte Milch und Gemüse, eingemachten Lachs und geräucherte Schinken, Hufeisen, Nägel und Stecknadeln, Thermometer, Brillen und Ferngläser, Pflüge, Schaufeln, Pickäxte und Haarbürsten u. s. w. Solche Gegenstände, zum Theil auf Auctionen in London zusammengekauft und daher oft sehr inferiorer Qualität, werden hier in Südafrika an das anspruchslose, treuherzige und leichtgläubige Bauernpublikum zu erstaunlich hohen Preisen verkauft. Die Storekeepers werden fast sämmtlich in kurzer Zeit reich, indem sie dem Bauern seine Wolle und seine Felle zu dem von ihnen beliebten Preise abnehmen und ihm die dafür bezogenen Güter zu ihrem Preise anrechnen, auf diese Weise jedesmal die doppelten Procente verdienen (während die einfachen schon hoch genug sind!) und ihr Kapital im Jahre so und so viele mal auf diese gewinnreiche Art umdrehen.

Namentlich ist es die rührige, quecksilberige, unermüdlich thätige deutsche Judenwelt, die Südafrika zu ihrem Lieblings-

jagdgrund gemacht zu haben scheint. Ihren scharfsinnigen Talenten und ihrer fieberhaften Activität steht der einfache, phlegmatische und unwissende Boer ungefähr ebenso gegenüber, wie der ernste schweigsame Siouxindianer oder der vereinsamte Hinterwäldler dem gewandten redseligen Yankeepedlar. Er kommt sehr bald vollkommen unter ihren Einfluß, verkauft ihnen oft seine Wollschur schon im voraus und geräth durch Anleihen, Nehmen der Waaren auf Borg — denn Geld hat der Bauer selten, nur Wolle, Felle und Korn in gewissen Jahreszeiten — gewöhnlich vollständig in Abhängigkeit von seinem Lieferanten, zufolge dessen er auch in der Regel dem einmal gewählten Storekeeper lebenslang treu zu bleiben gezwungen ist.

Persönlich habe ich diese deutsch-jüdischen Geschäftsleute in Südafrika gewöhnlich sehr intelligent und liebenswürdig gefunden; sie arbeiten jedenfalls als einer der hauptsächlichsten Hebel an der Eröffnung aller der reichen Hülfsquellen dieses weiten, so lange in Schlaf versunken gewesenen Landes. Ihre Zahl und Häufigkeit in den Freistaaten Südafrikas wird durch die Aeußerung eines Boermädchens treffend illustrirt, das, als ich ihr gesagt, ich sei ein Deutscher, und weiterhin, ich sei ein Protestant, sich höchlich darüber verwunderte und meinte, sie hätte gedacht, alle Deutschen müßten unfehlbar immer Juden sein.

Ihre Waaren beziehen die deutschen Storekeepers fast ausschließlich aus England. Als ich nach dem Grunde hiervon fragte, wurde mir die Antwort zutheil, daß man die Einfuhr deutscher Waaren habe einstellen müssen, weil die deutschen Exporteure in Hamburg und Bremen in der Regel nur schlechte, billige Waare geliefert und dem speciellen Geschmack der südafrikanischen Colonisten gar keine Concession gemacht hätten. Außerdem sei auch ihre Emballage gewöhnlich eine sehr vernachlässigte, ohne alle Eleganz und geschmackvolle Form, weshalb deutsche Waaren hier nicht so leicht Abnehmer finden als die englischen.

Eine Verzollung von Einfuhrgütern findet im Freistaate sowenig wie in der Nachbarrepublik Transvaal statt. Da jedoch alle europäischen und sonstigen überseeischen Einfuhren die

englischen Colonien Kapland und Natal passiren müssen, so werden die beiden Republiken indirect durch die königlich britischen Zollämter in den Einfuhrhäfen besteuert, und dieser Umstand, im Verein mit dem entsetzlich theuern Ochsentransport, macht den Bezug aller Waaren und Culturbedürfnisse in beiden Freistaaten natürlich doppelt kostspielig.

Die Anlage einer Eisenbahn von der Küste nach Bloemfontein würde das gesammte Leben im Freistaate bedeutend billiger stellen und ist daher das Ziel sehnsüchtiger Wünsche der ganzen Bevölkerung. So rasch wird es aber wol mit deren Erfüllung noch nicht vorwärts gehen, da die Differenz des Küstenniveaus und der Höhe von Bloemfontein 5250 Fuß beträgt und die Uebersteigung der Drachengebirge riesige Kunstbauten in Tunneln, Brücken u. s. w. nöthig machen würde, deren Ausführung bei dem Mangel an willfährigen Händen im Lande nur durch massenhaftes Engagement von Coolies ermöglicht werden und außerdem ungeheuere Geldsummen kosten würde. Deshalb wird die ersehnte Eisenbahn von Port Natal nach Bloemfontein wol noch lange auf sich warten lassen; eher kommt vielleicht noch die Bahn von der Südküste her zu Stande, da die Linien Port Elisabeth-Grahamstown, Port Elisabeth-Cradock und Graaf Reynet, und East London-Queenstown in der Kapcolonie bereits ernstlich in Angriff genommen sind und der Anschluß an dieses Eisenbahnnetz vom Freistaate aus dann sich sehr dringend empfehlen würde.

Zum Glück hat der Oranje-Freistaat in seinem östlichen Theile (am Sand River) schöne und reiche Kohlenflötze, sodaß — bei dem großen Holzmangel — die Ingenieure seiner künftigen Eisenbahnen der trübseligen Nothwendigkeit überhoben sein werden, eine eigene Locomotive zu erfinden, die mit Rindviehdung — dem allgemein üblichen Feuerungsmaterial im Lande — geheizt werden könnte.

Die Kaffern, die man in der Kapcolonie mit großer Mühe zum Eisenbahnbau heranzieht, sind ein theueres Arbeitervolk; indessen Weiße würden ja noch viel theuerer sein. Man bezahlt den Schwarzen als Minimum täglich 2½ Mark und freie Kost, einzelnen geübtern Arbeitern sogar bis 6 Mark. Bei diesen

Lohnsätzen erwerben sie jedoch so schnell ein in ihren Augen genügend großes Vermögen, daß sie noch vor Ablauf ihrer Miethzeit gern sich bei Nachtzeit verabschieden, um nach ihren heimatlichen Kraalen zum faulenzenden Genusse des Erworbenen zurückzukehren.

Außerdem haben die Farmer der Colonie sehr darunter zu leiden, daß ihnen die wenigen für sie disponiblen Arbeitskräfte noch durch den Eisenbahnbau entzogen werden. (Anfang 1875 waren 2000 Kaffern zum Bau der Bahnen engagirt.) Ein Mitglied des Kapparlaments, Herr Roß Johnson, ist daher beauftragt worden, nach China zu reisen und von dort die ersten 1000 chinesischen Coolies einzuführen, hauptsächlich für den Bau der Eisenbahnen, welcher nach dem Bezug solcher ausgezeichneten, stetigen und billigen Arbeitskräfte dann gewiß schnell vorwärts schreiten wird. Und wenn dann noch die Herren Donald Currie and Co., die großen Schiffsrheder von London und Port Elisabeth, ihren Plan ausführen, eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung zwischen dem Kap und Natal einerseits, und Shanghai oder Whampoa andererseits zu begründen, so werden die Folgen davon für den Fortschritt Südafrikas ganz außerordentliche sein.

Dem großen Dienstboten- und Arbeitermangel in der Kapcolonie sowol als in Natal könnte gründlich abgeholfen werden, wenn den auswanderungslustigen chinesischen Massen, die zu Hause in gedrängter Uebervölkerung und brotloser Armuth leben, endlich auch der Weg nach Afrika gezeigt und geöffnet würde, nachdem bisher der ostindische Archipel, Australien, Californien und die Westküste von Südamerika von ihnen mit billigen Arbeitskräften überschüttet worden sind, und in solchem Uebermaße, daß man in Californien und Queensland zu den abschreckendsten Maßregeln hat Zuflucht nehmen müssen, um nur einigermaßen den fortwährend mehr und mehr anschwellenden Einwanderungsstrom dieser gelben Söhne des Mittelreiches zu hemmen.

In Californien und Australien ist es die Eifersucht der weißen Handarbeiter und Gewerbsleute, welche durch die massenhafte chinesische Competition ihren Tagelohn und ihren

Arbeitsabsatz fortwährend im Niedergehen begriffen sehen und daher alles thun, um den Chinesen den Aufenthalt in Amerika und Australien gründlich zu verleiden, während auf der andern Seite alle großen Industriellen, Fabrikbesitzer, Farmer und Pflanzer die größten Freunde der chinesischen Einwanderung sind, da erstere mit den spärlichen und theuern weißen Arbeitskräften allein einen ausgedehnten und gewinnreichen Geschäftsbetrieb unmöglich durchführen, letztere aber des hohen Tagelohns wegen überhaupt keine weißen Hände in größerer Anzahl verwenden können.

Die Eisenbahnen, die Kanäle und Straßen Californiens sind hauptsächlich von Chinesen gebaut worden; die 115 Cigarrenfabriken von San-Francisco werden ausschließlich durch chinesische Arbeit in Gang gehalten; die Schuh-, Baumwollwäsche-, Tuch- und Wollhemdfabriken beschäftigen Tausende von Chinesen; die Waschanstalten sind durch sie vollständig monopolisirt, und der Preis von Küchengemüsen und Gartenfrüchten ist durch die zahlreichen chinesischen Handelsgärtner von San-Francisco auf ein Minimum herabgedrückt worden.

Hat der Chinese auch nicht die Muskelstärke des reichlich mit Fleisch genährten weißen Mannes, so besitzt er doch im übrigen so außerordentlich empfehlende Eigenschaften, daß dadurch jener Mangel vollständig aufgewogen wird. Es gibt sicher keinen arbeitsamern und anstelligern, pünktlichern und regelmäßigern, friedlichern und geduldigern Arbeiter als den chinesischen. Dabei ist er immer höflich und gehorsam, bei guter Behandlung wie ein Kind zu leiten, und allen lärmenden Zerstreuungen und unnützer Geldverschwendung von Grund aus abhold. Was ihm aber vor allem einen Hauptvorzug vor den Arbeitern aller andern Nationen gibt: er ist ein geborener „Teatotaller" (Temperanzmann) und hat einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle alkoholischen Getränke! Was diese Eigenschaft bei Mietharbeitern und Dienstboten werth ist, das lernt man in Südafrika mehr würdigen als irgendwo anders, da alle hier zu habenden farbigen Dienstboten — Hottentotten und Kaffern — mit

nur wenigen Ausnahmen gegen die Versuchungen des Schnapsfusels vollständig widerstandslos sind.

Was für ein Segen würde es für Südafrika sein, wenn die indolente, trunkliebende Kaffern- und Hottentottenbevölkerung, welche im Durchschnitt der europäischen Cultur so unzugänglich, zu ausdauernder regelmäßiger Arbeit so schwierig zu verwenden ist, durch die zehnfach intelligentere, immer fleißige und arbeitswillige, chinesische Rasse ersetzt werden könnte! Diese sparsamen, nüchternen Chinesen, die eine alltägliche Arbeit von 14—15 Stunden ganz in der Ordnung finden und dabei mit einem Minimum der billigsten Speisen — Reis und Fisch — fürliebnehmen, sind recht eigentlich auf unserer Erdkugel das Volk der Arbeit par excellence! Wenn man nun überschlägt, daß das übervölkerte China recht gut 1 Procent seiner 405 Millionen betragenden Bevölkerung, also 4 Millionen jährlich (welche Ziffer ungefähr seine jährliche Bevölkerungszunahme repräsentiren dürfte), an andere Länder abgeben könnte, an solche, die dringend fleißiger Hände bedürfen, — und auf der andern Seite wie viele Millionen das ungeheuere so dünn bevölkerte Afrika südlich vom Aequator absorbiren könnte, und welchen durch und durch veränderten Anblick dieser in lethargischem Schlafe liegende und doch an Schätzen so ungeheuer reiche Welttheil durch eine Masseneinwanderung dieses unermüdlich schaffenden Bienenvolkes gewinnen würde, — so kann man der heutigen weißen Bevölkerung von Südafrika nur Glück dazu wünschen, daß sie auf die Idee gekommen ist und jetzt den Anfang damit machen will, in den erstarrten Körper dieses Welttheils ein frisches Lebensblut einzuflößen und ihm das in Masse zuzuführen, was er vor allem bedarf: fleißiger Menschenhände.

Die Chinesen werden sowol an der Küste als auf dem Hochplateau des Innern ein ihnen zusagendes Klima finden und unter der freien englischen Staatsverfassung Gelegenheit haben, Talente und Arbeitsfähigkeiten zu entwickeln, für die bei ihnen zu Hause ihre despotische und so vielseitig die persönliche Freiheit beschränkende Staatsverfassung keinen Spielraum bot.

Dem Hauptübelstande in ganz Südafrika, dem Mangel an genügend zahlreichen und großen Wasserreservoirs, um die unendlichen Wassermassen der periodischen Regengüsse, die jetzt ohne allen Nutzen fürs Land in wilden reißenden Strömungen rasch ablaufen, theilweise einzufangen und dauernd zur Irrigation von Aeckern zu benutzen, könnte nur dann abgeholfen werden, wenn eine genügende Menge von Arbeitskräften für solche Zwecke zu Gebote stände. Könnten aber solche Arbeiten erst allgemein und in gehörig großem Maßstabe vorgenommen werden, so würde das ganze Land ein vollständig neues Ansehen gewinnen und einen solchen Productenreichthum hervorbringen, daß es dann mit den gesegnetsten Ländern der Erde würde concurriren können.

Daß der Chinese im allgemeinen es liebt, mit dem in einigen Jahren ersparten Kapitale nach seinem Vaterlande zurückzukehren, macht seine zeitweilige Anwesenheit in einer arbeitsbedürftigen Colonie nicht weniger werthvoll; denn das Product seiner fleißigen Arbeit, seien es Eisenbahnen, Straßen- und Brückenbauten, Wasserreservoirs oder erhöhte Bodencultur, verbleibt ja doch dem Lande und läßt eine dauernde Bereicherung desselben zurück. Und auf die indolente Kaffernbevölkerung könnte das Beispiel und der ihnen vor Augen geführte höhere Wohlstand, den diese fremden Einwanderer durch ihre Arbeit gewinnen würden, vermuthlich nur einen vortheilhaften Eindruck machen und die intelligentern und strebsamern Individuen unter ihnen zu gleicher Thätigkeit anregen, während die arbeitsscheue Mehrheit der Schwarzen nach und nach von der vordringenden Einwanderung einer civilisirtern und thätigern Rasse in ihren Existenzbedingungen geschmälert und schrittweise aus dem Lande gedrängt werden würde, natürlich nach Norden zu, wo noch Platz für Millionen von Faulenzern ist.

Die Kapregierung hat, um die Masseneinführung von chinesischen Arbeitern und Dienstboten zu befördern, eine Summe von 140000 Mark zu dem Zwecke bestimmt, daß davon für jeden Kopf der ersten tausend Einwanderer dem sie herüberbringenden Unternehmer 140 Mark ausgezahlt werden. Weitere 200 Mark

hat der chinesische Coolies beanspruchende Pflanzer oder Kapitalist (eventuell die betreffende Eisenbahngesellschaft) zu bezahlen. Von den auf diese Art vorausbezahlten 340 Mark für den Kopf hofft man die Kosten der Cooliecinfuhr decken zu können, die natürlich in letzter Folge durch allmähliche Lohnabzüge vom Coolie selbst zu tragen sind. Das Engagement jedes Coolies soll auf drei Jahre gelten und der jährlich ihm anzurechnende Lohn 360 Mark betragen, inclusive freier Beköstigung (also 1 Mark täglich).

Wenn es bei uns in Europa Leute gibt, die den Coolieimport auf eine gleiche Linie mit dem Sklavenhandel stellen, so hat eine solche Ansicht höchstens eine gewisse Berechtigung bezüglich der vor einigen Jahren nach Cuba und Peru eingeführten und dort schlecht behandelten und gewaltsam zurückgehaltenen chinesischen Coolies. In einer englischen Colonie aber können solche Gewaltthätigkeiten kaum je vorkommen, da die Gesetze, die zum speciellen Schutze der Coolies erlassen worden, sehr umfassend sind und jeden Weißen, der dieselben mishandeln oder ungerecht ausbeuten wollte, mit schweren Strafen bedrohen. Eigene Kronbeamte sind zum Schutze der Coolies angestellt, und in englischen Provinzen ist der Kronbeamtenstand meistens ein höchst unabhängiger und ehrenwerther und das Bestechen von Beamten noch nicht landesüblich geworden, wie zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten z. B. in Nordamerika, Spanien, Rußland, der Türkei u. s. w. Ein langes Cooliegesetz mit vielen Paragraphen bestimmt ganz genau alle Rechte des Coolie, wieviel und was für Essen derselbe zu beanspruchen hat, wie seine Wohnräume beschaffen sein müssen, um ihm hinreichend gesunden Aufenthalt und Comfort zu gewähren u. s. w. Nach Ablauf seiner contractlichen Dienstzeit ist er frei und muß, wenn er will, auf Staatskosten wieder nach China zurückgeführt werden. Es ist also unter der englischen Flagge wenigstens derselbe Schutz für die chinesischen Einwanderer vorhanden als in ihrem Vaterlande selbst, wahrscheinlich sogar bedeutend mehr.

Unter solchen Verhältnissen würde es eine sehr falsch verstandene Philanthropie sein, die in überseeischen Colonien Brot

und Erwerb suchenden chinesischen Auswanderer zu bemitleiden, weil sie einem Lande für einige Zeit den Rücken kehren, wo die kolossale Uebervölkerung sie zu lebenslänglicher bitterer Armuth verdammt und Tausende von Familienvätern und Müttern veranlaßt, ihre neugeborenen Kinder weiblichen Geschlechts in den großen Strömen zu ertränken, da für sie kein Platz in dieser Welt ist! Nur in den englischen Colonien, wo sie gastfrei aufgenommen werden, finden diese Parias eines übervölkerten Reiches die Mittel zu einer menschenwürdigen Existenz und zum Erwerbe einer Wohlhabenheit, die sie befähigt, nach nicht langer Zeit als zufriedene und angesehene Leute in ihr altes Vaterland zurückzukehren.

Nach dieser chinesischen Abschweifung kehre ich wieder zum Oranje-Freistaat zurück. Für die Reisenden ist der noch bestehende vollständige Mangel an Eisenbahnen seit einiger Zeit wenigstens durch mehrere gutbetriebene Eilwagenunternehmungen ersetzt.

Nach den Diamantenfeldern (Kimberley) geht wöchentlich zweimal ein Eilwagen in zwanzig Stunden (exclusive einem elfstündigen Aufenthalt zum Uebernachten), ein Platz kostet 60 Mark. Nach Queenstown in der Kapcolonie geht wöchentlich einmal in vier Tagen (inclusive viermaliger Nachtruhe) eine Diligence, der Platz kostet 240 Mark. Ein Postkarren, der aber nur Platz für zwei Passagiere hat, geht jede Woche einmal in sechs Tagen von Bloemfontein nach Port Natal; der Passagier hat 210 Mark zu bezahlen und nur 25 Pfund Gepäck frei; mehr Gepäck muß außerordentlich hoch bezahlt werden, wenn es überhaupt angenommen wird. Dieses Postfuhrwerk ist nur ein simpler zweiräderiger Karren mit Verdeck gegen Sonne und Regen und rollt, gezogen von vier, auf allen Stationen umgewechselten, Pferden in windschneller Eile und ohne nennenswerthen Aufenthalt Tag und Nacht über die mitunter grausenhaften Wege dahin. Es läßt sich daher leicht ermessen, daß eine solche sechstägige Parforcetour ein vorzügliches Nervensystem seitens des Passagiers erfordert; eine schwächliche Constitution würde von den fortwährenden Rippenstößen und dem gänzlichen Mangel an Schlaf zu hart

mitgenommen werden. Der Postkarren braucht von Kimberley bis Bloemfontein nur zwölf Stunden, von Bloemfontein nach Harrysmith dritthalb Tage, von Harrysmith nach Pietermaritzburg dritthalb Tage und von da nach Port Natal einen halben Tag.

Die Postkutscher, denen der im Wagen unter den Sitzen befindliche Postkasten mit seinen registrirten und nichtregistrirten Schätzen anvertraut ist, sind fast immer nur Farbige, meistens hottentottischer Blutmischung. Welche Ehrlichkeit im allgemeinen noch in diesem primitiven Lande bei den Kutschern sowol als bei der gesammten Bevölkerung herrscht, wird durch folgende beiden Fälle illustrirt, die sich gerade während meiner Anwesenheit zutrugen.

Eine Frau Salomons reiste von Kimberley nach Bloemfontein im Eilwagen. Da dieser in Boshof übernachtet und die Weiterfahrt am andern Morgen zu sehr frühzeitiger Stunde stattfindet, so vergaß Frau Salomons, die wol das frühe Aufstehen nicht gewohnt sein mochte, in ihrer Verschlafenheit am Morgen ihre Reisetasche, die sie sorgfältig unter ihrem Kopfkissen im Hotelzimmer verborgen hatte; es waren nämlich für 6000 Mark Juwelen und Schmucksachen darin! Unterwegs merkte sie natürlich ihren Verlust, allein der Eilwagen kehrt wegen solchen privaten Misgeschicks nicht um. Es blieb also Frau Salomons nichts weiter übrig, als mit der nächsten, drei Tage später von Bloemfontein zurückgehenden Post ihr Unglück dem Hotelwirthe in Boshof anzuzeigen. Sie bat denselben zugleich in ihrem Briefe, daß er, wenn er die Tasche gefunden hätte, dieselbe per Post unter ihrer Adresse nach Port Natal nachschicken möchte.

Dort angekommen, eilte Frau Salomons, nach Ankunft der nächsten Freistaatspost, sofort zum Postmeister, um zu fragen, ob ein Packet für sie angekommen sei. Die Antwort war sehr unerfreulich, niemand im Postbureau wußte etwas von einem solchen! Da kam einem der Postbeamten die glückliche Idee, im letztangekommenen Postkarren, der noch im Wagenschuppen stand, nachzusuchen. Richtig, da fand sich im Eckwinkel ein Packet ohne Adresse, eine offene Tasche, einfach

in Papier gewickelt und umschnürt! Papier und Adresse waren aber unter den Füßen der Passagiere, worunter das Packet während der ganzen Tour von Bloemfontein bis Port Natal (sechs Tagereisen!) gelegen, ganz abgescheuert und zerrissen worden. Und das Beste ist, daß in der offenen Tasche kein einziges der werthvollen Juwelen von Frau Salomons vermißt wurde! Man darf wol bezweifeln, daß ein derartig offen liegender Schatz in gleicher Weise in einem europäischen Postwagen sechs Tage lang unversehrt geblieben sein würde!

Ein zweiter Fall ist der folgende.

Ein Herr, der eine große Farm gekauft hatte, wollte gerade von Harrysmith nach derselben aufbrechen, um das Kaufgeld von 60000 Mark zu zahlen. Er hatte diese Summe in Gold in zwei Lederbeuteln über dem Sattel seines Reitpferdes aufgeschnürt und schickte sich eben an, in den Sattel zu steigen, als das sehr feurige Thier, das lange dienstlos auf der Weide gelaufen und daher ungehorsam und übermüthig geworden war, sich seinem Aufsteigen widersetzte und hinten ausschlug. Die angewendeten Gewaltmittel, um es zur Raison zu bringen, hatten nur den Erfolg, es vollständig wild und unbändig zu machen; es riß sich los, rannte mit Windeseile in die Prairie hinaus und war bald den Augen seines Herrn entschwunden. Letzterer sandte natürlich sofort Boten in der Richtung aus, wo das Pferd vermuthlich zur Ruhe gekommen sein mochte. Dieselben konnten den Flüchtling jedoch nicht mehr ausfindig machen und mußten sich damit begnügen, allen Eingeborenen, denen sie begegneten, den Verlust bekannt zu machen. Drei Tage darauf brachten Basutokaffern das Pferd nach Harrysmith; sie hatten es an einem Damme aufgegriffen, wo es in langen Zügen seinen Durst löschte. Die Lederbeutel lagen noch in bester Ordnung auf den Sattel geschnürt, und von den 3000 Goldpfunden fehlte kein einziges!!

Auch des Verlustes eines Postsackes, der am 7. Februar 1872 zwischen Kimberley und Hopetown sich ereignet hatte, muß ich hier mit erwähnen, da er ebenfalls von der großen öffentlichen Ehrlichkeit, die im allgemeinen in diesem Lande herrscht, Zeugniß ablegt. Es waren damals die Posteinrich-

tungen auf den Diamantenfeldern noch sehr unvollkommen und eine große Sorglosigkeit documentirte sich namentlich in der oberflächlichen Unterbringung der Poststücke. Trotzdem, daß seit dem Aufgange der Dry Diggings so große Massen von Diamanten in registrirten und versicherten Packeten für Port Elisabeth und Capetown der Post übergeben wurden, herrschte noch der gemüthlichste Schlendrian in den technischen Proceduren des colonialen Postdienstes. Die Postgüter waren bisher immer unversehrten Inhalts in Port Elisabeth und Capetown angekommen, trotzdem, daß die manchmal hunderttausend Pfund Sterling an Werth enthaltenden Postsäcke unterwegs nur der Ehrlichkeit eines hottentottischen Postillons anvertraut waren. Es dachte eben zu dieser Zeit, unter der ersten, durchweg ehrenhaften, Generation der Diggerbevölkerung (meistens Boers) noch kein Mensch daran, wie kinderleicht es doch sein würde, dem Postkarren in der einsamen Steppe aufzulauern, ihn anzuhalten, den Treiber betrunken zu machen oder durch Schläge zu betäuben und dann den reichen Inhalt des Postkastens zu plündern. Erst der Yankee Hipkins kam später auf diese Idee, die ihm aber so wenig zum Nutzen ausfiel als später dem englischen Posträuber O. die seinige. Am 7. Februar 1872 also ging von der Postkarre zwischen New-Rush und Hopetown ein Postsack verloren, der für nicht weniger als 400000 Mark Diamanten enthielt. Derselbe war, da der Postkasten schon angefüllt gewesen, wie ein Sack Kartoffeln zwischen den Rädern angebunden worden und hatte sich infolge des Schleuderns der Karre unterwegs losgelöst. Ein Farmer fand am folgenden Tage den Sack einige Meilen von Hopetown auf dem Felde und brachte ihn mit unversehrtem Inhalt aufs Postbureau, wo er die versprochenen 500 Pfd. St. dafür erhielt.

Die Geschichte des Posträubers O. muß ich bei dieser Gelegenheit auch erzählen.

O. war ein junger englischer Digger, Sohn anständiger Aeltern und bisher völlig unbescholten, geachtet und geehrt. Erst vor ein paar Wochen war er auf den Diamantenfeldern angekommen, um hier sein Glück im Diggen zu versuchen,

da ein Mädchen, das er daheim liebte, ihm von dessen Aeltern nur unter der Bedingung zugesichert worden war, daß er in ein paar Jahren ein kleines Vermögen aufzuweisen haben würde.

Sein Unstern wollte es, daß er gerade an einem Sonntagmorgen, zum Frühstück gehend, bei der Breterbude vorübergehen mußte, die damals das Postoffice von New-Rush vorstellte. Da sieht er zu seinem Erstaunen, daß ein Fenster der Bude offen steht! Er blickt hinein, kein Mensch ist im ganzen Breterhause zu sehen! Der Postmeister hatte die Thür zugeschlossen und sich für einige Minuten entfernt, um ein Glas Bier in der gegenüberliegenden Cantine zu trinken, dabei aber nicht daran gedacht, daß das Fenster ein wenig offen stand. Zugleich sieht O. auf dem großen Tische in der Mitte des Post-Office die sämmtlichen Postfelleisen der Ueberlandpost für Capetown fertig gepackt liegen, die in einer Stunde abgehen sollten.

Gelegenheit macht Diebe. O., der keinen Schatten einer Idee von Postberaubung im Kopfe getragen hatte, wird plötzlich wie von einem Blitze von dem Gedanken elektrisirt, daß hier in Einem Augenblicke ein großes Vermögen zu erlangen ist, ein Schatz, wonach die Menschen in der Regel lebenslang, und meist vergebens, sich abmühen müssen! Der Gedanke ist unwiderstehlich in diesem Moment! Der Postmeister kann jeden Augenblick zurückkommen, — es überläuft den jungen Mann, der noch nie in seinem Leben an etwas Aehnliches gedacht hatte, siedendheiß — sein Gehirn ist durch einen glühenden Blutstrom in Feuer und Flammen gesetzt, er denkt an das süße Mädchen daheim, das er als armer Mann nie sein nennen darf — und steigt hinein durch das offen stehende Fenster, nimmt vom Tische den schwersten aller Postsäcke (der sich später als der von Capetown herausstellte) und eilt durchs Fenster zurück auf die Straße, die des Sonntagmorgens wegen öde und leer war, sodaß er von niemand gesehen wurde.

Obgleich ihm nun jetzt, nach vollbrachter That, die Reflexion über deren verbrecherischen Charakter erschreckend vor die Seele trat, es war nicht mehr Zeit, sie wieder gut zu

machen, denn er konnte den Sack unmöglich wieder zurücktragen, ohne sofort als Dieb entdeckt zu werden.

Er eilte daher in sein nahes Zelt und öffnete hier gewaltsam mit einem Messer den verschlossenen Ledersack. Die Masse der herausfallenden leichten Briefe füllte er in einen Leinwandsack, um sie später zu verbrennen; die registrirten Packete aber, ein halbes Hundert an der Zahl, zerriß er in athemloser Eile und schüttete ihren kolossalen Diamanteninhalt heraus; es waren für 90000 Pfd. St. (1,800000 Mark) Diamanten!

Es war Gefahr in jeder Minute Verzug. Er füllte die Rohre seiner Doppelflinten, alte Strümpfe, ein Paar Stiefel mit Diamanten an, packte geschwind ein kleines Reisefelleisen zusammen, rief einen der Droschkenkutscher aus der Hauptstraße heran und engagirte denselben, ihn sofort nach Hopetown zu fahren, wo er noch den gerade nach Capetown gehenden Eilwagen zu erreichen hoffte.

Alles gelang wunderbar schön und er kam glücklich nach Capetown. Hier aber erreichte ihn im letzten Augenblicke die Nemesis. Seine ungemessenen Geldausgaben erregten Verdacht, da er auf seiner Durchreise ein paar Wochen früher in demselben Hotel, wo er jetzt unvorsichtigerweise wieder einkehrte, einem Logisgenossen eine kleine Geldsumme abgeborgt hatte, wodurch sein plötzlicher, nach seiner Aussage durch glückliches Diggen erlangter Reichthum doch sehr sonderbar erscheinen mußte, und überdies die Postberaubung schnell durch die Zeitungen über ganz Südafrika bekannt geworden war. Er wurde arretirt, und man fand bei ihm noch den größten Theil der geraubten Schätze.

Er zeigte in der Gerichtsverhandlung aufrichtige Reue, wurde zu mehrern Jahren Gefängniß verurtheilt und starb nach einem Jahre mit gebrochenem Herzen im Irrenhause. Welche traurigen Folgen der sträflichen Unachtsamkeit und Nachlässigkeit eines durftigen Postmeisters!

Dieser Postraub hatte übrigens noch eine langwierige Untersuchung im Gefolge, die anderthalb Jahre dauerte. Die Tausende von Diamanten, die in den verschiedenen registrirten Packeten

fein säuberlich und wohl sortirt verpackt gelegen, hatte die Postbehörde zwar zum größten Theile zurückerhalten, aber vollständig durcheinandergemischt. Die Adressen, für die sie bestimmt gewesen, waren vom Diebe vernichtet worden. Wie sollten nun die Besitzer der einzelnen Packete die einem jeden von ihnen zugehörigen Steine unter diesem ordnungslosen Gemenge wieder herausfinden? Es wurden daher die Bücher der betreffenden Diamantenhändler amtlich durchstudirt, Zeugen verhört, jeder einzelne der Absender mußte eine genaue Liste seiner Sendung eingeben und deren Richtigkeit beschwören, — und schließlich am Ende wurde jedem sein Verlust annähernd ersetzt.

Auch des Herrn Hipkins möchte ich noch erwähnen. Er war ein Amerikaner aus Neuengland, und ich hatte die zweifelhafte Ehre, seine Bekanntschaft zu machen, da er einer meiner Mitpassagiere auf dem Eilwagen von Capetown nach Pniel gewesen war.

Er fand, nachdem er einige Monate in New-Rush gediggt hatte, sehr bald heraus, daß das Diamantengraben bei den gesunkenen Preisen nicht mehr lohne. „Diamond Digging won't pay more", sagte er zu einem Gefährten, „let us try to rob the post-cart!" Er verabredete also mit diesem, an einer einsamen Stelle zwischen New-Rush und Hopetown einen starken Strick quer über die Straße zu ziehen; hier sollte der Gefährte ihn in der Dunkelheit erwarten, während er selbst, Hipkins, als Passagier einen Platz auf dem Postkarren nehmen und unterwegs den Postillon betrunken machen würde. In der Nacht an der Stelle angekommen, wo der Gefährte den Weg gesperrt hielte, würde das Pferd in der Finsterniß zu Boden fallen, der Kutscher von der Karre herunterzuwerfen und zu binden sein, worauf die Beraubung des Postkastens in Ruhe und Gemüthlichkeit vor sich gehen könne. Der Plan war gar nicht schlecht ausgedacht, aber er kann nicht zur Ausführung infolge der ausnahmsweisen Mäßigkeitsprincipien des farbigen Postillons. Derselbe war unter keiner Bedingung dazu zu bewegen, den ihm leutselig angebotenen und mit der süßesten Beredsamkeit aufgedrungenen giftigen Fusel zu kosten,

und an seiner Festigkeit scheiterte vollständig die romantische Unternehmung, da die beiden Verschworenen nicht genug Courage hatten, mit dem nüchternen Centauren — denn das war er nach seiner ganzen Körperconstitution — anzubinden.

Der Gefährte, dem Hipkins einen großen Lohn versprochen hatte, ärgerte sich so über das Mislingen der Unternehmung und die dabei zu Tage getretene furchtsame Lammsnatur seines Verführers, daß er denselben beim Magistrat anzeigte. (Nach dem englischen Gerichtsverfahren muß nämlich jedem Theilnehmer an einem Verbrechen, sobald derselbe „Queens Evidence“ abgibt, d. h. seine Mitgenossen und ihre verbrecherischen Actionen vollständig der Behörde anzeigt, seine verdiente Strafe erlassen werden.) Es fanden sich auch Zeugen, denen Hipkins von seinem Plane vorher Mittheilung gemacht hatte. Da ihm jedoch kein vollendetes, sondern nur ein projectirtes Verbrechen nachgewiesen werden konnte — nur der Strick über die Straße und seine vergebens angestrengten Ueberredungskünste, um den Postillon zum Trinken zu bewegen, gaben eine factische „Evidence“ gegen ihn — so erhielt er nur die gelinde Strafe der Landesverweisung, der zufolge er sich über die Grenze nach Bloemfontein begab. Allein schon am Morgen des folgenden Tages stellte sich bei ihm als Morgenbesuch ein Abgesandter des Polizeichefs von Bloemfontein, des Landdrostes Truter, ein, der ihn dringend einlud, den Freistaat sofort zu verlassen, da die einfache Hirtenrepublik solcher Genies wie des seinigen nicht bedürftig sei. Der smarte Yankee mußte daher von neuem über die Grenze pilgern und nach andern gastlichern Gegenden ziehen, wo er hoffen durfte, seine Talente mehr gewürdigt zu sehen.

Die Bemerkungen über den Postdienst im Freistaate brachten mich auf diese Abschweifungen und ich kehre nun zu meinen Notizen über den Freistaat zurück.

Seine Regierungsmaschinerie ist eine der einfachsten und billigsten der Welt und dabei von sehr solider Wirksamkeit.

Die legislative Gewalt ruht in den Händen des Volksraades, der von den Bürgern jedesmal auf vier Jahre gewählt wird und aus 52 Köpfen besteht, indem jede Stadt

und jede Feldcornetschaft Ein Mitglied wählt. Jedes Jahr findet eine Session statt, nur in außerordentlichen Fällen beruft der Präsident den Volksraad zweimal.

Die executive Gewalt wird ausgeübt vom Staatspräsidenten, der von den Bürgern für fünf Jahre gewählt wird und immer von neuem wieder wählbar ist. In der Regel wird der Präsidentschaftscandidat den Bürgern vom Volksraade anempfohlen, und ein Wechsel des Präsidenten zieht in diesem Staate nicht die so überaus schädliche Folge eines allgemeinen Beamtenwechsels nach sich wie in der Nordamerikanischen Union.

Dem Präsidenten steht der Ausführende Rath (Executive Council) zur Seite, in welchem der Landdrost von Bloemfontein und der Regierungssecretär als officielle Mitglieder Sitz und Stimme haben. Die übrigen drei Mitglieder werden vom Volksraade aus den unabhängigsten und einflußreichsten Männern des Landes gewählt, und zwar für drei Jahre; auch sie können immer von neuem wiedergewählt werden. Der höchste Regierungsbeamte in jedem District ist der Landdrost, der sowol die Rechtspflege als die Verwaltung seines Bezirkes zu versorgen hat. Er hat als Gehülfen den Landdrost-Clerk; außerdem hat jeder District seinen Sheriff (Amts- und Gerichtsboten, Obergensdarmen), seinen Gefängnißbeamten (Gaoler) und eine Anzahl von weißen und schwarzen Polizeidienern (Constables).

Jeder District ist wieder getheilt in Wards, Wahlbezirke, deren jedem ein Feldcornet vorsteht, welcher gewisse Justizbefugnisse und in Kriegszeiten Militärgewalt hat. Sämmtliche Wards zusammen wählen einen Commandanten, welcher das militärische Haupt seines Districts in Kriegs- oder Revolutionszeiten ist und dann die Bürger desselben zu einem sogenannten Commando zusammenberuft.

Wenn ein Krieg ausbricht, so wählen die sämmtlichen Feldcornets und Commandanten einen Obercommandanten aus ihrer Zahl, der dann den Befehl über die gesammte Freistaatsarmee übernimmt und vom Staatspräsidenten direct seine Instructionen empfängt.

Bürger sind 1) alle Weißen, die im Staate geboren sind; 2) Weiße, die ein Jahr im Staate gelebt haben und darin ein Grundeigenthum von mindestens 150 Pfd. St. Werth besitzen; 3) Weiße, die drei Jahre hintereinander im Staate gelebt haben; in allen drei Fällen die vollständige persönliche Unbescholtenheit und das Versprechen des Gehorsams gegen die Staatsgesetze vorausgesetzt.

Die Justizpflege folgt den periodisch erscheinenden Verordnungen des Volksrathes und im übrigen den Principien des Römisch-Holländischen Rechtes.

Es gibt vier juristische Instanzen: 1) Den Landdrosthof, für Polizei- und Criminalfälle mit der Ermächtigung, Zuchthausstrafe bis zu 3 Monaten und Peitschenhiebe bis zu 25 zu ertheilen; auch für Civilklagen für einen Betrag von unter 750 Mark. (Die Peitschenhiebe werden in der Regel nur schwarzen oder hottentottischen Taugenichtsen applicirt und sind bei diesen [wie ja auch die Praxis in den englischen Gerichtshöfen von Südafrika zeigt] ganz unentbehrlich, denn die Gefängniß- und Zuchthausstrafe wird von diesen Strolchen nur als ein Vergnügen betrachtet.) 2) Den Landdrost- und Heemradenhof, mit Bestrafungsermächtigung bis zu 4 Monaten Zuchthaus und 39 Peitschenhieben und für Civilklagen von 750—1500 Mark. Von diesen beiden Gerichtshöfen steht dem Angeklagten der Appell offen an den dritten Hof, den combinirten Landdrosthof oder das sogenannte Kreisgericht, das im übrigen auch alle bedeutendern Verbrechen und Civilfälle aburtheilt. Es besteht aus drei Landdrosten und hält alljährlich in jedem der Districte, oder, bei geringer Zahl der vorliegenden Fälle, in einem für zwei oder drei Districte, seine Session. Der vierte und höchste Gerichtshof, der Appellhof, hält jährlich ein oder zweimal Session in Bloemfontein unter einem Oberrichter und zwei aus den Landdrosten gewählten Assessoren. In diesem Hofe fungirt der Staatsanwalt persönlich als öffentlicher Ankläger, während er in den drei niedern Höfen durch den Landdrost-Clerk vertreten ist.

Die Landeskirche ist die holländisch-reformirte und wird von einer alle drei Jahre sich versammelnden Synode regiert.

Jede der achtzehn Kirchengemeinden hält jährlich einen sogenannten Ring oder Kreistag ab und wird speciell in ihren localen Angelegenheiten vom Kirchenrath regiert. — Die Anglikanische Kirche (Hochkirche) hat einen Bischof und einen Archidiakonus in Bloemfontein, und außerdem Kirchen in fast sämmtlichen Städten. Das Gleiche gilt von den Wesleyanern (Methodisten), deren Superintendent in Bloemfontein residirt. Die evangelisch-lutherische Kirche hat ebenfalls einen Superintendenten in Bloemfontein und mehrere Pastoren im Lande. — Das Geläute von zahlreichen Kirchenglocken an Sonntagen, das ich auf den Diamantenfeldern so lange hatte entbehren müssen, machte auf mich hier in Bloemfontein einen unbeschreiblich schönen Eindruck. Glockenklang in jeder Form, sei es das schwermüthig-süße melodische Läuten unserer katholischen und protestantischen, oder das lustige rasche Glockenanschlagen in den russischen Kirchen, ist immer voller Poesie und erweckt in einer dafür empfänglichen Seele stets eine gehobene Stimmung.

Eine Genugthuung in anderer Art gab mir hier in Bloemfontein das alltäglich um 9 Uhr abends erfolgende Läuten der sogenannten Negerglocke. Nach dieser Zeit darf sich nämlich kein Schwarzer mehr auf der Straße sehen lassen, wenn er nicht einen speciellen Erlaubnißschein seines Miethherrn vorzeigen kann, widrigenfalls er für die Nacht ins Gefängniß gesteckt wird. Welcher wohlthätige Unterschied gegen das englische Negerparadies Kimberley, wo die Nachtruhe so häufig durch Banden betrunkener Schwarzen gestört wird!

Für das Schulwesen ist erst in der neuesten Zeit ein eigener Fonds gegründet worden, der im Jahre 1876 1,120000 Mark betragen wird. Seit 1872 ist ein Inspector des öffentlichen Unterrichtes angestellt. In Bloemfontein besteht ein Gymnasium, das Grey-College, mit Staatsunterstützung (der Unterricht darin ist englisch), auch hat die Anglikanische Kirche zwei höhere Schulen in Bloemfontein und Smythfield gegründet, desgleichen unterhalten die Sisters of Mercy (Schwestern der Gnade), ein englischer (anglikanischer) Nonnenorden, ein sehr besuchtes Mädcheninstitut bei Bloemfontein.

Das Finanzwesen steht unter dem Treasurer-General und wird mit großer Sparsamkeit verwaltet; es beliefen sich in den Jahren:

		die Einnahmen		die Ausgaben	
1857/58	auf	368433	Mark,	317247	Mark
1862/63	»	831106	»	833974	»
1867/68	»	2,934789	»	2,840481	»
1872/73	»	2,240808	»	2,042836	»

Diese Ziffern zeigen deutlich die fortwährend wachsende Bedeutung des Staates. Die hohen Summen 1867/68 waren durch den in diesem Jahre wüthenden Basutokrieg verursacht. Dieser Krieg hatte außerdem eine Ausgabe von Staatspapiergeld für 2,600000 Mark benöthigt, welches aber bereits zu zwei Dritteln wieder in Gold ausgelöst und vernichtet worden ist.

Die Staatseinkünfte fließen aus der Grundsteuer (Quitrent) der Farmen (im Durchschnitt 20 Mark für jede 1000 afrikanische Morgen = 3160 preußischen Morgen), den Kauf- und Documentenstempeln, den Gewerbslicenzen, dem Verpachten von Staatsländereien, der Hüttensteuer der Eingeborenen (welche letztere im Jahre 1874 100000 Mark betrug) u. s. w. Es sind noch beträchtliche Staatsländereien vorhanden, wovon einige von Zeit zu Zeit verkauft werden.

Jeder Wechsel von Grundeigenthum wird gehörig registrirt, und zwar erfreut sich der Freistaat vor der Kapcolonie des Vorzuges, daß hier doppelte Grund- und Hypothekenbücher vorhanden sind, ein Hauptbuch in Bloemfontein und Districtsbücher in jedem einzelnen District, was für Kaufliebhaber viel bequemer ist.

Das Militärbudget des Freistaates beschränkt sich auf 120000 Mark jährlich für die Artillerie und Munition. (Bei einem Besuche der Festung von Bloemfontein sah ich außer den unbeweglichen schweren Festungskanonen 6 leichte Feldgeschütze: nämlich 2 Armstrong-Neunpfünder, 2 gezogene Whitworth-Kanonen und 4 Berghaubitzen.) Es ist nur ein Stamm von 1 Offizier und 20 jungen Artilleristen vorhanden, welche die Bestimmung haben, im Falle eines ausbrechenden Krieges die

einberufenen Bauern in der Artilleriekunst einzuschulen. Denn was Infanteriedienst betrifft, so ist fast jeder Bauer durch seine viele Uebung von Jugend auf ein ausgezeichneter Schütze, und da der einzige Feind, mit dem der Staat je Krieg zu führen veranlaßt sein könnte, die benachbarten Basutos und Zulukaffern sind, so ist eine gelehrte Moltke'sche Strategie und streng geschulte preußische Taktik solchen undisciplinirten Naturkriegern gegenüber nicht gerade unumgänglich nothwendig. Da jedoch die Basutos wie der in Natal wohnende Theil der Zulunation jetzt englische Unterthanen sind, so würde ein Kriegsfall entweder eine Revolution derselben oder gar eine Theilnahme der englischen Regierung am Kriege voraussetzen. Im letztern Falle natürlich würde der Freistaat auf eine harte Probe gestellt werden, dürfte aber auf die einmüthige Sympathie und helfende Theilnahme der gesammten weißen holländischen Bevölkerung von Südafrika, von Capetown bis Leydenburg zählen, die schon jetzt sicherlich nicht unter 225000 Köpfe, also über 70 Procent der weißen Gesammtbevölkerung von Südafrika beträgt, während die weiße englische Bevölkerung sich nur auf etwa 90000 belaufen dürfte.

Der größte Theil der kinderreichen holländischen Familienväter in der Kapcolonie sendet fortdauernd einen Theil ihrer Söhne hinaus nach den beiden Boer-Freistaaten, um sich dort eigene Plätze zu kaufen. Aus diesem Grunde ist die gesammte südafrikanische Bevölkerung holländischer Rasse, trotz der Eintheilung des Landes in sechs getrennte politische Körper und unter drei verschiedenen Flaggen, doch untereinander so innig zusammenhängend, wie eine große und einträchtige Familie, und es würde wol einigermaßen gefährlich für die englische Regierung sein, durch eine etwa den theuern Kaffern zu Liebe selbstprovocirte Kriegserklärung einen national-holländischen Patriotismus zu erwecken. Dieses altdeutsche Centaurenvolk der Boers, wenn es einmal aus seiner verschlafenen Ruhe gewaltsam aufgepeitscht würde, dürfte dann dem englischen Staatsseckel mehr Kosten verursachen, als ein englischer Colonialminister vor dem Parlament verantworten könnte. Die bisherigen Kriege Englands mit den Boers waren nur wie

Spielerei mit einem Kinde, was schon die Ziffern der in die Gefechte gesandten Truppen bezeugen, die nie über einige Hunderte hinausgingen. Das Kind ist aber seitdem gewaltig gewachsen und würde bei einem neuen Zwiste vielleicht ganz anders um sich schlagen als damals.

Hier fällt mir eine hübsche Geschichte ein, die recht zeigt, welche tiefe Gutmüthigkeit doch diesem einsam wohnenden „Hinterwäldler"-Volke im Herzen ruht. In der Schlacht bei Boomplaats am 30. August 1848, wo General Sir H. Smith mit 500 Mann die aufrührerischen Boers besiegte, fiel ein englischer Offizier vom Kapcorps, verwundet und vom Pferde gerissen, den erbitterten Boers in die Hände. Sie richten ihre Gewehre auf ihn, um ihn ins Jenseits zu expediren — da ruft der umringte Feind ihnen auf holländisch zu: „Moet ne schiet ne! Vrouw en kinder!" („Ihr müßt nicht schießen! Frau und Kinder!") Diesem Appell an ihre Familiengefühle konnten die rauhen Söhne der einsamen Steppen nicht widerstehen. Sie senkten die Gewehre und ließen den Feind entwischen. Und das in der Hitze des Gefechtes, im Wüthen eines verzweifelten Schlachtgemenges! Welche tiefe Gutherzigkeit bei so rauhen, ohne Unterricht aufgewachsenen Menschen, die noch dazu in diesem Falle von dem leidenschaftlichen Gefühle entflammt waren, daß ihnen ein empörendes Unrecht zugefügt werde!

Es findet jetzt alle sechs Monate einmal eine Revue über einen Theil der bewaffneten Mannschaften des Freistaates statt, und zwar der Reihe nach in einem jeden der Districte. Der Staatspräsident wohnt diesen Exercitien bei; — ein paar Armstrong- und Whitworth-Kanonen müssen bei dem militärischen Spiele mitwirken und ihren Schlachtendonner mit den feierlichen Klängen der Freistaatshymne vereinigen, wonach die 6—800 Büchsenschützen mit wehenden orangegestreiften Bannern vor dem Staatspräsidenten vorüberdefiliren. Der letztere ist dann mit einem breiten orangefarbenen Brustbande geschmückt und grüßt von seinem stattlichen Schlachtrosse herab freundlich seine stämmigen Bauernsoldaten, die unter freudigen Hurrahs an ihm vorüberziehen.

Im Kriege wird die ganze Armee, die im äußersten Nothfall auf circa 10000 Scharfschützen gebracht werden kann, beritten gemacht, um rascher vom Flecke zu kommen. Die südafrikanischen Pferde sind alle so abgerichtet, daß sie unbeweglich stehen bleiben, sobald der Reiter absteigt. Jedesmal wenn der Boer einige Schüsse abgeben will, ist er gewöhnt, vom Pferde zu steigen. Hat er dann seine Kugeln abgesendet, die nur selten ihr Ziel verfehlen werden, so ist er rasch wieder oben auf seinem Gaul und nach ein paar Minuten wieder weit weg auf einem andern Platze.

Ich habe schon bemerkt, daß es außerordentlich viele Deutsche in Bloemfontein gibt, sodaß die Stadt auf mich beinahe den Eindruck einer deutschen Ortschaft machte. Sie sind fast alle in sehr guten Verhältnissen und befinden sich hier in jeder Hinsicht wohl und „mollig“.

Ich fand hier meinen gemüthlichen alten Diggercollegen Hauptmann Lenz aus Ostpreußen mit seiner hübschen jungen Frau, einer Braunschweigerin, wieder. Er war in den Staatsdienst der Republik übergegangen und schickte sich eben an, seinen neuen Landdrost-Clerksposten in Smithfield anzutreten.

Bei den Doctoren Krause und Kellner brachte ich manche interessante Stunde zu. Der letztere, zugleich kaiserlich deutscher Consul, äußerte gegen mich lebhaft sein Einverständniß mit den Ansichten über die Delagoa-Bai, die ich in der preußischen „Kreuzzeitung“ einige Zeit zuvor veröffentlicht hatte, und sprach seinen Wunsch aus, daß ich doch ja fortfahren möchte, den hohen Werth einer Acquisition dieser Bai durch das Deutsche Reich in von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Zeitungsartikeln den Leitern der deutschen Politik recht ans Herz zu legen.

Ein gesuchter Arzt wie Dr. Kellner oder Krause verdient in Bloemfontein mit Leichtigkeit jährlich seine 4—5000 Pfd. St. Die Hauptpraxis kommt ihm vom Lande, und namentlich sind es chirurgische Operationen, die hier so viel Geld einbringen. Jeder Arzt hat hier zugleich seine eigene Apotheke, die ihm natürlich auch ein hübsches Sümmchen einbringt. Außer den beiden deutschen Aerzten war nur noch ein schottischer Arzt in

Bloemfontein. Der gewöhnliche Preis für eine ärztliche Visite ist: für die erste 1 Pfd. St., für jede folgende 10 Mark.

Ein anderer Deutscher, Herr Levisseur, zeigte mir seinen zoologischen Garten, worin sich allerhand afrikanische Wüstenthiere tummelten, seine prächtigen Teleskope, womit wir indiscret die Geheimnisse entfernter Villen belauschten, und sein immenses Photographiencabinet, das für sich allein ein vollständiges Museum bildete.

Herr Schermbrucker, der intelligente Redacteur der neuen Zeitung „Express“, war für mich wenig zu sehen, da ein Zeitungsredacteur in Afrika ein ebenso geplagtes Wesen ist und wenig freie Zeit zu seiner Verfügung hat als anderswo. Außer durch seine scharfen und schneidigen Leitartikel war mir dieser Herr übrigens noch dadurch speciell interessant, ja, beinahe wunderbar, daß er, obgleich ein Münchener und ein ehemaliger Offizier der bairischen Armee, seit seiner Auswanderung nach Afrika nie mehr einen Tropfen Bier getrunken hatte!

Einer der liebenswürdigsten Deutschen war Herr Baumann; er lud mich öfter zu Spaziertouren in seinem comfortablen Landau ein und erzählte mir dabei die interessantesten, die Localitäten betreffenden Geschichten. Darunter war eine, freilich sehr traurige, die mich tief ergriff.

Wir saßen zu vier im Wagen, Herr Baumann, seine hübsche und vielbelesene Frau, deren reines hannoverisches Deutsch meinen Ohren höchst wohlklingend war, seine Tochter, eine sehr freundliche und einnehmende Erscheinung, und ich, und wir erfreuten uns eben an den wunderbar schönen Wolkenfärbungen durch die untergehende Sonne, als mir Herr Baumann ein von Bergen umrahmtes Thal zeigte, worauf die letzten Sonnenstrahlen fielen, und anfing zu erzählen wie folgt:

„Hier stand zu Anfang der funfziger Jahre ein Farmhaus, worin ein junger Engländer, Leo Cox, mit seiner Frau und zwei wunderhübschen Kindern wohnte. Sie waren sehr liebenswürdige Leute, und es gewährte mir ein großes Vergnügen, sie an Sonntagnachmittagen in ihrer ländlichen Einsamkeit zu besuchen. Wir verschwatzten dann in gemüthlicher Unter-

haltung die ganze Zeit bis Mitternacht und ich nahm stets den Eindruck mit mir nach Hause, daß Freund Cox sich in seiner Häuslichkeit wohl und glücklich befinde. Er war ein ausnahmsweise feingebildeter junger Mann, hatte im Königreiche Sachsen (in Weißtropp bei Meißen) Landwirthschaft studirt, und war nach Südafrika gekommen, um sich hier durch intelligente Züchtung edler Schafrassen ein Vermögen zu erwerben.

„Wer beschreibt nun meinen Schreck, als am 22. April 1856 abends die Botschaft mir gebracht wurde: «Man hat diesen Morgen die Mrs. Cox und ihre beiden Kinder todt gefunden; auf dem Tische neben den Leichen stand ein Gefäß mit Arsenik; Herr Cox als zweifelloser Thäter ist arretirt und hierher ins Gefängniß gebracht worden.» Ich konnte einem solchen mir unmöglich erscheinenden Gerücht keinen Glauben schenken, — und doch, das grausenhafte Factum wurde von neuen und immer wieder neuen Zeugen als richtig bestätigt! Ich ging zum Gefängniß und erhielt die Erlaubniß, mit dem Gefangenen zu reden. Ich fand ihn still und melancholisch bewegt; schmerzlich drückte er mir die Hand und beantwortete ruhig alle meine Fragen. Nach seiner Aussage war er vollständig unschuldig an dem Tode seiner Frau und Kinder, und er wies darauf hin, daß ich ja doch wüßte, wie sehr er namentlich seine Kinder geliebt habe. Wenn auch fremde Leute, die ihn nicht kennten, ihm eine solche That zuschreiben könnten, so müsse er doch von mir, seinem alten Freunde, erwarten, daß ich ihn einer solchen Schandthat für unfähig halten müsse. Den gleichen Eindruck eines vollständig unschuldigen, aber sanft in sein Schicksal ergebenen Opfers machte er auf andere frühere Bekannte von ihm, und die Folge war, daß, als ihn das Gericht als des Mordes überwiesen zum Tode verurtheilt hatte, alle in Bloemfontein wohnenden Engländer (die meistens seine Freunde gewesen) eine Summe Geldes zusammenlegten, um seine Flucht aus dem Gefängnisse und sein Entkommen aus dem Freistaate zu ermöglichen.

„Zu dem Zwecke wurde der Gefängnißwärter am Abende vor der befohlenen Hinrichtung durch eine hohe Geldsumme

gewonnen, sich betrunken zu stellen und in diesem scheinbar unzurechnungsfähigen Zustande dem Entfliehen des Gefangenen keinen Widerstand entgegenzusetzen.

„Aber als um Mitternacht die Freunde kamen und, vom Wärter eingelassen, dem Gefangenen eine neue Kleidung, Geld und ein durch seine Schnelligkeit ausgezeichnetes Pferd zur Disposition stellten, und ihn baten, ohne eine Minute Zeitverlust die Flucht zu ergreifen, da er in wenigen Stunden gehangen werden solle — da widersetzte sich der Unglückliche einem solchen Plane. Er sagte: «Wollte ich die Flucht ergreifen, so müßte mich ja die Welt für schuldig halten! ich bin es aber nicht, deshalb will ich bleiben und lieber den Tod erleiden, als für einen Mörder gehalten werden!»

„Alles Dringen in ihn war vergebens, und einige Stunden darauf — es war der 1. November 1856 — starb er am Galgen!

„Die Frage seiner Schuld oder Nichtschuld hatte ganz Bloemfontein in zwei feindliche Lager gespalten. Da seine Gattin eine «Afrikanderin», d. i. afrikanische Holländerin gewesen war, so nahmen alle Bürger holländischer Rasse Partei für seine Schuld, alle Engländer dagegen für seine Unschuld. Und noch heute ist diese Frage nicht entschieden; ich für meine Person möchte darauf schwören, daß er unschuldig war, und glaube, daß das umlaufende Gerücht nicht ganz unrichtig war: der Tod der Frau und ihrer Kinder sei nur die Folge einer schändlichen Intrigue ihrer Verwandten gewesen, welche einen grimmigen Haß gegen den jungen Mann und zugleich Hunger nach dem Vermögen der Frau hatten."

Diese traurige Erzählung hatte mich ganz trübsinnig gestimmt und schwermüthig dachte ich daran, wie viele Fälle von Justizmord schon in ähnlicher Weise vorgekommen sein mögen, denn die strenge Göttin „Justitia" ist ja leider blind, vornehmlich in politisch stark erregten Zeiten. Wäre Cox ein Afrikander gewesen, statt ein Engländer, so lebte er vielleicht heute noch, denn Geschworene stehen immer, ohne sich dessen selbst recht bewußt zu sein, unter einer Menge von Einflüssen, deren Herrschaft sie sich nicht erwehren können.

Während meiner Anwesenheit zu Bloemfontein ward für einige Tage die ganze Stadt in Aufregung durch den Besuch des Präsidenten der benachbarten Transvaal-Republik versetzt, welcher auf seiner Reise nach Europa, wo er die großen englischen und holländischen Kapitalisten für eine von Pretoria nach Delagoa-Bai anzulegende Eisenbahn interessiren wollte, hier durchkam. Kanonensalven und Ehrengeleite von Hunderten von Reitern im Festtagskleide empfingen den obersten Bürger des Bruderfreistaates, und ein großes Festessen mit vielen Speeches (politischen Reden) wurde ihm zu Ehren gegeben.

Präsident Burgers erschien dabei in seinem Amtsschmucke, bestehend in einem breiten seidenen gewellten Brustbande in den Farben seines Landes, blau, weiß und roth, in der Mitte mit dem prächtig in Gold und Silber gestickten großen Adler von Transvaal verziert. Präsident Brand trug ein gleiches, aber nur einfach orangefarbenes Brustband.

Die Reden wurden theils in holländischer, theils in englischer Sprache gehalten und hatten natürlich alle eine stark politische Tendenz. Die brüderliche Einheit, die alle südafrikanischen Bevölkerungen europäischer Rasse umfassen soll, spielte darin eine Hauptrolle; nur wurde ausdrücklich eine unabhängige Flagge für die eventuelle künftige südafrikanische Conföderation verlangt anstatt der englischen, da die letztere bisher in Südafrika nur der Deckmantel so vieler Ungerechtigkeiten und colonistenfeindlicher Politik gewesen war. Den bewundernswürdigen und hochehrenwerthen Eigenschaften des englischen Volkscharakters zollte Herr Burgers in schwungvoller englischer Rede die höchste Achtung, und wies darauf hin, daß er seine Gattin, den Stolz und die Freude seines Lebens, ja selbst aus dieser so vielfach vor allen andern Völkern der Erde bevorzugten und ausgezeichneten Nation gewählt habe.

Dem Oranje-Freistaate hielt Herr Burgers eine begeisterte Lobrede, nannte ihn the Leading State (den Führerstaat) von Südafrika und wünschte die Zeit herbei, wo auch der jüngere Transvaalstaat, der freilich bei seiner weit größern Ausdehnung und doch viel geringern Bevölkerung viel größere

Schwierigkeiten zu überwinden habe, sich eines so vollkommenen Regierungsmechanismus zu erfreuen haben würde, wie jener unter seinem durch ganz Südafrika von der gesammten holländischen Bruderfamilie wie ein Landesvater geliebten und verehrten Präsidenten.

Jubelnde Toaste auf die Hoffnung des Landes, die künftigen Eisenbahnen und auf glücklichen Erfolg der Mission des Präsidenten Burgers in Europa beschlossen das Banket, und am folgenden Morgen reiste Herr Burgers weiter nach Capetown und London.

Herr Burgers war früher Geistlicher der holländisch-reformirten Kirche in Hannover in der Kapcolonie und seinen Reden merkt man seinen frühern Stand in ihren poetischen, schwärmerisch begeisterten Wendungen einigermaßen an. Er ist ein intelligenter Kopf und voll warmer Liebe für sein südafrikanisches Vaterland. Zum Präsidenten wurde er erst 1872 gewählt und ist jünger als Präsident Brand. Als ich ihm im Präsidentenpalais meine Aufwartung machte, hatte ich eine längere Unterhaltung mit ihm über die Delagoa-Bai. Nach seiner Ansicht würde die Drainirung der Moräste, in deren Mitte jetzt die Stadt Lorenzo Marques liegt, 60,000000 Mark in Anspruch nehmen, dadurch aber das im Sommer hier grassirende Fieber vollständig ausgerottet werden.

Herr Burgers wie Herr Brand sind beide Freimaurer, und überhaupt gehören durch ganz Südafrika fast alle anständigen und gutsituirten Leute zu diesem Orden, was ebenso in allen englischen Colonien (namentlich Englisch-Indien) und auch bei den übrigen englisch redenden Bevölkerungen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Fall ist. Die Maurerschürze ist hier für jeden anständigen Menschen fast ein gleiches Erforderniß wie in Frankreich das rothe Bändchen der Ehrenlegion, und durch die so allgemeine Theilnahme des gebildeten Publikums ist der Orden in den Stand gesetzt, vieles und nachhaltiges Gutes zu thun. In Bloemfontein sind zwei Logen, eine holländische und eine englische, auf den Diamantenfeldern vier englische.

Ein Deutscher von Bloemfontein erzählte mir von dem

merkwürdigen „Schlangenpensionat“ eines benachbarten Farmers, welches zu besuchen er mir sehr anrieth. Der betreffende Farmer hat nämlich eine solche eigenthümliche naturgeschichtliche Passion für diese wol selten einen Menschen anmuthenden unliebenswürdigen Reptilien, daß er sich davon eine ganze Masse von den verschiedensten Species eingefangen hat, die nun mit ihm den Comfort seiner Häuslichkeit theilen. Es befinden sich darunter die allergiftigsten, die er aber dadurch ungefährlich gemacht hat, daß er ihnen die Giftzähne ausgebrochen hat, und man kann also in diesem Hause das seltene und interessante Schauspiel sehen, wie eine Cobra capella oder eine Ringhalsschlange freundlich den Hals eines Menschen umschlungen hält!

Nachdem ich an frühern Stellen meiner Briefe mehreremal die unvergleichliche Heilsamkeit des Klimas von Bloemfontein für Brustleiden hervorgehoben habe, zwingt mich die Unparteilichkeit, auch das Urtheil eines alten preußischen Offiziers anzuführen, der hier am Grey-College als Lehrer angestellt ist und furchtbar am Rheumatismus leidet. Er behauptete, das hiesige Klima sei für solche Leiden wie das seinige eins der schlechtesten der Welt, und fühlte sich ganz unglücklich darüber, daß Mangel an Vermögen ihn zwang, trotzdem die letzten Jahre seines irdischen Daseins hier verleben zu müssen.

Auch den ehemaligen Regenten der Diamantenfelder, Landdrost Truter, besuchte ich in Bloemfontein. Er ist ein energischer sonnenverbrannter Mann mit einem Löwenkopfe und dem Aussehen eines spanischen Cabecilla. Einen Theil seines Lebens hat er als Goldgräber in Australien verbracht und war daher besonders geeignet zur Regierung des über Nacht wie ein Pilz aus dem Boden geschossenen Diggerstaates. Alle Diggers erinnern sich der glücklichen, leider nur zur kurzen Zeit seiner Regentschaft mit Wehmuth, und ich durfte ihm wol aufrichtig versichern, daß ich, wenn er unser Schutzhort hätte bleiben können, sicherlich bei meiner Abreise verschiedene Tausende von Pfunden Sterling mehr mit nach Europa genommen haben würde, als mir unter der negerbeglückenden, die weißen Colo-

nisten und Diggers aber mitleidslos und ohne Schutz den diebischen Passionen der Kaffern überlassenden englischen Regierung möglich gewesen.

Herr Truter hatte übrigens das feste Vertrauen, daß bei einer, seiner Ansicht nach unvermeidlichen, Conferenz oder Arbitration der Freistaat wieder sein gutes Recht, entweder die Zurückgabe der Diamantenfelder oder die Zahlung einer gehörigen Geldentschädigung für den unverantwortlichen Raub derselben erlangen werde und müsse.

Ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß selbst nach der Wegnahme von Dutoitspan, Bultfontein, De Beers und Kimberley, der Freistaat noch heute seine eigenen Diamantenfelder hat. Nicht nur, daß in den Betten des Vaal- und des Oranjestromes und ihrer Nebenflüsse: des Riet, Modder, Caledon u. s. w., Diamanten verborgen liegen, sondern auch Dry Diggings sind da, die von Jagersfontein bei Philippolis. Die Qualität der dort gefundenen Steine ist gut und weiß, nur sind bisher leider nur kleine Steine gefunden worden und daher die Diggings noch nicht mehr in Aufnahme gekommen. Ich selbst hatte eine Zeit lang die Idee, hierher zum Diggen überzusiedeln mit meinen Zelten, Wagen und Diggerinventar, da ich des Landes der Native-Diggers und der unaufhörlichen unvermeidlichen Beraubung durch vom Gouvernement geschützte und autorisirte Diebe herzlich müde war; jedoch der Entschluß, direct nach Europa zurückzukehren, schob dann dieses Project beiseite.

Neunzehntes Kapitel.

Abreise nach Thaba-Nchu. — Mr. Froude's Triumphzug durch Südafrika. — König Maroka's Land. — Champagnerfläschchen an Sträuchern. — Castagnettenmusik. — Grenzwachthaus. — Eindrücke einer Negerstadt. — Ein Hochzeitszug. — Einladung zum Banket. — Schwarze Aphroditen und Bajaderen. — Kindliche Freuden. — Dames d'honneur meiner Ochsen. — Düngerjagd. — Audienz beim Könige. — Lob der deutschen Fürsten aus dem Munde einer schwarzen Majestät. — Prinzessin Magi. — Staatliche Organisation. — Wolkenbruch. — Erkrankung am Nervenfieber. — Samariterpflege. — Berichte über Basutoland. — Der Menschenfresser. — Schlangengeschichten. — Die verhängnißvollen Feldschuhe. — Basutositten. — Zauberer. — Betschuanenfabeln. — Einladung zu einem Königsvetter. — Justiz und Polizei Maroka's. — Löwenbiß. — Ein blinder Fußreisender.

Nach einmonatlichem Aufenthalte in dem schönen Bloemfontein, das mir mit seinen gärtenumfaßten Villenstraßen, seinen köstlichen gigantischen Gruppen von Trauerweiden, seiner sybaritischen Verpflegung im deutschen Hotel und — last no least — seinen freundlichen Einwohnern lebenslang wie ein süßer Ruhepunkt in meiner Erinnerung verbleiben wird, brach ich am 14. März 1875 wieder auf, um meine Reise nach Natal fortzusetzen.

Es that mir leid, mein weites, geräumiges, luftiges Wohnzimmer im Hotel zu verlassen, das mir, nachdem ich beinahe vier Jahre hindurch an das Leben in engen Zelten und heißen vogelkäfigähnlichen Wohnräumen mich hatte gewöhnen müssen, wie ein weiter Königssaal und als ein Superlativ von Raum

und Comfort erschienen war. Meinen Ochsen hatte die einmonatliche Ruhe auf der fetten Weide von Bloemfontein sehr wohl gethan und sie liefen beinahe wie Pferde vor dem Wagen her, mit sichtbarer Lust, ihre gewachsenen Kräfte zeigen zu können.

Mein nächstes Reiseziel war Thaba-Nchu (sprich: Thabántschuh), Haupt- und Residenzstadt des Königs Maroka, Beherrschers der Barolongs, eines Stammes der Westbetschuanen. Sein von etwa 25000 schwarzen Unterthanen bewohntes Land liegt wie eine Insel mitten im Oranje-Freistaate, ist aber an sich ganz von demselben politisch und administrativ unabhängig und nur durch ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm verbunden. Die englische Colonialregierung betrachtet und behandelt absichtlich den König Maroka als einen vollständig unabhängigen Souverän, jedenfalls um eventuell bei seinem baldigst zu erwartenden Ableben und den zweifellos nachher entstehenden Erbschaftswirren ein Recht zu haben, sich mit hineinzumengen und sein Land unter ihren Schutz zu nehmen, was ja den Boers gegenüber immer eine Lieblingspolitik der englischen Regierung gewesen ist. Natürlich würde sich der Freistaat dieses nicht ruhig gefallen lassen; gerade aber deshalb dürfte für die intriguensüchtige Kapregierung ein solcher neuer Grund zur Theilung mit dem scheelsüchtig überwachten Freistaate vielleicht sehr willkommen sein.

Es kommt nun freilich immer auf die Dispositionen des jeweiligen englischen Colonialministers an, ob die bisherige boerfeindliche Politik des Generalgouverneurs Sir Henry Barkly und des Gouverneurs Southey fortgesetzt oder auf versöhnliche Wege eingelenkt werden wird. Man möchte diese letztere Absicht dem neuen Tory-Colonialminister Lord Carnarvon zutrauen, seit er den berühmten Historiker Froude, seinen Vertrauten, im Jahre 1874 nach Südafrika aussandte, um ihm einen genauen Bericht über die politische Lage und die Bedürfnisse der englisch-afrikanischen Colonien abzustatten.

Die Reise des Herrn Froude durch Südafrika glich einem Triumphzuge. Er wurde in Capetown, Kimberley, Bloemfontein, Pretoria, Pietermaritzburg und Port Elisabeth mit glänzenden

Banketen gefeiert, wobei es die herrlichsten Reden zu hören gab, und die Häupter aller Parteien suchten sich ihm zu nähern und ihn von ihren Wünschen und Bitten genau in Kenntniß zu setzen.

Es drängte sich ihm überall, in den englischen Landestheilen wie in den beiden niederdeutschen Republiken, die Erfahrung auf, daß Ein Wunsch durch ganz Südafrika gehe: das Verlangen nach einer einigen, starken und unabhängigen südafrikanischen Nation, nach Gründung eines neuen Staatenbundes: „der Vereinigten Staaten von Südafrika", deren Bürger künftig — nach dem amerikanischen Vorbilde — einfach sich Afrikaner nennen würden, gleichviel ob sie englischen, holländischen oder deutschen Blutes seien.

Schon bei seinem ersten Anslandsetzen in Capetown tönte ihm dieser Schlachtruf in die Ohren. Er sprach einem zu seiner Begrüßung gekommenen englischen Zeitungsredacteur, Professor Noble, seine Freude aus, eine so prächtige Stadt und einen so herrlichen Hafen unter dem alten ehrwürdigen Banner Altenglands zu sehen.

„Wir sind sehr erfreut", antwortete Professor Noble, „euere britischen Schiffe und Soldaten hier bei uns als Gäste zu sehen, aber ich bitte mich nicht miszuverstehen, wenn ich höflichst in Erinnerung bringe, daß Stadt und Festung und Hafen nicht mehr euer Eigenthum, sondern das unsere sind. Ja Herr, die Festung und die Häfen gehören uns! Ihr möchtet gerade so gut ein Stück von dem Abendstern dort oben", und er deutete auf die am Horizont flimmernde Venus, „euer eigen nennen, als euch einbilden, daß ihr weitere Rechte auf das Kap der guten Hoffnung habt als solche, die wir zur Zeit noch für gut befinden, euch zu belassen."

Um einigermaßen diese Sprache eines stolzen Spaniers verständlich zu finden, muß in Erinnerung gebracht werden, daß seit der Einführung das Responsible Government (der verantwortlichen Regierung) im Jahre 1872 in der That die Kapcolonie sich in ihren rein innerlichen Angelegenheiten vollständig unabhängig selbst regiert, und daß kein englischer Minister in London ein Recht mehr hat, in die innere Regierung

der Colonie irgendwie mit hineinzureden. Die Administration des Landes ist vielmehr ausschließlich die Befugniß des Kapministeriums, das jedesmal nur so lange sich im Amt halten kann, als es die Majorität des Kapparlaments für sich hat. Allein mit der äußern Politik, dem Militärwesen und dem allgemeinen Native System (Negerpolitik) hat das Kapministerium nichts zu schaffen, das sind noch die ausschließlichen Prärogative des englischen Generalgouverneurs, und deshalb entbehrten die stolzen Worte des schottischen Professors für jetzt wenigstens noch einer realen Basis. Uebrigens wird kein vernünftiger Mensch erwarten, daß die englische Reichsregierung jemals der Bildung einer südafrikanischen Conföderation zu Liebe ihre militärische und navale Position in Kapstadt aufgeben sollte. Mit der Frage über die Flagge, unter welche die eventuelle neue Conföderation gestellt werden sollte, steht und fällt deshalb die Theilnahme der englischen Reichsregierung für dieses Project. Und das ist eben der heiklige Punkt! Die englisch redenden Afrikaner wollen in ihrer Majorität die englische, die holländisch redenden aber (und sie bilden doch die große Mehrzahl der Gesammtbevölkerung) ausnahmslos eine unabhängige republikanische Flagge! Wie und wann werden diese beiden entgegengesetzten Parteiwünsche sich vereinigen lassen?

Das Land des Königs Maroka ist etwa 11 deutsche Meilen lang und 8 breit, gehört also nicht zu den mächtigen Reichen dieser Erde. Auch militärisch hat es nicht viel zu bedeuten, denn wenn es gleich im letzten Kriege gegen die Basutos dem Freistaate 2000 Krieger als Hülfstruppen stellte, so geht doch unter den Basutos das Sprichwort, daß Ein Basuto 50 Barolongs zum Teufel jage, was nicht gerade für errungene unsterbliche Schlachtenlorbern seitens der letztern spricht.

Dafür ist aber dieses friedliche Völkchen in allen Künsten des Friedens wohl erfahren und bildet eine zufriedene, selbstgenügsame, patriarchalische Gemeinschaft, die unter ihrem ruheliebenden, jetzt schon sehr bejahrten Landesvater und geschützt ringsum von den Boers des Freistaates keine kriegerischen Störungen mehr zu befürchten hat.

Die Barolongs, von denen es übrigens noch andere Bruderstämme gibt, die im Freistaate, in Griqualand und Transvaal zerstreut wohnen, haben sich erst seit circa fünfundzwanzig Jahren hier um den Thaba-Nchu, d. i. den schwarzen Berg, herum concentrirt. Damals wurde nämlich von den wesleyanischen Missionaren das Land seinen frühern Besitzern für den bescheidenen Betrag von 40 Kühen abgekauft und den Barolongs als Wohnplatz überlassen. Daher kommt es auch, daß noch heute der wesleyanische Missionar, Herr Daniels, der Siegelbewahrer und Hauptrathgeber des alten Königs ist. (Die Wesleyaner haben überhaupt in ganz Südafrika durch ihre zahlreichen Missionen [780 Kirchen und Kapellen, während die berliner lutherischen Missionen deren nur circa 70 haben] einen großen Einfluß auf die Eingeborenen erworben. Im Jahre 1823 gründeten sie ihre erste Mission für die Kaffern.)

Das königliche Amtssiegel zeigt zwei Elefantenköpfe und die Inschrift: Inkosi Barolong, d. i. König der Barolongs. Nach dem Ableben des alten Maroka wird wol der Volksraad des Freistaates diese Enclave seinen Erben abzukaufen suchen. Ich hörte, man wolle denselben dann 2 Millionen Mark anbieten, wenn sie sich außer Landes neue Wohnsitze aufsuchen wollten. Maroka's Land ist gerade wie das angrenzende von den Basutos eroberte Gebiet ganz außerordentlich fruchtbar und würde für zahlreiche Boers die herrlichsten, wasserreichsten Farmen abgeben.

Als die Sonne sich zu neigen begann, ließ ich ausspannen, mein Zelt aufschlagen und mit Hülfe von zusammengelesenem trockenem Dung als Feuerung ein leckeres Abendessen kochen. Die langen platten Tafelberge um Bloemfontein waren längst dem Blicke entschwunden, die weite grüne Fläche ringsherum über und über mit wohlriechenden Kräutern und Sträuchern bedeckt, sodaß man gegen Abend in der freien Luft hätte vermeinen können, etwa in einer Apotheke zu sein, so sehr war die ganze Atmosphäre mit stark riechenden, übrigens höchst angenehmen Exhalationen angefüllt.

Ein Spaziergang vor dem Abendessen zeigte mir eine ganz merkwürdige, bisher noch nicht von mir beobachtete Natur-

erscheinung. Es standen zahlreiche vollständig vertrocknete Kameldornsträucher umher, die stets mit einer ungeheuern Menge von langen spitzen Stacheln gespickt sind. Ein jeder dieser Stacheln war nun an seiner Spitze mit einem kleinen weißen Schaumklümpchen behangen, ähnlich, als wären die sämmtlichen Stacheln in eine milchartig schaumige Flüssigkeit eingetaucht gewesen und dann zahllose Tröpfchen wie kleine Schneeballen daran sitzen geblieben. Das Licht der untergehenden Sonne gab diesem schwebenden Labyrinth von milchigen Beutelchen eine schöne silberglänzende Färbung wie perlender Champagnerschaum, worin sich reizende Regenbogenfarben spiegelten. Bei näherer Untersuchung des Phänomens fand ich, daß in der Mitte eines jeden der Bläschen ein kleines lebendiges Käferchen von brillanten Farben verborgen war, das auf dem Grunde desselben lebte und dessen Arbeitsproduct also wol das Schaumbeutelchen sein mußte. Zu welchem Zwecke die letztern dienten, ob zum Hineinlegen der Eier, etwa als Nahrungsvorrath für die dem Ei entschlüpften Jungen, hinterlassen von den vorsorglichen Aeltern — das konnte ich weiter nicht herausstudiren. Die Größe der Käferchen wechselte mit der Größe der Schaumbeutelchen. Wie viele solche kleine Naturgeheimnisse mag die wilde Natur dieses von gelehrten Naturforschern nur so selten besuchten Landes noch bergen!

Als ich meine Schritte weiter lenkte, hörte ich — erst ganz schwach und leise, aber je näher ich kam, immer deutlicher, eine ganz eigenthümliche Musik, die in mir sofort die süßesten Erinnerungen an frühere schönere Zeiten weckte. Es war mir, als sei ich plötzlich in eine jener entzückenden milden Aprilnächte von Sevilla zurückversetzt, mit ihrem süßen Zauber von fast betäubendem Orangenblütenduft, von wunderbar klarer Mondbeleuchtung, und von leisen, aus allen Gärten und Höfen erklingenden Guitarrenaccorden und gedämpften Tamburin- und Castagnettentönen. Denn ganz deutlich hörte ich es wie ein genau taktförmiges Durcheinanderklappen von Tausenden von Castagnetten! Was war das? Was konnte es sein? Ich schritt voll Neugierde in der Richtung vor-

wärts, woher die Töne kamen, und befand mich bald an einer Wasserfläche, halb Teich, halb Sumpf, woraus deutlich das melodische Geräusch herauftönte. Ich entdeckte nun, daß die Urheber dieser Nachtmusik einfach zahllose Frösche waren, von einer eigenthümlichen Art und wie ich solche noch nie früher kennen gelernt, deren Quaken so unglaublich genau das taktgeregelte Castagnettengeklapper andalusischer Tänzerinnen imitirte.

Ich gebe zu, daß mich Mutter Natur mit einer außergewöhnlichen Portion von Sensibilität dotirt hat (ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werthe für dieses irdische Jammerthal!) und daß ich also infolge dessen leicht poetische Genüsse auch da finde, wo solche von der großen Mehrzahl der Sterblichen weder begriffen noch gewürdigt werden. Denn ich habe bei nur wenigen Personen eine gleiche Passion für die Naturmusik von Fröschen, Unken, Nachtvögeln und ähnlichen Thieren gefunden. Wie ich nun aber einmal bin, so versetzt mich ein ähnlicher Ohrenschmaus jedesmal in die allersüßesten Empfindungen und Kindheitsträume. Das laute, freudenvolle und jubelnde Froschconcert in mondhellen Frühlingsnächten in Zöschau, der Heimat meiner Kindheit, — das tiefmelancholische gräberhafte Unkengestöhn in den schilfigen und unkrautverwachsenen Teichen des alten Schlosses Moritzburg bei Dresden, — das eigenthümliche, im tiefsten Baß gerufene dumpfe „Zump“ der großen Frösche in den nordamerikanischen Kanälen, — das fröhliche Durcheinanderquiken, nach Art kleiner Entchen, der Frösche in den virginischen Flüssen und Teichen — alle diese frischen Naturlaute sind für mich immer einer der höchsten „musikalischen“ oder richtiger „akustischen“ Genüsse gewesen, welche anzuhören ich unter Umständen meilenweit gewandert sein würde, während es viele Opern unberühmter Componisten gibt, für deren Anhören ich nicht Einen Schritt vor die Thür setzen möchte. Es gehörte nun in der That im vorliegenden Falle nicht gerade eine überschwengliche arabische Phantasie dazu, um hier, mitten in dieser todtenstillen Einöde, am Rande des einsamen Wüstenteiches, worin sich die flimmernden Lichter des südafrikanischen Sternenhimmels

spiegelten, sich da unten in die dunkeln Wasser eine kleine lichtumstrahlte Feenwelt von springenden und tanzenden Elfen und Nixchen und Zwergen hineinzudenken, die da ihre geisterhaften Nachtorgien aufführten. Ein wenig Einbildungskraft thut in solchen Fällen gut und gibt dem poetischen Träumer unschuldige und billige Genüsse und Freuden, die der eingetrocknete mathematische Geschäftsmensch sich vollständig entgehen lassen muß.

Am andern Morgen ging es weiter vorwärts. Die spärlich hier und da erscheinenden Farmhäuschen einsamer Boerfamilien hörten nun ganz auf und das Grenzwachthaus des Maroka'schen Landes wurde passirt, dem ich natürlich meinen Besuch abstattete, nicht etwa um meinen Reisepaß mit dem Stempel der betschuanischen Duodezmonarchie versehen zu lassen, sondern um Milch und Eier zu kaufen, die mir mit der größten Bereitwilligkeit verabfolgt wurden. Der Grenzwächter war ein langer schmächtiger Neger von intelligentem Gesichtsausdruck. An den weißgetünchten Wänden seines Lehmhauses waren verschiedene Flinten und eine Guitarre aufgehangen und nackte, fette und quabbelige Kinder mit weit hervorspringenden Bäuchen krabbelten auf dem Fußboden herum und beobachteten mich mit großen verwunderten Augen.

Das Land blieb fortwährend wunderschön grün, denn es war ja Sommerszeit, die Zeit der Regen. Der hohe schwarze Bergstock, von dem Thaba-Nchu seinen Namen hat, und den man schon von Bloemfontein aus sehr deutlich wie eine Mauer am östlichen Horizont aufragen sieht, rückte immer näher und näher und zeigte sich als eine immer bedeutendere, großartige Gebirgsmasse.

Am dritten Tage wurden auf den Hügeln zu den Seiten des Weges erst kleinere, dann immer größere und dichtere Ansammlungen von heuschoberähnlichen Negerhütten sichtbar, bis endlich eine unabsehbare Menge von solchen, dicht hingesäet über mehrere Hügelreihen, mir die Ankunft in der großen Negerstadt Thaba-Nchu verkündete.

Ich fuhr bis in die Mitte eines weiten Wiesenplatzes, in dessen Nähe einige europäisch gebaute Häuser standen, und

ließ hier ausspannen und mein Zelt aufschlagen, auf dessen Spitze ich demonstrativ meine schwarz-weiß-rothe Flagge wehen ließ, die wol noch nie hier in diesem ignorirten Weltwinkel erschienen war. Eine schöne und ganz originelle Aussicht hatte ich ringsum: die zahllosen über die verschiedenen Bergabhänge hingesäeten und die Gipfel krönenden Negerhütten mit ihrem bienenkorbartigen runden Bau und ihren zugespitzten Grasdächern gaben ein ganz reizendes Bild auf dem smaragdgrünen Wiesenteppich ab, der die Grundfarbe der ganzen Landschaft bildete. Dieses Paradies ländlichen Friedens wurde überragt von einer gewaltigen steilen Gebirgsmauer, auf deren höchsten Gipfeln man die Spuren einer fortificatorischen Anlage, Mauern mit Schießscharten erblickte.

Nachdem ich meine Feldwohnung wieder in aller Ordnung hergerichtet, d. i. Stühle, den Feldtisch und das Eisenbett auseinandergeklappt, und letzteres durch Roßhaarmatratzen, Schakal- und Tigerkarrossen zu einem eleganten weichen Divan umgewandelt hatte, machte ich einen Spaziergang in die Stadt.

Ich sah eine große, in sehr bunte Farben gekleidete Menschenmasse einen Hügel herabwallen, die einen weithin hörbaren Mordspectakel machte. Als ich näher kam, sah ich, daß es lauter tanzende und springende Gruppen waren, die in langer wie zu einer Polonaise geformter Doppelreihe ihre polkaartigen Sprünge mit taktmäßigem Händeklatschen und grellem Unisono-Gesange begleiteten.

Das Schauspiel interessirte mich ungemein, und ich begab mich daher in die Mitte der jubelnden, nach offenbarem Augenschein sich unendlich glücklich fühlenden und sich königlich amusirenden Negermasse. Es waren lauter regelmäßige Paare von Männlein und Fräulein, und alle in blühendster Jugend, bis zu ganz kleinen Kindern herab, die mit gleicher Leidenschaft die rhythmischen Bein- und Handbewegungen mitmachten. Die Männer wie die Frauen und Mädchen waren mit halbeuropäischer Kleidung angethan; nur das Costüm eines der jungen Herren war vielleicht etwas gar zu einfach und zwanglos, denn derselbe war bis auf den Gürtel mit herab-

hängenden Fellfransen ganz nackt, trug aber trotzdem mit bedeutendem Selbstbewußtsein einen abgelegten europäischen schwarzen Cylinderhut mit umgelegtem blauem Schleier à l'Anglaise auf dem Kopfe.

Eine große Masse augenscheinlich niedrigern Volkes, meist Frauen und Kinder, und blos mit Fellen von wilden Thieren bekleidet, standen um die Tanzenden herum als passive Zuschauer.

Einzelne der Tänzerinnen hatten rothe und blaue baumwollene Regenschirme in der linken Hand, mit denen sie sehr graziös während des Tanzes in der Luft herumfuchtelten. Das tolle Durcheinanderspringen aller dieser komischen Gestalten war ungemein amusant und ich konnte mich daran gar nicht satt sehen. Ein Ballet von Störchen, Gänsen, Enten und Krähen würde ungefähr einen ähnlichen Eindruck auf mich hervorgebracht haben. Und der Gesang!! Noch heute summt es mir davon in den Ohren. Aber was das Schönste war, das waren die fabelhaft vergnügten, freudenseligen Gesichter! Ein Jubel, eine Lust von solcher Innigkeit, eine Ausgelassenheit von solcher Seligkeit, wie man nur eben bei Negern sie finden kann! Bei einer solchen festlichen Gelegenheit — es war nämlich eine Hochzeit — zeigt sich die primitive, einfache, kindliche Natur der Neger in aller ihrer Liebenswürdigkeit. Wahrlich, das waren nicht mehr die verdorbenen, aufgeblasenen, trunksüchtigen und diebischen schwarzen Halunken von den Diamantenfeldern, die jedem, der mit ihnen geschäftlich zu thun hatte, einen Ekel vor der schwarzen Rasse einflößten, — es war die noch reine, unverfälschte und unverzogene, gutmüthige und liebenswürdige kindliche Natur der schwarzen Rasse, wie sie nur da sich glücklich erhalten hat, wo diese Rasse für sich allein und getrennt von den Weißen hat bleiben können.

Die Anwesenheit eines fremden weißen Gesichts konnte natürlich der ausgelassenen Menge nicht unbemerkt bleiben; aber trotz der allgemeinen Losgebundenheit und Aufregung benahmen sich die Leute mit so auffallender Anständigkeit und

rücksichtsvollster Höflichkeit gegen mich, daß ich dadurch die allervortheilhafteste Idee von der Höhe ihres Culturstandpunktes erhielt.

Man machte mir überall respectvoll Platz, wo ich mich aufstellte, um das afrikanische Ballet besser zu übersehen, und als sich dann die ganze Gesellschaft in einen großen Garten begab, in dem verschiedene Hütten, die Hütten der Aeltern der Braut, standen, wurde ich sehr freundlich eingeladen, dahin mitzufolgen. Die Zuschauermasse mußte draußen bleiben, nur die Elite von circa 200 Personen wurde eingelassen, und jetzt ging für diese eine große Schmauserei los. Den auf winzigen Rohrsesselchen sitzenden oder einfach auf dem Boden kauernden Gästen wurden in aus Gras geflochtenen Schüsseln Rindfleisch und Brei von Kaffernkorn herumgegeben. Nach diesem folgte sogar noch ein höchst wohlschmeckender Kaffee mit Zucker! Um den fremden Gast zu ehren, forderte der Vater der Braut die Masse auf, das Lied „God save the Queen“, übersetzt in die Betschuanensprache, zu singen. Alle erhoben sich und sangen die englische Nationalhymne mit ganz richtiger Intonation, was mir eine hohe Meinung von den musikalischen Talenten dieses Volksstammes beibrachte.

Als ich dann die fröhliche Gesellschaft wieder verließ, fesselte mich ein neues interessantes Schauspiel draußen an der Umzäunung des Gartens.

Hunderte von jungen Mädchen, darunter ein Theil mit ganz allerliebsten Gesichtern, hatten sich dort der aus Zweigen geflochtenen Zaunwand entlang aufgestellt, um wenigstens als Zuschauerinnen bei dem Feste mit gegenwärtig zu sein. Keine einzige davon aber hatte europäische Kleidung, sondern alle trugen das primitive, aus alten Zeiten auf heute überkommene, mir viel interessantere Nationalcostüm der echten Kaffermädchen. Die Hüften umschließt eine kurze weiche, mit der Haarseite nach innen gekehrte Karroß von Schakal- oder Wildkatzenfellen. Busen und Arme (und von welcher entzückenden Plastik waren sie, die jeden Künstler bezaubern würde!) sind ohne Verhüllung, ebenso die Beine bis hoch über die Knie. Ein Gürtel von zierlichen Perlenfransen umgibt die schlanke

dünne Taille; Arme und Beine sowie Hals und Brust sind mit buntem Perlenschmuck behangen und eine kokett wie ein Husarendolman über die linke Schulter geworfene Karroß (Pelzmäntelchen von den Fellen wilder Thiere) ist ebenfalls auf der auswendigen braunen Lederseite reichlich mit lang herabhängenden Perlenschnüren und hübsch ornamentalen Perlenstickereien verziert.

Das wollige Haupthaar ist zur untern Hälfte weggeschoren und der darüber stehen gelassene, an eine Cardinalskappe erinnernde Haarwulst zierlich von einer Perlenschnur umfaßt, wovon wieder eine Menge kleinerer Perlenschnüre lockenartig herabfallen. Diese obere Haarbedeckung des Kopfes wird von den Mädchen fleißig mit wohlriechenden Oelen gesalbt, und so kommt es, daß die hübschen Köpfchen so glänzen und glitzern, als wären Brillanten darüber ausgesäet.

Und was die Hauptsache ist, im großen Durchschnitt hatten alle diese Mädchen so feine und intelligente, ja vornehme Gesichtszüge, daß ich mich in ihrer Gegenwart beinahe so befangen fühlte, als seien es lauter englische oder deutsche Balldamen; wenigstens kam ein ganz eigenthümliches Gefühl der Scham über mich, als ich sie mit meinem goldenen Kneifer auf der Nase eine nach der andern musterte, und in ihren erstaunten, ernsten, edelgeformten Gesichtern etwas wie zürnende Indignation über meine aufdringliche und ihrerseits ganz unprovocirte Beobachtung zu entdecken glaubte.

Ich ging an eine der hübschesten, deren prächtige brennende Augen mich besonders anzogen, heran und bot ihr fünf Schillinge, wenn sie ihre Gefährtinnen veranlassen wolle, zu meinem Wagen zu kommen und dort nach ihrer Art ein Tänzchen aufzuführen. Sie sah mich mit großen, verwunderten und fast zürnenden Augen an und gab mir das Geld zurück. Offenbar hatte sie mein schlechtes Holländisch gar nicht verstanden. Es gelang mir jedoch später, einen jungen Neger zu finden, der ein wenig englisch sprach; diesem theilte ich meinen Wunsch mit, und er versprach mir, die ganze Gesellschaft der reizenden wilden Schönen würde in einem halben Stündchen zu meinem Camp kommen.

Dies geschah denn auch, und nun hatte ich ein paar Stunden lang das Schauspiel eines so prächtigen Ballets neben meinem Wagen, wie ich es sicherlich nicht schöner bei einer Aufführung der „Afrikanerin“ in Berlin oder Sanct-Petersburg hätte sehen können: ein graziöses, ausgelassenes und dabei doch vollständig decentes, rhythmisches Durcheinanderspringen dieser heitern und anmuthigen Kinder der Wildniß, begleitet von fröhlichem Gesange und Händeklatschen in sehr schnellem, an das Gehämmer einer Dampflocomotive in langsamem Laufe erinnernden Takte. Und dieses fesselnde Schauspiel kostete mir nur einige Ellen von buntem Zeuge, die ich aus einem der europäischen Läden hatte bringen lassen und den feurigsten und schönsten der Tänzerinnen präsentirte. Die graziösen, schlangenförmigen raschen Bewegungen dieser so harmonisch und schön modellirten Mädchen hatten etwas von den elastischen Sprüngen der Tigerkatze, und man hätte glauben mögen, daß eine lange Reihe von elegant aus Ebenholz geschnitzten Statuen, durch einen Zauberring berührt, plötzlich zu einem elektrisirten und jubelnden Leben erwacht seien. Wenn ein europäischer Bildhauer auch vielleicht die Gesichtslinien nicht fehlerfrei gefunden haben würde, so könnte er doch an dem gazellenartig zierlichen Bau und den anmuthigen, weichen Wellenlinien ihres schlanken feinen Körpers unmöglich etwas auszusetzen gehabt haben.

Nach vollendetem Tanze mußte ich doch den liebenswürdigen Ballerinas von Thaba-Nchu noch meine weitere Dankbarkeit bezeigen. Ich zeigte ihnen daher vor meinem Wagen allerhand Curiositäten und Seltenheiten, namentlich aber meine Sammlung von afrikanischen Photographien. Vorher ließ ich sie mein eigenes Bild beschauen, das von den umstehenden schwarzen Gazellen sofort erkannt wurde, wie mir die nächststehende und kühnste deutlich dadurch zu verstehen gab, daß sie mich mit schelmischem Lächeln an meinem langen Schnurrbarte zupfte und dabei auf das Bild wies. Nun brachte ich mein, einen Fuß im Durchmesser großes, Vergrößerungsglas heraus, welches die Photographien vollständig bis zur Lebensgröße darstellt. Wie soll ich aber den immensen Jubel beschreiben,

welcher unter meinen schönen Zuschauerinnen entstand, als ich einige Dutzend von Photographien von Negermädchen eine nach der andern hinter das Glas hielt! Es war ein solches reines und kindliches Entzücken ohne Ende, daß ich gewünscht hätte, meine Bildersammlung möchte nie ein Ende nehmen.

Dann kam das Brennglas daran, womit ich einigen mitanwesenden schwarzen Jungen ein wenig die Haut versengte — zu ihrem panischen Schrecken, aber zur großen Genugthuung der übrigen Gesellschaft, — dann meine Uhr, meine Kleider, mein Zelt, mein Bett, mein Spiegel — alles wurde befühlt und betupft und bewundert, am meisten aber das Innere meines Wagens, welcher in seiner wirklich eleganten Ausschmückung den Eindruck eines fahrenden Königspalastes auf sie zu machen schien.

Nachdem meine liebenswürdigen Gäste sich an allen diesen fremdartigen Herrlichkeiten recht satt gesehen hatten, sagte ich ihnen Gute Nacht und zog mich in meinen Wagen zurück, von dessen Fenstern aus ich noch lange die fröhlichen Gesänge der in langer Procession heimkehrenden „Rosen von Südafrika“ zu mir herüberhallen hörte.

Am nächsten Morgen hatte ich wieder eine drollige Ueberraschung. Als ich meinen Kopf zum Fenster hinaushielt, sah ich meinen Wagen umgeben von ungefähr einem Dutzend junger Mädchen, die mich ehrfurchtsvoll und mit bittenden Geberden ansahen. Mein Hottentott Isaak, den ich befragte, was sie denn von mir wollten, antwortete mir, sie wünschten, daß ich ihnen den Dung meiner Ochsen überlassen möchte, und zwar habe eine jede von ihnen die specielle Bitte, ihr allein, mit Ausschluß der andern, diese ehrenvolle Vergünstigung — jedenfalls ein sehr eigenthümliches Monopol — zu gewähren.

Das einzige Brennmaterial im Lande ist nämlich getrockneter Rinderdung, und solchen zu sammeln ist bei einer so dicht zusammengedrängten Bevölkerung von 25000 Schwarzen keine leichte Sache, denn alle Frauen und Mädchen der ganzen mit dem gemeinsamen Namen Thaba-Nchu belegten Ansammlung von Negerdörfern sind von früh bis in die Nacht auf

der Jagd nach diesem kostbarsten aller Stoffe. Es geht dies so weit, daß hinter den dem König Maroka und seinen Großen gehörigen Rinderheerden, sobald sie früh aus den Kraals auf die Weide getrieben werden, fortwährend eine Schar von Frauen und Mädchen einherzieht, um genau das Benehmen der sämmtlichen Ochsen und Kühe zu beobachten und zu überwachen. Sowie ihre Luchsaugen in der Heerde ein Thier entdecken, welches die malerische, den Rindern eigenthümliche gekrümmte Stellung annimmt, wenn solche eine gewisse Bequemlichkeit verrichten wollen, so schießen von verschiedenen Seiten die flinken Damen wie Raubvögel auf dasselbe los und machen sich jedes Partikelchen seines generösen Geschenkes einander streitig. In einem Moment ist das warme braune Häuflein mit hölzernen Schabern vom Boden gekratzt und in eine aus Gras geflochtene breite Schüssel (Igomee) gebracht, welche jede Schöne graziös auf dem Kopfe trägt. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß die antike Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, den sämmtlichen Mädchen und Frauen hier ihre schöngeformten Hälse und Schultern gibt — so meinen wenigstens gescheite Aerzte, die über diesen Punkt nachgedacht haben. Ländlich — sittlich! Wäre bei uns in Deutschland das Feuerungsmaterial für Küche und Wäsche auch auf keine andere Art zu erlangen als hier, so würden sich unsere wirthschaftlichen Hausfrauen gewiß nicht von „wilden Negerinnen" in solchem Opfermuthe für die Erlangung der nothwendigsten häuslichen Bedürfnisse beschämen lassen!

Ich war nun freilich bei der mir zugemutheten Entscheidung und Wahl zwischen so liebenswürdigen Bewerberinnen fast in einer ähnlich übeln Lage wie einst Paris mit dem verfänglichen Apfel, und ich gab zuletzt den mir am weisesten scheinenden Richterspruch, daß der Dung immer derjenigen gehören solle, die am ersten an der Stelle sei, um ihn wegzunehmen. Seitdem hatten meine acht braven Ochsen die Ehre, jeden Morgen schon vor Sonnenaufgang eine Blütenlese von dunkelfarbigen schönäugigen Jungfrauen um sich herum zu sehen, die sie mit unverwandtem Blicke, mit demselben Interesse ungefähr beobachteten, wie auf unsern Jahrmärkten

in Seiltänzerbuden die hochgeschürzte Schöne die Zuschauer mustert, aus deren milden Beiträgen ihre Sammelbüchse mit Trinkgeldern angefüllt werden soll. Nachdem die Ochsen dann von einem meiner Hottentotten auf die Weide getrieben worden, war der Platz, auf dem sie geschlafen hatten, immer so glatt und sauber wie ein Tanzboden, und jedes Häufchen ihrer vitalen Production vollständig spurlos vom Boden wegrasirt.

Der frische Dung wird von den Negerinnen zunächst in ihren Gärten an der Sonne getrocknet und dann in dicke harte Scheiben geformt und gepreßt. Den Rest, den sie nicht für sich selbst brauchen, pflegen sie an solche zu verkaufen, die nicht persönlich mit auf die Düngerjagd ausziehen, also an die vornehmern Einwohner der Stadt und an die wenigen hier wohnenden Weißen. Welchen hohen Werth der getrocknete Dung hier hat, ist daraus zu ersehen, daß ich für meinen spärlichen Küchengebrauch jeden Tag für 2—3½ Mark kaufen mußte, nur um das nothwendigste Küchenfeuer dreimal täglich zu unterhalten.

Es war für mich ein großes Vergnügen, Morgenspaziergänge innerhalb dieses interessanten Chaos von Bienenkörben und Heuschobern zu machen, den man Thaba-Nchu nennt. An einen regelmäßigen Stadtplan ist natürlich nicht zu denken; die Hütten sind ohne alle Ordnung durcheinandergewürfelt und zahlreiche schmale Fußwege krümmen sich in allen Richtungen durch dieses bunte Labyrinth.

Der Bauplan aller Hütten ist ganz genau derselbe: ein kreisförmiger Bau von mit Lehm beworfenem Rohr, gedeckt mit spitz auslaufendem Grasdach. Das Innere ist ein dunkler Raum ohne Fenster, so hoch, daß ein Mann darin bequem aufrecht stehen kann. Er ist in mehrere durch thürartige Oeffnungen verbundene kleinere Räume getheilt, von denen der eine als Schlafgemach, die andern als Küche und Besuchszimmer dienen. Um die Hüttenwand herum geht eine Art enger verandaartiger Galerie, welche noch von dem vorspringenden und ringsherum auf schmalen Holzsäulchen gestützten Grasdach gedeckt wird und so bei Regenwetter trockene Unterkunft bietet.

Die Hütten und ihre sie umgebenden, von Lehmmauern oder Zäunen eingefaßten Höfe sind durchweg sehr sauber und reinlich gehalten, und es sind mir überhaupt diese Barolongs als eins der reinlichsten Kaffernvölker erschienen.

Bei schönem Wetter (welches doch immer das vorherrschende ist) finden alle häuslichen Arbeiten: Küche, Wäsche, Zerstoßen des Korns u. s. w., im Hofe statt. Ein Spaziergang durch dieses Labyrinth von Hütten und Gärtchen (denn jede Hütte hat ihr Gemüse- und Fruchtgärtchen neben sich) ist deshalb so interessant, weil man in allen Höfen über die niedrige Lehmmauer hinweg das volle Familienleben und die ganze Hauswirthschaft in Thätigkeit sieht. Perlengeschmückte Frauen bereiten das stereotype Mittagessen zu: Brei aus Kaffernkorn; nackte Kinder spielen mit Hunden neben ihnen; der Mann liegt rauchend vor der Hütte oder ist in eifriger Unterhaltung mit Gästen begriffen. Ein tiefer Friede scheint überall zu herrschen; ich hörte nie einen Streit, ein Gezänk oder einen heftigen Wortwechsel. Es begegneten mir immer nur wenige Wanderer in den stillen und engen gewundenen Straßen; entweder war es ein junges Mädchen mit frischem und lachendem Gesicht und reizend elastischem, an das Hingleiten der Schlange erinnernden Gange (das, was die Spanierinnen „Schwimmen" nennen, indem sie den Gang der Engländerinnen Marschiren, den der Französinnen Trippeln nennen, für sich aber das Schwimmen in Anspruch nehmen): oder es war ein altes Weib, bedeckt von einer langen, nach inwendig getragenen Karroß und auf dem Kopfe eine unförmliche Pelzmütze von sehr altväterischer Form oder einen zugespitzten Grashut à la Chinoise, der mit seinen herabhängenden Seiten sehr an einen Champignon oder Steinpilz erinnert. Aus Gras wissen die Frauen hier alle möglichen Dinge zu flechten: Hüte, Schüsseln, Krüge, Töpfe, Teller u. s. w.

Das Innere der Hütten ist im heißen Sommer sehr kühl, im kühlen Winter recht angenehm warm, und daher ganz dem Klima des Landes angemessen.

Ich sah öfter vor den Hütten ungeheuere Haufen von einer braunen Masse aufgethürmt. Als ich sie näher unter-

suchte, fand ich, daß es getrocknete und geröstete große Heuschrecken waren, deren Wohlgeschmack mir sehr gerühmt wurde, und die in solchen Feimen für lange Zeit aufbewahrt werden.

Alle Morgen um 6 Uhr hörte ich das Betglöckchen der wesleyanischen Mission die Gläubigen zusammenrufen und dann harmonischen Kirchengesang von daher ertönen. Ich machte dem Missionar Herrn Daniels meinen Besuch und fand in ihm einen sehr gebildeten und angenehmen Mann. Er sagte mir, daß König Maroka, wenn er auch selbst nicht persönlich das Christenthum angenommen habe (schon des ihm dann auferlegten Entlassens seines Harems wegen), doch demselben im ganzen sehr günstig gesinnt sei und der Mission keine Hindernisse in den Weg lege; auch sei seine erste Frau, die Königin, eine Christin.

Auf meine Bitte, mich dem Könige vorstellen zu wollen, ging Herr Daniels bereitwillig ein und ersuchte mich, am folgenden Morgen um 10 Uhr mit ihm den Besuch zu machen. Er holte mich zur bestimmten Zeit in einem Wagen ab, und nach zehn Minuten hielten wir vor dem königlichen Platze, einer weiten Umzäunung, in deren Mitte mehrere mit Gras gedeckte Hütten standen, die sich in der Bauart durchaus nicht von dem allgemeinen Typus dieser Negerhütten unterschieden, wohl aber im räumlichen Umfange, denn sie schienen mir wenigstens zehnmal größer zu sein.

Eine Art Empfangssalon unter sehr hohem Grasdache befand sich in der Mitte; derselbe hat für ein paar Hundert Personen Platz und dient für große Versammlungen und feierliche Gelegenheiten.

König Maroka, ein alter Herr mit freundlichem Gesicht und weißem Vollbarte — so viel oder vielmehr so wenig als ihn der Haarwuchs eines Betschuanen hergibt — empfing mich in der Mitte seines Rathes, einiger bejahrten schwarzen Herren in europäischem Costüm, während der König selbst nach afrikanischer Fashion nur mit schönen Karrossen bekleidet war. Nur bei seinen seltenen Besuchen in Bloemfontein trägt auch er einen europäischen Paletot und Cylinderhut.

Zwei Lehnstühle waren vor dem Empfangssalon ins Freie

gestellt, worauf Herr Daniels und ich eingeladen wurden Platz zu nehmen, und nun begann eine, den Umständen angemessene, durchaus den feinsten europäischen Höflichkeitsformen entsprechende Unterhaltung. Da ich ein Deutscher war, so richtete der König an mich — natürlich durch die Verdolmetschung des Herrn Daniels — einige Fragen über allgemeine deutsche Verhältnisse. Ich fand ihn über dieselben weit besser informirt, als ich erwarten zu dürfen geglaubt hatte, denn er wußte nicht nur, daß die Deutschen den letzten großen Krieg mit ihren französischen Nachbarn so sieg- und triumphreich beendigt und eine so gewaltige Kriegsentschädigung daraus gewonnen hätten, sondern auch, daß die souveränen deutschen Fürsten sich alle einmüthig dem großen patriotischen Ziele untergeordnet und aus eigener Initiative dem sieggekrönten Reichsfeldherrn die Kaiserkrone angetragen hätten. Ich konnte natürlich nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit mit freudigem Sachsenstolze darauf hinzuweisen, wie sehr mein eigener angestammter Landesherr, König Albert, persönlich an der siegreichen Entscheidung des großen Feldzuges des deutschen Heeres mitgewirkt habe, indem er nicht nur das eigene vaterländische Armeecorps, sondern auch die Elite der preußischen Armee, die prächtige altpreußische Königsgarde, in die Schlachten geführt hätte. Hierauf zeigte ich dem Könige einige Photographien, die Bilder Kaiser Wilhelm's, der Könige Albert und Johann, des Prinzen Friedrich Karl, des Fürsten Bismarck, des Feldmarschalls Moltke u. a., die er mit lebhaftem Interesse durchsah. Auf die Bemerkung des Königs, daß unser Volk nun nach dem großen Kriege durch die gewonnenen Milliarden recht reich und glücklich geworden sein müsse, erwiderte ich ihm mit bitterm Lächeln, daß leider das Gegentheil der Fall sei, indem beinahe alle die zugeflossenen Schätze bei der allgemeinen politischen Lage Europas wieder für Zwecke der künftigen Vertheidigung, für kostspielige Festungsbauten, Arsenale, neue Geschütze und Handfeuerwaffen u. s. w. hätten verausgabt werden müssen, sodaß für productive und unmittelbar die Nation bereichernde Verwendung nur wenig übriggeblieben sei. Ob nun der schwarze

Monarch alles genau verstanden, was ich über diese Punkte sagte, bleibe dahingestellt; in jedem Falle zeigte mir jedoch die viertelstündige Conversation mit ihm, daß Maroka, wenn er auch weder englisch noch holländisch versteht, doch zu den gebildeten Negern gehöre und auch ohne Zeitungslektüre durch bloßen Verkehr mit weißen Männern mit den allgemeinen Weltangelegenheiten bekannt geworden war.

Er stellte mich dann seiner ersten Gemahlin vor, der Königin, die als solche den Vorrang vor allen seinen andern Gattinnen hat. Sie befand sich im gegenüberliegenden Winkel des Hofes und präsentirte sich als eine freundlich blickende Frau von einigem Embonpoint. Auch sie war nur mit kostbaren Karrossen von Goldschakal und grauer Zibethkatze bekleidet. Sie wird von ihren Unterthanen allgemein „die Mutter des Volkes" genannt und muß also diesen Ehrentitel wol auch verdienen.

Ich fragte nun nach dem Wohlsein der Kinder. Maroka hat deren nicht weniger als 65; sie waren daher wie Orgelpfeifen in allen Größen vorhanden. Je älter ein afrikanischer Fürst wird, desto reicher pflegt er zu werden durch das natürliche Zunehmen seiner Heerden und das Verhandeln seiner Töchter an reiche und einflußreiche Männer, wodurch seinen Heerden (da das Kaufgeld nur in Vieh gezahlt wird) immer neuer Zuwachs zufließt. Auch die Strafen für von Unterthanen begangene Verbrechen müssen, da Gefängnisse in den Ländern der Schwarzen eine vollständig unbekannte Sache sind, an den König stets ausschließlich in Vieh entrichtet werden, sodaß seine Heerden in einem fort anschwellen und ihn dadurch in den Stand setzen, immer noblere, schönere, jüngere und daher theuerere Weiber zu kaufen. Eine natürliche Folge hiervon ist, daß das letzte Weib gewöhnlich das jüngste und geliebteste ist, und daß der älteste König, wenn keine andern Umstände ihm solches Glück versagen, oft noch ganz winzig kleine Kinder hat.

Als ich bat, mir einige der Kinder zu zeigen, wurden mir mehrere Mädchen vorgeführt, die mir höchst liebenswürdige europäische Knicksche machten und halb europäisch, halb kafferisch

gekleidet waren. Eine davon, die etwa neunjährige Prinzessin Marguerite, abgekürzt Magi, war ein ganz reizendes kleines Wesen. Zu einem feingeschnittenen, intelligenten und edel geformten Gesicht hatte sie ein paar Augen, nun, in meinem Leben habe ich noch nie solche Augen gesehen, von einer Größe, einer Schwärze auf schneeweißem Grunde, einem solchen Lichtglanze wie ein paar brennende kleine Sonnen. Dabei hatte sie einen sehr üppigen Haarwuchs, ähnlich dem der Zulus und Mulatten, der ihr mehr die Erscheinung einer sehr dunkelfarbigen Italienerin oder Spanierin gab als die einer Negerin.

Als ich nun dieses prächtige, für ein Negerkind unvergleichlich schöne kleine Wesen sah, fuhr mir plötzlich eine romantische Idee durch den Kopf. Wie? wenn ich versuchte, diesen kleinen schwarzen Engel unter meine Obhut zu bekommen, ihn mit nach Europa zu nehmen und dort durch eine ausgesuchte Erziehung und durch sorgfältig gewählte deutsche Lehrer alle Talente, die in dem klugen rehäugigen Köpfchen etwa schlummern konnten, zum Leben zu erwecken? Wenn Magi z. B. ein Talent für Musik hätte, wäre nicht die Idee, eine schwarze Opern- oder Concertsängerin heranzubilden, eine vielversprechende und zukunftsreiche? Würde eine solche nicht, wenn dabei noch so hübsch in ihrer äußern Erscheinung, mit der Zeit ein großes Vermögen in Europa erwerben und so eine viel höhere Existenzstufe erreichen können, als ihrer in Afrika als Frau Nummer so und so viel eines untergeordneten Kaffernhäuptlings wartete? Und außerdem, welche freundliche Aussicht, einem so anmuthigen kleinen Wesen durch liebevolle Pflege und Fürsorge mit der Zeit ein Gefühl kindlicher Liebe und Anhänglichkeit einzuflößen, und sich daran zu ergötzen, wie die zarte tropische Wunderblume in den europäischen Salons von aristokratischen Damen caressirt und gehätschelt werden würde!

Ich gab meiner Idee sofort Ausdruck und fragte den König, ob er, da er ja so außerordentlich zahlreiche Kinder habe, eventuell nicht eins davon, und zwar Magi, würde meinem Schutze und meiner Pflege zum Zwecke einer euro-

päischen Erziehung anvertrauen wollen? Da meine Person seinem großen Freunde, dem Präsidenten des Oranje-Freistaates, wohl bekannt sei, so würde ihm jede mögliche Garantie für die gewissenhafte Erfüllung meiner Zusicherungen gegeben werden.

Die Antwort des Königs war kurz und decisiv. Er rief Magi zu sich heran, nahm sie auf seinen Schos, küßte sie herzlich ab und ließ mir verdolmetschen, daß er jedes andere Kind, nur nicht dieses mir abtreten würde, denn es sei sein Augapfel und die größte Freude seines Herzens. Magi war offenbar mit dieser Entscheidung gar nicht unzufrieden, denn sie schmiegte sich liebkosend an die Brust des greisen Vaters und warf mir aus dessen Armen einen lieblich schelmischen Blick zu. —

Auffallend war es mir bei meinen häufigen Spaziergängen durch die Negerstadt, öfter von europäisch gekleideten Schwarzen angeredet zu werden, von denen jeder immer vorgab, ein Vetter des Königs Maroka zu sein. Es kamen zuletzt in meiner Rechnung so viele Vettern des schwarzen Potentaten zusammen, daß ich anfing, an der Authenticität aller dieser Vetterschaften ungläubig zu werden. Nun allerdings, in einem Lande, wo ein Vater manchmal mehr als hundert Kinder hat, kann einer auch ein paar hundert Vettern haben.

Herr Daniels theilte mir mit, daß unter dieser zahlreichen Verwandtschaft zwei distincte politische Parteien sich gegenüberstünden — tout comme chez nous! — und daß nach dem Tode des alten Königs sehr verwickelte Erbschaftsstreitigkeiten zu erwarten seien. Wahrscheinlich wird wol, wie schon erwähnt, der Freistaat das fruchtbare Land kaufen, das überall den herrlichsten Boden hat, und es dann den vielen Söhnen und Vettern und ihren Untergebenen überlassen, das Kaufgeld in der Tasche, über die Grenze zu ziehen und sich irgendwo außerhalb neue Wohnsitze zu suchen, gerade so, wie es der Häuptling Adam Kok mit seinen Griquas gemacht hat. Nachdem derselbe nämlich dem Freistaate sein Land, worauf später die Diamantenfelder entdeckt wurden, verkauft hatte, wanderte er mit seinem Volksschwarme nach dem Süden

von Natal in das ihm vom Gouverneur Grey seit 1857 überlassene und nunmehr Ost-Griqualand benannte Nomansland (Niemandes Land) aus, wo seitdem sein Volk den fruchtbaren Boden in sehr guten Culturzustand gesetzt hat und sich überhaupt sehr wohl befindet, da der Häuptling streng alle Einfuhr von Branntwein verboten hat — eine Regierungsmaßregel, die noch kein englischer Gouverneur nachzumachen gewagt hat!*)

Traurige Tage warteten noch meiner in Thaba-Nchu. Ich hatte ein paar Nächte im Zelte geschlafen, da dasselbe mir mehr Platz und Comfort als der Wagen bot, — das Wetter war ja immer so schön gewesen. In der letzten Nacht aber überraschte mich ganz unerwartet und unvorhergesehen eins jener kolossalen Ungewitter, die nur in den heißen Zonen vorkommen. Es schien, als solle die ganze Erde von feurigen Blitzen zerschmettert und verzehrt werden, und dann ergoß sich vom Himmel herab ein so wolkenbruchartiger, von schwerem Hagel und heftigem Sturmwinde begleiteter, lange anhaltender Regen, daß mein Zelt mitten in der Nacht durch einen der Windstöße umschlug und ich nun in meinem Bette wie in einem Teiche lag. Ich tappte in der rabenschwarzen Finsterniß mit Händen und Füßen umher (denn Streichhölzchen anzuzünden war natürlich eine vollständige Unmöglichkeit) — überall nichts als Wasser und Wasser! Meine durchtränkten Kleider und Stiefeln anzuziehen war unthunlich. So tastete ich im naßanklebenden Hemd und barfuß durch eine wogende kalte Flut nach dem nur zehn Schritte entfernten Wagen hin, um dort das Ende des Wetters abzuwarten. Aber das wollte und wollte nicht kommen. Es goß den ganzen Tag wie mit Kübeln! An Kaffeetrinken oder etwas Warmes essen war natürlich nicht zu denken, da Feuer anzuzünden ein Ding der Unmöglichkeit war. Die ganze Thalfläche hatte sich in eine flutende Wassermasse verwandelt; nur die Hügel, wovon überall heftige Cascaden herunterbrausten, standen wie

*) Adam Kok bezog vom englischen Gouvernement eine Jahresrente von 1000 Pfd. St. und starb Ende 1875.

Inseln daraus hervor. Meine Lage war eine sehr üble — da, ungefähr zu Mittag plantschten Schritte durch den See, worin mein Wagen stand. Ich hörte meinen Namen rufen und erkannte den Schwiegersohn des Missionars Daniels, Herrn Finley, der in der Nähe ein aus gedörrten Ziegeln gebautes Haus bewohnte und mich einlud, dahin überzusiedeln, solange dieses schaurige Unwetter anhalten würde. Ich nahm die freundliche, zu sehr passender Zeit kommende Einladung dankbar an und zog — mitten im strömenden Wolkengießen — mit meinen nothwendigsten Utensilien in das Haus über.

Welches Paradies nach einem solchen Logis in einem Wasserstrome — ein trockenes Haus mit wasserdichtem Eisendache! Wie behagten mir, der ich vor Kälte schlotterte, das prasselnde Kaminfeuer, der heiße Thee, das reiche Mittagessen, die mir mit solcher Liebenswürdigkeit geboten wurden!! Die goldblonde, sympathische junge Frau des Herrn Finley sowie ihre achtzehnjährige Schwester, ein hübsches, brünettes, sehr lebhaftes Mädchen, räumten mir das beste Zimmer des Hauses ein und beraubten ihre eigenen Zimmer des bequemsten Sofas und anderer Möbeln, nur, um mir es recht angenehm und behaglich zu machen!

Aber die große Erkältung, die ich mir in der Regennacht geholt hatte, zog mir ein heftiges Nervenfieber zu, das mich an den Rand des Grabes brachte. Ich lag einige Tage in wilden Fieberphantasien, worin ich hauptsächlich immer die Vorstellung hatte, als sei ich von wilden Kaffern umringt, die auf mich mit ihren Speeren und Keulen zielten. Erwachte ich von Zeit zu Zeit aus diesen wüsten Träumen, so war es mir, als stünden zwei Engel in weißen Kleidern an meinem Bette, die mich mitleidsvoll anblickten, meine brennende Stirn fortwährend mit Essigschwämmchen netzten und ihr dann unermüdlich mit Fächern sanfte Kühlung zuwehten. Es gab mir dies vollständig täuschend das Gefühl, als ob zarte Engelschwingen mir Kühle und himmlische Ruhe zufächelten! Die Lichtgestalten der beiden Schwestern wichen nur selten von meinem Lager, und in der Nacht wachte ihr Vater, der

Missionar, an meinem Bett, der mir auch (alle Missionare sind ja zugleich Aerzte) homöopathische Arzneien verabreichte.

Als es mir nach vier Tagen etwas besser wurde und ich anfing von Weiterreisen zu sprechen, bestanden meine liebenswürdigen Pflegerinnen darauf, ich müsse ohne Widerrede so lange in ihrem Hause bleiben, bis ich vollständig wiederhergestellt sein und neue Kräfte gesammelt haben würde. Ein so freundliches Anerbieten anzunehmen war für mich kein Opfer. Ich wurde mit solcher nahrhaften und wohlschmeckenden Kost verpflegt, daß die Kräfte mir schnell wiederkamen und daß ich bald an den täglichen Ausfahrten von Mrs. Finley im Wagen theilnehmen konnte, während Fräulein Lilli hoch zu Roß als kühne Amazone uns vorausſprengte. Ja, ich war nahe daran, für mein ganzes Leben mich an das Haus dieser liebenswürdigen Familie fesseln zu lassen. Als Fraulein Lilli, selbst eine so zarte, frische und jugendliche Erscheinung wie eine blühende Rose, mir eine frischgepflückte Rose überreichte, um mich zu meiner Genesung zu beglückwünschen, und als ich sie dann anblickte, in ihrem reizenden und koketten Amazonencostüm, mit Straußenfederhütchen und weißen Stulphandschuhen, da kam mir ein Gefühl, als müsse ich ihre kleine weiche Hand an meine Lippen ziehen und ihr leise sagen: „Theuere Miß Lilli, Sie haben mich wie ein guter Engel gepflegt, o bitte, fahren Sie fort, mir Glück zu spenden und werden Sie meine Gattin!“ Doch ich unterließ zögernd die Worte, die mir auf den Lippen schwebten — ich weiß eigentlich selbst nicht warum — und der Augenblick ging vorüber, um nie wiederzukehren, wie es ja gewöhnlich mit solchen Momenten im Leben der Fall ist.

In der Zeit meiner Wiedergenesung war es natürlich, daß die Conversation mit meinen liebenswürdigen Pflegerinnen sich hauptsächlich auf solche Gegenstände bezog, worin sie außerordentlich bewandert waren, auf die localen Verhältnisse jenes Fleckchens Erde, wo zu leben ihnen beschieden war. Die Sitten der Kaffern, namentlich der benachbarten Basutos, ihr Aberglaube, die Naturmerkwürdigkeiten und wilden Thiere ihres Landes gaben einen endlosen Stoff zur Unterhaltung.

Basutoland ist eins der allerinteressantesten Länder der Erde. Seine wilden einsamen Hochgebirge bergen eine Welt von Schätzen; es gibt dort einen Berg, welcher ganz mit den schönsten Krystallen bedeckt ist. Gold ist überall, nur werden seine Fundorte von den Basutos vor allen Weißen sorgsam geheimgehalten.

Ganze Bergabhänge sind mit einer prachtvollen rothen Glockenblume bedeckt, von der ein Exemplar in London beim Kunstgärtner 1 Guinee (21 Mark) kostet.

Vor vierzig Jahren noch war Basutoland voll von Kannibalen. Es hatten sich nämlich Reste jener durch die Zuluwütheriche Chaka und Dingaan so massenhaft vernichteten, frühern Eingeborenenbevölkerung der heutigen Colonie Natal in diese hohen Gebirge geflüchtet. Diese Leute hatten in der Regel nur sehr wenig zu essen und lernten daher allmählich sich mit der Menschenfresserei befreunden.

Einer dieser Menschenfresser lebte noch bis vor vier Jahren in einer geräumigen Höhle bei Thaba-Bosigo und war der Schrecken aller Umwohner. In seiner Felsenbehausung fand man nach seinem Tode Hunderte von Gerippen. Die Kaffern nannten ihn den Sidimo, d. i. Menschenfresser. Er lauerte in einem felsigen Engpasse wie eine Raubspinne auf die vorüberziehenden Reisenden und schleppte sie (denn er war von ungeheuerer Muskelkraft) in seine Höhle, wo er sie tödtete und nach und nach auffraß. Menschenfleisch und Menschenblut waren ihm ein unentbehrliches Bedürfniß geworden. War er zu satt oder hatte er noch frühern Vorrath von Fleisch, so schlug er dem Opfer bei lebendigem Leibe einen oder beide Arme oder ein Bein ab. Den übrigen Menschen ließ er lebendig, weil sich das Fleisch eines Todten in der Hitze nicht so lange hält, und legte ihn oben auf seine Vorrathstafel, einen Höhlenvorsprung. Dieser war so gelegen, daß das Opfer keinen andern Ausweg hatte, als dem Blutmenschen entgegenzuspringen. Wenn es heruntersprang, wurde es zerfleischt. Der Unhold schlief vor dieser Vorrathstafel, sodaß der Gefangene bei der Flucht hätte über ihn hinwegsteigen müssen. Alle Kaffern weit und breit in der

Umgegend hatten eine panische Furcht vor diesem nach ihrem Aberglauben mit überirdischen Kräften ausgestatteten Kannibalen. Keiner von ihnen würde es je gewagt haben, einen demselben zugehörigen Gegenstand zu stehlen oder gar den Wütherich mit Waffen anzugreifen. Daher kam es, daß er so lange sein verruchtes Leben fortsetzen konnte! Erst nach dem Kriege von 1867/68 wurde sein Aufenthalt den Weißen verrathen. Der neue englische Magistrat gab nach geschlossenem Frieden den Befehl, den Menschenfresser aus seiner Höhle herauszuräuchern, aber kein Basuto konnte gefunden werden, der es gewagt hätte, an einer so gefährlichen That sich zu betheiligen. Das Merkwürdigste ist, daß der Unhold verheirathet war! Eine entsetzlich häßliche Frau, mit rothen Augen und geschwollenem Gesicht, die er einst abfing, wurde sein Weib. Hatte ihre abschreckende Häßlichkeit ihm den Appetit sie zu verspeisen vertrieben? Oder trieb ihn nur das allen Kaffern gemeinsame Bedürfniß, eine Frauensklavin zu haben, die ihm sein Essen kochte und bratete?

Die Höhle, worin dieser moderne Polyphem hauste, hat den Namen Cannibals Cave beibehalten — Herr Finley selbst hatte dieselbe erst im vorigen Jahre besucht.

Basutoland ist voll von Schlangen, und es gibt hier deren die gefährlichsten und gefürchtetsten Arten. Die Kaffern fürchten die Schlangen schon deshalb, weil sie glauben, daß in denselben die Seelen abgeschiedener Menschen wohnen, und daß sie also beim Tödten derselben sich die künftige Feindschaft der letztern zuziehen.

Wird ein Kaffer von einer Schlange gebissen, so tödtet er sie trotzdem sofort, aber er trinkt ihre Galle, schneidet sich dann seine Wunde aus und saugt durch ein kleines Hornröhrchen das Blut heraus. Hiernach glaubt er sich schlangenfest und alle bösen Dämonen beseitigt. (Der Boer brennt sich in der Regel die Wunde mit Pulver aus.)

Die folgenden Schlangengeschichten wurden mir von meinen schönen Samariterinnen mitgetheilt. Wenn dieselben auch einigermaßen schauerlich klingen und theilweise selbst den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit machen möchten, so setzten doch

beide Damen mit vollstem Ernste ihr Ehrenwort dafür ein, daß ich mich auf die Wahrheit und Genauigkeit des Erzählten ganz fest verlassen dürfe.

Die sehr giftige Puffotter ist außerordentlich häufig in Basutoland. Sie verfolgt gern Menschen und Thiere; da sie jedoch ihren Sprung nur nach rückwärts machen kann (wobei sie dann zubeißt und nicht leicht ihr Ziel verfehlt), so ist sie ungefährlich, solange man ihr nur von vorn beizukommen sucht. Sie hat ihren Namen davon, daß sie, wenn sie attakiren will, durch Aufrichtung der vordern Rippen ihres Rumpfes sich aufpufft und dann zugleich ein eigenthümliches Geräusch von sich gibt. Während alle andern Schlangen Eier legen (die nur Eiweiß ohne Eigelb enthalten), soll die Fortpflanzung der Puffotter, wie hierzulande allgemein geglaubt wird, auf eine ganz andere Weise vor sich gehen: Hunderte von kleinen Nattern fressen sich durch den Leib der Mutter hindurch, welche daher stets das Opfer ihrer Mutterschaft wird. (Dies Factum würde allerdings ein so sonderbares sein, daß ich persönlich dafür in keinem Falle einstehen will!) Die Puffotter wird nicht über 4 Fuß lang und ist etwa so dick wie ein gewöhnlicher ausgewachsener Aal. Ihr Leib ist mit bläulich und bräunlich schattirten dunkeln Schuppen bedeckt, der Bauch schneeweiß und der Rücken und Kopf mit zwei schönen gelbbraunen Streifen gezeichnet.

Die schwarze Ringhalsschlange ist ebenfalls eine der gefährlichsten Schlangen, — sie greift selbst ohne alle Anreizung an und verfolgt sogar Reiter stundenlang. Sie soll ihr Gift 30—40 Fuß weit speien; wo dasselbe hintrifft, da schwillt das Muskelfleisch an; trifft es ins Auge, so erblindet die betreffende Person. (Das klingt allerdings entsetzlich und überlasse ich die Verantwortung für diese Angaben meinen schönen Berichterstatterinnen.)

Die Reifenschlange (Hoop Slang), jetzt sehr selten geworden, rollt sich windschnell in der Art eines Reifens vorwärts, indem sie den Schwanz in die Schnauze nimmt, und das einzige Mittel, der Verfolgung der schneller wie ein Pferd sich bewegenden Schlange zu entgehen, ist: stillzustehen

und, sowie sie heranrollt, rasch auf die andere Seite zu springen. Die Schlange kann dann nur in einem Bogen umwenden, und der Angegriffene gewinnt so die Zeit, sich in den nöthigen Vertheidigungszustand zu setzen. (Auch dieser Bericht möchte wol manchen Ungläubigen unter meinen Lesern finden, und ich muß daher wiederholen: Relata refero!)

Die kleine Nelkenschlange (Pink Snake) ist nicht giftig. Sie wird in der Kaffernsprache auch Perlenschlange und der Kinderfreund genannt, da die Kinder eine sehr erklärliche große Vorliebe für das schöne bunte Thierchen haben. Es geht daher von ihr die Legende um, daß sie von den Kannibalen dressirt und zu Kindern gesandt wurde, um letztere in ihre Fraßhöhlen hineinzulocken. Die schöne, kleine, rothe Schlange erschien den Kindern wie eine Perlenschnur; dieselben hoben sie daher auf, um damit zu spielen. Die Schlange sprang ihnen aber von Zeit zu Zeit aus der Hand und flüchtete in der Richtung auf die Höhle des Menschenfressers hin. Vom Kinde wieder aufgehoben, wiederholte sie dies Spiel so lange, bis sie das arglose Wesen ganz an den gefährlichen Ort hingelockt hatte, wo der Tod seiner wartete. Die Knochen dieser reizenden kleinen Schlange werden von den Kaffern zu „Dollos" (Wahrsageknochen) und zu Sympathiemedicinen gebraucht.

Die Putsangane, etwa 2 Fuß lang, hält sich im Röhricht in Bergsümpfen auf und springt bis 10 Fuß hoch und dann aus der Höhe herab immer gerade auf den Kopf des Menschen, der ihr begegnet. Es tragen daher die Kaffern, die für ihren Hüttenbau Rohr schneiden, gern große flache und runde Steine auf dem Kopf, um sich gegen diesen bösen Springer zu schützen und ihm zugleich durch das harte Auffallen auf den Stein den Tod zu geben. Diese Schlange hat eine prächtige Haut: roth, weiß, gelb und grün.

Die Bandschlange (Thread Snake) ist ganz dünn, fast wie ein Zwirnsfaden und nur 1 Fuß lang; ihr Biß tödtet in einer Stunde und hat ein Schwarzwerden der Leiche zur Folge.

Zwei Arten von Nachtottern (Night Adder) sind äußerst

gefährlich. Sie sind ganz klein, etwa 7 Zoll lang, ungefähr so dünn wie ein Bleistift, und von blaugrauer Farbe. Sie greifen nur bei Nacht an; dann aber sind sie ganz wüthend, und ihr Biß tödtet unfehlbar in einer halben Stunde, selbst Pferde.

Die gelbe Schlange ist so breit wie ein Finger und nicht giftig. Sie kommt sehr gern in die Kraals und Ställe von Kühen, wo sie sich dann unter dem Euter derselben aufrichtet und ihre Milch wegtrinkt. (Das letztere Factum hatte ich schon vorher von Boers gehört.)

Eine sehr hübsche Schlange heißt die Nacht- oder Milchschlange; ihre Farbe ist kohlschwarz mit schneeweißen Streifen. Eine solche wurde vor drei Wochen bei Bloemfontein von einem Reiter angetroffen. Sobald sie denselben sah, verfolgte sie ihn, und er hatte große Mühe, sie mit einem abgebrochenen Zweige von sich und seinem Pferde abzuhalten. Am folgenden Tage passirte dieselbe Stelle ein Mann mit drei Hunden und wurde von jedenfalls derselben Schlange attakirt. Er hetzte seine Hunde auf sie, diese wurden aber von ihr gebissen, liefen etwa noch 300 Fuß weit und fielen dann todt nieder.

Die Pieka, eine enorme schwarze und metallschimmernde Schlange mit einem hornigen Haken am Schwanze, ist sehr selten. Eine solche wohnte in einer Höhle bei Motito mehrere Jahre lang und hat vier Personen getödtet. Die Kaffern pflegen sie auf eine merkwürdige Weise zu tödten. Sobald sie das Erdloch, worin dieselbe wohnt, aufgespürt haben, bohren sie darin ein scharfes Messer so ein, daß ein hinreichendes Stück der Klinge heraussteht. Sowie nun die Schlange sich aus dem engen Loche langsam herauswindet, muß sie die Messerklinge passiren, welche ihr den Bauch der Länge lang aufreißt und sie auf diese Weise bald tödtet.

Die Basutos behaupten einmüthig, daß es in ihren Bergen auch eine zweiköpfige Schlange gebe, die sehr giftig sei, aber nur solchen Personen erscheine, die sich in großer Noth befinden. Sie habe statt des Schwanzes einen zweiten Kopf und könne sich mit gleicher Schnelligkeit vor- und rück-

wärts bewegen; dieser zweite Kopf habe aber keine Giftzähne und diene ihr auch nicht zum Fressen. Welches Factum mag wol dieser Legende zu Grunde liegen?

Es gibt auch eine Schlange mit Füßen. Dem Dr. Cooper, der vor 17 Jahren in Thaba-Nchu war und Naturalien für das londoner Museum sammelte, gelang es, eine solche bei Thaba-Bosigo zu erhalten.

Eins der besten Mittel für den Schlangenbiß soll das Eiweiß sein. Man soll nämlich auf die Bißwunde so lange frisches Eiweiß auflegen, bis dasselbe nicht mehr seine natürliche Farbe verliert; es wird so lange aufschäumen, als noch Gift in der Wunde ist. Zugleich soll der Gebissene auch inwendig Eiweiß in Wasser gerührt einnehmen.

Man glaubt gewöhnlich, daß das Gift, womit die Buschmänner ihre Pfeilspitzen einreiben, Schlangengift sei. Es ist jedoch nicht so, sie gewinnen es vielmehr von gewissen, von ihnen geheimgehaltenen Wurzeln, Zwiebeln und Würmern. Ein Gegengift gegen ihr Pfeilgift ist nicht bekannt; sie selbst aber curiren manchmal solche Wunden, indem sie dieselben aussaugen.

Der Biß eines Skorpions, der höchst brennend und schmerzhaft ist wie sein Stich, wird oft dadurch curirt, daß man Stärkeblau darauflegt.

Vom Puffaddergifte erzählte mir Herr Finley eine merkwürdige Geschichte, für deren Wahrheit er sich verbürgte. Eine Farm im „Eroberten Gebiete“ war zu verkaufen, da deren Eigenthümer gestorben. Ein Boer kaufte sie, ein gesunder Mann, starb aber nach einer Woche. Die Farm kam wieder zum Verkauf, und auch der zweite Käufer starb nach ein paar Wochen. Das war denn doch sehr auffallend. Die Farm wurde ein drittes mal verkauft, aber — sollte man es glauben, auch der dritte Käufer, vorher so gesund wie die beiden andern, starb plötzlich ein paar Tage darauf. Man hatte vergebens die Farm zum vierten mal zum Verkauf ausgesetzt; dieselbe galt nunmehr bei allen Nachbarn als verhext, und kein Mensch wollte auf die 4000 Acker auch nur einen Penny bieten.

Endlich fand sich doch ein junger vorurtheilsfreier Mann, der 50 Pfd. St. für die Farm offerirte. Alle Welt bewunderte seinen Muth und erwartete sein baldigstes Leichenbegängniß. Derselbe lebt aber heute noch und hat mit dem billigen Kaufe sein Glück gemacht. Er hatte genau das ganze Farmhaus untersucht und endlich den räthselhaften Zusammenhang der vier Todesfälle gefunden. Der erste Farmer war nämlich infolge des Bisses einer Puffadder gestorben, auf die er, ohne sie zu bemerken, im hohen Grase getreten hatte. Alle seine Mobilien, unter anderm auch ein paar schöne neue Feldschuhe von gelbem Leder, gingen auf den neuen Käufer mit über. Der Käufer probirte die Schuhe eines Tages und erkrankte sofort, denn es war der abgebrochene Zahn der Schlange in der Sohle stecken geblieben und die mikroskopische Quantität Gift, die sich noch darin befand, genügte immer noch, um durch das Ritzen der Fußsohle und ihr Eindringen unter die Haut dem arglosen Anprobirer das Leben zu nehmen. Und dasselbe Factum wiederholte sich mit den beiden folgenden Käufern, von denen jeder ebenso ahnungslos die schönen neuen Schuhe nicht hatte unbenutzt lassen wollen! — —

Der Missionar Daniels hatte ein sehr hübsches Kaffernmädchen in seinem Dienst gehabt, die schon mehrere Heirathspartien ausgeschlagen hatte und zuletzt auch einen sehr wohlgestalteten jungen Burschen zurückwies. „Du wirst in einem Jahre sterben, erinnere dich an mich!“ hatte ihr derselbe drohend bei seinem Abschiede zugerufen. Von da an wurde das Mädchen krank, immer schwächer und schwächer, und starb wirklich nach einem Jahre. Der refusirte Liebhaber hatte ihr offenbar ein langsam tödtendes Gift beigebracht!

Wenn unter angesehenen Kaffern ein schwerer Krankheitsfall oder eine lange chronische Krankheit vorkommt, so wird zu den nächsten Verwandten des Patienten geschickt, um von ihnen ein Rind zu holen, dessen Vorfahren nachweislich mehrere Generationen hindurch derselben Familie angehört haben. Dieses Rind wird als eine Opfergabe für die Geister der Vorfahren des Patienten getödtet, und zwar mittels eines bestimmten Speeres, der nur für gewisse bestimmte Zwecke, wie

z. B. zum Ausstechen von medicinisch benutzten Wurzeln gebraucht wird. Das Blut wird in einem Eimer oder irdenen Topfe aufgefangen und in einer Hütte zum Genusse für die Geister der Verstorbenen aufbewahrt; diese Hütte wird verschlossen gehalten. Mittlerweile werden eine große Anzahl von Nachbarn aus den nächstliegenden Kraals zur Vertheilung des Fleisches eingeladen. Männer und Weiber müssen sich voneinander getrennt setzen und dürfen keinen Lärm machen oder irgendwelche Confusion herbeiführen, damit die Geister der Verstorbenen, deren Segen man zu erhalten wünscht, dadurch nicht unangenehm berührt werden. Mädchen werden in die Berge geschickt, um gewisse Zweige, namentlich vom Oelbaume, zu bringen, welche über das Fleisch gebreitet werden. Das Fleisch wird nun unter die verschiedenen Gruppen vertheilt und dann gekocht. Kurz vor dem Verspeisen desselben wird von jedem Theilnehmer am Mahle eine kleine Opfergabe erwartet; ein einziger Knopf oder eine Glasperle von der Person, welches dem Einsammler eingehändigt wird mit dem Worte „Camagu“ (Ich bin), genügt, um die Gnade der Geister herabzuflehen. Nun beginnt das Essen des Fleisches und dauert bis zum folgenden Tage. Alle Knochen werden dann sorgfältig eingesammelt und in derselben Hütte, wo das Blut aufbewahrt wird, in einen Haufen zusammengelegt. Ueber diesen werden die Oelzweige, die über das Fleisch ausgebreitet worden waren, gelegt und nebst einigen mit daruntergemischten trockenen Holzstöcken angezündet; den davon aufsteigenden Rauch hält man für den Geistern sehr wohlgefällig. Die Asche wird gesammelt und über den Kraal verstreut. Bleibt nun dieses althergebrachte Mittel, den Geistern ein in Blutgeruch und stinkendem Rauche bestehendes Festessen zu geben, ohne Erfolg und stirbt der Kranke dennoch danach, so beruhigen sich die Verwandten damit, daß ihr ehrfurchtsvoll angebotenes Opfer von den erzürnten Geistern nicht angenommen worden sei.

Die Basuto*zauberer* (Baloi) scheinen magnetische Kräfte zu ihren Zwecken zu benutzen, denn sie vermögen es, Personen in einen gesunden tiefen Schlaf zu versetzen und ihnen dann,

ohne daß dieselben aufwachen, Wunden beizubringen. Es geht auch unter den Basutos die Sage, daß die Baloi des Nachts nackt herumstreifen, menschliche Cadaver ausgraben und aus diesen eine Medicin zu bereiten wissen, womit sie ihre Feinde zu beschädigen und zu tödten vermögen.

Die Liebe zum Hornvieh ist eine bei allen Kaffernstämmen hervorragende Eigenschaft. Wenn ein Rind sich verlaufen und verloren hat, hört man bei Kaffern leicht Exclamationen wie diese: „Mein Gott mit der nassen Nase, warum hast du mich verlassen? Du warst verloren, ich suchte dich und ich ward umnachtet!“

Bei ihrer wohlklingenden, dem Italienischen ähnlich tönenden Sprache mit ausschließlich vorherrschenden Vocalendungen, ist es den Kaffern leicht, solche Anrufungen poetisch zu umkleiden und sofort wohlgereimte Verse zu improvisiren, die den verlorenen Liebling feiern und seine Rückkehr erflehen.

Die Betschuanen bilden die westliche Hälfte der großen vom Zambesi bis zur Kapcolonie ausgebreiteten Kaffernnation und sind der sanftere, friedlichere, lenksamere und leichter der Cultur sich öffnende Theil derselben, während ihre östlichen Brüder: die Matabele, Amaswazi, Zulus, Amakosa, Tambukies, Amaponda u. s. w. viel energischer und begabter, aber auch bedeutend wilder, widerspenstiger und europäischer Cultur abgeneigter sind.

Die Betschuanen sind in viele kleinere Staaten und Stämme zertheilt, haben aber die gemeinsame Tradition, daß ihre Vorfahren in grauer Vorzeit weit, weit von Norden hergekommen seien, und zwar aus solcher Ferne, daß, wenn sie nach Westen blickten, die Sonne ihnen auf die linke Schulter schien, in demselben Maße, als sie ihnen jetzt auf die rechte Schulter scheint. Diese Tradition malt sehr anschaulich ihre frühern Wohnplätze auf der nördlichen Halbkugel.

Sie haben einen großen Schatz von Sprichwörtern; Missionar Daniels hat deren schon über 350 gesammelt. Auch circuliren unter ihnen bei der beliebten Abendunterhaltung am Feuer eine Menge von alten Geschichten und Fabeln, die ihnen von ihren Vorfahren mündlich überliefert, nie

niedergeschrieben wurden und sich von Generation zu Generation forterben. Einige davon sind von Herrn Daniels niedergeschrieben worden und wurden mir von ihm erzählt. Als einen Beitrag zur Kenntniß solcher betschuanischer Ueberlieferungen will ich hier ein paar davon mittheilen.

1. Die zwei Löwenjäger.

Zwei Männer gingen aus, um zu jagen. Der eine von ihnen sah einen Löwen unter einem Gebüsch im Schatten liegen. Er kroch an ihn heran und hielt ihn am Schweife fest. (Aus dem Zusammenhange der Geschichte möchte man schließen, daß dem humoristischen deutschen Recept, einen Sperling zu fangen, indem man ihm Salz auf den Schwanz streut, in Afrika ein ähnliches zur Seite stehe, einen Löwen zu fangen, indem man ihn am Schwanze festhält!) Der andere Mann rannte weg und ließ seinen Gefährten allein, ungeachtet dessen flehender Rufe, er möchte ihn doch nicht verlassen. Am andern Morgen kehrte der Ausreißer zurück, um zu sehen, was aus seinem Genossen geworden sei, und um wenigstens dessen Karroß und Speer aufzusuchen. Zu seiner Ueberraschung fand er ihn noch immer in der alten Lage, den Löwen am Schweife haltend. Der Gefährte rief ihm zu: „Komm, mein Freund, komm und tödte den Löwen, er ist sehr ermattet.“ Diese Worte gaben dem andern Courage, und er setzte sich in eine stolze Positur und zielte mit seinem Speer, als wollte er den Löwen tödten. Der erste aber rief ihm in diesem Augenblicke zu: „Halt, warte ein bischen, Freund, ich sehe klar, daß du nicht weißt, wie man einen Löwen todt machen muß; ich will es dir zeigen — komm und tauschen wir die Plätze!“ Der zweite that dies und packte den Löwen am Schweife. Hierauf sagte ihm der erste: „Ja, so ist's recht, nun halte ihn so fest, Freund, wie ich es that! Uebrigens, gestern ließest du mich ja ganz allein am Schweife hängen, nicht wahr? Lebe wohl, mein Freund!“ Und er ging nach Hause. Den andern überkam nach einer Weile der Schrecken, er ließ den Schweif

los und ergriff die Flucht. Da verfolgte ihn sofort der Löwe, schlug ihn mit der Tatze nieder und fraß ihn.

2. Der Affe und der Python (die Riesenschlange).

Ein Affe, der eines Tages zwischen den Felsen herumstreifte, bemerkte einen Stein, der in eigenthümlicher Weise auf einen andern gesetzt war. Er kratzte sich hinter den Ohren und dachte bei sich: „Was mag denn das bedeuten? ich muß doch einmal sehen!“ Und er hob den Stein ab. Da plötzlich erhob sich vor ihm, drohend in die Luft emporsteigend, ein großer Python, zischend und schäumend vor Zorn. „O Himmel“, sagte der Affe zu sich selbst, „wer hätte das gedacht!“ und sprach nun zum Python: „Vater, wahrhaftig ich dachte nicht, dich stören und belästigen zu wollen! ich bitte dich tausendmal um Verzeihung!“ Aber der Python war unerbittlich. Daß seine königliche Ruhe durch ein so miserables Geschöpf wie einen Affen gestört worden, war eine Beleidigung, die nur durch die Todesstrafe zu sühnen war; gemeines Volk muß gute Sitten lernen. Gerade diesen Augenblick passirte ein Fuchs vorbei. Der Affe, einen letzten Versuch, sich zu retten, machend, rief aus: „Vater, hier ist unser Vetter, der Fuchs, rufe ihn doch und laß ihn den Streitfall entscheiden!“ Der Python willigte ein, und der Fuchs wurde gerufen. Eine weise Miene annehmend sagte er: „Seht ihr, ich kann unmöglich einen gerechten Urtheilsspruch abgeben, wenn ich nicht erst sehe, wie die Sache vor der Beleidigung stand. Der Python muß sich wieder niederlegen, darauf muß der Affe wieder den Stein auflegen, und erst dann werde ich sehen, was der eigentliche Stand der Thatsachen war.“ Der Python willigte ein und rollte sich zusammen. Bevor er sich aber ganz niedergeduckt hatte, gab der Fuchs dem Affen einen Wink, worauf dieser den aufgelegenen Stein ergriff und mit ihm den Kopf der Schlange auf dem untern Steine zerschlug und zermalmte. Darauf sagte der Fuchs zum Affen: „Ich glaube, der Fall ist erledigt, Vetter! laß uns nun lieber gehen!“

3. Die Schildkröte und der Rehbock.

Eine Schildkröte hatte einen Streit mit einem Rehbock. Der Rehbock sagte verächtlich zu ihr: „Erbärmliches Ding, wie kannst du nur wagen, dich mit mir vergleichen zu wollen!“ „Ja“, antwortete die Schildkröte, „ich bin fähig, mit dir um die Wette zu rennen!“ „Das wollen wir doch einmal sehen!“ sagte der Rehbock, „fangen wir an.“ „Gut“, entgegnete die Schildkröte, „aber heute habe ich keine Zeit, thun wir es morgen!“ Nach dieser Uebereinkunft ging die Schildkröte zu ihren Genossinnen und bat sie, sich am folgenden Tage der ganzen Rennbahn entlang von Distanz zu Distanz aufzustellen. Am nächsten Morgen kam der Rehbock und sagte zur Schildkröte: „Nun, so rennen wir los!“ „Vorwärts!“ antwortete diese. Wie der Sturmwind brauste der Rehbock davon, die Schildkröte weit hinter sich lassend. Als er eine lange Strecke gelaufen war, hielt er an und fragte: „Wo ist nun das Geschöpf, das mit mir rennen wollte?“ „Hier“, antwortete eine Schildkröte, von dem Orte hervorkriechend, wo sie aufgestellt worden war. Auf sprang der Rehbock wieder, erstaunt und verwirrt, und rannte eine zweite weite Strecke. Dann hielt er wieder an und rief: „Wo ist nun das Geschöpf, mit dem ich rannte?“ „Hier“, antwortete wiederum eine andere Schildkröte. Außer sich vor Erstaunen und Verwunderung stürmte der Rehbock nochmals weiter und lief so rasend schnell, daß er zuletzt todt hinstürzte. Hieraus ergibt sich, daß nicht immer die festesten Knochen in einem Wettrennen gewinnen.

(Wem könnte die große Aehnlichkeit entgehen, welche diese Fabel mit der bekannten altdeutschen Geschichte vom „Swineegel und sine Fru“ hat, die Gustav Süß so reizend in Plattdeutsch erzählt und illustrirt hat? Nur rennt dort der Hase unaufhörlich athemlos zwischen dem „Swineegel und seiner Frau“ hin und her, während der Rehbock der Betschuanenfabel fortwährend in einer Richtung fortläuft; die Pointe und Moral der Geschichte ist aber ganz dieselbe. Hatten beide Fabeln etwa in grauer Vorzeit einen gemeinsamen Ursprung?

Dies scheint nicht unmöglich, wenn man an das einstige Wohnen der Kaffern auf der nördlichen Halbkugel denkt, wo sie mit den alten Aegyptern, griechischen und phönizischen Handelsleuten in äußere Berührung gekommen sein mögen, von denen auch vielleicht die alte deutsche Sage ihren Ursprung gehabt haben kann.)

4. Wem gehört der Bock?

Es war Krieg im Lande. Ein blinder Mann und ein Krüppel ohne Beine waren allein in einem verlassenen Kraal zurückgelassen worden. Als der Krüppel den blinden Mann sah, rief er ihm zu: „Wo gehst du hin?“ „Ich weiß nicht, wo ich gehe“, war die Antwort, „meine Leute haben mich alle verlassen.“ „Ja“, sagte der Krüppel, „mich auch, aber nimm dich in Acht, daß du nicht dort in das tiefe Loch fällst, komme zu mir!“ „Wie kann ich zu dir kommen“, sagte der Blinde, „da ich keine Augen habe?“ „O, ich will dir die Richtung zurufen, so wirst du mich sicher finden!“ antwortete der Krüppel. Und so kamen sie zusammen. „Nun“, sagte der Krüppel, „was sollen wir doch thun, da die Leute uns verlassen haben?“ „Ei was“, antwortete der Blinde, „ich will dich tragen und du mußt mich leiten, sodaß ich nicht in die Löcher falle!“ Und so machten sie es und gingen vorwärts durchs Feld (Steppe). Da sagte nach einiger Zeit der Krüppel: „Ich sehe dort einen Trupp Geier, dort muß ein todter Bock liegen!“ So den blinden Mann leitend, führte er denselben zu dem Platze, wo einige Geier sich am Körper einer todten Antilope gütlich thaten. Dann fragte der Blinde: „Wem gehört nun der Bock?“ „Mir“, sagte der Krüppel. „Und warum denn?“ fragte der andere weiter. „Warum?“ antwortete jener, „weil ich ihn zuerst sah!“ „Wohl“, sagte der Blinde, „wenn du ihn mit deinen Augen sahest, könnten deine Augen dich hierher gebracht haben, wenn du nicht meine Beine gehabt hättest?“ Worauf der Krüppel entgegnete: „Und du, wenn du auch Beine hast, würdest du ihn ohne

meine Augen gesehen haben?" Nachdem der Streit so weit gediehen war, stieg der Krüppel vom Blinden ab und ließ ihn allein. Der Blinde tappte herum und rief aus: „Wo bist du denn hin, Freund, wo bist du?" Aber der Krüppel saß still und gab keine Antwort. Zuletzt sagte der Blinde: „Was für ein elender Kerl du bist! du hast recht; da ich keine Augen habe, wie könnte der Bock mir gehören? Wo bist du, Freund? er gehört dir!" Auf dieses wurden sie wieder Freunde, kamen von neuem zusammen und verspeisten beide gemeinschaftlich den Bock.

Gerade eine Woche vor meiner Ankunft hatte es sich zugetragen, daß von zwei jungen verwaisten Schwestern die ältere die jüngere gemishandelt hatte, infolge dessen die letztere gestorben war. Das Verbrechen mußte nach Kafferngesetz straflos bleiben, da die Frauen und Mädchen keine persönlichen Rechte haben, sondern nur als Eigenthum eines Mannes, entweder ihres Gatten oder Vaters, gelten — die Gesetze aber sind nur für die Männer da! Im vorliegenden Fall war nun kein Vater oder männlicher Verwandter da, der wegen Eigenthumsverletzung eine Klage hätte vor den Rath des Königs bringen können, und die Mörderin mußte daher unbestraft bleiben!

Mrs. Finley erzählte mir von einer merkwürdigen Puppe, Fingo Doll genannt, die bei den Eingeborenen eine große Rolle spielt. Ein jedes Fingomädchen erhält, sobald sie mündig erklärt wird, eine solche Puppe, welche sie so lange behält, bis sie heirathet und ein Kind bekommt. Darauf gibt ihr die Mutter eine neue Puppe, welche sie wieder bis zum zweiten Kinde behält und so fort. Diese Puppen werden sehr heilig gehalten und um keinen Preis möchte sich ein Mädchen oder eine Frau davon trennen.

Die Polizei des Königs Maroka ist ausgezeichnet. Trunk und Diebstähle kommen in seinem Lande niemals vor, denn Schnapskneipen gibt es nicht, und Diebstähle würden sofort entdeckt und bestraft werden. Alles, was auf den Straßen

gefunden, wird gewissenhaft vor den Rath gebracht und von diesem dem bald ermittelten Verlustträger ausgeliefert.

Grundbesitz können weder Weiße noch Schwarze im Lande Maroka's erwerben, da nach Kafferngesetz aller Grund und Boden ausschließlich dem Könige oder Häuptling gehört. Alle Häuser der Europäer sind daher nur als Niederlassungen auf die Dauer von des Königs Belieben zu betrachten.

Einen merkwürdigen Eindruck machte in Thaba-Nchu auf mich ein Schwarzer, dem die Zunge wie ein zerrissener Lappen zum Munde heraushing. Er konnte nicht reden, war aber, wie mir Herr Daniels sagte, sehr stolz auf seine freilich sehr unschöne Auszeichnung, denn bei einer Löwenjagd hatte sich eine ihre Jungen vertheidigende Löwin auf ihn gestürzt, ihn umgeworfen und ihm mit einem Tatzenhiebe nach dem Kopfe einen Theil seiner Zunge abgerissen und den übrigen Theil derselben dislocirt; noch im letzten Augenblicke wurde jedoch die wilde Bestie von den übrigen Jägern durch Assagayen getödtet.

Einer der vielen „Vettern" des Königs lud mich eines Tages ein, ihn zu besuchen, und stellte mir sein Pferd für diesen Besuch zur Disposition. Ich machte von der ehrenvollen Einladung Gebrauch und verweilte ein Viertelstündchen bei ihm. Da er mir nichts vorgesetzt hatte, so hielt ich es für eine ganz natürliche Höflichkeit seinerseits, als er mich einlud, mit ihm das „Hotel" der Stadt zu besuchen, ein Hotel, das, wie er sagte, nur für vornehme Leute bestimmt sei. Als wir beim Hotel angekommen waren, fand ich dort allerdings eine Hütte, die aber gerade so aussah wie jede andere gewöhnliche Hütte, und nur zwei kleine leere Stubenräume enthielt, in deren einem ein Mann uns empfing, der sofort eine große Flasche Schnaps herbeibrachte. Man trank mir leutselig einige Schnäpschen zu, und ich hielt die Sache für abgethan und wollte mich eben empfehlen, als der Bewohner der Hütte mich um die Bezahlung der sämmtlichen neun getrunkenen Schnäpse freundlichst ersuchte. Lächelnd über diese splendide Gastfreundschaft eines Königsvetters verließ ich das curiose Hotel.

Da es schnell bekannt geworden war, daß ich mich sehr für Giftschlangen interessirte, so wurde mir am Morgen meiner Abreise von Kindern eine noch ganz junge lebendige Puffadder gebracht, von der Länge eines Bleistiftes und der Dünne eines Telegraphendrahtes, mit zwei schönen gelbbraunen Streifen auf dem Rücken. Ich hoffte, ich würde das Thierchen lebendig mit nach Dresden bringen und dort dem Zoologischen Garten verehren können — aber leider starb es mir schon nach einem Tage. Ich habe es nun wenigstens in Spiritus gesetzt, um es mit nach Deutschland zu nehmen.

Eine wunderbare Erfahrung machte ich in Thaba-Nchu an einem armen blinden Manne, der alle Tage früh in das Missionshaus kam, um sich etwas Essen zu erbitten, das ihm natürlich nie versagt wurde. Dieser Mann wohnte auf einem eine halbe Stunde entfernten Berge und fand sich jeden Tag ohne irgendeine Begleitung, nicht einmal die eines Leithundes, ganz allein hierher. Er war stets rosiger Laune und freute sich jedesmal sehr, wenn Fräulein Lilli, die fertig die Betschuanensprache spricht, sich mit ihm unterhielt; seines fröhlichen Lachens war dann immer gar kein Ende. Wie wenig doch mancher Mensch zu seinem Lebensglücke braucht! Bettelarm und blind, und häßlich wie die Nacht, eine isolirte und zwecklose Existenz, — und doch immer heiter, fröhlich und lachlustig; ohne Sorge und Kummer, ohne Plane und Projecte in den Tag hineinlebend und sich von der Sonne anscheinen lassend — wahrlich, gegen diesen Kaffern war Diogenes noch ein Stümper! Aber was das Wunderbare ist, das ich bemerken wollte: dieser Mensch war schon mehreremal in seinem Leben ganz allein nach Bloemfontein gegangen! Er hatte blind einen Weg von funfzehn Stunden Länge gefunden, der für einen Sehenden nur schwer zu finden ist, da es ja gar kein eigentlicher Weg, sondern nur eine Richtung über die Steppe hin ist, die jeder Reiter oder Wagenführer nach eigenem Gutdünken verfolgt. Und dabei gibt es tiefe, zerrissene und vielfach verbogene Regenrinnen zu durchklettern, die einen Blinden doch so leicht von der richtigen Linie abbringen können! Und wol selten wird ein Mensch vorüber-

kommen, der im Falle der Verirrung den fehlenden Wanderer auf den richtigen Weg zurückweisen könnte!

Dieser Blinde mit seinem wunderbaren instinctiven Ortssinn und Orientirungsgenie erinnert mich an ein Factum, das mir in Gibraltar von einem Franzosen mitgetheilt wurde: daß nämlich der beste Fiakerkutscher von Bona in Algerien ein Blinder ist, welcher seinen Fiaker mit einer rasenden Geschwindigkeit durch die engsten und menschenwimmelndsten Straßen der Stadt hindurchführt, ohne noch jemals einen Unglücksfall verursacht zu haben! Der unglaublich fein entwickelte Gehörsinn ersetzt ihm so vollständig die fehlenden Augen, daß er dadurch in den Stand gesetzt wird, allen Gefährlichkeiten sicher aus dem Wege zu gehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Culturzustand von Basutoland. — Eine ausnahmsweise Lichtseite der englischen Negerregierung. — Fortschrittselemente in Pflug, Schafzucht, Bekleidung, Ochsenwagen, Waarenimport. — Statistisches. — Jahresmeeting. — Reiseunfälle. — Gebadete Koffer. — Pariser Tänze auf einer Boersfarm. — Ankunft in Mequatling. — Paradiesisches Ausruhen. — Ein Basutoballet. — Rothwasserepidemie. — Die Transportochsen Südafrikas. — Kinderpantomimen. — Landstraßenhotels. — Nachtmahl in Bethlehem. — Farm der hamburger Brüder. — Ankunft in Harrysmith. — Wieder das unvermeidliche Nachtmahl. — Auction eines Hammels für 100 Pfd. St. — Proceß wegen Frauenraub. — Eine reitende Hebamme. — Der Gentleman-Sattler.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte in Thaba-Nchu verließ ich am 30. März wieder das gastfreie Haus, wo ich so freundlich gepflegt worden war. Noch im letzten Augenblicke stopften die lieben Leute alle Taschen meines Wagens voll mit Hammelvierteln, Würsten, neubackenem Weißbrot, frischen und eingemachten Früchten, und die Trennung von so guten Seelen war mir recht schmerzlich.

Mein nächstes Ziel war die neuangelegte, mir vielfach angerühmte Stadt Ladybrand im „Eroberten" (vor 1865 den Basutos gehörigen) Gebiete, das sich unmittelbar im Osten an Maroka's Land anschließt. Von dort wollte ich dann Streifzüge in das geheimnißvolle Basutoland hinein machen, an dessen englischen Regenten, Herrn Griffith, ich vom Staatssecretär Höhne ein Empfehlungsschreiben erhalten hatte. Aber

leider war gerade eine Periode langer Landregen eingetreten, wodurch die Wege grundlos und das Fortkommen für meinen Wagen ein äußerst schwieriges wurde. Ueberhaupt ist Basutoland ein Land der fortwährenden Regen, und daher kommt auch sein von allen Fremden bewundertes, frisches und herrliches, immergrünes Vegetationskleid. Das ganze Land liegt 6—7000 Fuß hoch überm Meere und hat daher ein äußerst gesundes Klima. Seine Bewohner, die wegen ihrer Wildheit und ihres bösen räuberischen Charakters früher von allen ihren Nachbarn sehr gefürchteten Basutos, gehören zum Völkerstamme der Betschuanen und sind seit dem Kriege mit dem Freistaate von 1867/68 (worin sie 7000 Reiter und 13000 Fußkämpfer gegen die Boers stellten und 2000 Krieger in den verschiedenen Gefechten verloren) englische Unterthanen. Seit diesem letzten Kriege, worin ihre Dörfer, ihre Ernten, ihre Heerden von den Boers vernichtet und genommen wurden, hat sich das Volk sehr schnell wieder erholt und zählt jetzt 128000 Köpfe. Der Flächeninhalt des Landes, circa 700 deutsche Quadratmeilen, wird von Jahr zu Jahr enger für die rasch zunehmende Bevölkerung.

Basutoland ist dasjenige unter allen rein von Eingeborenen bevölkerten Ländern Südafrikas, das mehr als alle übrigen in den letzten sieben Jahren auffallend Culturfortschritte gemacht hat. Seit es einerseits englische Magistrate und englische, militärisch organisirte, berittene Polizei erhalten hat, andererseits aber von aller weißen Masseneinwanderung vollständig freigeblieben ist, da die englische Regierung es den Basutos ausschließlich reservirt zu halten beabsichtigt, hat dieses Negerland eine Menge nützlicher Culturerrungenschaften sich zu eigen gemacht, ohne daß zugleich seine Bevölkerung infolge der zu dichten Berührung mit den niedern Klassen der weißen Rasse, durch die jene überall rasch verdorben wird, gelitten hätte. (Das beste Beispiel für diese letztere Behauptung bieten die Diamantenfelder, wo die von Natur und bei sich zu Hause durchweg braven, ehrlichen und verlaßlichen Zulus und Amakosa durch die zahllosen weißen Schnapshändler und die sich ihnen aufdrängenden speculativen

weißen Käufer von gestohlenen Diamanten regelmäßig in wenigen Wochen total verdorben und zu Diamantendieben und Säufern umgewandelt werden. Und unter diesen Umständen wird dann die liberale negrophile englische Gesetzgebung mit ihrer Gleichberechtigung ein Fluch für die weiße wie die schwarze Rasse, während sie im Gegentheil dort, wo die schwarze Rasse von den bösen Einflüssen der niedern und unmoralischen weißen Volksklassen streng separirt gehalten werden kann, wie z. B. in Basutoland und Kaffrarien — wirklich die von ihr in der Theorie erwarteten Culturfortschritte zur Folge hat.)

Die wenigen Europäer in Basutoland sind meistens gebildete Leute und Gentlemen: Magistratspersonen, Missionare, Polizeioffiziere und einige funfzig, nur in einigen Grenzniederlassungen lebende Shopkeepers. Von solchen Leuten darf ja meistens erwartet werden, daß sie der schwarzen Masse mit gutem Beispiel vorangehen und dieselbe nicht absichtlich für eigene egoistische Zwecke verderben werden, wie es der weiße Schnapshändler, der weiße Diamantenkäufer niederer Sorte, der weiße Dienstbote und andere Vertreter des weißen Pöbels so gern thun. Die Schwarzen sind eben Kinder und als solche ein Wachs, dem man jede beliebige Form geben kann. Alles kommt darauf an, in was für Hände ihre Erziehung gelegt wird — ob in die von Gentlemen, die es wohl mit ihnen meinen, oder in die von verdorbenen und spitzbübischen Weißen niederer Klasse, die immer suchen werden, sie für ihre Zwecke auszubeuten. Ebendeshalb sollte aber für solche Gegenden, wo Weiße und Schwarze durcheinander zerstreut, wie in der Kapcolonie, oder wo sie massenhaft zusammenwohnen, wie auf den Diamantenfeldern, unbedingt eine Class Legislation, d. i. wohlüberdachte Ausnahmsgesetze erlassen werden, welche die Interessen der anständigen und besitzenden weißen Bevölkerung wenigstens in gleicher Weise schützen könnten als die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit der großen schwarzen Kinder. Bisjetzt schützen die seit der Sklavenemancipation eingeführten einseitig negrophilen Gesetze in solchen Gegenden von doppelter Bevölkerung neben

der wohlmeinend beabsichtigten Unabhängigkeit und Selbständigkeit des schwarzen Dienstboten hauptsächlich auch seine Trägheit und Arbeitsscheu, seinen Ungehorsam, seine Unredlichkeit, seine Trunksucht und seine Selbstüberschätzung.

Die langsame Revolution, die sich nach und nach in Basutoland (und ähnlicherweise in dem, auf allen Landkarten als „unabhängiges Kaffrarien" bezeichneten, factisch aber jetzt größtentheils von englischen Magistraten regierten, Küstenlande zwischen der Kapcolonie und Natal) vollzieht, zeigt sich hauptsächlich nach vier Richtungen hin: in dem allmählichen Verdrängen der Feldhacke durch den Pflug, der Rinderzucht durch die Schafzucht, der Fellbekleidung durch europäisches Costüm, und dem zunehmenden Bezuge von Ochsenwagen, von europäischen Fabrikaten und Waaren.

Diese vier Veränderungen haben eine viel größere Tragweite, als es auf den ersten Blick hin scheinen möchte. Was zunächst die Verdrängung der Hacke durch den Pflug betrifft, so repräsentirt sie allein schon in sich die Thatsache einer socialen Revolution, denn sie bedeutet nichts weniger als die Verdrängung der Frauenarbeit durch Männerarbeit und trägt mehr als alles übrige zur Verbesserung und Erhöhung des gesellschaftlichen Standpunktes des weiblichen Geschlechts bei, welches von ältesten Zeiten her bei allen afrikanischen Wilden in einer so elenden Lage gehalten worden. Ein Kaffer am Pflugschar vergißt den Sinn und verlernt die Gewohnheit für den Wurfspieß. Und außerdem wird er durch den Pflug befähigt, viel mehr Land zu cultiviren als vorher, wodurch er wieder auch mehr bereichert wird und mehr Geld für Vieh, Wagen, Kleidung und Waaren ausgeben kann. In Basutoland waren 1875 schon nicht weniger als 2000 Pflüge vorhanden, die einen Geldwerth von 200000 Mark repräsentirten. Und in den sämmtlichen unter englischen Magistraten stehenden Locations und Reserves (d. i. ausschließlich den Eingeborenen vorbehaltenen Districten) der östlichen Hälfte der Kapcolonie, Kaffrariens und Basutolands zusammen waren, bei einer schwarzen Bevölkerung von einer halben Million Köpfen, im Jahre 1875 schon wenigstens

13000 Pflüge vorhanden, während vor 20 Jahren sicher noch kein einziger Pflug in eines Eingeborenen Besitz war.

Was den zweiten Punkt betrifft: die allmähliche Verminderung der Rinderzucht zu Gunsten der Schafzucht, so bedeutet sie für die Eingeborenen gleichzeitig die Uebernahme von mehr Arbeit und die Einnahme von mehr Gewinn, was wieder einen großen volkswirthschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt in sich schließt. Die alte von seinen Vorvätern ererbte Passion des Kaffern für Hornvieh ist im Weichen begriffen vor seinem Verlangen nach Gelderwerb, wofür ihm unter den jetzigen afrikanischen Verhältnissen die Schafzucht viel bessere Chancen bietet. Es kommen jetzt häufig Fälle vor, daß Kaffern ihre früher so sehr verehrten schnellen Renn- und Sattelochsen für einen feinwolligen Widder hingeben. Die Schafzucht hat zur unmittelbaren Folge die nothwendige Uebernahme einer Menge von Arbeit: das Scheren, Waschen, Reinigen, Sortiren und Verpacken der Wolle verlangt fleißige Leute; das Abwiegen, Preisberechnen und Preishandeln macht den Schafbesitzer zum vorsichtigen und bedächtigen Rechner. Von Basutoland allein wurden im Jahre 1873 schon 2000 Ballen Wolle exportirt, und in Basutoland, Kaffrarien und den Locationen der östlichen Kapcolonie zusammen besaßen die halbe Million von Eingeborenen schon 1 Million Schafe; daneben eine halbe Million Rinder, 62300 Pferde, 370000 Ziegen und 16000 Schweine.

Den dritten Punkt anlangend, die Annahme des europäischen Costüms, gehöre ich zwar zu denjenigen, die einen Kaffern unvergleichlich schöner als „stolzen, prächtigen Wilden" finden, mit prunkvollem Feder- und Karrossenschmuck, — nichtsdestoweniger aber muß ich zugeben, daß das allmähliche Verdrängtwerden der Felle von wilden Thieren und der ins Kopfhaar gesteckten Federn durch die englische Wolldecke und abgetragene europäische Kleidungsstücke und Hüte einen entschiedenen Uebergang vom Charakter des kriegerischen Wilden zu dem eines friedlichern und ungefährlichern Landesbewohners bezeichnet. Der Papierkragen, der jetzt massenhaft von den Eingeborenen gekauft wird, und die allmähliche Annahme auch der übrigen Bestandtheile einer europäischen Toi-

lette ist jedenfalls das Zeichen eines großen Umschwunges nicht nur des Geschmackes und Gefallenfindens, sondern auch der ganzen seelischen Stimmung dieser frühern Wilden. Indem sie — im Anfange freilich sehr affenhaft und geschmacklos — das Costüm der Europäer nachahmen, documentiren sie das allgemeine Bestreben, auch im übrigen demselben ähnlicher zu werden, und das ist die hohe Bedeutung des Verlassens der Tracht ihrer Vorfahren.

Noch hat die Annahme des europäischen Costüms eine andere unmittelbare Folge für den Schwarzen: er will sich nun auch darin zeigen, und die Hauptgelegenheit in Südafrika bietet hierzu der Besuch der Kirche, woraus wieder andere nützliche Folgen für den ehemaligen Wilden hervorgehen. Für seine europäische Kleidung braucht er auch noch einen Koffer oder eine Kommode, um sie aufzubewahren, eine Bürste, um sie zu reinigen u. s. w.; kurz, ein neues Bedürfniß zieht immer wieder andere nach sich, und um sie zu befriedigen, braucht der Kaffer Geld, und dieses kann er wieder nur durch Arbeit gewinnen.

Und nun zum vierten Punkte, dem fort und fort zunehmenden Ankaufe von Ochsenwagen und europäischen Waaren und Fabrikaten. Der Ochsenwagen bedeutet für die Wilden einen Uebergang zur Gewohnheit der Ortsveränderung, des erweiterten Productenabsatzes und Handels und des Aufsuchens entfernterer und besserer Märkte, um sein erbautes Korn und seine Wolle abzusetzen und dafür europäische Güter nach Hause zu nehmen. Im Jahre 1875 befanden sich im Besitze der oben specialisirten schwarzen Bevölkerung 1700 Ochsenwagen (mit Gespann zu durchschnittlich 14 Ochsen) in einem Werthe von 3 Millionen Mark. (Einzelne Wagen bester Sorte, wie sie die Häuptlinge lieben, kosten für sich allein 3000 Mark!) Die Eingeborenen von Basutoland haben auf ihren eigenen Wagen im Jahre 1874 nicht weniger als 150000 Muid (= 450000 Bushels) Türkischen Weizen und Kaffernkorn eigener Production nach den Diamantenfeldern exportirt (im Werthe von circa 4,500000 Mark). Ein solcher Export muß natürlich zur Bereicherung des Landes jährlich einen sehr wesentlichen

Beitrag geben. Wie sehr infolge dessen schon die Lust, das Bedürfniß und die Nachfrage für europäische Waaren gestiegen sind, beweist die in den letzten Jahren erfolgte Eröffnung von 50 Kaufläden in Basutoland, wo ein paar Jahre früher nur 10 solche waren.

Nach einer ungefähren Schätzung beträgt der Werth des jenen 500000 Schwarzen gehörigen mobilen Eigenthums wenigstens 100 Millionen Mark, und hierbei ist das der 250000 Schwarzen und Hottentotten, die nicht in Locationen, sondern unter der weißen Bevölkerung zerstreut in der Kapcolonie wohnen, und unter denen auch theilweise wohlhabende Wagen- und Viehbesitzer sind, noch nicht mitgerechnet.

Noch auf einen fünften Umstand könnte hingewiesen werden, der auch mit ein Merkzeichen der großen in aller Stille vor sich gehenden Revolution in der Culturstellung der Kaffern ist: die Neigung der Wohlhabendern unter ihnen, von dem primitiven runden Hüttenbau ihrer Vorfahren zu der viereckigen Hausconstruction der Europäer überzugehen. Dieser Uebergang bedeutet die erwachende Vorliebe für solidere, stabile und permanente Wohnplätze, und für comfortablere Häuslichkeit. Zugleich erfordert die Anlage von Stein- und Ziegelhäusern, die immer mehr bei den Reichern in Aufnahme kommen, viel mehr geschickte und berechnende Arbeit und mehr Geld, und spornt dadurch den Schwarzen, dessen Ehrgeiz nach Besitz eines solchen europäisch-vornehmen Hauses gerichtet ist, zu verdoppelter Arbeit und Thätigkeit an, um sich die dazu nöthigen Geldmittel zu erwerben.

So sind denn die Basutos, diese ehemals so gefürchteten, blutdürstigen und grausamen Viehräuber und Grenzunholde, für die Boers des Freistaates jetzt ein friedliches, thätiges und zufriedenes Nachbarvolk geworden. Eine solche günstige Charakterumwandlung eines ganzen Volkes darf als eine Lichtseite und als ein glänzender Erfolg für die englische Negerregierung angeführt werden, während Griqualand mit seinen schaurigen Zuständen für dieselbe die dunkle Schattenseite bietet. Aber der Unterschied zwischen beiden Ländern ist ja auch groß: Griqualand ist voll von weißen Menschen aller

Klassen, von Schnapshändlern, diamantenlüsternen Speculanten, Diebshehlern und anderm weißen Pöbel, die alle ein egoistisches Interesse daran haben, die kindlichen, unmündigen Söhne der Wildniß zu verderben, sie zu Mithelfern ihrer Gemeinheiten und Verbrechen zu machen und zu Lumpen umzuwandeln. Basutoland hingegen hat sozusagen nur eine Aristokratie von Weißen, die es sich angelegen sein läßt, die schwarzen Naturkinder zu bilden, zum Guten zu leiten und zu veredeln. Freilich befürchte ich sehr, daß die zahlreiche periodische Basutoauswanderung zum Dienst auf den Diamantenfeldern durch die Rückkehr dieser sicherlich dort verdorbenen und demoralisirten Volkselemente ihrer Heimat nicht zum Segen gereichen wird.

Jedes Jahr findet jetzt eine große allgemeine Volksversammlung zu Maseru in Basutoland statt, bei welcher alle englischen Magistrate und sämmtliche Häuptlinge und Missionare erscheinen und wozu am 2. October 1874 5000 Basutos herbeigekommen waren. Die drei Hauptfürsten Molapo, Letsie und Masopha zogen feierlich mit langem Gefolge auf, während monotone Kriegsgesänge der Scene einen opernartigen Charakter gaben. Herr Griffith, als oberster Chef von Basutoland, leitete als Präsident die Versammlung. Die größte Redefreiheit und Ordnung herrschte. Einen merkwürdigen Eindruck machte, wie mir ein Missionar mittheilte, der dem Meeting beigewohnt hatte, die eigenthümliche Sitte der Basutos, bei sehr effectvollen Reden deren Endstrophe in allgemeinem Rufe zu wiederholen. So z. B. sprach einer der Häuptlinge zum Ende seiner Rede: „Wer der Regierung die Steuer nicht zahlen will, laßt uns ihn tödten!“ „Laßt uns ihn tödten!“ wiederholten in ohrenbetäubendem Geschrei 5000 leidenschaftliche Männerstimmen. Durch solche passionirte Exclamationen, die noch über die Erregtheit mancher Sitzungen der französischen Deputirtenkammer gehen, muß allerdings ein Basutomeeting einen sehr lebendigen Charakter erhalten.

Ich kehre nun zur Fortsetzung meiner Reise zurück. Das fortdauernde Regenwetter hatte alle Wege in Moräste verwandelt und mein Wagen schleppte sich nur langsam auf dem

lehmigen Boden vorwärts. Wir kamen nach einigen Stunden aus dem Gebiete des Königs Maroka heraus und wieder auf den Boden des Freistaates, und zwar denjenigen Theil desselben, welcher früher zu Basutoland gehörte und jetzt das Eroberte Gebiet heißt. Es ist dies der fruchtbarste District des ganzen Freistaates, da er an den vegetationserfrischenden häufigen Regen Basutolands theilnimmt. Derselbe ist in lauter kleinere Farmen zu 1500 Morgen = 3000 Acres getheilt, welche nach dem Kriege an die Soldaten des Freistaates unentgeltlich ausgegeben wurden, mit der Verpflichtung zum eventuellen Grenz-Militärdienst, nach Art der österreichischen Militärgrenze und des kaukasischen Kosackenheeres.

Leider brach infolge des gräßlichen Weges schon am ersten Tage meiner Weiterreise die Deichsel meines Wagens, sodaß derselbe durch die unaufhörlich zu durchfahrenden tiefen und steilen Regenschluchten nur mit Mühe bis zu einer Farm vorwärts geschleppt werden konnte, bei welcher ich ausspannen ließ. Durch die Nachlässigkeit meines Dieners waren meine Lederkoffer sehr schlecht und theilweise verkehrt zu den Seiten des Wagens aufgepackt und infolge dessen durch den endlos strömenden Regen vollständig mit Wasser angefüllt worden. Ich mußte deshalb alles abladen lassen und die zu nassen Lappen gewordenen Kleidungsstücke und Hemden u. s. w., welche beim Ausringen ganze Cascaden ausströmten, in einem Schuppen zum Trocknen aufhängen. Schöne buntfarbige seidene Shlipse und Glacéhandschuhe waren vollständig verdorben, brillant gebundene Bücher zu formlosen Teigen von zusammengeklebten Blättern geworden. Ein Packet Chocolade war in eine braune Tunke zerflossen und hatte einem Theile meiner Hemden das Ansehen von mit braunen Flüssen und Bergen markirten Landkarten mitgetheilt. Meine Stiefel und Schuhe waren in weiche und gelatinöse Lappen umgewandelt; kurz meine Koffer boten ein wahres Bild des Jammers und Elends. Ich warf meinem Diener seine unverzeihliche Leichtfertigkeit vor; darüber kam es zu einem Wortwechsel, der das Ende hatte, daß ich ihn entlassen mußte. Ich zahlte ihm sein Geld aus, und schon nach einer Stunde wanderte er in stolzem

Sinne zu Fuß nach Ladybrand ab, da endlich das Regenwetter nun aufgehört hatte.

Ich war nun allein auf die Dienste meiner beiden Hottentotten angewiesen; wie sich aber in Zukunft herausstellte, fuhr ich dadurch in keinem Punkte schlechter. Wenn sie kein Geld in die Hände bekamen, waren sie ein paar ausgezeichnete, immer dienstwillige und gehorsame Dienstboten; als solche hatte sie mir ja auch der berliner Missionar Kallenberg in Pniel empfohlen! Nur Geld durfte ich ihnen nicht geben (und das verlangten sie gerade immer in den Städten und Dörfern, die wir passirten, unter den mannichfachsten plausibeln Vorwänden), denn dann waren sie regelmäßig den ganzen Tag jammervoll betrunken und zu keiner Dienstleistung zu gebrauchen. Ihr Gehalt betrug für einen jeden 10 Mark per Woche und freie Beköstigung.

Die Farm, wo ich ausgespannt hatte, gehörte einem jener Boers französischer Abstammung, die, obgleich sie einen glänzenden Namen des Faubourg Saint-Germain tragen, doch die Sprache ihrer hugenottischen Vorfahren längst vergessen haben und vollständig zu Holländern geworden sind. Aber das alte Blut verleugnet sich trotzdem nicht! Es war der Familie ein neuer Sproß zugewachsen, und zur Feier dieses freudigen Ereignisses hatten sich einige Nachbarn — das heißt, was hier Nachbarn heißt, von vier bis zwölf Stunden Entfernung — versammelt, unter denen die Schnapsflasche lustig herumging. Da man nun ein paar civilisirte Kaffern gefunden hatte, von denen der eine die Violine, der andere die Guitarre spielte, so wurde ein kleiner Ball oder richtiger ein Männerballet improvisirt, denn die wenigen vorhandenen Damen, ein paar Schwestern der jungen Frau, verschwanden schnell hinter einem Vorhange, als der Tanz seitens der Männer einen immer wildern und leidenschaftlichern Charakter annahm. Und was mußten meine Augen jetzt sehen? Einen urechten, wilden pariser Cancan, mit allen den Nuancen, den zitternden und schüttelnden Gesten, dem Beinaufwerfen und Imitiren idiotischer Bewegungen, wie solche immer von den für Geld engagirten männlichen Tänzern des Jardin Mabille so kunstvoll executirt

werden! Woher in aller Welt hatten diese südafrikanischen Boers, die doch nie in Paris, noch überhaupt jemals in Europa gewesen waren, diesen specifisch französischen Cancan gelernt? Es muß die Disposition dazu doch wol im Blute liegen, und es erwacht das schlafende Talent, sobald der Schnapsfusel das Blut in schnelleres Rollen bringt und Fiedeltöne die Sinne erregen. Dann fängt es dem alten Gallier an in allen Nerven und Muskeln zu zucken, sein altfranzösisches Blut fängt an zu wallen und zu sieden, und ohne ihn je gelernt zu haben, bringt der hünenhafte, $6^1/_4$ Fuß hohe gewichtige Tanzbär den kunstgerechtesten Cancan zu Stande. Die Körpergröße und Schwere nämlich ist von der einheimischen holländischen Rasse fast auf alle diese ehemaligen französischen Einwanderer auch mit übergegangen, theilweise wol infolge von Verheirathung der Männer mit massiven holländischen Frauen, theilweise durch die das Groß- und Starkwerden so sehr begünstigende klimatische Eigenthümlichkeit des Landes und die allen Boers gemeinsame Gewohnheit, alltäglich dreimal sich mit großen Quantitäten von in Fett gekochtem Hammelfleische den Wanst zu füllen.

Nachdem meine zerbrochene Deichsel nur sehr nothdürftig reparirt und in 30 Stunden meine wie aus dem Wasser gezogenen Kleider wieder getrocknet worden waren, ging es von neuem weiter. Doppeltes Oil Cloth (Ledertuch), das ich auf der Farm (mit welcher ein Kaufladen verbunden war) zu kaufen Gelegenheit hatte und nun vorsichtig über meine Koffer ausbreitete, ließen ein gleiches Misgeschick nicht wieder befürchten.

Es war der 1. April — also bei der Umdrehung der Jahreszeiten unserm 1. October entsprechend. Die Sonne leuchtete wieder von einem wolkenlosen Himmel herab. Die Gegend war vollständig bergig geworden, voller Sandstein-Tafelberge in den charakteristischen Formen des Königsteins und Liliensteins in der Sächsischen Schweiz. Diese Bergform wird von den Holländern ein Kranz genannt, weshalb man öfters die Namen: Blaukranz, Rothkranz u. s. w. hört.

Den ganzen Tag wechselten die hübschen Landschaften, be-

lebt von zahlreichen Viehheerden, aber sehr menschenleer. Den wenigen Farmern, denen ich begegnete, war das isolirte einsame Leben, das sie führten, an die Stirn geschrieben; alle waren sehr ernst, wortkarg und in sich gekehrt und verriethen nicht die mindeste Neugierde, zu erfahren, was wol „draußen in der Welt“ vor sich ginge. Freilich ist auch der Umstand mit in Anschlag zu bringen, daß ich die holländische Sprache nur unvollkommen radebreche. Ich habe sie nie lernen mögen, weil sie mir nur wie ein verdorbenes, verhäßlichtes Deutsch erscheint, und es mir außerdem stets an dem erfolgreichsten Mittel, eine Sprache zu lernen, mangelte: einer hübschen jungen holländischen Lehrmeisterin. Es lag daher für die von mir heimgesuchten ernsten Farmer keine besondere Versuchung vor, ihren Sprechwerkzeugen überflüssige Fatiguen zuzumuthen.

Am 2. April wurde die Gegend ganz prächtig: Berge und Aussichten in herrlichster, stets neuer Abwechselung! Leider aber konnte meine nur sehr unvollkommen reparirte Deichsel der gebirgigen Romantik der Wege nicht widerstehen und brach zum zweiten mal, und diesmal viel hoffnungsloser als das erste mal. Ich gab daher, wenn auch sehr contre coeur, meinen schönen Plan auf, das prächtige Basutoland, diese südafrikanische Schweiz, zu besuchen, denn mein großer Wagen war den Zufällen einer Alpentour nicht gewachsen. Und was dann machen, wenn mitten im einsamen Hochgebirge das Fuhrwerk auf einmal so unbrauchbar wird, daß man damit nicht mehr von der Stelle kann? Ein solches Land kann man nur zu Pferde besuchen, oder höchstens in einem federleichten und doch festgebauten zweiräderigen Karren. Ich entsagte also den geträumten Herrlichkeiten und tröstete mich, wie man es in der Regel in solchen Lagen thut, mit der eiteln Hoffnung, vielleicht ein anderes mal später dieses Land, eins der interessantesten des Erdballs, besuchen zu können.

Mit Hülfe von Lederriemen banden meine Treiber die in viele Stücke zerspaltene Deichsel nothdürftig zusammen, und Schritt für Schritt ging's vorwärts, in der Hoffnung, womöglich heute noch die ehemalige Missionsstation Mequatling zu erreichen, wo wir hoffen durften, einen Baum für eine

neue Deichsel erlangen zu können. Ich ging zu Fuß voraus mit dem flinken Snapp, meinem treuen Gefährten von den Diamantenfeldern her (einem Mischling zwischen Jagdhund und Pinscher), und erfreute mich eben recht an der schönen Landschaft und den malerischen Aussichten, als ich in der Ferne an dem Fuße eines gerade wie der Königstein in Sachsen geformten, aber viel höhern Berges ein stattliches hohes rothes Haus freundlich herüberschimmern sah, das mir Isaak als Mequatling bezeichnete.

Ein reiches Vegetationsgrün umgab das Haus und ließ mich einen höchst anmuthigen Ruhepunkt erwarten, der mir nach den bösen halsgefährlichen Wegen, die ich zurückgelegt, um so einladender erschien. Und so kam es denn auch. In einer kleinen Entfernung vom Hause angekommen, nachdem wir einen prächtigen Wasserfall passirt hatten, sah ich zu meinem Erstaunen statt des erwarteten langrockigen Missionars einen in Civil-Modetracht gekleideten Herrn mir entgegenkommen, in dem ich sofort eine alte Bekanntschaft von den Diamantenfeldern her erkannte: Herrn Radloff aus Lübeck. Wir waren sehr erfreut, einander so unerwartet wiederzusehen. Er theilte mir nun mit, er sei seit einem Jahre verheirathet und habe für 6000 Pfd. St. diese Farm gekauft, die jetzt aufgehört habe, eine Missionsstation zu sein.

Als wir uns nach dem Hause begaben, ward ich ganz überrascht von dessen wunderschöner Lage. Ein prächtiger kleiner Wald von dunkeln Coniferen umgab es auf drei Seiten, und in unmittelbarer Nähe wurde es von dichten rundgewölbten Gebüschen von australischer Abstammung überschattet, die mit zahllosen goldgelben Blüten überdeckt waren, sodaß man den Eindruck erhielt, als sei das Haus auf einen goldenen Grund hingemalt. An der Vorderseite hatte es eine schöne breite Terrasse, wozu eine stattliche Doppeltreppe hinaufführte. Man hatte von hier eine wunderbar schöne Aussicht auf das grüne, bis in unabsehbare Fernen wie eine Landkarte ausgebreitete Land, das halb mit einem Kranze von hohen Felsenmauern umrahmt und hier und da von spitzigen und zackigen steilen Bergen unterbrochen war. Im Vordergrunde

lachte ein kleiner sauber gehaltener Blumengarten mit mächtig hohen Aloëstauden. Dieses gesammte freundliche und sonnige Landschaftsbild, im Verein mit dem Gesange von Hunderten von kleinen Vögeln, dem Zirpen der Baumgrillen, dem sanften Rauschen des Windes in den Nadelbäumen und dem süßen Geplätscher eines hinter dem Hause vorbeifließenden Baches, machte auf mich einen ganz herrlichen Eindruck, und stundenlang saß ich, während Herr Radloff seinen Geschäften nachging, verloren in die Bewunderung der prächtigen Scenerie und das Anhören der mir so sympathischen Naturmusik der Vögel, Grillen, Wellen und Blätter. Ich fühlte mich sehr lebhaft an das unvergeßliche beglückende Paradies der Insel Madeira erinnert und hätte Monate in dieser seligen Stille verträumen mögen.

Herr Radloff hat sein neugebautes Haus mit für Südafrika ganz ungewöhnlichem Luxus ausgestattet; namentlich wird immer die imposante Hausthür mit den bunten Glaseinsätzen von seinen holländischen Nachbarn bewundert. Sein Bruder ist ein angesehener Prediger in Bloemfontein, und er selbst war erst in den letzten Tagen zum Mitgliede des Volksrathes des Freistaates gewählt worden.

Was mir eine außerordentliche Freude verursachte, war eine Banane, die ich hinter dem Hause an einem kleinen Fischteiche fand. Daß dieses delicate Tropenkind hier fortkommen konnte, sprach sehr für das warme Klima von Mequatling, welches es seiner von hohen Bergen umschlossenen Lage zu verdanken hat.

Herr Radloff stellte mich seiner netten jungen Frau vor, bewirthete mich mit einem famosen deutschen Mittagessen und Rheinwein und machte mit mir einen Spaziergang zu dem nahen Wasserfalle. Das Wasser braust hier über eine Höhle hinweg, worin ein weißer Mann mit seiner Familie sich zeitweilig niedergelassen und häuslich eingerichtet hat. Wenngleich die Frau den sonderlichen Geschmack ihres Gatten nicht theilt, will sie doch den ehelichen Frieden nicht einem voraussichtlich erfolglosen Streite opfern, und bleibt bei ihm in der feuchten Nereïdenwohnung.

Das alte jetzt verlassene Missionsgebäude steht in kleiner Entfernung von Herrn Radloff's Hause und paßt mit seinen Holzkreuzen und Glöckchen ganz in das friedliche Landschaftsbild.

O wie wohl schlief es sich diese Nacht in dem comfortablen Zimmer, das mir Herr Radloff anwies! Noch lange blickte ich durchs Fenster in den dunkeln Wald hinein, durch dessen Laub die goldenen Sterne flimmerten, und lauschte mit Entzücken dem Rauschen von Wind und Wasser, bis mir vor Müdigkeit die Augen zufielen. —

Ein Zimmermann, der glücklicherweise auf Herrn Radloff's Farm lebte, machte mir eine neue Deichsel, wofür er mir nur den bescheidenen Preis von $6^1/_2$ Mark anrechnete. Dafür war sie aber auch, wie sich bald herausstellte, um eine Elle zu kurz, weswegen mein Vorwärtskommen immer wieder von neuem verzögert wurde.

Am 3. April verließ ich das gastliche Mequatling und steuerte nun auf die Stadt Bethlehem los. Die hohen Gebirge des Basutolandes blieben immer zur Rechten. Von Zeit zu Zeit war die höchste Kette der Drachenberge in endloser zackiger Linie am Horizont hinlaufend zu sehen und machte dann in ihrem matten blauduftigen Lichte einen ähnlichen prächtigen Eindruck wie die Pyrenäen und die Alpen von weitem gesehen. Dann und wann wurde die Aussicht wieder von den nähern Bergen der Wittebergen (Weiße Berge) gesperrt, die mit ihren gewaltigen Sandsteinkränzen oft den Eindruck großer Bergfestungen machten, so regelmäßig und mathematisch senkrecht waren ihre Mauern aufgebaut. Riesenhafte Felsenblöcke waren mitunter über den Boden gestreut und zeugten von der Urgewalt der einstigen Erdrevolutionen.

Am folgenden Tage zeigte sich mir ein merkwürdiges Schauspiel. Eine Schar von Basutoweibern und Mädchen passirte den Weg. Da mir ihr Costüm, die Karrossen mit den reichen Perlenstickereien, sehr gefiel, so rief ich sie an den Wagen heran, um ihnen kleine Geschenke von wohlfeilen Kattunstoffen zu geben, wofür ich wünschte sie tanzen zu sehen. Ich brauchte aber den Wunsch gar nicht erst auszusprechen, denn

sie waren über meine Geschenke so glücklich, daß sie ganz von selbst anfingen zu springen und zu tanzen. Aber solch ein Ballet hatte ich doch noch nicht gesehen! Die Frauen waren alle, mit Ausnahme eines Perlengürtels mit herabhängenden Fransen und einer kurz um die Lenden geschürzten Karrosse, vollständig ohne Bekleidung. Einige davon hatten ihren ganzen Körper mit Ochererde rothgefärbt. Als der Tanz nach und nach wilder wurde, nahmen sie die Spitzen ihrer Brüste zwischen die Finger, um sie festzuhalten (gerade so wie unsere Damen bei der Quadrille das Kleid graziös zwischen die Finger nehmen und ein wenig aufheben), und drehten sich nun im windschnellen Tempo um sich selbst, dabei jubelnde Freudenschreie ausstoßend. Wie wenig gehört doch dazu, um diesen großen Kindern eine immense Freude zu bereiten!

Je näher ich Bethlehem kam, desto mehr Vorsichtsmaßregeln gebrauchte ich für meine Ochsen. Es war nämlich das Gerücht verbreitet, daß die Redwaterseuche von der Colonie Natal in den Freistaat eingeschleppt worden sei, und daß in Harrysmith und Bethlehem schon Hunderte von Rindern dieser schrecklichen Epidemie erlegen seien. Der Weg war mit Ochsenkadavern völlig eingerahmt. Man kann ja überhaupt in Südafrika nirgendwo reisen, ohne diesen Anblick im Felde so außerordentlich häufig zu haben; Staub und Cadaver gehören recht eigentlich par excellence zu einer afrikanischen Landschaftsscenerie! Bei jedem dieser Gerippe dachte ich: „Da liegt schon wieder eins von den unglücklichen Opfern dieser Rinderpest!“ und die Angst, meine Ochsen zu verlieren, stieg mit jeder Meile, die ich vorwärts kam.

Auf einer solchen langen Reise im Ochsenwagen attachirt man sich förmlich seinen Zugthieren und studirt mit Wohlgefallen und Interesse ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten und Charaktere, — denn auch Ochsen haben Charaktere, wenn man den ursprünglichen Sinn dieses griechischen Wortes im Auge behält. Ein geübter Ochsenführer wird, wenn er ein Gespann neuer Ochsen gekauft hat, sehr schnell durch aufmerksame Beobachtung ihres Benehmens herausfinden, welche von ihnen er zu den Leitochsen und welche er zu den Hinterochsen

(Achterochsen) zu nehmen und in welcher genau überlegten Reihenfolge er die übrigen zu placiren hat. Ich habe auf meiner ganzen Fahrt gefunden, daß den Ochsen viel mehr Verstand innewohnt, als man ihnen gewöhnlich zuzuschreiben pflegt. Beim Hinaufziehen an steilen Bergabhängen, bei Flußübergängen hatte ich öfter Gelegenheit, ihren zweckmäßigen Bewegungen meine volle Anerkennung zu zollen. Namentlich rühmen die Ochsentreiber an den Zuluochsen eine ganz besondere Intelligenz und Anstelligkeit.

So kommt es denn, wenn unterwegs ein Ochse krank wird, daß der Reisende es nicht unter seiner Würde findet, dem Patienten zu Liebe auszuspannen und an einem vielleicht ganz wüsten Orte mehrere Tage zu verweilen, bis der kranke Fuß oder das sonstige Nichtwohlbefinden desselben wieder gebessert ist. In Südafrika spielt der Ochse in den gesammten Bedürfnissen der Volkswirthschaft und des Handels eine so große Rolle, daß er hier, ich möchte beinahe sagen, einen viel höhern „gesellschaftlichen Rang" einnimmt als in Europa, wo er zur niedern Rolle eines localen Pflug- und Schlachtthieres degradirt ist. Mit welchem Stolze, welcher Lust sieht der Boer, der Kaffer auf sein geliebtes Ochsengespann! Welche Fancy-Preise (Phantasiesummen) ist er nicht bereit zu zahlen, um sie alle von Einer Größe, Einer Farbe zu haben! So sagte mir ein Boer, den ich nach dem Preise eines seiner achtzehn rabenschwarzen Ochsen fragte: solche Thiere hätten gar keinen Preis, und der Gedanke, ein solches einfarbiges Prachtgespann zu verkaufen, könnte ihn nie im Traume kommen. Für solche Fancy-Gespanne hat der Boer dann auch immer ein ganz eigenes Parade- und Luxusgeschirr mit schönen farbigen Verzierungen.

Was in der Regel den südafrikanischen Ochsen ein so schönes Aussehen gibt, sind ihre mitunter fabelhaft langen Hörner, die manchmal eine Länge von 4—5 Fuß haben. Freilich wären diese Thiere nicht zu spanischen Stiergefechten zu gebrauchen, da ihre Hörner (außer bei den Zuluochsen) nicht nach vorn, sondern nach den Seiten gerichtet sind.

Die Kaffern richten die Ochsen auch zum Reiten und

Lastentragen ab. Solche Sattelochsen, mit einem Ringe durch die Nase und mit einer ganzen Familie von Frau und Kindern auf dem Rücken, während der Mann zu Fuß geht und das Thier führt, begegneten mir öfter auf meiner Reise. Namentlich lieben die Kaffern einen schnellen Rennochsen und halten mit solchen gern ebenso passionirte Wettrennen als die Engländer mit ihren theuern Vollblutpferden.

Was das Reisen mit dem Ochsenwagen so bequem und billig macht, ist der Umstand, daß die Ochsen keiner besondern Fütterung bedürfen wie die Pferde. Sie sind überall zufrieden, wo es nur ein wenig Gras und Wasser für sie gibt. Und auch die hottentottischen Ochsentreiber sind in der Regel sehr leicht zu befriedigen. Man gebe ihnen alle Tage mehr Fleisch in den Kochtopf, als sie im Stande sind aufzuessen — und sie werden ihren Herrn allen Leuten, denen sie auf dem Wege begegnen, als einen guten Engel anpreisen und fortwährend fröhlich und guter Dinge sein.

Je näher ich also dem gefürchteten Bethlehem kam, desto besorgter wurde ich um meine gehörnten Pflegebefohlenen. Ihre Nasen wurden jeden Morgen mit Branntwein gewaschen und der Rücken und Hals mit Theer beschmiert, — ein Mittel, das von Einigen als Vorbeugungsmaßregel gegen die Seuche empfohlen wird, aber bei meinen Thieren zugleich die üble Folge hatte, daß das Fell an den Stellen, wo der Theer und das Joch in Berührung kamen, abgerieben wurde. (Die Ochsen in Südafrika haben nirgends Schieb-, sondern nur Zugjoche.) Ich will zu diesem Ochsenkapitel nur noch bemerken, daß die Hochachtung, worin dieses nützliche und unentbehrliche Thier, der eigentliche Träger und Verpflanzer der südafrikanischen Cultur, hier steht, sich schon in dem nobeln Namen äußert, womit ein jeder Ochse speciell beehrt wird; so hießen die meinigen: Moses, Maroka, Brand, Wacker, Petersen, Dingaan, Chaka und Panda.

Immer am Fuße der romantischen Weißen Berge hinfahrend, passirten wir am 6. April eine Schar Basutokinder, die sehr zuthulich waren und während meines Ausspannens recht hübsche Spiele neben meinem Wagen aufführten. Es

waren meistens junge Mädchen von 7—12 Jahren und rechte „anständige“ Wilde, denn ihre Wildheit beschränkte sich nur auf ihre sehr spärliche Bekleidung; ihren Manieren nach waren sie jedoch scheinbar so wohlerzogen wie unsere aristokratischsten Pensionärinnen. Sie führten eine Art Geberdenspiel auf, das an die vorzüglichste Pantomime in einem europäischen Opernhause erinnerte. Hat sich diese Art von Spiel etwa von den alten Aegyptern auf dieses Volk vererbt? Ihre Tradition sagt den Kaffern, daß ihre Vorfahren vor undenklich langen Zeiten aus dem weiten, weiten Norden gekommen sind. Echt semitische jüdische Physiognomien findet man sehr häufig unter ihnen. Die altjüdische Sitte der Beschneidung, die sie haben, könnte auch darauf hindeuten, daß die Kaffern vor Jahrtausenden vielleicht im Norden als Unterthanen der ägyptischen Könige gewohnt haben und in dieser Zeit Gelegenheit gefunden haben mochten, mit den übrigen, theilweise semitischen Unterthanen derselben in Verkehr zu kommen, sich mit ihnen zu vermischen und theils altägyptische, theils semitische Gewohnheiten und Sitten von ihnen anzunehmen.

Die Gesten meiner kleinen hübschen Mimen waren so graziös und edel, daß ich die Vermuthung, dieselben möchten aus einer Zeit stammen, wo die Kaffern mit höher civilisirten Völkern in naher Berührung standen, nicht von mir weisen konnte. So z. B. bestand eine der Gesten darin, daß die Mädchen den Zeigefinger erst auf die Brust hielten und dann mit demselben nach verschiedenen Richtungen hin gleichsam Grüße durch die Luft nach unsichtbaren Wesen hin versandten, indem sie jeden der Grüße mit wechselnder Mimik, theils mit dem allersüßesten und lieblichsten Lächeln, theils mit furchtsamem, erschrecktem Blicke begleiteten. Dieses Geberdenspiel erinnerte mich sehr lebhaft an die Abbildungen von altägyptischen Tänzen, die ich in einem Werke über ägyptische Alterthumskunde gesehen hatte.

Am 8. April kam ich bei einem Hotel an, wo die englische Wirthin mich sehr liebenswürdig empfing und verpflegte. Diese kleinen Landstraßenhotels werden hier, wie in allen Colonien, zuweilen von sehr gebildeten Leuten gehalten, von

solchen, die ursprünglich mit großen, hochfliegenden Planen aus Europa nach der Colonie ausgewandert sind und nach einiger Zeit, nachdem sie vieles versucht und in wenigem einen glücklichen Erfolg gehabt haben, zu dem beliebten Erwerbsmittel eines Hotels an einer belebten Landstraße greifen. Diese Existenzart gibt immer ein gutes Brot, führt oft sogar zu Reichthümern, und gewährt vor allem den an ein civilisirtes Leben gewöhnten Garçons oder Familien die Gelegenheit zu einem frequenten Verkehr mit Menschen, während ein einsames Leben in einem öden vergessenen Weltwinkel gewöhnlich nicht im Geschmacke solcher Leute liegt. Man findet daher unter solchen Land-Hotelwirthen nicht selten ehemalige Offiziere, Beamte und Kaufleute, und fühlt sich immer recht angenehm berührt, nach längerer Tour durch öde, menschenleere Strecken zu einer so liebenswürdigen und gebildeten Wirthsfamilie zu kommen. In solchen Hotels findet man sich sofort Mitglied eines gemüthlichen Familienkreises; der Wirth und seine Familie speisen mit dem Fremden zusammen, nehmen den Thee mit ihm u. s. w.; kurz man gehört zum Hause und wird musterhaft verpflegt, insoweit dies unter den localen Verhältnissen möglich ist.

Das Land wurde nun flacher, die Berge traten zurück, und am 8. April abends 9 Uhr kam ich in dem Dorfe oder Städtchen Bethlehem an. Es erinnerte mich freilich nur sehr wenig an das herrlich gelegene Bethlehem des Heiligen Landes, mit dem ich es namentlich an diesem Abende gern vertauscht hätte, denn in den einzigen beiden Hotels des Ortes war kein Platz mehr zu finden, und ich hätte mich doch gern wieder einmal in einem großen Zimmer einlogirt, des engen Raumes im Wagen müde, der trotz alles sonstigen Comforts doch namentlich beim Waschen, Kleidungswechsel u. s. w. sich fühlbar machte.

Es war das Städtchen gerade überfüllt mit den frommen Scharen der zum Nachtmahle (Abendmahl) versammelten Boers, und nicht nur alle Häuser waren mit Gästen vollgepfropft, sondern auch noch ein eigenes Zelt- und Wagencamp war vor der Stadt aufgeschlagen. —

Zum Glück hörte ich hier in Bethlehem, daß das Gerücht, die Redwaterseuche sei bis hierher vorgedrungen, gänzlich unbegründet sei, was für mein Gemüth eine große Erleichterung war.

Bethlehem liegt schon bedeutend höher als Bloemfontein; es mag etwa eine Meereshöhe von 6000 Fuß haben, und des Abends und Morgens verspürte mein an das warme Klima gewöhnter Körper schon recht gehörig die schneidende Kälte der von den Hochgebirgen wehenden Herbstwinde.

Das Land steigt bis Harrysmith fortwährend an. Am folgenden Tage ging es wieder langsam weiter bis zu einer Farm mit Kaufladen, an deren Besitzer mir der Landdrost von Bethlehem ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte und wo ich sehr gut aufgenommen wurde.

Am zweiten Abend ließ ich neben einer eleganten Farm ausspannen, die ebenfalls mit einem großen Kaufladen verbunden war und einem reichen Engländer gehörte. Ich befand mich infolge der immer zunehmenden Kälte, worauf ich in meiner tropischen Sommerkleidung (lauter leinenen weißen Blusen) nicht vorbereitet war, abends recht unwohl und empfand das lebhafte Verlangen, diese Nacht in einem warmen Hause zu schlafen. Ich bat daher den Kaufmann, mir zu gestatten, mein Eisenbett mit seinen Matratzen in seinem Hause aufzuschlagen. Er willigte ein, mir eine seiner Localitäten zur Disposition zu stellen, bot mir aber einen offenen Wagenschuppen an, wo der Zugwind von allen Seiten durchstrich. Als ich hierfür höflichst dankte, ließ er sich herbei, mir einen Platz in dem Wohnhause seiner Commis anzuweisen, was ich annahm. Meine Hoffnung auf Nachtruhe wurde aber schmerzlich enttäuscht, denn ich hatte mein Bett in demselben Zimmer aufschlagen müssen, welches den vier jungen englischen Commis als Versammlungsraum diente. Gerade aber diese Nacht schienen diese rüden lärmenden Burschen ausgewählt zu haben, um ihre Orgien zu feiern. Von einem Rücksichtnehmen auf den ermüdeten fremden Gast, den sie kaum grüßten, war gar keine Spur; das Lärmen, betrunkene Singen oder besser Gröhlen, Karten auf den Tisch aufschlagen, sich einander

prügeln und über Tisch und Bänke verfolgen dieser liebenswürdigen, übrigens wol sämmtlich bereits dem Unmündigkeitsalter entwachsenen Kaufmannsjugend endete nicht vor 3 Uhr morgens. Ich bedauerte daher herzlich, die Gastfreundschaft des „reichen Engländers", der sich übrigens um mich weiter gar nicht mehr bekümmert hatte, in Anspruch genommen zu haben.

Am folgenden Tage kam ich in ein besseres Quartier, ein wieder mit Kaufladen verbundenes einsames Hotel der Herren Jansen, zweier Brüder aus Hamburg, die hier recht gute Geschäfte machten und aus deren reichhaltigem Kleiderlager ich mich mit dem tiefgefühlten Bedürfnisse einer warmen Kleidung versah. Auch deutsches Bier (wiesbadener) war hier zu haben, was für mich eine sehr werthvolle Acquisition war.

Am 12. April abends kam ich endlich nach Harrysmith, der letzten, an der Grenze von Natal gelegenen Stadt des Freistaates, die in den letzten Jahren durch den immer zunehmenden Handelsverkehr von Port Natal nach dem Freistaate mächtig aufgeblüht ist. Die Stadt liegt über 6000 Fuß hoch überm Meere (gegen 9 Stunden vom Drachengebirge), und hat daher ein höchst gesundes, wenn auch im Winter recht kaltes Klima. Ein mächtiger Tafelberg, ähnlich dem von Capetown, erhebt sich im Norden der Stadt; auf seine stundenweite grüne Oberfläche lieben die Heerdenbesitzer der Umgegend zu Zeiten der Viehseuchen ihre Thiere zum Weiden hinaufzutreiben; dort oben bleiben namentlich die Pferde von der gefürchteten Horse-Sickneß vollständig frei, weshalb ein solches nahes Asyl ein großer Segen für die Gegend ist.

Zum Glück wußte man auch hier nichts von der vielbesprochenen Redwaterepidemie, alle Journalnachrichten über deren große Verbreitung waren also Zeitungsenten gewesen, was mir im Interesse meiner braven Ochsen sehr lieb zu hören war.

Harrysmith ist eine endlos ausgedehnte Stadt von verhältnißmäßig nur wenigen Häusern; es dauerte eine volle Stunde, ehe ich von den ersten Häusern der Stadt nach dem Hotel kam. Merkwürdigerweise traf es sich, daß auch hier

wieder, wie in Bethlehem, gerade Nachtmahl gehalten wurde; auch solenne Wettrennen sollten bei dieser Gelegenheit ein paar Tage später stattfinden. Von den zahlreichen Besuchern gab eine umfangreiche Wagenburg und Zeltlager in der Nähe der holländischen Kirche Zeugniß.

Ich hatte einen Brief an den Landdrosten, der mich wegen der Ueberfüllung des Hotels einlud, mich in den Räumlichkeiten des neuen Landdrostamtes häuslich einzurichten, was ich mit Hülfe freundlichst mir geliehener Möbeln auch sehr hübsch zu Stande brachte. Neben meinem Zimmer, in den übrigen Räumen des Amtsgebäudes, fand ein Bazar, eine Verlosung von allerhand eingesendeten Gegenständen zu Gunsten der Kirchenkasse statt. Elegante Damen verkauften in eigener Person, und abends fand sogar Promenadenconcert statt, wobei den geputzten Verkäuferinnen von den stämmigen Beaux der Nachbarschaft in civilisirtester Manier die Cur geschnitten wurde.

Einige Tage darauf fand zu gleichem Zwecke eine Viehverlosung statt, und ein wohlhabender Boer nahm hierbei Gelegenheit, sein lebhaftes Interesse für die Kirche — und wol auch gleicherweise seine Eitelkeit und Prunksucht — dadurch zu bethätigen, daß er einen miserablen gewöhnlichen Hammel in der „heiligen Auction" für die Summe von 100 Pfd. St. (2000 Mark) erstand! —

Ich hatte mir die große Volksansammlung auch zu Nutze machen wollen; ich wollte nämlich versuchen, ob ich unter den zahlreichen anwesenden Boers nicht einen Kaufliebhaber für meinen Wagen finden könnte, vorausgesetzt, daß der Käufer mir gestatten würde, denselben noch bis Pietermaritzburg zu benutzen und dann von da zurückzusenden. Ich wußte, daß im Innern des afrikanischen Oberlandes alle Dinge um die Hälfte theuerer sind als im Tieflande an der Küste (hatte man mir doch in Bloemfontein schon 3000 Mark für den Wagen geboten!) und hatte zum Zwecke des eventuellen Verkaufes den Wagen wunderschön überlackiren lassen (was mich 55 Mark kostete), ihm eine neue Deichsel gegeben (für 35 Mark), und verführerische, weit sichtbare Verkaufsannoncen an Holzpfählen

ausgehängt. Als nun aber die bestimmte Stunde der Versteigerung kam und der feiste Auctionator mit seiner Glocke einen Mordspectakel anfing und denselben geduldig eine halbe Stunde fortsetzte, blieb dies leider ohne allen und jeden Erfolg, denn die gerade stattfindende Kirchenauction nahm so vollständig die Aufmerksamkeit der zahlreichen geputzten Menge in Anspruch, daß mein prachtvoller Wagen in seinem Brautschmucke ganz und gar unbeachtet blieb. Und eine andere Zeit, als nach vollendetem Sonntagsgottesdienste in der Kirche, konnte nach den üblichen Gebräuchen der Boers nicht für die Auction gewählt werden. Es war zum Theil auch meinen Ochsen zu Liebe gewesen, daß ich den Versuch machte, meinen Wagen hier zu veräußern, da ich von dem Hinabsteigen in das viel tiefer liegende Natal mit Recht ernste Gefahren für ihr Leben befürchtete. So mußte ich mich aber nun doch noch entschließen, mit ihnen die Redwaterseuche zu riskiren.

Ich blieb acht Tage in Harrysmith und hatte daher gehörige Muße, diese Stadt, die eine große Zukunft hat, kennen zu lernen. Ich wohnte eines Tages der Magistratssitzung bei, wo gerade ein höchst eigenthümlicher Fall verhandelt wurde.

Die Frau eines Kaffern, der es, wol der zu vielen, allein auf ihre Schultern gehäuften, häuslichen Arbeit wegen nicht mehr gefiel, die einzige Gattin ihres Mannes zu sein, hatte eine Freundin von ihr, ein Mädchen, überredet, aus dem Vaterhause zu desertiren und bei ihrem Gatten als zweites Eheweib zu verbleiben. Der Vater des Mädchens verklagte nun vor dem Landdrosten den erwähnten Ehegemahl auf Wiederherausgabe seiner ohne Erstattung irgendeines (in Vieh zu berechnenden) Kaufgeldes in dessen Hause behaltenen Tochter. Die Sache war soweit ganz einfach in ihrem Thatbestande, aber was dem Falle eine solche Curiosität verlieh, wenigstens in den Augen eines europäisch geschulten Juristen verliehen haben würde, war der Umstand, daß die erste Gattin selbst mit vor dem Landdrosten erschien und die Nothwendigkeit, daß ihr Gatte unbedingt eine zweite Frau haben müsse, mit zungengewandtester Leidenschaftlichkeit verfocht. Das Urtheil des Magistrats lautete auf Behalten der zugelaufenen Gattin,

aber Erstattung einer entsprechenden Anzahl von Kühen als Kaufgeld. —

Während meines Aufenthaltes in Harrysmith sah ich öfters eine steinalte Dame von athletischem Wuchse, in haarsträubend kurzem Reitkleide, und mit blau umschleiertem Federhute auf einem hohen Schimmel durch die Straßen galopiren. Auf meine Frage, was diese sonderbare Erscheinung zu bedeuten habe, wurde mir die Antwort: „Ei das ist ja unsere Hebamme, Mrs. —; sie verdient sich eine Masse Geld bei den Boersfrauen durch ihre geheimen medicinischen Kenntnisse.“ Weiter unterrichtete man mich, daß auch ein deutscher Schneider hier sei, der großen Zulauf als homöopathischer Doctor habe und für jede Visite 1 Pfd. St. = 20 Mark nehme. — Ein richtiger promovirter deutscher Arzt (aus Hannover) war übrigens auch seit einigen Wochen hier angekommen und hatte mit seiner Frau ein Jahreslogis gemiethet. Die beiden vorgenannten Persönlichkeiten werden von seiner Ankunft wenig erbaut sein!

Noch ein kleines Vorkommniß möchte ich erwähnen, welches recht den behaglichen Zustand kennzeichnet, worin sich hier, wie in allen neuen Colonien, der Handwerkerstand befindet. Um meinen Wagen recht hübsch aufzuputzen, bedurfte ich auch eines Sattlers, der einige Dutzend blanke rundköpfige Metallnägel an den Seitenpolstern des Kutschersitzes einzuschlagen hatte. Ich schickte nach einem solchen und saß gerade bei meinem Kaffee, als ein eleganter Herr mit fein aufgedrehtem Husarenschnurrbart und goldenem Augenglas sich anmelden ließ. Dies war der Sattler; sein wunderschönes Reitpferd, das in Deutschland eines Regimentscommandeurs würdig gewesen wäre, stand scharrend vor der Thür, und eine feine Cigarre rauchend, fragte er nach meinem Begehr. Ich erklärte ihm meine Wünsche, und nach einer Arbeit von einer Viertelstunde verabschiedete sich der elegante Gentleman in der höflichsten Weise, indem er für seine Arbeit mir nur 8½ Mark anrechnete.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ausbruch nach Natal. — Ein verlassenes Hotel. — De Beers-Paß. — Schönheit des Ueberganges über das Drachengebirge. — Vegetation. — Gumbäume. — Bevölkerungs- und Arbeitsverhältnisse. — Hotel zum Thautropfen. — Ein Erlebniß aus dem Kaffernkriege. — Zwei Zuluwanderer. — Zukunftsaussichten. — Befürchtungen eines allgemeinen Rassenkrieges. — Geschichte der Zulueinwanderung. — Boergesetze. — Traurige Lage von Natal. — Class Legislation. — Zeitungspresse. — Forderungen der Colonisten. — Uebergang über den Tugela. — Hotel Schultz. — Ein Schulgenosse Bismarck's. — Bushman's River. — Boer-Blutbad von 1838. — Mooi River-Hotel. — Zulukraale. — Sitten und Gebräuche der Zulus. — Tänze. — Moden. — Industrie. — Hotel Currie. — Eine glückliche Verkrüppelte. — Umgenifall.

Nach achttägiger Ruhe brach ich am 21. April 1875 wieder von Harrysmith auf, um nunmehr der vielersehnten Colonie Natal zuzusteuern. Der Gedanke, nun endlich in dieses schöne Tropenland zu kommen, das mir von allen Seiten als ein wahres Paradies geschildert worden war, durchdrang mich mit der lebhaftesten Freude. Die Tropenländer bleiben doch — trotz aller ihrer großen Schattenseiten — das Herrlichste, was es in dieser Welt gibt, wenigstens für das Auge, und wer einmal in seinem Leben eines derselben zu sehen das Glück hatte, der begreift Humboldt's tiefwahren Ausspruch, daß derjenige, welcher einmal durch die Pforten dieses Paradieses geschaut hat, die Sehnsucht danach lebenslang nicht wieder los wird. Und zugleich freute ich mich darauf, die Zulus, diese prachtvolle, riesenhafte Rasse von Wilden, nun in ihrer eigenen Heimat kennen zu lernen. Sie und die Amakosa sind die

schönsten und intelligentesten Vertreter der gesammten Kaffernrasse, aber auch die energischsten, stolzesten, widerspenstigsten und unbezähmbarsten.

Eine Zeit lang ging es noch immer bergauf; dann wechselte das Auf- und Niedersteigen sehr häufig ab, was meinen Ochsen viele Arbeit gab. Nachmittags passirte ich ein Chausseehaus, wo ich einen Wegezoll von 2½ Mark entrichten mußte — die erste derartige Institution, die mir in Afrika vorgekommen. Ich wollte diesen Abend bei einem Hotel ausspannen, das mir als Smith's Hotel bezeichnet worden war. Das ganz einsam stehende Hotel fand ich nun zwar schon, aber es war darin todtenstill. Durch die verschlossene Glasthür des Parterresalons sah ich allerdings einen langen Tisch mit zahlreichen Tellern, Flaschen, Messern und Gabeln bedeckt, aber Menschen waren nirgends zu sehen. Das Hotel war von seinem Besitzer für einige Monate verlassen worden, da derselbe eine große Reise machen wollte, und in diesem ehrlichen Lande, das weder Räuberbanden noch Privatdiebe von Profession kennt, hatten seine allen Blicken offenen Mobiliarschätze, obwol nur durch einen leicht zu beseitigenden Holzriegel von der offenen Landstraße getrennt, durchaus nichts zu fürchten. Wenn der Mann von seiner Reise zurückkommt, wird er alles an Ort und Stelle wieder gerade so vorfinden, wie er es vor einem halben Jahre verlassen hat. —

Das Wegezollhaus deutete an, daß die Straße von hier an eine schwierige und fortwährend viele Reparaturarbeiten erfordernde Kunstanlage darstellen würde, und das war auch der Fall. Es begann jetzt die eigentliche Uebersteigung der Cordilleren Südafrikas: der majestätischen Drachenberge, und zwar an einer Stelle, die eine tiefe Einsattelung bildet und De Beers-Paß heißt. Dieselbe liegt 5400 Fuß über dem Meere.

Nachdem ich im Felde übernachtet hatte, brach ich frühzeitig wieder auf und wurde von Moment zu Moment mehr überrascht von der immer großartiger werdenden Scenerie. Ich stieg aus und ging zu Fuß, um das prachtvolle Naturschauspiel besser zu genießen.

Dichte Wolken umgaben mich auf allen Seiten und gaben mir ein Gefühl, als wandelte ich in himmlischen Gefilden. Dieselben zerrissen von Zeit zu Zeit hier und da in ihrer langsamen Wanderung und öffneten dann erhabene Aussichten auf prächtige hohe Felsenkuppen und grüne Thalbuchten. Als die Sonne sich erhoben, erstrahlte der ganze wogende Wolkenocean in schönstem rosenfarbenem Lichte und zeigte in optischer Täuschung die Bilder meines Wagens und meiner Ochsen in riesigen blauen Schatten die Luft durchziehend. Eine feierliche und gehobene Stimmung kam über mich, wie ich sie ähnlich immer beim Uebersteigen unserer europäischen Alpenmauer, auf den Gotthard-, Simplon- und Splügenpässen empfunden hatte. Ein kalter Wind gab mir ein ähnlich erfrischendes Gefühl, als sei ich hier wirklich in die Alpen der Schweiz versetzt; Geier und Adler schwebten über mir in den Lüften, und die liebliche Musik von murmelnden Wasserbächen umtönte mich auf allen Seiten.

Bei jeder Anhöhe, die ich hinaufsteigen mußte, dachte ich: jetzt kommt der höchste Grat, jetzt werde ich die Aussicht nach der andern Seite haben — aber fortwährend wurde meine Erwartung getäuscht.

Endlich aber, gegen Mittag, kam ich auf den höchsten Gipfel. Ich hätte einen Freudenschrei ausstoßen mögen über das wunderbar schöne Panorama, das sich jetzt hier vor meinen Augen öffnete.

Da lag es wie eine Landkarte vor mir ausgebreitet: das Gelobte Land, das herrliche Natal, im glänzendsten Sonnenlichte und von einem transparenten azurblauen Dufte überflossen — mit seinen unzähligen, violette Schatten werfenden Bergkuppen, seinen schattigen, mit Bäumen angefüllten Thälern, seinen grünen Prairien und zahllosen silberblinkenden Wasserläufen — ein zauberisch schönes, entzückendes Bild südlicher Landschaft, das in mir genau dieselben Empfindungen von Glück und Seligkeit wiedererweckte, die mich früher immer auf dem Gipfel der Alpen beim ersten Erblicken der italienischen Tiefebene ergriffen hatten.

Weißliche Rauchsäulen drehten sich hier und da empor

gen Himmel, von den Grasbränden herrührend, welche die Kaffern anzünden, um dadurch die Weide zu erneuern und gesunder zu machen. Ein süßer, stiller Friede lag über das weite imposante Landschaftsbild ausgebreitet. Es fehlte nur noch das liebliche Glockengeläute der schweizer Viehheerden, um mich vollständig auf die Höhe des südlichen Abhanges der Schweizeralpen versetzt zu denken.

Und wie die Vegetation auf einmal wechselte und ein ganz neues Klima anzeigte! In den nächsten sich gegen Osten hinuntersenkenden Thalschluchten, wodurch sich die Straße hindurchkrümmte und wand, war dieselbe zu beiden Seiten von dem dunkeln Laube immergrüner, blumenbedeckter Gebüsche eingefaßt. Schöne Nadelhölzer nach Art der italienischen Schirmpinien bedeckten auf dieser Seite die Bergabhänge, und die grünen Flächen der Bergwiesen waren mit Myriaden von großen scharlachrothen lilienartigen Blumen überdeckt.

Lange stand ich in das Anschauen des köstlichen Bildes verloren. Nachdem nun mein Wagen langsam auf den Zickzackkrümmungen der Straße heraufgekommen und den Ochsen oben ein wenig Ruhe gegönnt worden war, ging es wieder weiter, nunmehr bergabwärts, hinein in das schöne Natal!

Wie warm hier die Sonne auf die Bergseiten brannte! Es war nun vorbei mit den frostigen Schauern, die ich auf dem Hochplateau in letzter Zeit so häufig empfunden hatte; ich durfte wieder meine Sommerkleider und meinen indischen Korkhut anlegen, und auch der weiße Sonnenschirm zeigte sich von neuem nothwendig.

Mitten in allen diesen Herrlichkeiten belästigte mich freilich immer der ängstigende Gedanke: Werden meine Ochsen die Weide des Tieflandes vertragen? Denn das Land ist unbewohnt genug, um im Falle eines Sterbens der Thiere mich durch Nichtweiterkönnen in eine sehr fatale Lage gerathen zu lassen. Allerdings ist die Abstufung von der Höhe des Passes, 5647 Fuß, zu der 2000 Fuß über dem Meere gelegenen Fläche von Pietermaritzburg hinab nur allmählich, und tritt also auch der Wechsel der Weidegräser nicht mit einem male und vollständig ein, sondern nur stufenweise; deshalb gab ich mich der

Hoffnung hin, daß meine gutgenährten und gesunden Thiere noch unangefochten bis in die Hauptstadt von Natal gelangen würden. Von da an freilich sie noch bis an die Küste benutzen zu wollen, würde die größte Thorheit gewesen sein.

Eine kleine grasgrüne Schlange, welche quer über der Straße im Sonnenschein lag und sich wärmte, zeigte mir an, daß ich nunmehr in dem Lieblingslande der Schlangen meinen Einzug gehalten hatte, als welches ja Natal weit und breit bekannt ist.

Ich ließ an diesem ersten Tage meines Eintrittes in Natal schon zeitig ausspannen, da ein hübsches Hotel an der Straße lag, das mir ein gutes Abendessen versprach. Von der Veranda desselben, die schon ganz aus jener Pflanze mit den blutrothen Blättern gebildet war, die in Natal so häufig ist, genoß ich einen herrlichen Rückblick auf die hohen überstiegenen Gebirge, die jetzt in orangefarbener Abendbeleuchtung, überwölbt von einem vom reinsten durchsichtigen Aethergrün durchleuchteten Himmel, hinter mir lagen. Dieses wundervolle Grün, von der Farbe einer gewissen Sorte von Türkisen, ist ja in allen heißen Ländern einer der Hauptreize des Himmels beim Sonnenuntergang und ist namentlich in der Sahara und in Aegypten schon so oft von europäischen Malern bewundert worden. (Man findet diese schöne zwischen Meergrün und Azurblau die Mitte haltende Farbe öfters auf den alten Sèvres-Porzellanen.)

Am folgenden Tage ging es immer weiter bergab. Die Seiten der Berge waren überall dünn mit schattigen Bäumen besetzt, menschliche Wohnungen waren aber nur selten zu sehen, und wo eine solche vorkam, da war sie immer von einem Bosket von Gumbäumen (Eucalyptus Globulus) umgeben, das dieselbe schon aus weiter Ferne sichtbar machte.

Der Blue-Gum-Baum ist einer der werthvollsten aus Australien nach Südafrika verpflanzten Bäume. Außer seiner bekannten Eigenschaft, die Sümpfe auszutrocknen und die Fiebermiasmen zu paralysiren, die ihn für die Malariagegenden der Küste ganz unschätzbar macht, gibt er auch ein werthvolles Nutzholz ab, das namentlich seiner Härte wegen zum Wagenbau sowie für Eisenbahnschwellen sehr geeignet ist. Dabei

wächst der Baum ganz unglaublich schnell, erreicht eine Höhe von 2—300 Fuß und dient daher einer Landschaft ganz außerordentlich zum Schmucke. Aus der Ferne gesehen macht eine Gruppe von Gumbäumen mit ihren röthlichen abgeblätterten Stämmen und ihren dunkeln schmalen gekrümmten Blättern ganz den Eindruck unserer Kiefern. Da der Gumbaum erst seit etwa 30 Jahren in Natal eingeführt worden ist, so kann man hier natürlich noch keine solchen alten Riesenbäume sehen, wie solche im glücklichen Australien (der Colonie Victoria) das Auge des Wanderers durch ihren himmelhohen Wuchs entzücken.

Als Brennholz kommt das Holz dem der Eiche gleich. Die Wurzel des Gumbaumes hat die Eigenthümlichkeit, wenn der Baum gefällt ist, neue Schößlinge aufsteigen zu lassen, die in circa 14 Jahren schon eine außerordentliche Höhe erreichen und wie Pilze die Wurzel des alten Stammes umstehen: eine sehr werthvolle Eigenschaft in einem Lande, wo durch unvorsichtige Gras- und Buschfeuer so oft die Vegetation zerstört wird. Man pflanzt den Gumbaum mit großer Vorliebe überall in Natal an und rechnet den Werth eines zwanzigjährigen Baumes wenigstens 20 Mark. Alle 20 Jahre geschnitten, gibt eine solche Holzpflanzung für einen englischen Acker (bestanden mit 200 Bäumen) 4000 Mark Reinertrag, eine recht hübsche Bodenrente, die sich regelmäßig alle 20 Jahre wiederholt.

In der Jugend hat der Baum Blätter von ganz anderer Form als später; zerreibt man diese jungen Blätter zwischen den Fingern, so geben sie ein köstliches Arom. Deshalb athmet man auch in den Gumgebüschen eine so wohlriechende, balsamische Luft ein. Manche Leute sind der Meinung, daß die factische fiebervertilgende Kraft des Baumes von dieser Exhalation seiner jungen Blätter herrühre; andere glauben, es liege die Ursache in der austrocknenden Kraft seiner so rasch wachsenden und weit um sich greifenden Wurzeln, die gewissermaßen den feuchtigkeitsstockenden Boden ausschlürfen und austrinken und dadurch seinen Fieberaushauchungen in Zukunft vorbeugen.

In Algerien ist es schon gelungen, ausgedehnte Malaria-

gegenden durch Massenanpflanzung dieses Baumes gesund zu machen. Würde derselbe sich nicht für die Pontinischen Sümpfe bei Rom und die Moräste von Pästum empfehlen? Ich bin überzeugt, daß der Baum den italienischen Winter noch ganz gut aushalten würde, da ich am Bosporus im Garten eines reichen Paschas einen solchen gesehen habe.

Meine Nachtruhe im Hotel wurde leider sehr durch einige Transportreiter, wie es auf englisch heißt, die Treiber von Ochsenwagen, gestört. Um Mitternacht fing ein Thürschlagen, ein dröhnendes Stiefeltrapsen, ein betrunkenes Singen, Schreien und Gröhlen an, als wenn ein wildes Heer seinen Einzug gehalten hätte. Das sind die Schattenseiten südafrikanischer Landstraßenhotels.

Am folgenden Morgen, den 23. April, setzte ich meine Reise weiter fort. Land und Straße fand ich sehr menschenleer; weder Wagen noch Reiter begegneten mir, und Farmhäuschen waren nur selten zu sehen. Die Vegetation wurde von Stunde zu Stunde interessanter, je tiefer wir in der Meereshöhe kamen.

Natal ist ein von der Natur sehr glücklich begabtes Land. In seinem tiefliegenden, 4—7 Stunden breiten Küstengürtel ist es ein reines Tropenland, wo Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, indische Gewürze prächtig gedeihen. Auf seiner 2—3000 Fuß über dem Meere gelegenen Hochfläche, die den bei weitem größten Theil des 840 deutsche Quadratmeilen umfassenden Landes einnimmt, finden sich hingegen alle Producte der gemäßigten und subtropischen Zonen vereinigt — die Eiche und die Aloë, Bäume von Madagascar und von Norwegen, die Ananas und die Erdbeere, der Türkische Weizen und das Korn von Deutschland. Und auf den Abhängen der Drachenberge sind die vorzüglichsten Schafweiden, die den australischen an Gesundheit und Nahrhaftigkeit gleichkommen. Ueber dem ganzen mittlern Plateau des Landes wogen die grünen Wellen eines endlosen Grasoceans, die den Prairien am Missouri nicht an Ueppigkeit nachstehen.

Es herrscht hier beinahe ein ewiger Sommer; man kann säen, wann man will, der Same geht jederzeit auf und wächst

und gibt Ernte zu jeder Jahreszeit. Der Generalfeldmesser von Natal hat es ausgerechnet, daß die natürlichen Gräser, die in dieser Colonie dem Boden jedes Jahr entsprießen, und die immer von Februar bis April abgebrannt werden, einen Nahrungswerth repräsentiren, welcher, verwerthet durch Viehzucht, hinreichen würde, um eine Anzahl von 12 Millionen Menschen zu ernähren. Durch vollständige Bearbeitung des gesammten, so überaus fruchtbaren Areals mittels des Pfluges jedoch könnten eine noch viel größere Anzahl Menschen hier ihr Brot finden!

Und wie viel Menschen leben jetzt darauf? Nur 18000 Weiße und 350000 Schwarze! Und trotz der großen Zahl der letztern gibt es, mit Ausnahme des tropischen Küstengürtels, der mit Hülfe importirter indischer Coolies bebaut wird, keine Arbeiter im Lande, wenigstens keine regulären, denn seit der Aufhebung der Sklaverei mit ihrer erzwungenen Arbeit gibt es auch keine freiwillige Arbeit der Neger mehr. Wenn sich auch ein kleiner Theil der 350000 Schwarzen im Lande von Zeit zu Zeit als Arbeiter an die Colonisten vermiethen, so ist ihr Arbeitsdienst doch nur wenig werth, denn bei der kleinsten Caprice, wegen des leisesten Vorwurfes, überhaupt jederzeit, wenn ihm die Lust dazu ankommt, läuft der Kaffer weg und nach Hause, und das sehr oft gerade dann, wenn Ernte, Saat oder Schafschur seine Dienste am nothwendigsten machen. Wie oft schon hat eine reife Ernte von Türkischem Weizen oder Kaffernkorn auf dem Grunde verfaulen müssen, weil durch das Weglaufen seiner faulen Dienstboten der Farmer sich plötzlich aller Hände beraubt sah! Die Arbeit mit gemietheten Kaffern ist auf diese Art vollständig unsicher und unberechenbar. Es ist gerade, als ob der Farmer eine Anzahl von frei herumlaufenden Affen für seinen Dienst requirirt hätte, oder als wenn derselbe genöthigt gewesen wäre, seine arbeitgewöhnten stetigen Ochsen laufen zu lassen und dafür flüchtige Antilopen vor den Pflug zu spannen.

Und an ein Wiedereinfangen des entlaufenen gemietheten Schwarzen ist nie zu denken, eine Bestrafung überdies in seinem entfernten Kraale ganz unmöglich, denn dieselbe würde

mit solchen Umständlichkeiten, Zeit- und Geldverlusten verknüpft sein, daß kein Farmer je daran denken wird, den Flüchtling verfolgen zu wollen.

Im besten Falle bleibt der Zulu so lange bei seiner Arbeit, bis er sich genug Geld erworben hat, um eine Frau zu kaufen. Dann aber rennt er sicher weg, und lebt von nun an in Faulenzerei als Grand-Seigneur, denn es ist nunmehr seine arme Frau, die alle Arbeiten für ihn verrichten muß.

Dieser Mangel an Arbeitern ist der Fluch, der zeither immer auf dem ganzen Oberlande der Colonie Natal gelastet hat, und der an solchen Anomalien schuld ist, daß mit großen Kosten condensirte Milch in Zinnbüchsen aus der Schweiz, Butter aus Dänemark, Kartoffeln aus Irland, condensirte Gemüse und gesalzene Fische aus England, preservirtes Fleisch aus Australien und Bauholz aus Norwegen eingeführt werden, während das Land, wären nur Arbeitskräfte da, fernwohnende Völker mit den überflüssigen Producten seiner Milchwirthschaft, seiner Viehzucht, seines Getreidebaues, seiner Fischerei und seiner Holzcultur versorgen könnte. Das Futter für vier Pferde, d. i. in kleinen Haferbündeln, wird hier jedesmal in den Hotels mit 6 Mark angerechnet, in einem Lande, wo es beinahe nichts kosten sollte!

Es sind, nachdem schon im Jahre 1856 der erste Merino eingeführt wurde, heute noch nicht mehr als 300000 Schafe im Lande, während der wenig größere Oranje-Freistaat deren schon $6^1/_2$ Millionen hat!

Am Abend des 23. April kam ich zu einem höchst angenehmen Hotel, „Zum Thautropfen" (Dew Trop) genannt. Es wurde von einem feinen englischen Gentleman gehalten, der hier mit seiner hübschen und gebildeten jungen Frau zusammenwohnte. Da auch die Schwester dieser letztern, ein nettes siebzehnjähriges Mädchen, gerade auf Besuch da war, so brachte ich hier unter Conversation, Pianospiel und Gesang einen recht vergnügten Abend zu. Auch das Souper, das mir von der liebenswürdigen Familie vorgesetzt wurde, hätte dem besten europäischen Hotel Ehre gemacht.

Die Abendunterhaltung drehte sich natürlich hauptsächlich

um die gefahrvolle Lage des Landes. Die Furcht vor einem allgemeinen Aufstande der Kaffern ist das Damoklesschwert, das über der Colonie schwebt und unausgesetzt alle weißen Familien als Schreckbild beunruhigt.

„Im benachbarten Ladysmith“, erzählte mir die junge Frau, „wohnt seit einigen Jahren ein alter Mann mit seiner Tochter. Die letztere ist wahnsinnig und lebt fortwährend in der fixen Idee, ihr Bräutigam werde kommen, um sie zum Altar zu führen. Sie erhebt sich jeden Tag heiter vom Bette, schmückt und putzt sich, steckt sich Blumen ins Haar; gegen Abend aber wird sie unruhig und fängt an zu weinen und zu schluchzen.“

Auf meine Frage, was denn an ihrem Wahnsinn schuld sei, fuhr Mrs. C. fort, mir Folgendes zu erzählen: „Der Vater des Mädchens war englischer Magistrat in einem Städtchen von Britisch-Kaffrarien. Seine bildhübsche und immer frohgelaunte Tochter war einem reichen jungen englischen Farmer verlobt, der sechs Stunden weit entfernt von ihnen wohnte. Da brach der Kaffernkrieg von 1850 aus. Infolge dessen wurde beschlossen, die Hochzeit zu beschleunigen, und der Bräutigam, der gerade zum Besuch bei der Familie war, begab sich auf den Heimweg, um sein Haus für die Ankunft der jungen Frau vorzubereiten und einzurichten. Beim Abschiede steckte ihm Fräulein Alice (so hieß die Braut) eine frischgepflückte Rose ins Knopfloch, und unter Hunderten von süßen Küssen trennte sich das junge Paar in der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen.

„Der Bräutigam eilte auf raschem Pferde nach dem Hause seiner Aeltern, die mit ihm zusammenwohnten. Aber welche Ueberraschung wartete dort seiner!

„Beim Eintritt in das offen stehende Haus sieht er im ersten Zimmer seinen Vater mit zerschmettertem Schädel auf dem Boden, im zweiten seine Mutter gräßlich verstümmelt auf dem Bett liegen! Der Viehkraal ist leer, alles Vieh verschwunden! In namenloser Betrübniß und Seelenangst läuft er hin und her, er weiß nicht mehr, ob er wacht oder träumt, und er fragt sich, was er thun, ob er bleiben oder

fliehen soll. Da ertönt rings um das Haus in großer Nähe das erschreckliche Kriegsgeheul herannahender Kaffernmassen! Er flüchtet sich, um sich vor ihnen zu verbergen, und die Kaffern zünden das Haus an und brennen es nieder.

„Ein Reisender, der drei Tage später vorüberkam, fand zu seinem Erstaunen an dieser Stelle, wo er früher das freundliche Wohnhaus gesehen, jetzt nichts als den Schutt zusammengefallener Backsteinmauern und aufrecht stehende geschwärzte Schornsteine. Beim Herumsuchen im nahen Garten fand er unter einem Feigenbaume ein etwa siebenjähriges schwarzes Mädchen, das ihm unter Weinen und Schluchzen erzählte, was hier vorgegangen sei. Sie habe im Dienste der weißen Herrschaft gestanden und sei ganz allein der Metzelei entgangen, indem sie sich in den Busch geflüchtet und dort verborgen gehalten habe, bis die tobenden Wilden sich wieder entfernt.

„Der Reisende nahm das Kind zu sich aufs Pferd und ritt unverzüglich zu der ihm persönlich bekannten Familie der Braut, um sie von seiner schrecklichen Entdeckung in Kenntniß zu setzen. In welchen Jammer die Familie versetzt wurde, läßt sich denken. Es wurde sofort angespannt, und Vater, Mutter und Tochter begaben sich gemeinschaftlich nach der Ruine des Hauses, um wenigstens nach den Spuren des Bräutigams zu suchen, über dessen Verbleib das Kind keinerlei Auskunft geben konnte. Vielleicht war er der Schlächterei entgangen und lebte noch! Doch nein — nach kurzem Suchen fanden sie einen grausenhaft zerschlagenen Leichnam unter einem hinter dem Hause stehenden alten Ochsenwagen. Es war der Körper eines weißen Mannes; das Gesicht aber war so vollständig zerhackt und zermalmt, daß es nicht mehr zu erkennen war. Jedoch eine welke Rose steckte noch im Knopfloche, welche die Braut sofort als diejenige wiedererkannte, die sie ihrem Geliebten bei der Trennung gegeben hatte. Die Braut fiel wie leblos nieder — ein heftiges Nervenfieber brachte sie an den Rand des Grabes. Nachdem ihre jugendliche Natur die gefährliche Krankheit doch zuletzt überwunden, war die Aermste wahnsinnig geworden und ist es noch heute, nachdem schon 26 Jahre

seit dem Schreckenstage vergangen sind! Sie starrt stundenlang die welke Rose an und fängt dann an zu weinen, daß es einen Stein erbarmen möchte. Und dann auf einmal ist sie wieder lustig, lacht und freut sich und spricht von der nahen Zurückkunft des Bräutigams und der bevorstehenden Hochzeit. Der Vater hatte nach ihrer Genesung vom Nervenfieber seine Stellung aufgegeben und war, um die Stätte so trauriger Erinnerungen zu wechseln, mit seiner Tochter nach Natal gekommen; denn nach Europa zu reisen erlaubten ihm seine Mittel nicht."

Wahrlich, eine solche Geschichte (und wie viele andere ähnliche mögen noch sich zugetragen haben!) verdiente einmal in einer der frommen Versammlungen von Negerfreunden in Exeter-Hall mit der nöthigen Wärme vorgetragen zu werden, um den immer und ewig nur das vermeintliche traurige Los der Schwarzen bemitleidenden christlichen Herzen von wohlmeinenden, rechtschaffenen und rechtliebenden englischen Ehrenmännern und edelgesinnten Damen es einmal ernstlich zu Gemüthe zu führen, daß ihre weißen christlichen Mitbürger in den Colonien doch wol mehr Anspruch auf ihre Sympathien und ihre Hülfe haben als die neucreirten „englischen Bürger" von schwarzer Hautfarbe, und daß Milde und Toleranz gegen den Wilden oft identisch sind mit Härte und Grausamkeit gegen den weißen Mitbürger.

Am 24. April hatte ich die große Freude, zwei Zulus in ihrem althergebrachten Kriegercostüm und mit ihren Lanzen, Wurfspießen und Schilden auf der Landstraße daherwandern zu sehen. Es waren zwei prachtvoll gewachsene, wie schlanke Fichten in die Höhe geschossene junge Männer mit höchst intelligentem Gesichtsausdruck; beide vollständig nackt, die dünne Taille mit Streifen von Leopardenfellen umgürtet, mit herculischer Schulterentwickelung, und das reiche üppige Wollhaar (wodurch sich die Zulus so auszeichnen) mit einer Menge von Adler- und Geierfedern durchsteckt, was ihnen ein höchst imposantes Aussehen verlieh. Fürwahr, königliche Wilde! Und dieser Stolz, diese Vornehmheit in ihren Bewegungen! Es ist bekannt, daß man einen Hottentotten so viel schlagen kann,

als man will, er wird sich höchstens hinterm Rücken durch Gift rächen; ebenso wird im allgemeinen der größte Theil der Kaffern dem Schlage eines Europäers nicht antworten. Man wage es aber einen Zulu zu schlagen! Er schlägt sofort wieder und rächt die Beleidigung leicht mit dem Tode des Weißen. Schon in ihrem Gruße liegt ein entschieden stolzer, ich möchte



Zulukrieger mit Keule. Zulukrieger mit Schild und Stoßlanze.

sagen: königlicher Charakter. Der Zulu grüßt nämlich mit den Worten: „Saku bona!" (d. h.: „Wir sahen dich!"), während der weicher organisirte Betschuane beim Begegnen ausruft: „Tumella!" („Seien wir Freunde!")

Daß der Zulu sich dem Europäer vollständig gleich dünkt, sieht man aus seinem ganzen Benehmen gegen seine Lohnherrschaft. Er erlaubt sich dieser gegenüber gern ähnliche Freiheiten, wie in den nordamerikanischen Freistaaten, dem Para-

diese der Dienstboten, der Gehülfe des Principals (denn die Worte „Herr" und „Diener" sind ja dort so streng verpönt!). Namentlich zollt er dem weiblichen Theile seiner Herrschaft wenig Respect, wie die immer zunehmenden massenhaften Attentate der Zuludiener auf die jungen Frauen und Töchter ihrer Lohnherren beweisen. Es ist diese letztere Gewohnheit für alle Familien, in denen sich Töchter befinden, geradezu eine Calamität geworden.

Die höher geachtete oder gefürchtete Stellung, die der obschon in den meisten Fällen noch vollständig wilde und uncivilisirte Zulukaffer in der Gesellschaft von Natal einnimmt, zeigt sich auch schon darin, daß er dem Weißen seine Sprache aufgenöthigt hat. Während z. B. in der Kapcolonie die Hottentotten längst vollständig die holländische und englische Sprache adoptirt, der in Berührung mit den Weißen stehende Theil der Kaffern wenigstens eine von beiden genannten Sprachen radebrechen gelernt hat, fällt es dem Zulu gar nicht ein, die Sprache der Weißen erlernen zu wollen, und zwingt er hierdurch seinen Lohnherrn, nolens volens die seine zu erlernen.

Und diese urkräftigen, stolzen, unbeugsamen und gewaltthätigen Wilden sind in der Colonie Natal in einer Ueberzahl von 350000 Köpfen vorhanden, einer verschwindend kleinen Anzahl von 18000 weißen Colonisten gegenüber, denen sie in der großen Mehrzahl nicht dienen, für die sie nicht arbeiten wollen und die sie auf Befehl ihrer Häuptlinge jederzeit bereit sein werden mit einem blutigen Kriege zu überziehen, welcher natürlich zunächst die Niedermetzelung der gesammten, zerstreut lebenden weißen Landbevölkerung von 10000 Köpfen zur Folge haben würde. Allerdings würden die 8000 in den Städten concentrirten Weißen mit Hülfe ihrer bessern Feuerwaffen sich wol eine Zeit lang vertheidigen können — aber auf wie lange?

In ganz Natal liegt nur ein einziges Regiment von 900 Mann englischer Linieninfanterie und eine kleine Truppe Artillerie! Hierzu tritt noch die schwache Miliz in den Städten, die Volunteers, die aber schwerlich mehr wie zusammen 2000 Mann zählen. Was würde nun eine solche Macht beim

Losbruch eines allgemeinen neuen Kaffernkrieges bedeuten, wenn dieser rasch um sich greifen und außer den 350000 Zulus von Natal noch die 500000 unabhängigen Zulus jenseit des Tugela, die 130000 Basutos und die 300000 Kaffern zwischen der Kapcolonie und Natal zur Theilnahme reizen würde?

In den Kaffernkriegen von 1846/47, 1850/51 und 1852 war es immer die wohlgelungene Politik der Engländer, ihre Feinde zu theilen und die alten Stammesfeindschaften zwischen Zulus und Amakosa, Zulus und Basutos u. s. w. geschickt für sich zu benutzen, die es ihnen möglich machten, den Krieg zu localisiren und auf einen verhältnißmäßig geringen Landestheil zu beschränken. Sollte diese Politik aber bei einem neuen zukünftigen Kriege einmal fehlschlagen, so könnte es sich ergeben, daß die ganze östliche Küste von Südafrika vom Tugela bis zum Keiflusse mit dem Blute der weißen Bevölkerung überströmt und die letztere bis auf wenige sich rettende Flüchtlinge ganz der Vertilgung anheimfallen würde. Und diese stete panische Furcht vor einem möglichen Kaffernaufstande ist es, die wie ein in ein offenes Pulverfaß eingestecktes brennendes Licht den Schrecken aller weißen Colonisten bildet. Sie hängt wie ein Damoklesschwert über dem Lande und hält alle Geschäfte, alle Thatkraft und Unternehmungslust nieder. Und gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war sie auf den höchsten Grad gestiegen, da wenige Monate vorher der vielbesprochene Aufstand des Häuptlings Langalebalele stattgefunden hatte, der zwar schnell und glücklich unterdrückt worden war, aber doch der weißen Bevölkerung die große, stets über ihr schwebende Gefahr einmal recht deutlich vor Augen geführt hatte.

Der große Ashanteebesieger General Sir Garnet Wolseley war eigens aus England hergesendet worden, um die Colonisten in ihrer panischen Kaffernfurcht zu beruhigen. Er war nach der Abberufung des Gouverneurs Sir B. Pine, dem die Provocation der erwähnten Auflehnung des Langalebalele zugeschrieben und der deshalb zur Verantwortung nach England beordert wurde, zum Gouverneur der Colonie ernannt

worden und erst vor wenigen Wochen in derselben angelangt. Woher kommt es aber, daß sich jetzt eine solche ungeheuere Masse von Zulus in der Colonie Natal befinden?

Die ersten Nachrichten, die wir über Natal haben, sind vom Jahre 1683. Damals scheiterte das englische Schiff Johanna in der Nähe der Delagoa-Bai. Die Schiffbrüchigen fanden das Land von einem sehr zahlreichen gutherzigen Negervolke bewohnt, das große Heerden von Vieh besaß. Die Engländer wurden freundlich aufgenommen und wanderten im Lande ohne Hinderniß umher; sie fanden die Neger überall als ein friedliches, indolentes, gastfreies und dienstfertiges, freundliches und heiteres Volk.

Von 1719 bis 1729 hatten die Holländer eine Küstenniederlassung in Natal. Dann verschwindet Natal wieder aus der geschichtlichen Chronik, bis im Jahre 1816 der schreckliche Zulukönig Chaka — der Dschingis-Khan und Attila Südafrikas — mit seinen unwiderstehlichen Zulukriegern von Norden aus in das friedliche, glückliche und wie ein Garten angebaute Land einfiel und dasselbe in einen endlosen Blutsee verwandelte. Ein Stamm nach dem andern der friedlichen Einwohner wurde durch ihn vernichtet oder über die Grenze getrieben; die Schlächterei dauerte vier Jahre lang. Die letzte Schlacht gegen die noch übrigen acht Stämme fand 1820 am Umzimkuluflusse statt; alle noch übrigen Männer, Weiber und Kinder der Natalkaffern wurden da vollends niedergemacht. Ganz Natal war in vier Jahren zu einem Kirchhofe geworden, wüst und menschenleer! Noch heute sieht man in vielen Gegenden des Landes die Kraalbauten des verschwundenen Volkes.

Als im Jahre 1823 die englischen Offiziere King und Farewell ins Land kamen, fanden sie die ursprüngliche zahlreiche Bevölkerung desselben vollständig verschwunden und das ganze Land in den Händen der Zulus. Diese beiden Engländer gründeten eine Niederlassung an der Stelle des heutigen Durban (Port Natal) und wurden 1828 vom Könige Chaka formell in ihrem Grundbesitze bestätigt.

Der Nachbar des blutdürstigen Chaka, der ebenso grau-

same Dingaan, verwüstete 1832 die Ansiedelung von Port Natal. Die weißen Ansiedler flüchteten während dieser Zeit theils auf eine Insel in der Bai, theils auf das britische Schiff Komet, bis die Zulus nach zwölf Tagen sich wieder entfernt hatten.

Im Jahre 1838 rückten die Boers in Natal ein, besiegten die Zulus und gründeten die Republik Natal mit der Hauptstadt Pietermaritzburg. Ihre Herrschaft dauerte aber nur kurze Zeit, denn 1842 nahmen ihnen die Engländer das Land mit Gewalt wieder ab, worauf die Boers meist wieder über die Drachenberge zurückzogen und sich im heutigen Transvaal niederließen.

In Natal waren, nachdem die Zulus von den Boers aus dem Lande gejagt und über den Tugela zurückgetrieben worden waren, unter dem Schutze der englischen Colonisten an der Küste nur etwa 10000 Schwarze übriggeblieben von der frühern Bevölkerung von Hunderttausenden, die von den Zulus theils getödtet, theils gefangen gemacht und theils vertrieben worden waren.

Von den geflüchteten Natalkaffern hatte sich ein Theil über die Berge in das unzugängliche Basutoland geflüchtet; einzelne davon wurden hier, durch Hunger getrieben, zu Kannibalen! Andere hatten im Süden, in Kaffrarien und der englischen Kapcolonie Zuflucht gesucht und gefunden und wurden dort Fingoes, d. h. Dienstsucher, genannt. Die englische Regierung überwies ihnen später einen Theil von Kaffrarien zwischen dem Fischflusse und dem Keiskamma. Die dort noch heute in der Zahl von 80000 Köpfen wohnenden, sowie die übrigen zahlreich über die ganze Kapcolonie zerstreuten Fingoes sind die allerarbeitsamsten und civilisirtesten unter den sämmtlichen Kaffern.

Ein Theil der Natalkaffern endlich war von den Zulus nicht getödtet, sondern nur als Gefangene in ihrem Dienstrosse (als Träger) behalten worden. Sobald Natal nun englisch geworden war, fingen diese Gefangenen an, massenweise über die Grenze (den Tugelafluß) zurückzufliehen nach dem Lande ihrer Väter, das ja jetzt sicher für sie geworden war.

Zu ihnen gesellten sich zahlreiche Zulus, die entweder den strengen Heirathsgesetzen oder verwirkten Strafen, oder überhaupt dem ganzen schrecklich despotischen und blutigen Regierungssystem zu Hause entgehen wollten, sodaß seit dem Jahre, wo die englische Flagge Ruhe, Sicherheit und Frieden über das Land brachte, eine Masseneinwanderung von Zulus sowol als eine Rückwanderung von gefangenen und geflüchteten ehemaligen Natalkaffern begann, die fortwährend in steigender Progression zunahm, sodaß die schwarze Bevölkerung von Natal in den Jahren

1843	10000
1848	50000
1857	120000
1865	200000
1872	280000
und 1875	350000*)

betrug.

Von den heute in der Colonie wohnenden 350000 Kaffern mag man etwa 100000 als zurückgekehrte Reste der frühern Bevölkerung und die übrige Zahl von 250000 als reine Zulus rechnen.

Wie hat sich nun die englische Regierung dieser Masseneinwanderung von Schwarzen gegenüber verhalten?

Sie hat gerade das Umgekehrte gethan von dem, was sie hätte thun sollen. Statt die Boers aus dem Lande gehen zu lassen, welche die besten Beschützer der Grenze gewesen sein würden, hätte sie suchen müssen, dieselben im Lande zu behalten, dafür aber der Ueberschwemmung des Landes mit Unmassen von Wilden, die meist gar kein Recht auf dasselbe hatten, einen Damm entgegensetzen sollen. Die Boers würden dieses letztere unbedingt gethan haben. Hätten sie das

*) Nach den officiellen Listen nur 308000; es ist jedoch notorisch, daß die schwarzen Häuptlinge die Zahl ihrer Unterthanen immer weniger anzugeben lieben, als sie in Wirklichkeit beträgt, um an der Besteuerung etwas zu ersparen.

Land behalten, so würden sie nur einer gewissen Anzahl von Schwarzen den Eintritt gestattet, diese aber nur unter der Bedingung aufgenommen haben, daß dieselben erstens keine öffentlichen Staatsländereien als Squatters und ohne Grundrente zu zahlen in Besitz nehmen dürfen, zweitens zur Bebauung oder zur Weide ein gewisses Areal nur unter der Bedingung erhalten, daß sie für die nächsten Farmer alljährlich einen gewissen Betrag von Arbeit zu leisten haben; drittens würde von einer Boerregierung kein müßiger Schwarzer im Lande geduldet werden, der, selbst für seine Person fortwährend faulenzend, sich ausschließlich durch die Arbeit seiner Weiber ernähren läßt, und endlich viertens würde das Unterthanenverhältniß der Schwarzen zu ihren Häuptlingen vollständig aufgehoben und dieselben ausschließlich und unmittelbar der weißen Obrigkeit unterstellt worden sein. (In der That hatten die Boers, solange sie, von 1839 bis 1842, Natal besaßen, die rückflutende Einwanderung von Schwarzen durch die weise Bestimmung in Schach gehalten, daß auf jeder Farm zur Hülfe des Farmers nicht mehr wie fünf Schwarze sich niederlassen dürften.)

Solche nothwendige Sicherungsmaßregeln für die weißen Herren des Landes hätte ganz sicher eine Boerregierung getroffen! Die englische Regierung möchte wol gern jetzt ähnliche Beschränkungen der schwarzen Einwanderung einführen, aber es ist zu spät! Sie hat die beste Zeit verstreichen lassen, wo es noch möglich gewesen wäre, das eingedrungene fremdartige Volk zu unterwerfen und zu zähmen. Wollte sie heute, bei der riesenhaft angeschwollenen schwarzen Bevölkerung von 350000 Köpfen, den nöthigen Schutz für die Weißen durch gewaltsame Aufhebung der Polygamie, der Frauenarbeit und der unumschränkten Gewalt der eingeborenen Häuptlinge erzwingen, so würde sie dadurch sofort einen allgemeinen Aufstand dieser wilden Massen provociren — und wo würde dieser dann enden?

Wie die Sachen jetzt stehen, ist die Position der Colonie die folgende, in der That sehr dornige: Das Land ist überschwemmt von Horden von Wilden, die nicht für den Weißen

arbeiten wollen, weder auf Farmen, noch auf Pflanzungen, noch an Eisenbahnen, sodaß die Regierung genöthigt ist, alljährlich für die Bebauung der Kaffee- und Zuckerpflanzungen und den Bau der projectirten Eisenbahnen Tausende von indischen Coolies einzuführen. Jene Massen von Wilden haben für sich den größten Theil der fruchtbarsten Staatsländereien in Besitz genommen und berauben dadurch weiße Colonisten der Möglichkeit, dieselben zu bebauen. Unter dem Schutze der englischen Flagge führen sie, den ganzen Tag im Sonnenscheine liegend und rauchend, ein träges Faulenzerleben. Denn nur so lange arbeiten sie im Dienste des Weißen, bis sie sich genug erworben haben, um sich ein Weib und eine Kuh zu kaufen. Haben sie einmal diese beiden Schätze (und diese Zeit kommt sehr bald für sie durch die hohen Dienstlöhne), so hört ihre Arbeit von da an für immer auf. Nunmehr muß das Weib für sie arbeiten, was bald den Mann in den Stand setzt, ein zweites Weib zu kaufen u. s. w. Und je mehr Weiber er hat, desto mehr wächst sein Reichthum; Heerden, Weiber und Kinder vervielfältigen sich in steigender Progression.

Und dabei lebt diese ganze Masse von faulenzenden Negern in der strengsten patriarchalischen und despotischen Unterordnung unter ihre mit fanatischer Anhänglichkeit von ihnen verehrten angestammten Häuptlinge, deren Gewalt über sie eine vollständig unbegrenzte und absolute ist. Es wird hierdurch ein Staat im Staate gebildet, der zur Zeit eines Aufstandes für die englische Regierung und die gesammte weiße Bevölkerung die höchsten Gefahren in sich trägt. Theoretisch zwar sind alle die einzelnen Kaffernhäuptlinge unter die Regierungs- und Disciplinargewalt des „Secretärs für die Eingeborenen-Angelegenheiten“, zur Zeit Herrn Shepstone, gestellt. Er wird als der Paramount Chief oder der oberste Regent der sämmtlichen Eingeborenen angesehen. Solange nun dieser Herr Shepstone in seinem Posten bleibt, mag noch alles gut gehen, denn er ist ein kluger Mann, kennt die Kaffern und ihre Sitten durch und durch und spricht ihre Sprache so fertig, daß die Zulus selbst von ihm sagen: „Er ist einer

von den Unsern!" Er regiert sie nach ihren eigenen traditionellen Gesetzen (Kafir Law), welche jetzt in Kaffernsprache in einem eigenen gedruckten Gesetzbuche gesammelt und registrirt und dann zu eventuellen Aenderungen dem Natalparlament unterbreitet werden sollen. Natürlich gibt Herr Shepstone persönlich sich nur mit den ganz allgemeinen Angelegenheiten ab und versieht hauptsächlich die Stelle eines obersten Richters, indem er die Appellinstanz für Streitigkeiten unter den einzelnen Häuptlingen vertritt. Nur sein überaus großer, persönlicher Einfluß war es, der schon zweimal (1846/47 und 1850/51) die Zulus von Natal an einer Theilnahme an den Kriegen ihrer südlichern Kaffernbrüder gegen die Engländer verhindert hat. Aber wenn er einmal stirbt — und er ist schon alt — wird man einen gleich gewandten und von den Kaffern ebenso hoch angesehenen und respectirten Nachfolger für ihn finden?

Die Colonie Natal bietet also ein abschreckendes Bild davon, wohin es führt, wenn eine Regierung in übertriebener und falsch verstandener Humanität den unmündigen und unreifen Negermassen alle ihre unbeschränkte Willensfreiheit beläßt und die Interessen derselben denen der eigenen weißen Bevölkerung voranstellt. Die Colonie ist der großen Mehrheit nach eine schwarze Colonie geworden, ist ohne Arbeit und muß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die sie tausendfältig selbst auf ihrem überschwenglich reichen Boden erzeugen könnte, zu Theuerungspreisen aus fernen Ländern importiren. Eine schöne Frucht der englischen Negeremancipation, Negerverhätschelung und Negerbevorzugung! Wie nehmen sich dagegen die Boerfreistaaten aus mit ihren auf eine vernünftige Zahl beschränkten schwarzen Insassen, welche durch weise zum Schutze der weißen Farmer erlassene Contract- und Vagabundengesetze zu regelmäßiger Thätigkeit und nützlicher Arbeit gezwungen sind und die, wenn auch weniger hoch belohnt als in den englischen Colonien, doch dadurch zu bessern und nützlichern Menschen gemacht werden. Welche Freude ist es, in den Freistaaten diese gehorsamen, respectvollen, an Thätigkeit gewöhnten schwarzen Dienstboten zu sehen, welche ebendeshalb auch viel mehr ihren Dienstherren, von denen sie durchweg in

deren eigenem Interesse gut behandelt werden, persönlich zugethan und anhänglich sind und gewöhnlich lebenslang bei ihnen bleiben, was in den englischen Colonien nur noch in sehr vereinzelten Beispielen vorkommen dürfte.

In den Boerfreistaaten gilt der Grundsatz: Der Schwarze, der nicht arbeiten will, soll auch nicht essen! und ein ausschließlich durch die Arbeit seiner Weiber und Kinder subsistirender Negerseigneur würde kurzweg aus dem Lande gewiesen werden. Zustände, wie sie in Centralafrika in ausschließlich von Schwarzen bewohnten Ländern ganz natürlich sein mögen, die Uebertragung aller Arbeitsbürde von den Männern auf die Frauen infolge der Polygamie, sollten nicht in Colonien geduldet werden, die durch Kauf- oder Eroberungsrecht und natürliche Superiorität den Weißen gehören und bei einer Fortdauer jener Zustände fortwährend unter dem Banne des Arbeitsmangels und des Stagnirens aller Unternehmungslust, Bodenproduction und Industrie verbleiben müssen. Das in England in den frommen und wohlmeinenden Versammlungen der Exeter Hall so verpönte Wort „Class Legislation" hat in afrikanischen Colonien seine größte Berechtigung. Eine gute Gesetzgebung für Kaffern muß Klassengesetzgebung sein, denn unwissenden und unerfahrenen, in jeder Hinsicht noch unreifen Kindern gegenüber, wie die Kaffern es noch sind, können nur ganz eigene und ganz besonders ihrem gegenwärtigen Culturzustande und ihrer gesellschaftlichen Sonderstellung angepaßte Specialgesetze angemessen sein. Kinder brauchen Bonnen und Erzieher, und eine vernünftige Erziehung ist unvereinbar mit dem Princip, dem eigensinnigen Kinde in allen Stücken den Willen zu lassen. Die allgemein gleichförmige, die sämmtlichen Unterthanen als freie und mündige Bürger im Auge habende Gesetzgebung des englischen Mutterlandes mit ihrer absoluten, rechtlichen, politischen und socialen Gleichstellung aller Unterthanen ist bisjetzt gänzlich unzeitgemäß für Massen von Wilden, die noch im Urzustande der Menschheit leben und so tief unter der Bildungsstufe der weißen Colonisten stehen.

Der Contrast nun, den die Natalcolonisten zwischen ihrem

Lande und den anstoßenden Boerrepubliken hinsichtlich der Stellung der schwarzen Bevölkerung vor Augen haben, hat eine politische Partei in der Colonie geschaffen, welche die Trennung vom englischen Reiche und einen Anschluß an die Boerfreistaaten auf ihre Fahne geschrieben hat. Der Wunsch dieser Partei wird natürlich nie in Erfüllung gehen, aber er ist bezeichnend für die politische Stimmung. Sich selbst überlassen, würden die Colonisten bei zeiten reine Wirthschaft mit den Kaffern gemacht haben, indem sie dieselben einfach aus dem Lande gejagt hätten, gerade wie man es in Nordamerika mit den Indianern gemacht hat. Freilich hätte dies schon vor 25 Jahren geschehen müssen, jetzt ist es dazu zu spät, denn die Natalschwarzen haben sich schon zum größten Theile mit Flinten bewaffnet, deren ihnen so viele durch die Arbeiter auf den Diamantenfeldern zugekommen sind; sie sind daher jetzt nicht mehr wie ein widerstandsloses Jagdwild auszutreiben.

Daß die Colonisten gegen die englische Regierung, der sie in letzter Instanz ihre heutige gefahrvolle Lage zu verdanken haben, sehr erregt und erbittert sind, läßt sich nach den mitgetheilten Thatsachen leicht denken, und die Sprache ihrer Zeitungspresse war gerade zur Zeit meiner Anwesenheit eine fieberhaft erregte. Sie betrachten sich als die Stiefkinder und Opfer einer herzlosen Mutterregierung, die den lieben fremden Negern zu Liebe ihre eigenen weißen Kinder zu einem elenden und gefahrvollen Dasein verurtheilt hat. Dieses Gefühl ging durch das ganze Land, bildete das fast ausschließliche Gesprächsthema in allen Hotels und machte sich in ohnmächtiger Weise in erbitterten und giftigen Zeitungsartikeln Luft.

Der „Natal Mercury“ und der „Natal Wittness“ vertraten die große Majorität der so denkenden Colonisten, und nur der „Colonist“, das Blatt des Bischofs Colenso, von dem ich später zu sprechen haben werde, repräsentirte den Standpunkt der in Natal zur Zeit noch so gut wie absoluten Regierung und der negrophilen Priesterpartei, welche das Land für die Schwarzen wünscht und geneigt ist, eher die Weißen

als die Schwarzen als unbefugte Eindringlinge anzusehen. Man kann sich denken, welche giftigen Schmähartikel in solcher aufgeregten Zeit diese sich gegenüberstehenden Journale aufeinander losließen!

Die Forderungen der Colonistenpartei an die Regierung sind hauptsächlich die folgenden:

1) Auflösung aller „Locationen“ und „Reserven“ für die Eingeborenen und Vertheilung der letztern über das ganze Land zum obligatorischen Abschlusse von Dienstcontracten mit den weißen Farmern und Pflanzern.

2) Beseitigung der Autorität der Stammeshäuptlinge und Unterstellung der gesammten schwarzen Bevölkerung unter weiße Magistrate.

(Da nach Kaffergesetz das Land nie persönliches Eigenthum der Individuen, sondern Gesammteigenthum des Stammes und somit dessen Repräsentanten: des Häuptlings ist, so fließen in dessen Taschen alle die Einnahmen, Mieth- und Tributgelder, die in civilisirten Staaten der Staatskasse zuzufließen pflegen. Und daher ihr Reichthum und ihre Macht! Verstopft ihnen diese Kanäle und leitet alle Steuern direct und unmittelbar in den Staatsschatz — und die Macht der Häuptlinge wird vorüber sein!)

3) Eine Erhöhung der Hüttensteuer, um das Doppelte. Dieser Punkt hängt zusammen mit

4) Auferlegung einer Weibersteuer. Jede Hütte bedeutet nämlich bei den Kaffern entweder eine Manns- oder eine eigene Frauenbehausung, da jedes Weib für sich und ihre Kinder eine besondere Hütte bewohnt.

Die Hüttensteuer betrug bisher jährlich 7 Mark für jede Behausung (während ein Weißer für das kleinste Wohnhaus jährlich 15 Pfd. St. = 300 Mark Steuer zu zahlen hat!) und brachte

1865	400000 Mark
1874	600000 »

ein. Sie sollte also auf 14 Mark erhöht, und außerdem

eine Steuer von 5 Pfd. St. (100 Mark) auf jede neue Eheschließung, d. i. jeden neuen Weiberkauf gelegt werden.

5) Einführung von Maßregeln zur leichten, schnellen und erfolgreichen Bestrafung von Viehdiebstählen.

(In jeder Colonie mit zahlreicher Eingeborenenbevölkerung ein sehr wichtiger Punkt! Die Schwarzen sind passionirte Viehdiebe und in dieser Kunst wahre Virtuosen.)

6) Erlassung von Gesetzen, um die Kaffern zwangsweise zur Arbeit am Baue der projectirten Eisenbahnen heranziehen zu können, da sie freiwillig nicht kommen in solcher Anzahl, als man sie dazu braucht.

7) Im Fall, daß Kaffernarbeitskräfte nicht genügend zu Gebote stehen, Import von chinesischen und indischen Eisenbahnarbeitern durch Regierungsvorschuß.

(Auf der Erbauung von Eisenbahnen beruhen ja alle Hoffnungen des Landes, da der so theuere und schwierige Ochsentransport bisher jeden größern Aufschwung der Agricultur und der Ausbeutung der Kohlen- und Kupferschätze der Colonie unmöglich machte.)

8) Gesetzliche Präcisirung des Rechts der Selbstvertheidigung und Selbsthülfe der weißen Colonisten im Falle von Viehdiebstahl, Dienstbotendesertion, Dienstbotenungehorsam.

(Dieser Punkt war es hauptsächlich, der früher so viele Boers aus der Kapcolonie über die Grenze trieb. Die englische Regierung band ihnen die Hände auf den Rücken und überlieferte sie so widerstandslos allen Plünderungen und Chicanen seitens der Kaffern. Die ihnen dagegen versprochene Protection seitens der Regierung blieb aber aus! Kann sie also den Colonisten nicht schützen, so soll sie ihn wenigstens sich selbst schützen lassen. Hätte sie das früher zugelassen, so würden die drei blutigen Kaffernkriege an der östlichen Grenze der Kapcolonie viel rascher beendigt worden sein.)

Diese und andere nebensächlichere Punkte sind es, welche die Colonisten vor allem von der Regierung zu erlangen wünschen und von deren Bewilligung sie die Wiederherstellung eines vertrauensvollen und loyalen Verhältnisses zwischen ihnen

und der Regierung abhängig machen. Sie wollen nicht länger auf dem Altare einer Pseudophilanthropie und negerverderbender Affenliebe und Negerverziehung sich opfern lassen und für ihre Interessen wenigstens einer gleichen Berücksichtigung sich erfreuen als die, welche ihre „schwarzen Brüder" genießen. Aber wie gesagt: es dürfte vielleicht zu spät sein und nicht mehr in der Macht der Regierung liegen, allen diesen Uebelständen abzuhelfen, denn 350000 Kaffern von der energischsten aller Kaffernrassen, die noch dazu durch die Dienstfertigkeit englischer und deutscher Waffenspeculanten in den letzten fünf Jahren fast sämmtlich mit Schießgewehren und Munition versorgt worden, sind ein Factor, mit dem sich nicht mehr spaßen läßt.

Unter dem Drucke dieser unleidlichen Verhältnisse steht der Grundbesitz in Natal in einem viel niedrigern Preise als im angrenzenden Oranje-Freistaate und in der Transvaal-Republik. Der Blick auf die kleine englische Truppenmacht von 900 Mann Infanterie und das bischen Artillerie, die in Pietermaritzburg, Estcourt und Greytown garnisonirt sind, genügt nicht, um Kapitalisten das Gefühl der gehörigen Sicherheit zu geben und europäisches Kapital zur Anlage in Grundbesitz und Geschäftsbetrieb in diesem Lande zu verlocken.

Was das englische Militär betrifft, so muß die Colonie dem Mutterlande die Kosten von dessen Unterhaltung jährlich baar erstatten, und zwar nach dem sogenannten australischen Satze, d. i. 800 Mark jährlich für einen Infanteristen und 1400 Mark für einen Artilleristen.

Ich kehre nun nach dieser langen Abschweifung, auf die mich die Erscheinung der beiden schönen Zulukrieger brachte, zur Beschreibung meiner Reise zurück.

Am Abend des 24. April hatte ich den Tugelastrom zu passiren. Der Strom war beinahe so breit wie die Elbe bei Tetschen und sehr reißend. Ich hatte daher große Bedenken, wie wir da hinüberkommen sollten, denn mit einem leichten Ochsenwagen durch solche wilde Strömung zu fahren, schien mir wirklich ein tollkühnes Wagniß. Die Hottentotten mußten erst den Fluß durchwaten, um die Furt zu studiren. Da

ihnen nun das Wasser in der Mitte nur bis unter die Achseln ging, so konnte die Durchfahrt riskirt werden. Dieselbe ging also vor sich unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln; Johannes mußte vorn die Ochsen führen und Isaak machte mit Peitsche und Kehle einen Heidenlärm, um die Ochsen rasch durchs Wasser zu treiben. Es war schon Dämmerung geworden und in dem Halblichte erschien mir der große wilde Strom noch viel gefährlicher, als er vielleicht war. Da, mitten im Strome, hatten die beiden vordersten Ochsen (Leitochsen) das Unglück, zu stürzen! Ich fürchtete, jetzt würde sich sofort der Wagen durch den starken Strom umdrehen und mit demselben forttreiben. Solche Fälle mit daraus folgendem Ertrinken der Insassen kommen ja in Südafrika so ungemein häufig vor! Zum Glück aber brachte Isaak's knatternde Riesenpeitsche die beiden Ochsen sofort wieder auf die Beine und die Gefahr ging glücklich vorüber.

Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, wie die Kaffern für sich allein die reißendsten Ströme zu passiren pflegen. Sie sind Schwimmer in ganz eigener Manier; ihre Kunst besteht nämlich im Wassertreten, nach Art eines Hundes. Sie nehmen unter den linken Arm ihre cylinderförmig zusammengerollte Rohrmatte, auf die sie auch ihre Kochtöpfe, Karrossen, Waffen oder was sie sonst bei sich tragen, legen und mit der Hand festhalten, und stürzen sich so in den Strom. Die Matte wird sie wie ein Schwimmring oder eine Luftblase immer über dem Wasser erhalten, und so rudern sie sich mit dem rechten Arme in der größten Seelenruhe durch die tosenden Fluten nach dem andern Ufer hinüber.

Ich hatte, auf dem entgegengesetzten Ufer angekommen, nur noch zehn Minuten bis zu dem aus zwei Hotels und zwei Privathäusern bestehenden Dörfchen Colenso zu fahren, wo ein comfortables deutsches Hotel mich aufnahm, dessen freundliche Wirthsleute, die Familie Schultz, mir ein wohlschmeckendes Abendessen bereiteten.

Colenso liegt 3336 Fuß über dem Meere, also schon 2211 Fuß niedriger als De Beers-Paß.

Eine Ueberraschung hatte ich hier. Herr Schultz zeigte

mir die Photographie des Fürsten Bismarck, mit der stolzen Bemerkung, der Fürst habe dieselbe eigenhändig unterschrieben und ihm per Post gesendet. Die Sache hing so zusammen. Herr Schultz war in demselben Gymnasium erzogen worden, wie der große Gründer unserer deutschen Einheit. Er theilte mir mit sichtlichem Wohlbehagen mit, wie schon damals dieser „Otto von Bismarck" von den Starken unter seinen Mitschülern gefürchtet und von den Schwachen geliebt worden sei, da er immer die letztern gegen die erstern in kräftigen Schutz genommen und dadurch den Stärkern Respect vor seiner Person beigebracht habe. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege faßte sich Schultz ein Herz und schrieb an den Fürsten, ob er sich wol seines alten Schulkameraden noch erinnere? und theilte ihm einige alte Jugenderinnerungen von zusammen verübten losen Streichen mit, die dem Gedächtnisse des Reichskanzlers eventuell zu Hülfe kommen sollten. Ein paar Monate darauf erhielt er vom Fürsten einen sehr freundlichen Brief nebst dessen Photographie, worauf nun natürlich der afrikanische Hotelwirth nicht wenig stolz ist und sie gern triumphirend seinen vornehmern Gästen vorzuzeigen liebt.

Herr Schultz war ein heißblütiges Mitglied der patriotischen Colonistenpartei; er entwarf mir ein Jammerbild von der Lage des Landes und sah eine allgemeine Niedermetzelung der Weißen voraus. Der neue Gouverneur Sir Garnet Wolseley sollte in den nächsten Tagen auf seiner Inspectionsreise hier durchkommen und in Schultz' Hotel übernachten. „Ich will ihm aber die Wahrheit, die ganze Wahrheit ins Gesicht sagen! Wir Colonisten müssen, wir müssen endlich unser Recht haben und uns selbst regieren dürfen, nach unserm Geschmack und unsern Bedürfnissen!" Das waren die Reflexionen, womit Herr Schultz neben seinem guten Braten und Weinen den berühmten Ashanteekrieger tractiren wollte, wie er mir erklärte.

Herr Schultz theilte mir auch recht interessante Thatsachen bezüglich der augenblicklichen Lage der Colonie mit. Als der Executionskrieg gegen den Aufrührer Langalebalele vor anderthalb Jahren begann, machte sich unter allen Kafferndienstboten

in den Häusern der Weißen eine große Aufregung bemerkbar. Sie wurden ungehorsam, widerspenstig; statt ihre Arbeit zu thun, kauften sie in den Läden Flinten, die sie den ganzen Tag putzten und probirten, und viele verschwanden zur Nachtzeit ohne Abschied und auf Nimmerwiedersehen. Es läßt sich leicht denken, welchen Eindruck solche Vorkommnisse auf die weit übers Land verstreuten, isolirten Farmerfamilien machen mußten!

Ich hatte diesen Tag, von Dew Drop bis Colenso, 17 englische Meilen (à 26 Minuten) zurückgelegt; es blieben mir nun noch bis zur Hauptstadt Pietermaritzburg:

22	Miles	von Colenso	nach	Bushman's River (Estcourt)
20	»	» Bushman's River	»	Mooi River
12	»	» Mooi River	»	Currie's Hotel
16	»	» Currie's Hotel	»	Howick (Umgeni)
14	»	» Howick	»	Pietermaritzburg

also gerade bequem fünf Ochsentagereisen.

Am 25. April früh überraschte mich Herr Schultz durch eine Rechnung, die — trotz des luxuriösen Abendessens und Frühstücks — in ihrer fabelhaften Billigkeit mir die billigen Rechnungen der Hotels in den kleinen sächsischen Städten wie Nossen, Reichenbach u. s. w. in freundliche Erinnerung brachte. Ich mußte geradezu annehmen, er habe mich nur zu seinem Vergnügen bewirthet; nun solche Wirthe läßt man sich zur Abwechselung ja gern gefallen!

Am Nachmittage dieses Tages überraschte mich ein schwerer Gewitterguß, und abends rollte mein Wagen in das tiefe Thal des Buschmannflusses hinab. Die ganze Gegend war hier mit weitverstreuten Villen geschmückt, die zusammen den Namen Estcourt erhalten haben. Dieser Ort liegt 3675 Fuß über dem Meere. Es dauerte in der Finsterniß eine ganze Stunde, ehe wir zwischen den vielverstreuten Lichtern und Seitenstraßen uns zurechtfanden; es schienen mir wenigstens drei Hotels hier zu sein, aber das mir anempfohlene Hotel Watson sollte ja am Wasser liegen, und so suchte ich weiter, bis ich endlich dasselbe ganz am andern Ende der Stadt fand. Das Hotel war, der hier stattfindenden Highcourtsitzung wegen, mit Gästen überfüllt, und ich mußte daher in meinem Wagen

übernachten. Dicht beim Hotel führt eine schöne steinerne Brücke über den Strom. Endlich also kam ich nun wieder in ein Land mit Brücken, seit beinahe vier Jahren hatte ich keine solche mehr gesehen und war daher über dieses Culturzeichen hocherfreut.

Nahe bei Estcourt mündet der Blaukranz-Spruit (Bach) in den Bushman's River ein. Diese Stelle war vor 37 Jahren der Schauplatz einer schrecklichen Blutscene, die in Südafrika nie vergessen werden wird. Es wurde nämlich hier Peter Retief, ein Anführer der Boers, mit 120 weißen Männern, 55 Frauen, 191 Kindern und 250 farbigen Dienstboten (Hottentotten), zusammen also 610 Personen, von dem Zuluwütherich Dingaan heimtückisch und verrätherisch niedergemetzelt. Der Blaukranzbach heißt noch heute davon der „Mordspruit". Die Sache ging so zu.

Retief bildete mit seinem obengenannten Gefolge den Vortrab der Boers, die nach Natal einrücken wollten, um sich dort häuslich niederzulassen. Er führte 25000 Stück Vieh und 600 Wagen mit sich. Retief wollte mit Dingaan über käufliche Abtretung des Landes Natal unterhandeln und hatte diesen seine friedlichen Absichten vorher wissen lassen.

Dingaan lud ihn freundlichst ein, ihn mit seinen Leuten in seinem Kraal zu besuchen; er wolle ihnen ein Freudenfest geben und bei dieser Gelegenheit den Kaufcontract unterzeichnen.

Viele unter den Holländern trauten der Einladung nicht. Namentlich einer davon, Maritz, beschwor Retief, ihn allein mit nur zwei andern in den Königskraal gehen zu lassen, denn drei Abgesandte, meinte er, könnten die Eifersucht des Königs unmöglich reizen, und sollten sie dennoch getödtet werden, so würden doch wenigstens die übrigen nicht in Gefahr kommen. Aber Retief entschloß sich trotzdem, begleitet von 70 Freiwilligen, der Einladung Folge zu leisten.

Er kam also am 3. Februar 1838 zum königlichen Kraal und wurde ein paar Tage durch glänzende Festlichkeiten, Tänze u. s. w. unterhalten. Auch die Boers wurden gebeten, „auf ihren Pferden zu tanzen", welcher Einladung sie durch einen

Scheinangriff im Galop mit Losschießen ihrer Musketen zum allgemeinen Jubel der Zulus Folge leisteten.

Am 6. Februar früh wurde Retief vom Könige aufgefordert, zum Abschiedstanze und zur Unterzeichnung des Kaufcontractes wieder zum Kraal zu kommen; am Eingange aber sollten alle seine Leute ihre Waffen ablegen.

Leider folgte Retief dieser Aufforderung, in seiner ehrlichen, wahrhaftigen Natur dem Worte eines so mächtigen Königs vertrauend, und in der Meinung, es sei nur eine Schicklichkeitsrücksicht der Person des Königs gegenüber, und das Fest nahm seinen Anfang. Der freie Platz, wo dasselbe gehalten wurde, war ein von einem doppelten Cirkel von Gräben und hohem Dornbusch umgebener Hof, worin Tausende von Menschen Platz hatten. Innerhalb der Doppelfenzen war das ringförmige, aus Tausenden von Kaffernhütten bestehende Lager der Zulukrieger eingeschlossen.

Der König war sehr freundlich und liebenswürdig, und als die Tänze seiner Krieger eine Stunde lang gewährt hatten, verließ er die innere Verzäunung und begab sich nach seinen außerhalb derselben befindlichen Hütten, den Boers ein lautes „Glückliche Reise“ zurufend. In diesem Augenblicke stürzten die Tausende von Zulus, die während ihres immer wilder und wilder werdenden Kriegstanzes die Boers in einem großen Kreise umringt hatten, wie wüthende Tiger auf die letztern, die alle in der Mitte des Kreises standen, los. Ein jeder einzelne der Boers wurde von 20—30 Zulus umringt, niedergeworfen, unter Mishandlungen auf dem Boden herumgeschleift, mit Stricken gebunden und dann sein Kopf mit ihren keulenartigen Knobsticks (kurzen Stöcken von sehr hartem Holze mit einem runden schweren Knopfe) zerschmettert. Nach dieser Blutthat erfüllte ein tausendstimmiges Freudengeheul die Lüfte, der König zeigte sich seinen Kriegern und dankte ihnen. Er hatte zu dieser Gelegenheit zehn seiner streng militärisch organisirten Regimenter, also 15000 Mann, um sich versammelt. Nach einer Stunde sandte er dieselben nach der wenige Meilen vom Königskraal gelegenen Stelle am Bushman's River, wo die übrigen Boers mit den sämmt-

lichen Frauen, Kindern und Dienstboten ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Im Boerlager herrschte die größte Stille und Ruhe; die Männer lagen plaudernd im Schatten ihrer Wagen, die Frauen und Mädchen hantierten an den Kochfeuern und die Kinder spielten und sangen, während die hottentottischen Dienstboten das Vieh weideten, das in Zahl von 25000 Stück auf der Prairie zerstreut war. Da ertönte plötzlich wie ein Erdbeben das vieltausendstimmige Geheul der schwarzen Kriegermassen, die hinter einem waldigen Hügel, der ihre Ankunft verdeckte, auf einmal wie Heerden höllischer Dämonen hervorbrachen. Sie stürzten sich mit viehischem Blutdurst auf die armen waffenlosen Opfer, und in einer halben Stunde waren 50 weitere weiße Männer, 55 Frauen, 191 Mädchen und Knaben und 250 hottentottische Dienstboten theils niedergeschlagen, theils langsam zu Tode gemartert. Nur einem einzigen, sehr schnellfüßigen Hottentottenjungen gelang es zu entkommen und jenseit der Berge den dort wohnenden Boers die schreckliche Mär zu verkünden.

Aber Dingaan sollte sich seiner schändlichen That und der reichen Beute von 25000 Stück Vieh nicht lange erfreuen. Ein Schrei nach Rache ging durch das ganze Land der Boers; zwei Anführer, Piet Uys und J. Potgieter, sammelten rasch 400 berittene Leute und zogen über die Berge nach Natal. Am 11. April 1838 lieferten sie den in Stärke von 7000 Mann sie erwartenden Zulus eine Schlacht, worin sie denselben zwar 600 Mann tödteten, aber doch zuletzt, von der Uebermacht umringt, sich blutig durchschlagen und zurückziehen mußten. Bei dieser Gelegenheit fiel der Anführer Uys durch einen feindlichen Speer und rief noch, als er vom Pferde sank, mit lauter Stimme aus: „Schlagt euch durch, Jungens! mit mir ist's aus!“ Sein Sohn, ein zwölfjähriger Knabe, fiel kämpfend an des Vaters Seite.

Im November sammelten die Boers wieder eine neue Macht und zogen 900 Mann stark und mit einer Kanone von neuem über die Berge, um ihre niedergemetzelten Landsleute zu rächen. Pretorius führte sie diesmal an und lieferte Dingaan eine

Schlacht am Sonntag, 16. December 1838. Die Zulus griffen in großen Massen an, wurden aber nach Verlust von 3000 Mann zurückgeschlagen.

Vier Tage darauf rückten die Boers vor den Königskraal am Blaukranz-Spruit, wo ihre Landsleute hingeopfert worden waren, fanden aber zu ihrer Ueberraschung den Kraal verlassen, die große Königshütte niedergebrannt, ebenso wie den größten Theil der Stadt, und den Feind verschwunden.

Am folgenden Tage schlugen sie ihr Lager auf derselben Stelle auf, wo ihre unglücklichen Brüder geblutet hatten. Trotzdem, daß schon über zehn Monate seit der Blutthat verflossen waren, fanden sie noch schreckliche Spuren derselben auf dem Boden. Gerippe und Knochen abgenagt von Geiern, Hyänen und Schakals — Hirnschädel, alle zerschmettert und zerbrochen — Kleiderfetzen — die Baststricke, womit die Opfer geknebelt, und daneben Massen von Knüppelstöcken und großen Steinen, womit sie zu Tode geschlagen und geworfen worden waren — das alles lag massenhaft durcheinander. Ein Kaffer, welchen man eingefangen und der nach seiner Behauptung — aber nur als Zuschauer — der Blutscene mit beigewohnt hatte, erzählte, daß ein Theil der Boers Taschenmesser bei sich gehabt und mit diesen sich noch wüthend vertheidigt und über zwanzig von den Zulus niedergestochen hätten. Auch erzählte er, daß es einem der Opfer, einem schlank gewachsenen, beinahe 7 Fuß hohen jungen Manne, gelungen sei, durch die Massen der schwarzen Teufel hindurch zu entkommen und, wie ein Löwe um sich herumschlagend, alle Zulus, die ihn fassen wollten, niederzuwerfen. Er konnte ganz fabelhaft schnell laufen, schneller als alle die Wilden, und hatte schon, 2500 Schritte weit gerannt, einen großen Vorsprung gewonnen, als er, am Flusse angekommen, nicht mehr weiter konnte! Jetzt nahmen ihn die Wilden von allen Seiten, wie eine Meute von Jagdhunden einen gehetzten Hasen in die Mitte und warfen ihn mit Steinen todt.

Unter andern Dingen lag auch Retief's Koffer noch am Zaune, freilich geplündert und vom Regen unbrauchbar gemacht, aber — wie merkwürdig! — unter den Papieren, die

noch darin lagen, war zwar der größte Theil vom Regen zerwaschen und zerrissen, einige aber noch ganz wohl erhalten, als wenn sie erst gestern beschrieben worden wären. Und unter diesen letztern fand man noch ganz unversehrt den zwischen Retief und Dingaan abgeschlossenen Kaufcontract über die Colonie Natal! Ich weiß nicht, was aus diesem Papiere geworden ist, jedenfalls hätte dasselbe in einem für die zukünftigen Generationen anzulegenden historischen Museum der Boerfreistaaten Platz finden sollen!

Dies ist die entsetzliche Tragödie, welche für alle Zeiten dem Städtchen Estcourt am Bushman's River ein historisches Interesse verleihen wird, da der Platz der Mordscene ganz nahe bei der heutigen Stadt liegt. Werden sich in baldiger Zukunft solche Schreckensscenen wiederholen, wenn alle die wilden Massen, die Natal infolge englisch-christlicher Toleranz in Beschlag genommen haben, einmal gegen die Weißen sich erheben?

Am 26. April abends kam ich zu dem Hotel Mooi River, an einem kleinen Flusse gelegen, der den Namen des „Schönen Flusses" führt (4591 Fuß über dem Meere). Auch hier war wieder eine stattliche Brücke über den Fluß gebaut, welche nach der schönen Tochter des Gouverneurs, die sie eingeweiht hatte, Alice-Brücke benannt worden war. Die Bewirthung und Bedienung in diesem Hotel waren sehr mangelhaft, da man jeden Augenblick die Ankunft des Gouverneurs Sir G. Wolseley erwartete und daher für gewöhnliche Reisende keine Zeit übrig hatte. Ich brach daher frühzeitig wieder auf. Wir passirten unterwegs dann und wann einen Zulukraal, wohin ich mich gewöhnlich begab unter dem Vorwande, um eine Flasche Milch zu kaufen; die Schwarzen hatten aber nie welche abzugeben. Sie scheinen alle Milch für sich selbst zu verbrauchen und sind wol die größten Milchtrinker von der Welt. Ihre Passion ist aber nicht die süße, sondern die sauere Milch und das, was wir Quark nennen. —

Ein solcher Kraal besteht gewöhnlich nur aus wenigen Hütten, ein oder zwei Dutzend, und liegt in der Regel auf einem Hügel oder Bergabhange. Die meist schön und schlank ge-

wachsenen, bis 6 Fuß hohen Männer pflegen zur Tageszeit gesellig vor ihren Hütten zusammenzuhocken und rauchend den Genüssen der Conversation sich hinzugeben, während die Frauen emsig mit Arbeiten aller Art beschäftigt sind.

Die Hütten sind bei den Zulus wie bei den Korannas von vollständig runder Form, während sie bei den Betschuanen in eine Spitze auslaufen. Der Bau einer solchen Hütte ist sehr einfach. Es wird ein Kreis markirt, dessen Durchmesser ungefähr 10 Fuß beträgt, und darauf ungefähr einen halben Fuß tief ein kleiner Graben gezogen. In diesen Graben werden Zweige eingesetzt, die man unten tief einrammt und oben nach der Mitte zusammenbiegt. Dann werden andere Zweige quer durchgezogen, sodaß ringsum ein Geflecht entsteht, welches durch Lianen fest verbunden wird. Bis hierher ist alles Arbeit der Männer, nun kommt die Arbeit der Frauen. Sie schleppen auf ihren Köpfen riesige Bündel von Gras herbei. Sieht man sie mit einem solchen wahren Heuschober auf dem Kopfe, in der linken Hand die Sichel oder Erdhacke, in der rechten eine mit kühlem Trunk gefüllte Wassermelone, und auf dem Rücken noch ein kleines Kind, in die Karrosse gebunden, im Gänsemarsche hintereinander herwackeln, so kann man nicht umhin, einen Vergleich zwischen ihrer Stellung und der ihrer amerikanischen weißen Schwestern anzustellen, die zuweilen so lange im Bette liegen bleiben, bis ihr Gatte Feuer angemacht, Kaffee gekocht und vom Bäcker frisches Brot geholt hat.

Die Weiber stopfen nun überall in die Zwischenräume zwischen dem Zweiggeflechte kleine zusammengebundene Büschel von Gras ein und stellen so eine gegen Sonnenschein, Wind und Regen gleich schützende Wandung und Dach her. Natürlich ist es in der Hütte ganz dunkel; nur eine enge Oeffnung wird zum Einkriechen offen gelassen. Inwendig wird der Boden mit der zerstampften Lehmerde der Termitenbauten bedeckt, die, sobald man sie mit Wasser begießt und festschlägt, einen so harten Grund wie eine Scheunentenne herstellt. In der Mitte der Hütte läßt man eine Vertiefung, um hier die irdenen Kochtöpfe übers Feuer zu setzen; der Rauch zieht nur spärlich durch die Eingangsöffnung ab, weshalb der Aufenthalt

in einer solchen Behausung, wenn Feuer brennt, des augenbeißenden dicken Rauches halber für uns Weiße kaum erträglich ist.

Der Bau einer solchen Hütte ist in ein paar Tagen fertig und wird unter steter Begleitung einer Art von Chorgesang ausgeführt, dessen Takt die Arbeit der Hände begleitet. Das Dach ist so fest, daß zwei Männer darauf stehen können ohne durchzubrechen. Auch ist die ganze Hütte leicht vom Platze zu nehmen und anderswohin zu setzen, da das ganze Geflecht wie ein Korb zusammenhängt; nur das Gras muß dann herausgenommen werden. Eine papierdünne Matratze aus aneinandergebundenem Schilfrohr und ein hölzernes Kopfgestell nach Art des japanesischen Kopfkissens vollenden den häuslichen Comfort einer Zuluhütte.

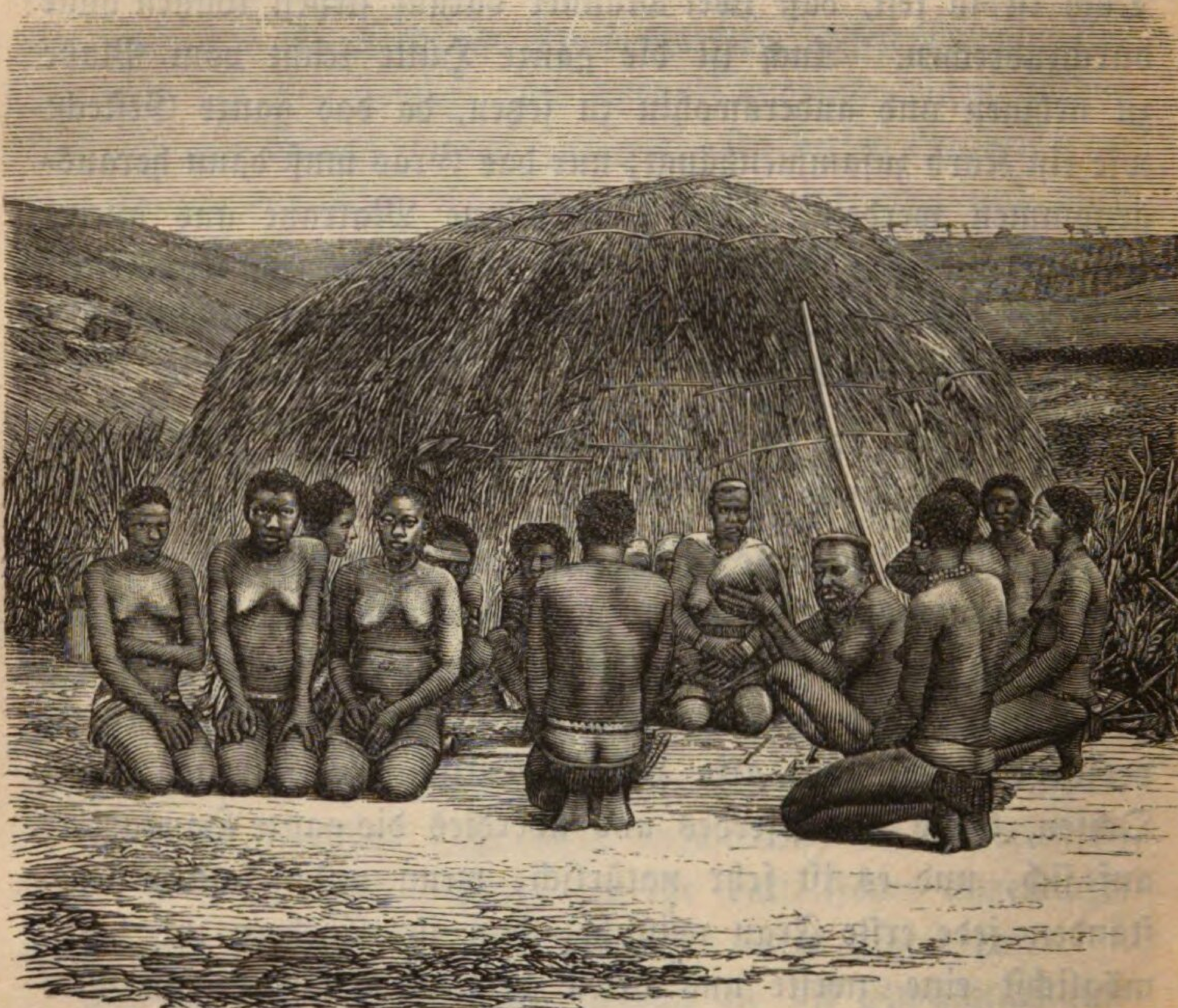
Es herrscht bei den Zulus zwischen Männern und Frauen eine ganz bestimmte Theilung der Arbeit.

Die Frau hat alle Feldarbeit, acht Monate hindurch und ohne Sonntagsunterbrechung, mit Hacke und Picke zu machen, desgleichen Gras zuzutragen, die Kornernte einzutragen, Feuerholz und Wasser zu holen und die Küche und die Kinder zu versorgen. Sie hat also recht eigentlich die Arbeiten eines Ochsen, Esels und Pferdes und überdies die ganze Hausarbeit auf sich, und es ist sehr natürlich, wenn unter solchen Umständen jede erste Frau wünscht, daß ihr Eheherr ihr baldmöglichst eine zweite und dritte beigesellen möge, um ihre Arbeit zu theilen und zu erleichtern.

Der Mann besorgt nur das erste Herstellen des Hüttengerippes, das Holzfällen, das Bauen der Feld- und Gartenfenzen und die Aufsicht über das Vieh auf der Weide und im Kraal; den Rest seiner vielen Zeit bringt er in Nichtsthun, Besuchen und Schwatzen, Rauchen und Jagen, und in skandalsüchtiger Gesellschaft von seinesgleichen zu. Auf Reisen müssen die Frauen alles tragen: Matten und Kochtöpfe, Picken, Hacken und Kinder, während der Mann hinter der langen Linie seiner Lastträgerinnen stolz ohne jede Bürde einhergeht und nur seine Waffen trägt. Ja zuweilen sitzt der Faulenzer hoch zu Roß

und die schwerbeladenen Frauen und Mädchen müssen eilig seiner galopirenden Mähre nachtraben!

Ihr Korn pflegen die Zulus nach der Ernte in unterirdischen Aushöhlungen zu verwahren, von der Form einer großen Flasche, worin es sich bis zum Tage, wo es gebraucht wird, sehr gut hält.



Zulus vor ihrer Hütte.

Das Hanfrauchen und Tabackschnupfen ist die größte Passion der Zulus wie aller übrigen Kaffern. Jeder trägt seine Schnupfbüchse (Eihlu) immer bei sich, entweder in einem Lederbeutelchen oder im Ohre in einem durchgesteckten und verstöpselten Stückchen Rohr. Nimmt er dieses heraus, so sieht das große Loch im Ohrläppchen sehr widerwärtig aus. Die Art und Weise, wie der Kaffer unter phlegmatischster und komisch-ernster Wohlbedächtigkeit und Zeitvergeudung und unter den Zeichen des süßesten Wohlgefühls den Schnupftaback in

seine geräumigen Nasenflügel einschlürft, ist für mich immer sehr amusant gewesen und wäre zur Darstellung in den münchener „Fliegenden Blättern“ sehr geeignet.

Das Rauchen des wilden Hanfes (Dacha = Cannabis sativa) ist in seinen Wirkungen dem Opiumrauchen ähnlich, und geschieht mit Hülfe der sogenannten „Dreckpfeife“, eines durchbohrten und mit einem Rohre versehenen Ochsenhornes, das inwendig mit Dacha gefüllt ist. Nachdem der letztere angezündet worden ist, geht das Horn im Kreise herum und jeder Gast nimmt einen Zug daraus, welcher ihm auf etwa fünf Minuten ein heftiges convulsivisches Husten zuzieht, das den Hauptgenuß bei der ganzen Procedur abzugeben scheint.

Eine höchst merkwürdige Mode bei den Zulus ist der Haarring, den die erwachsenen Männer tragen, wenn sie ihr Wollhaar kurz erhalten. Derselbe liegt wie ein Gürtel, ähnlich einer weichen schwarzen Wurst, um den Kopf herum und ist aus Rohr, Wachs, Gummi und dem eigenen Haar zusammengedreht — und so fest und steif, als wäre er von weichem Leder. Unterhalb des Ringes wird das Haar wegrasirt. Unverheirathete Männer dürfen den Haarring nicht tragen, lieben es aber, ihren fabelhaft üppigen Haarwuchs, der von $^1/_2$ — $^3/_4$ Fuß hoch steif und filzig auf dem Kopfe aufragt und denselben wie ein Heiligenschein aus schwarzer Wolle umringt, in alle möglichen bizarren Modeformen zu schneiden, sei es in vier steif aufragende Spitzen (die allerdings den Gebrauch eines europäischen Hutes vollständig unmöglich machen), sei es in Helmform. Viele lassen ihn auch in seiner ganzen üppigen Fülle stehen, wie er ist, und machen dann den Eindruck, als hätten sie eine kolossale schwarze Pelzperrüke auf, die einem Opern- und Theaterteufel sehr gut stehen würde.

Wenn die Männer ihr Kriegscostüm anlegen, so stecken sie in ihre Kopfwolle noch eine Krone von schwarzen Adlerfedern, die nach allen Seiten, wie die Stacheln eines Stachelschweines, herausstarren, und vervollständigen den unsaglich wilden Eindruck, den dieser Kopfschmuck hervorbringt, noch durch Halsbänder von Löwen- und Leopardenzähnen und durch um die Lenden gebundene Schwänze von wilden Thieren. Dazu

noch der lange ovale Schild von Ochsenfell (Isihlanga) und eine Stoßlanze (Irua) — und das Kriegscostüm ist fertig.

Der Kriegstanz, begleitet von furchtbar dröhnendem, donnergleichem und monotonem Unisono-Baßgesang, beginnt mit langsamen, ernsten und feierlichen Bewegungen und taktförmigem Fußstampfen — nach und nach wird er immer rascher

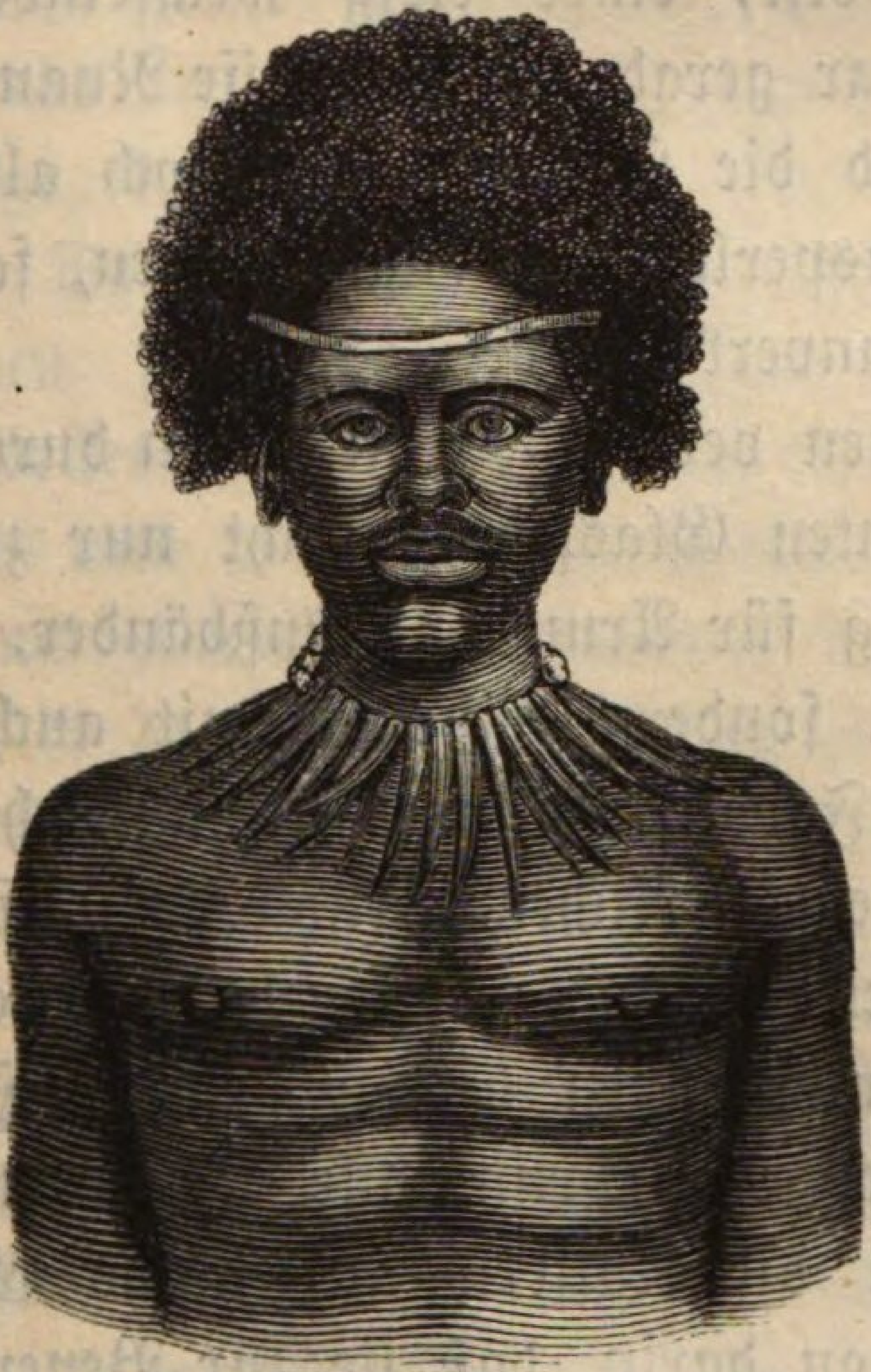


Zulukaffer.

und wilder — bis er zuletzt zu einem unbeschreiblichen, wüthenden Durcheinander von brüllendem Schreien, rasendem Fußstampfen, tollen windschnellen Drehungen und grotesken Vor- und Rücksprüngen wird, was zumal bei einer großen Anzahl der Tanzenden — und im geisterhaften Mondscheine, wo hauptsächlich immer diese Tänze abgehalten werden, vollständig den Eindruck eines Haufens von losgelassenen Höllenteufeln oder von Tobsüchtigen gibt. Ich sah diese Tänze so oft in

schönen Mondnächten auf den Diamantenfeldern, und jedesmal boten sie mir ein unbeschreiblich fesselndes Schauspiel; nur freilich fehlte dort immer der fürchterlich aussehende Kriegerschmuck, der doch eigentlich nothwendig zu der großen theatralischen Wirkung des Tanzes gehört.

Die Frauen und Mädchen nehmen an dem Tanze nur durch taktschlagendes Händeklatschen und Singen mit theil. Eigene Frauentänze kennt ursprünglich das von der Cultur noch unbeleckte Kaffernvolk gar nicht; ein solches Lastthier, wie die Frau bei ihnen ist, hat nicht einmal das Recht zum Tanzen! (Daß ich in Thaba-Nchu so viele tanzende Frauen sah, zeigt daher den weit vorgeschrittenen Culturstandpunkt der Barolongs.)



Zulukaffer.

Die Frauen und Mädchen sind beim Arbeiten in Feld und Haus nur mit einer um die Lenden gehängten Karrosse bekleidet; bei feierlichen Gelegenheiten kommt noch eine über die Schultern geworfene Karrosse dazu. In der Jugend sind sie oft wahre Bildhauermodelle in Anmuth und Eleganz des Körperbaues und leichter und fester Haltung, welche letztere durch die Gewohnheit, schwere Lasten auf dem Kopfe zu tragen, sehr gewinnt. Aber die lebenslange harte Sklavenarbeit läßt

sie schnell altern, und dann dienen ihnen die endlos lang herabhängenden Brüste (die sie oft über die Schulter hinüber dem auf den Rücken gebundenen schreienden Kinde reichen) keineswegs zum Schmucke. (Freilich finden die Kaffern selbst diese hängenden Brustsäcke ihrer Frauen äußerst geschmackvoll! So weise hat die Natur unter den verschiedenen Menschenrassen den Schönheitssinn variirt und modificirt!)

Die untere Hälfte ihres Kopfhaares rasiren die Frauen sich ab und den übrigbleibenden Haarbusch färben sie gern mit rother Erde. Den Hang, sich mit Perlenschnüren zu schmücken, theilen die Zulufrauen mit allen Kafferinnen; aber die Farbe der Perlen ist, wie die des Schnittes und der Farbe unserer Frauenroben, einer ewig wechselnden Mode unterworfen. Jetzt war gerade eine gewisse Nuance von Blaßblau dafür Mode, und die Händler, die noch alten Vorrath von dunkelblauen Glasperlen auf Lager hatten, fanden solche seitdem vollständig unverkäuflich.

Die Kafferinnen verwenden die ihnen durch weiße Händler zukommenden bunten Glasperlen nicht nur zu geschmackvoller Aneinanderreihung für Arm- und Fußbänder, Colliers, Brust- und Kopfschnüre, sondern wissen damit auch die reizendsten und durch ihre Farbenzusammenstellung sehr harmonisch in das Auge fallenden zierlichen Stickereien auf der nach außen getragenen Lederseite ihrer Karrossen herzustellen, wodurch diese anmuthigen Pelzmäntelchen bei vornehmen Häuptlingsfrauen manchmal wirklich wie prunkvolle Königsmäntel erscheinen. Der Werth, den die Kaffern auf solche Glasperlen legen, zeigt sich auch schon darin, daß sie zur Benennung jeder verschiedenen Färbung der Perlen ein eigenes Substantivum gebildet haben; so heißen:

Glasperlen im allgemeinen	=	Ubuhlalu
Rothe Glasperlen	=	Umgazi
Große blaue »	=	Amaqanda
Weiße »	=	Etambo
Schwarze »	=	Isitumani

Gelbe Glasperlen = Umtuci
Grüne » = Ibuma
Nelkenfarbene » = Imfibinga.

Auch Armbänder von zusammengeflochtenen wohlriechenden Kräutern sah ich bei einzelnen Frauen. Die Fußringe tragen sie bis zum Knie hinauf. Die Kinder laufen alle nackt, sind aber reichlich mit Perlen geschmückt, namentlich mit einem bunten Perlengürtel um die Hüften und mit Perlenschnüren um Hals, Arme und Beine.

Interessant in ihrer Art sind die Geldbeutel, ebenso die Schnupfbeutel der Kaffern. Das Silbergeld (denn Gold mögen die dummen Teufel nie nehmen, und wenn der Kafferdienstbote am Ende des Monats nicht seinen Lohn in baarem Silber empfängt, so rennt er lieber fort und läßt ihn im Stich) oder den Taback verwahrt der Kaffer in einem zusammengebundenen schmuzigen Stückchen Leder; dieses ist wieder in ein zweites größeres Stückchen eingelegt, dieses wieder in ein drittes und so fort bis manchmal zu einem Dutzend von zusammengewürgten und zugebundenen Lederlappen. Dieses Bündelchen sackt er dann in ein größeres Bündel ein, welches er am Stocke trägt und worin er noch allerhand andere Curiositäten mit sich schleppt: sein Frisirzeug (denn er läßt sein Wollhaar durch einen Kameraden mittels eines feinen Röhrchens fleißig ölen und einreiben), ein Messer, einen Taschenspiegel u. dgl. Schätze.

Die Zulus sind übrigens in manchen Künsten der Civilisation sehr wohl erfahrene Wilde. Es gibt unter ihnen Töpfer, Holzschneider, Korbmacher, Eisenschmelzer und Nähter, und sie haben Pickäxte, Hacken und Nähnadeln eigener Fabrikation. Sie brauen auch wie die übrigen Kaffern aus Kaffernkorn (Sorghum Caffrense = Guineakorn in Westindien = Durrha in Aegypten; einer Art Moorhirse mit mannshoher Staude, sehr ähnlich dem Mais und dem Zuckerrohr, mit einer dichten Rispe von hanfkorngroßen Samenkörnern) zwei sehr wohlschmeckende, etwas berauschende Getränke: eine Art Wein und ein Bier. Das letztere, Letíng genannt, fand ich höchst an-

genehm und kühlend, ähnlich dem russischen Kwaß. Es wird in gewaltig großen, sehr hohen und unten mit einem großen Bauch versehenen irdenen Töpfen (Inbeza) gebraut.

Die Holzschneidekunst der Zulus wird hauptsächlich auf große Löffel (Izinxembo), Kopfkissen (Isiquamelo) und große Töpfe (Isiquenge), auch auf hölzerne Speere und kurze Keulenstöcke (Kerries oder Knobsticks, Izindugo) angewendet. Durch vorsichtiges über das Feuer Halten geben sie gewissen Theilen der in das Holz eingeschnittenen Figuren eine dauernde schwarze Farbe, die sich wie ein künstlicher Lack ausnimmt.

Am 27. April vormittags passirte ich den von sechs raschen Pferden gezogenen Wagen des Gouverneurs. Der berühmte General, eine prächtige militärische Erscheinung, saß darin mit drei Begleitern, alle in Civil, aber den Kopf bedeckt mit sogenannten indischen Helmen, mit weißer Leinwand überzogenen Korkhüten in Helmform und inwendig mit doppelten Rändern, sodaß die Luft fortwährend über den Kopf hin circuliren kann. Diese Helme sind in allen Tropenländern sehr gebräuchlich und schützen gleich gegen Sonne und Regen, auch ähneln sie darin dem Schachthute eines Bergmanns, daß sie den Kopf sehr gut gegen auffallende Gegenstände, aufschlagende Zweige u. s. w. schützen. Aus China wurden deren viele nach den Diamantenfeldern versendet und dort von 12—20 Mark das Stück verkauft.

Nachmittags kam ich schon zeitig bei dem Hotel Currie an, wo die junge Wirthin, die ich an ihrer großen Lebendigkeit sofort als eine Irländerin erkannte, mich in Erstaunen setzte. Dieselbe war eine ganz allerliebste und noch sehr junge Frau und würde in jedem Lande zu den Schönsten ihres Geschlechtes gezählt haben. Erst seit einem Jahre verheirathet, hatte sie vor einigen Monaten das Unglück gehabt, beim Durchgehen der Pferde aus ihrem Wagen an eine Mauer geschleudert zu werden und dabei an drei verschiedenen Stellen das Bein zu brechen. Und bei einer Fahrt zum Arzte in der nächsten Stadt hatten sich die Brüche wiederholt und waren nun ganz unheilbar geworden! Die Aermste mußte nun ihren schönen Körper auf Krücken einherschleppen. Es wäre daher doch wol sehr natür-

lich gewesen, wenn ein so jugendliches, tanz- und springlustiges Wesen, das nothwendig von natürlicher weiblicher Eitelkeit nicht frei sein konnte, infolge eines solchen Unglücksfalles, der sie auf Lebenszeit verkrüppelt machte, in eine anhaltende traurige und schwermüthige Stimmung versetzt worden wäre. Aber das gerade Gegentheil von dem! Ich habe selten in meinem Leben eine solche Lachlust, eine so sprühende Laune und Fröhlichkeit gefunden wie bei dieser verkrüppelten Schönheit! Woher nahm sie doch alle diese unerklärliche Lustigkeit? O glückliches altceltisches Blut dieser Töchter Irlands! Es fließt ihnen wie Champagnerwein durch die Adern, und ihre freudige Lebenslust ist nicht todtzumachen. So sehr mir immer die niedern Klassen der Irländer, wie man sie namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in so unangenehmer Art kennen lernt, widerwärtig waren (ein Volk des Schnapsfusels und der Emeute!), so angenehm und liebenswürdig fand ich gewöhnlich die vornehme und gebildete Klasse derselben. Es ist eine eigenthümliche Mischung von solidem Briten- und lebhaftem formgefälligen Franzosenthum, die sie in der Gesellschaft sehr einnehmend und umgänglich macht. Auch der elegante Gouverneur und tapfere General Sir Garnet Wolseley ist ein Irländer.

Am 28. April nachmittags gelangte ich zu einer Station, worauf ich mich schon lange gefreut hatte: dem Dorf und Hotel Howick am Umgenifalle. — Ich habe schon manchen schönen Wasserfall gesehen, vor allem den großartigsten von allen: den unbeschreiblich herrlichen Niagarafall, und das sowol im Sommer als im Winter! Trotzdem aber oder vielleicht gerade deshalb ist meine Freude, einen neuen Wasserfall zu sehen, immer eine sehr große, und meine Erwartung, hier im berühmten Umgenifalle etwas Schönes zu finden, ward auch nicht getäuscht. Der Fluß ist zwar noch klein, etwa wie die Weißeritz bei Dresden, aber dafür stürzt er in einem gewaltigen Bogensatze 320 Fuß tief in einen Felsenabgrund hinunter, was bei der reichen Buschvegetation seiner Ufer und der steil-senkrechten Felsenwand ein prächtiges Landschaftsbild abgibt. Er war allerdings gerade für den Augen-

blick nicht sehr wasserreich; ich konnte mir aber leicht vorstellen, wie großartig das Schauspiel des Wasserfalles sein müsse, wenn große Regengüsse den Umfang des Flusses verzehnfacht haben.

Namentlich als ich am Abend in dichter Finsterniß sacht und vorsichtig mich auf den durch kein Geländer geschützten Felsenvorsprung begab, wovon man bei Tage die beste Uebersicht des Falles hat, machte das mächtige urweltliche Brausen und Donnern der Wasser in der Tiefe auf mich einen ganz schauerlichen und gewaltigen Eindruck.

Ich wollte am nächsten Morgen in den tiefen Abgrund hinabsteigen, um den Anblick des Falles von unten zu genießen, aber der Hotelier rieth mir davon ab, da erstens der Fußweg hinunter sehr schlüpfrig, abschüssig und gefährlich sei, und zweitens Massen von Giftschlangen zwischen den Felsenblöcken sich zu sonnen pflegten, auf deren eine ich leicht treten und dann sicher einen Biß von ihr abbekommen könnte. So verzichtete ich denn lieber auf den Ruhm, den Fall von allen Seiten gesehen zu haben.

Am 29. April mittags kam ich endlich in der Hauptstadt von Natal, Pietermaritzburg, an, nachdem ich von den Diamantenfeldern bis dahin mit meinem Ochsenwagen (exclusive der Aufenthalte) 22½ Reisetage gehabt hatte, nämlich:

von Kimberley	nach	Bloemfontein	5 Tage
Bloemfontein	»	Harrysmith	10 »
Harrysmith	»	Pietermaritzburg	7½ »

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Pietermaritzburg. — Lage und Scenerie. — Parkmusik. — Militär. — Markt- und Hotelpreise. — Bischof Colenso und die Revolution von Langalebalele. — Eine schwarze Amme. — Polygamie und Frauensklaverei. — Ansichten der Zulufrauen darüber. — Junge Frauen und alte Männer. — Erzwungene Ehen. — Geburten. — Rechte der erwachsenen Jugend. — Noblesse oblige. — Regierung und Justiz. — Erbrecht. — Strafgesetze. — Proceßwesen. — Erziehungsanstalt von Lovedale. — Kaffernmedicin. — Eine geheimnißvolle Reisende. — Collective Verantwortlichkeit der Gemeinden. — Zauberer. — Moralität der uncivilisirten Kaffern. — Geschichte der Zulumonarchie. — Der „Napoleon" Südafrikas. — Chaka und Dingaan. — Panda. — Ketschwayo. — Schlacht am Tugela. — Krönung Ketschwayo's durch Herrn Shepstone. — Schlangenberg. — Festlichkeiten. — Neue Verfassung. — Missionare. — Ketschwayo's Ansichten. — Militärverfassung. — Mädchenregimenter. — Gesellschaft von Pietermaritzburg. — Civilpassion der englischen Offiziere. — Die Stadt der Rosen. — Zulupolizei. — Parlamentsverfassung. — Die Zulusprache.

Schon von fern, von einem hohen Berge aus, worüber die Straße sich hinzog, öffnete sich mir die Aussicht auf eine außerordentlich groß erscheinende Stadt, deren Häuser weit über eine fruchtbare grüne Fläche hingesäet waren. Eine warme südliche Sonne beleuchtete das schöne weite Panorama und erhöhte den freundlichen Eindruck, den die Hauptstadt auf mich machte. Beim Näherkommen fand ich meine hohen Erwartungen bestätigt. Ich kam durch stattliche breite Straßen, bei einem großen steinernen Palast mit Thurm vorbei, der an eine italienische Stadt erinnerte, und ließ dann am andern

Ende der Stadt bei einem Boardinghause (von Mrs. Jones) ausspannen, das mir anempfohlen worden war.

Ich war so glücklich, hier ein prächtiges, großes und kühles Parterrezimmer miethen zu können, wovon ich nur einen Schritt in den schönen schattigen Park hinauszuthun hatte, um an dessen herrlichen subtropischen Gewächsen meine Augen zu erfreuen. Schmetterlinge von den wundervollsten bunten und metallglänzenden Farben gaukelten über den Blumen herüber und hinüber und zwischen den Aesten und Zweigen der Bäume hingen in ihren Netzen fabelhafte Spinnen von der Größe kleiner Vögel, deren fette Bäuche und unmäßig lange Beine in mir bei meinen Promenaden immer das beängstigende Gefühl erregten, als könne jeden Augenblick eins dieser gräßlichen Beester auf mich herabfallen, in welchem Falle ich, glaube ich, einen Schreckensschrei ausgestoßen haben würde.

Pietermaritzburg liegt nur 2000 Fuß über dem Meere, auf einem Landrücken und umgeben von Hügeln und Bergen, die im Westen und Nordwesten in hohen kahlen Ketten aufragen. Der kleine Buschmannsfluß läuft um die Stadt herum, und mehrere elegante Brücken überspannen denselben. Ueberall plätschern mit Stein eingefaßte Bachrinnen durch die Straßen und ermöglichen die Bewässerung jedes einzelnen Gartens. Die Gärten, die in den meisten Straßen jedes Haus umgeben, geben mit ihren kühlen Baumschatten und ihren voll bunter Blumen prangenden Verandas der Stadt ein äußerst freundliches und elegantes Aussehen. Die Häuser selbst, meist von rothen Ziegelsteinen aufgeführt, haben gewöhnlich den sehr hübschen englischen Villenstil und machen den Eindruck, sehr comfortable Wohnsitze zu sein.

In den Gärten sieht man schon eine Menge schöner, tropischer Bäume, auch Orangen- und Citronenbäume; der beliebteste Baum scheint aber der Gumbaum zu sein. Die Straßen sind mit stattlichen großen Syringas (Hollunderbäumen) eingefaßt, und hier und da am Wasser befinden sich auch Gruppen prächtiger Trauerweiden.

Der Stadtpark, der nahe meiner Wohnung jenseit des Flusses liegt, bietet herrliche schattige Spaziergänge und ist

alle Nachmittage voll von eleganten Amazonen. Wöchentlich zweimal findet hier Militärmusik statt; es war für mich ein unbeschreiblicher Hochgenuß, nach vierjährigem musikalischen Fasten endlich nun wieder einmal die Ouverture zu „Wilhelm Tell", den Krönungsmarsch aus dem „Propheten", eine Offenbach-Quadrille u. s. w. sehr gut aufgeführt zu hören. Ich glaubte mich auf einmal wieder nach Europa versetzt, und die eleganten Damen, die rothbäckigen Kinder in Bergschottencostüm, die auf- und abpromenirten, machten diese Illusion fast vollständig. Im Park finden auch oft große Gesellschaftsballspiele statt, wobei zwei Parteien von jungen Männern gegeneinander um den Sieg streiten, so z. B. das Offiziercorps mit den Civilbeamten, die Studirenden von höhern Schulen aus verschiedenen Städten u. s. w. Die Ergebnisse dieser Gesellschaftsspiele werden stets, gerade wie bei den Wettrennen, mit allen Details und Namen in den Zeitungen veröffentlicht.

Pietermaritzburg hat mehrere Freiwilligencorps, die neben den hier liegenden Compagnien des 13. Infanterieregiments und einiger Artilleriemannschaft bei feierlichen Gelegenheiten immer mit aufmarschiren und sich dann in ihren schönen neuen Uniformen von der Damenwelt gern bewundern lassen.

Eine solche Gelegenheit bot sich bei der Eröffnung des Natalparlaments, die unter großem militärischen Gepränge vor sich ging. Es marschirten dabei folgende Truppenkörper auf:

1) 2 Compagnien des 13. königlichen Linieninfanterieregiments, in rothen Waffenröcken und mit weißer Leinwand überzogenen Helmen, bewaffnet mit Snidergewehren.

2) 16 Mann königliche (blaue) Artillerie mit 2 Kanonen. (Sir Garnet hat von Woolwich eine Batterie leicht transportirbarer siebenpfündiger Berg-Stahlkanonen kommen lassen, wie solche im Ashanteekriege sich sehr bewährt hatten; dieselben tragen 6000 Fuß weit.)

3) 60 Mann Schützen von Maritzburg (Volontärs), in dunkeln Uniformen, bewaffnet mit Enfieldbüchsen.

4) 40 Mann Carabiniers (berittene Jäger, Volontärs) in

dunkelblauen Waffenröcken mit gelben Kragen und hohen Stiefeln.

5) 32 Studirende des Hilton-College, ein berittenes Corps von sehr feschem Aussehen, wenn auch wol für ernsten Gebrauch etwas zu jugendlich.

Zusammen 328 Mann, nebst Fahnen, Musik und Tambours, — allerdings ein recht hübsches militärisches Schauspiel bietend, da die jungen Engländer ja im Durchschnitt sehr schmucke und feine Leute sind, denen eine elegante Uniform ganz besonders gut steht, — aber im Falle wirklich ernster Gefahr doch eine lächerlich ungenügende Zahl zur Vertheidigung der Hauptstadt gegen etwa einbrechende Massen von Hunderttausenden von Wilden.

Maritzburg hatte

1873	4864	Einwohner	(3259 Weiße,	99 indische Coolies,	1506 Zulus)
1875	7467	»	(4313 »	250 »	2499 »)

und außerdem im letztern Jahre noch 405 Bewohner von anderer Nationalität, darunter: 53 Chinesen, 74 Hottentotten, 68 Half-caste-men (Halbschwarze) von Sanct-Helena u. s. w. Kafferndienstboten bekommen jetzt 15—20 Mark monatlich nebst Beköstigung, was sie sehr rasch in den Stand setzt, sich das Kaufgeld für Frau und Kuh zurückzulegen und sich dann als „Frauenrentiers" auf ihre Bärenhaut zurückzuziehen. Freie Coolies erhalten 30—50 Mark mit Beköstigung. Zur Beurtheilung der Kosten des Lebens will ich auch die Marktpreise einiger Naturproducte mittheilen, wie sie gerade jetzt hier gelten:

1	Pfund Butter	2½	Mark	
100	» Kohle	6	»	(aus Natal)
1	Dutzend Eier	2½	»	
1	Ente	2¾	»	
1	Gans	5½	»	
1	Huhn	2	»	
100	Orangen	2½	»	
1	Dutzend Ananas	4	»	
100	Pfund Kartoffeln	10	»	
1	Dutzend Kürbisse	5½	»	

1 Pfund Transvaaltaback	1½	Mark
1 Truthahn..........	9	»

In den Hotels sind die üblichen Preise:

für Frühstück..............	2	Mark	um 8½	Uhr	früh
» zweites Frühstück (Lunch)..	2	»	» 1	»	Mittags
» Hauptmahlzeit (Dinner)...	2½	»	» 6½	»	Abends
» Bett...................	1½	»			
eine Gabe Pferdefutter pro Kopf	1½	»			
Pferdefütterung pro Kopf täglich	3½	»			
» » wöchentlich	21	»			

Pietermaritzburg war nun endlich der Ort, wo ich meine Hochlandsochsen um jeden Preis verkaufen mußte, denn sie weiter nach Durban mitnehmen, hieß sie sicher durch Redwater verlieren, und hier in Pietermaritzburg gaben die immer durchkommenden Transportführer, die nach den Freistaaten ziehen, die beste Gelegenheit, sie gut zu verkaufen. Ich fragte daher einen Auctionator, ob ich sie gleich verkaufen oder erst ein paar Wochen noch auf der Weide ausruhen lassen sollte. Er meinte: verkaufen Sie dieselben um jeden Preis sofort, denn der Fall kommt fortwährend vor, daß die Hochlandsochsen hier schon in den ersten Tagen erkranken, und dann kann ihnen kein Doctor mehr helfen, sie sind des Todes. — Ich gab daher die Thiere am folgenden Tage in die allwöchentliche große Viehauction, wo sie mit Geschirr und Peitsche für 1440 Mark weggingen, nachdem ich ein paar Monate früher 1640 Mark dafür gegeben hatte. Ein Transportführer kaufte sie, der nach dem Freistaate zog, und hoffe ich daher, daß meine pflichtgetreuen und fleißigen Zugthiere wieder glücklich in ihrem Vaterlande angekommen sein mögen.

Die Residenz des Gouverneurs, nahe der Citadelle gelegen, ist eine reizende Villa in gothischem Stile, umgeben von einem herrlichen Garten. Auch die Bischöfe haben schöne Behausungen. Es gibt nämlich zwei anglikanische Bischöfe hier: einen von der Königin ernannten, der sich Bischof von Natal nennt (jetzt der berühmte Negerfreund Dr. Colenso), und einen von den Natalcolonisten gewählten Gegenbischof (Macrori), der sich Bischof von Pietermaritzburg nennt. Außer-

dem ist auch noch ein römisch-katholischer Bischof hier, Herr Jolivet (ein Franzose), dessen umfangreiches Bisthum auch die Diamantenfelder umfaßt.

Bischof Colenso, ein übrigens sehr intelligenter Mann, war eigens nach England gereist, um dort die große Langalebalele-Agitation in Fluß zu bringen, welche zur Folge hatte, daß Gouverneur Pine abberufen und der alte schwarze Zauberer und Schmeerbauch, der die ganze Colonie Natal so in Schrecken gesetzt hatte, in ganz England wie ein heiliger Märtyrer gefeiert und bedauert wurde. Dafür wurde Colenso, als er von England zurückkehrte, in Natal mit den ungeheucheltsten Zeichen des Abscheues empfangen. Kein Bootsmann wollte ihn vom Dampfschiffe ans Land setzen, und in der Stadt Durban wurden auf die Nachricht seiner Ankunft die Läden geschlossen und schwarze Trauerflaggen aufgezogen.

Ich machte die interessante Bekanntschaft des Herrn Colenso und hörte von ihm seine Darstellung der Langalebalele-Affaire, nachdem ich von einem Herrn von der Regierung und von verschiedenen Colonisten die ihrige gehört hatte.

Langalebalele war eier jener zahlreichen Häuptlinge, die aus dem großen Zulukönigreiche jenseit des Tugela mit ihren Stämmen die Flucht ergriffen und sich unter dem Schutze der englischen Flagge im nordwestlichen Natal angesiedelt hatten. Sein Stamm hieß der Hlubistamm und zählte im Jahre 1873, nachdem er schon 25 Jahre in Natal verweilt hatte, 10000 Köpfe; derselbe besaß 10000 Stück Hornvieh und viele Schafe, Ziegen und Pferde. Da die schwarzen Stammeshäuptlinge, die über ganz Natal verstreut wohnen, seit der Bearbeitung der Diamantenfelder so viele Schießgewehre daher bezogen, so erließ die Regierung von Natal ein Gesetz an alle Chiefs, daß alle Flinten zu registriren und zu versteuern seien und jeder von ihnen demzufolge ein Verzeichniß der in seinem Stamme vorhandenen Zahl an die Regierung einzusenden hätte. Auch Langalebalele erhielt diese Aufforderung wie alle übrigen. Er ignorirte dieselbe jedoch vollständig, und trotz dreimal wiederholter Citirung vor den nächsten britischen Magistrat und nach der Hauptstadt erschien er nicht zur Verantwortung.

Herr Colenso entschuldigt diese Handlungsweise seines schwarzen Schützlings dadurch, daß derselbe durch die wiederholt an ihn gesandten Boten erschreckt und eingeschüchtert worden wäre und demnach eine zu große Furcht hatte, um sich persönlich dem britischen Magistrat zu stellen.

Es wurde nun (es war im October 1873) eine Truppe Volontärs aufgeboten, 55 Mann, die nach dem Kraale Langalebalele's aufbrechen sollten, um ihn mit Gewalt abzuholen. Durch ein „Misverständniß“ (wie es gewöhnlich in solchen Fällen nachher heißt) kam es zu einem blutigen Rencontre zwischen diesen Volontärs und den Leuten Langalebalele's, in welchen fünf der erstern fielen.

Langalebalele, obgleich er bei diesem Treffen nicht gegenwärtig gewesen war, fürchtete doch zu sehr die Verantwortlichkeit, die man ihm persönlich für den Tod der fünf jungen Weißen aufbürden würde, und ergriff mit einigen Getreuen die Flucht über die Berge. Er wurde aber nach kurzer Zeit in den Gebirgen Basutolands, namentlich durch Mithülfe der Basutohäuptlinge, aufgegriffen und gefangen genommen, und dann nach sehr kurzem und summarischem Processe zur Deportation und lebenslänglicher Gefangenhaltung nach der kleinen Robbeninsel bei Kapstadt verurtheilt. Diese Insel dient bekanntlich der Kapregierung zur Internirung von politischen Verbrechern, sowie auch von Geisteskranken.

Die Nachricht von dem bewaffneten Widerstande der Hlubis und dem Tode von fünf weißen Soldaten hatte mittlerweile die ganze Colonie in fieberhafte Aufregung versetzt und die Regierung fürchtete mit Recht, daß, wenn sie in einem solchen unerhörten Falle Milde übte und nicht eine rasche summarische Bestrafung ins Werk setzte, dies von allen Kaffern als Zeichen von Schwäche und Furcht aufgefaßt werden und einen allgemeinen Aufstand aller Schwarzen — das stete Schreckgespenst der Colonie — zur Folge haben könnte, welcher die gesammte weiße Bevölkerung mit Vernichtung bedrohen würde.

Gouverneur Sir B. Pine ließ also alle verfügbaren Streitkräfte der Colonie, hauptsächlich Volontärs, berittene

Polizei und zur Hülfe genommene Eingeborene von andern, verlaßlichen Stämmen, gegen die Hlubis vorrücken und den ganzen Stamm mit Krieg überziehen. Zweihundert derselben wurden getödtet, ihre Hütten und Erntevorräthe verbrannt, ihr Vieh (9000 Stück Hornvieh und große Massen von Schafen, Ziegen und Pferden) in Beschlag genommen und 10000 Schwarze aus ihrem Lande gejagt, theils zerstreut, theils über die Grenze nach Basutoland gedrängt.

Gegen 1500 Weiber und Kinder waren nach diesem mitleidslosen Strafgericht über den Stamm noch übriggeblieben und hatten weder Obdach noch Subsistenzmittel mehr. Diese wurden als Dienstboten (apprentices) über das ganze Land an solche Colonisten vertheilt, die sich zu ihrer Aufnahme bereit erklärten. Und solcher Offerten liefen 5000 bei der Regierung ein! Die heimische Peace Society, die Antislavery Society und die Aborigines Protection Society machten über dieses letztere Factum einen großen Lärm und legten es so aus, als hätten diese 5000 Colonisten billige Sklavenarbeit damit erlangen wollen.

Eine vollständig falsche Auffassung, denn in einem Lande, wo es für die weißen Ansiedler trotz der ungeheuern Menge der schwarzen Bevölkerung doch nur eine so ganz unzureichende Anzahl von Dienstboten gibt, sich zur Aufnahme von solchen bereit erklären, ist noch kein Beweis von Sklavenhaltergelüsten, sondern gegenüber der traurigen Lage der armen, hungernden, zurückgelassenen Frauen und Kinder eher ein Zeichen von Humanität und von dem Wunsche, an ihnen die nothwendig erschienene harte Behandlung ihrer Männer und Väter wieder gut machen zu wollen.

Natürlich war die Gelegenheit, aus der gewaltsamen Vertreibung eines ganzen Volksstammes von britischem Boden, der grausamen Trennung der Frauen und Kinder von ihren Gatten und Vätern, dem „Raube" von 10000 Stück Hornvieh u. s. w. politisches Kapital zu machen, für die heimischen negrophilen Gesellschaften von Exeter Hall zu günstig, um sie nicht vollständigst auszunutzen, und ein Sturm der Entrüstung brach in England los, der durch die Ankunft und die Reden

des Bischofs Colenso eine allgemeine Verbreitung über ganz Großbritannien gewann. Der Gouverneur Pine wurde abberufen, Herr Shepstone nach London beordert, um die detaillirteste Auskunft über alles zu geben, und der Befehl ertheilt, den vertriebenen Stämmen Langalebalele's und Putini's (letzterer ein befreundeter Stamm von 5000 Köpfen) die Rückkehr in ihre bisherigen Wohnsitze zu erlauben und ihnen ihre Weiber und Kinder und das ihnen geraubte Vieh zurückzuerstatten.

Dieser rege Sinn für die Rechte des Schwachen und Unterdrückten, wie er sich bei dieser Gelegenheit wieder recht lebhaft in der öffentlichen Stimme des englischen Volkes aussprach, gereicht demselben zu hoher Ehre. Leider nur ist dieselbe in vielen andern politischen Fragen, z. B. der sehr nahe liegenden über die Annexion der Diamantenfelder nicht zur Aussprache gekommen, was freilich hauptsächlich wol dem nicht hinlänglichen Unterrichtetsein des englischen Publikums über diesen Landdiebstahl zu Grunde gelegt werden muß.

Man wünschte nun in England auch, daß der alte Langalebalele die Erlaubniß erhalten solle, nach seinem Lande zurückzukehren. Allein gegen diese Zumuthung brach — und mit Recht! — ein solcher Sturm des Widerstandes in der Colonie aus, daß man auf das Project verzichtete und sich darauf beschränkte, seiner zahlreichen Familie die Reise zu ihm und das Verbleiben bei ihm zu gestatten. Der glückliche Patriarch hat nämlich nicht weniger als 60 Weiber, 54 Söhne und 68 Töchter!

Die Colonisten hatten nun allerdings sehr recht, sich der Rückkunft Langalebalele's energisch zu widersetzen; denn erstens hätte dieses Factum alle Furcht und allen Respect der Schwarzen vor der Natalregierung untergraben. Nichts ist gefährlicher den Kaffern gegenüber als eine schwankende, hin- und herschwingende Politik! Und zweitens ist der alte fette Häuptling als einer ihrer „ersten Zauberer, Kenner geheimer Medicinen und Regenmacher" mit einem so großen und allgemeinen Ansehen ausgestattet, und flößt ihnen allen einen so „heiligen Respect" ein, daß seine Wiederkunft von der ge-

sammten schwarzen Bevölkerung als ein Triumph über die weißen Colonisten würde aufgefaßt worden sein — ein sehr encouragirendes Beispiel für die Zukunft!

Welche spirituelle Gewalt diese schwarzen Häuptlinge über ihre Unterthanen haben, wird am besten durch die folgende kleine Geschichte illustrirt, welche mir die junge Mrs. Saint-George, eine Canadierin, die auch in meinem Boardinghouse wohnte, erzählte.

Sie sah im Park eine Negeramme, welche ein ihr anvertrautes allerliebstes weißes Kind liebkoste.

Es war gerade die aufgeregte Zeit von Langalebalele's Aufstand, und die beängstigendsten Gerüchte von einer allgemeinen „Sicilianischen Vesper", welche von den verbundenen schwarzen Häuptlingen gegen die weiße Bevölkerung angeordnet sein sollte, liefen von Haus zu Haus in Maritzburg herum. Familienväter dachten schon an eine Flucht an die Seeküste oder unter den Schutz der Citadelle, und alle Welt war fieberhaft erregt.

Mrs. Saint-George, die zärtlichen Liebkosungen der Negerin gegen das weiße Kind betrachtend, konnte es sich nicht versagen, dieselbe zu fragen: ob sie denn, im Falle es zu einer allgemeinen Ermordung aller Weißen käme, nicht wenigstens alles thun würde, um dieses kleine, ihrem Schutze anvertraute unschuldsvolle Wesen zu retten? Die Negerin antwortete: „Was könnte ich denn thun, Missis, wenn mir mein Inkosi (Häuptling) beföhle, das Kind zu tödten, so müßte ich es tödten!"

Und diese blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle ihrer altangestammten Häuptlinge geht durch die ganze schwarze Bevölkerung!

Bei dieser Gelegenheit halte ich es für passend, einige Bemerkungen über die Sitten und Gesetze dieser großen schwarzen, heidnischen Einwohnerschaft einzufügen, welche jetzt wie ein gefährliches, nur oberflächlich äußerlich gezähmtes, aber innerlich noch wildes Raubthier erscheint, das man, als es noch klein und schwach war, in ein Haus unvorsichtig eingelassen, das sich nun aber darin vollständig eingewohnt hat

und täglich mehr und mehr seiner Stärke und Kraft sich bewußt wird.

Die Polygamie mit ihrer natürlichen Folge: der Sklaverei der Frauen, ist die Basis, worauf alle gesellschaftlichen Einrichtungen der noch nicht zum Christenthum bekehrten Kaffern beruhen.

Viele Frauen zu haben ist die Eitelkeit des Reichen, wenigstens eine zu erlangen die Sehnsucht des Armen. Ein armer Mann ohne Frau ist verachtet und hat keine Stimme in der Kraalgemeinde.

Das Weib ist nach Kafferngesetz außerhalb der Staatsgesellschaft gestellt, denn die Gesetze sind nur für die Männer da. Es hat keine persönlichen Rechte, kein Eigenthum, sondern ist selbst stets das Eigenthum eines Mannes, sei es des Vaters oder von dessen nächsten männlichen Verwandten, oder des Bruders, selbst des Neffen, und bei Ermangelung aller männlichen Verwandtschaft des Stammeshäuptlings.

Eine Gattin kann daher nur gekauft werden, entweder von ihrem Vater oder ihren sonstigen männlichen Verwandten, und der Kaufpreis wird stets in Hornvieh verlangt. Billigere Frauen kosten 3, 5, 10 Kühe, theuerere 20—30; die lebendige Waare hat eben sehr verschiedene Preise, je nach der Herkunft, der Schönheit, den Talenten des Mädchens.

Eines Tages fragte ich in Kimberley Yanniki, ein hübsches kräftiges Amakosamädchen, warum sie denn nicht den Umfuli, einen jungen Kaffern, der ihr sehr den Hof machte, heirathete, da sie ihn doch zu lieben scheine. Sie antwortete, sie habe ihn zwar gern, dürfe ihn aber nicht heirathen, da er nur zehn Kühe für sie zu bezahlen im Stande sei, während ihr Vater funfzehn fordere.

Ich meinte nun, es sei doch recht hart von ihrem Vater, wegen fünf Kühen mehr oder weniger dem Glücke seiner Tochter in den Weg treten zu wollen. Ich glaubte, mit diesen Worten eine ihr wohlgefällige Aeußerung gethan zu haben, Yanniki aber nahm es ganz anders auf. „Was!“ sagte sie erregt, „mein Vater sollte mich also wirklich für zehn Kühe hergeben, nicht wahr? Das fehlte gerade noch! Bin ich denn

nicht mehr werth als Cilli, für die in voriger Woche der Tambookie-Chief zwölf Kühe bezahlt hat? Ich bin hübsch, ich kann kochen, nähen, sticken, englisch reden; und bei allen diesen Vorzügen sollte mich mein Vater für lumpige zehn Kühe weggeben? O Herr, wie klein denken Sie von meinem Werthe! Nein, nein! mein Vater hat ganz recht, wenn er in diesem Punkte nicht nachgeben will; ja ich finde, er dürfte dreist zwanzig Kühe für mich fordern, denn ich bin es werth!"

Dieses interessante Gespräch zeigte mir, daß ein Kaffernmädchen in einem hohen für sie verlangten Preise einen Ehrenpunkt sieht, und gab mir eine ganz neue Ansicht über diese Ehegeschäfte.

Aber der Kauf der Frauen hat zur Folge, daß junge Männer, weil sie in der Regel noch kein Vermögen haben, keine Frau nehmen können, während alte Männer, reich geworden durch die Arbeit ihrer Frauen und den Verkauf ihrer weiblichen Kinder, deren viel zu viele sich aneignen. Dem Vater liegt nur daran, möglichst viel Vieh für seine Töchter einzulösen, und er gibt sie daher fast ohne Ausnahme dem Meistbietenden hin, der in den meisten Fällen eben ein alter Mann sein wird. Möge derselbe nun körperliche und geistige Eigenschaften haben, wie er wolle, sobald er das höchste Gebot gemacht und bezahlt hat, wird ihm das Kind wie eine Sklavin nach seinem Kraal zugetrieben.

Es ist natürkich, daß für ein junges, hübsches, kräftiges und gesundes Mädchen allemal mehr Kühe verlangt werden als für ein weniger durch solche empfehlende Eigenschaften ausgezeichnetes; aber auch ebenso natürlich ist es, daß ein junger Mann selten einen so hohen Preis dafür wird zahlen können wie ein alter. Daher kommt es, daß, je älter ein Mann wird, er immer desto hübschere und jüngere Weiber bekommt, und daß sein Bestreben ihm leicht gelingt, infolge des fortwährenden Ersatzes seiner alternden Weiber (und das Altern geht bei der ihnen auferlegten harten Feld- und Hausarbeit sehr schnell vor sich!) durch frisches, süßes, junges Blut

sich selbst, nach seiner freilich einigermaßen anfechtbaren Meinung, eine ewige Jugend zu erhalten.

Eine traurige Folge dieses Mädchenhandels und dieser Töchterzüchtung nur mit dem Endzwecke einer hohen aus ihrem Verkaufe zu erzielenden Rente ist die große Zahl von erzwungenen Heirathen, denen sich die Kinder nur widerwillig unterwerfen. Das menschliche Herz ist ja in der Hauptsache überall dasselbe, bei den Kafferinnen wie bei den Deutschen und Engländerinnen, und ein junges Kaffernmädchen hat manchmal schon ihr Herz anderweitig vergeben, wenn sie von ihrem Vater einem abgelebten Greise verkauft wird, der schon ein paar Dutzend Frauen besitzt.

So kommt es denn manchmal, daß das verkaufte Mädchen die Flucht aus dem väterlichen Hause ergreift und sich irgendwo in einer Höhle, einem Sumpfe, oder Gebüsche, oder bei einem fremden Stamme verborgen hält. Was aber geschieht dann? Die ganze Familie, ihr Vater und ihre Brüder, sowie ihr Käufer machen mit Spürhunden Jagd auf sie. Findet man die Aermste, so wird sie fürchterlich gemishandelt und gemartert. Einen festgeschnürten Ochsenriemen um den Hals, die Hände auf den Rücken gebunden, so wird die Unglückliche nach dem Hause ihres Käufers geschleift, der die Mishandlungen weiter fortsetzt, bis sich endlich die widerspenstige Schöne ergibt oder sich durch Selbstmord aus seinen Händen befreit.

Es ist häufig vorgekommen, daß sich die armen Opfer der väterlichen Habsucht in von Krokodilen wimmelnde Seen und Flüsse gestürzt haben, nur um einem verhaßten ihnen aufgedrungenen Gemahle zu entgehen.

Uebrigens wird das Ehebündniß an sich gar nicht als sehr bindend betrachtet. So kann ein Mann seine Frau jederzeit wegen einer Bagatelle aus dem Hause jagen, und ebenso wird unter Umständen dem Weglaufen einer Frau kein Hinderniß entgegengesetzt, vorausgesetzt — und das ist eine Hauptsache — daß sie dann den vom Manne für sie gezahlten Preis in Kühen ihm zurückvergütet.

Es besteht bei den Kaffern noch die wol selten zu findende

Sitte, daß solche sich gegenseitig ihre Weiber für einige Zeit zur Dienstleistung und weitern ganz beliebigen Benutzung leihen, und wenn ausgezeichnete Fremde, wie Häuptlinge, auf Besuch zu einem andern Häuptling kommen, so wird ihnen von diesem für die ganze Zeit, solange ihr Aufenthalt dauert, eine seiner jüngsten und hübschesten Frauen, wie der landesübliche Ausdruck lautet: „um dem Gaste das Bett zu wärmen", zur Verfügung gestellt.

Das sind nun freilich Sitten, die wenig mit europäischen Begriffen von Frauenwürde übereinstimmen. Indessen die Kaffernfrauen finden darin nichts Ungehöriges oder Unbilliges; fehlt ja doch in der Kaffernsprache das Wort Tugend ebenso wie das Wort Dankbarkeit.

Es gibt aber auch gewisse Fälle, wo wegen guter Gründe eine Frau ihren Mann ohne Rückzahlung des Kaufgeldes verlassen und zu ihrem Vater zurückkehren darf. Ueber die Gültigkeit dieser Gründe hat der Häuptling des Stammes zu entscheiden, und wenn sie von ihm anerkannt werden, kann der Vater seine Tochter dann zum zweiten mal verkaufen.

Da die Kafferinnen durchweg sehr robuste und kräftige Naturen besitzen — und wie könnte es bei dem schon so früh anfangenden Zwange zu harter körperlicher Arbeit anders sein? — so verursacht ihnen auch das Kindergebären nicht im entferntesten ähnliche Leiden und Beschwerden als unsern europäischen Frauen.

Die Mutter kommt, schwere Lasten auf dem Kopfe nach Hause schleppend, von der Feldarbeit heim, da fühlt sie auf einmal die Wehen, legt sich nieder — und nach ein paar Stunden ist alles vorüber. Zwei oder drei Tage darauf pickt und hackt sie wieder wie früher auf dem Felde! Vielleicht trägt auch die einfache und regelmäßige Nahrung zu dieser Leichtigkeit der Geburten mit bei. Die Kafferin genießt jahraus jahrein fast ausschließlich Korn- und Maismehlbrei und Milch, nur gelegentlich hat sie daneben an seltenen Tagen einmal Fleisch und Früchte (wie Kürbisse und Wassermelonen).

Die Kaffern haben merkwürdigerweise die semitische Sitte der Circumcision für die Knaben sowol als für die Mädchen;

nur die Zulus machen von dieser allgemeinen Kaffernsitte eine Ausnahme, seit ihr König Chaka dieselbe verboten hatte.

Nach der Heilung der Wunde haben die Knaben das erstaunliche Privilegium (allerdings nur für eine gewisse Anzahl von Tagen), jede beliebige verheirathete Frau von der Straße aufgreifen und sie vollständig als ihr Eigenthum gebrauchen zu dürfen, selbst, wenn es nicht anders gehen sollte, unter Anwendung von Gewalt. Ein ähnliches Recht freien Liebesgenusses haben die Mädchen nach ihrer Operation und wählen sich dann für die Dauer der Festzeit nach Belieben ihre Amants.

Durch solche Sitten wird natürlich schon frühzeitig aller Sinn für Scham und Anstand vernichtet und die Missionare haben bei ältern Leuten beiderlei Geschlechts nur wenig Chancen, eine so verdorbene Natur mit dem Gefühle christlicher Reinheit, Tugend und Entsagung zu erfüllen. Desto mehr Erfolg aber haben die Lehren der Missionare bei den Kindern, die ihnen schon in frühem Lebensalter übergeben wurden.

Es ist für die Kaffernmädchen Sitte, ihren Hochzeitstag in Thränen zu verbringen. Wer möchte leugnen, daß sie alle Ursache dazu haben, denn ihr Leben von da an ist eine absolute Sklaverei!

Ein Häuptling hat sich übrigens nach dem Grundsatze: Noblesse oblige, sehr fatalen Beschränkungen zu unterwerfen. So ist es unter seiner Würde, selbst im Lande auf die Brautschau herumzuvagabundiren und sich nach Belieben ein Schätzchen zur Frau auszusuchen. Es ist vielmehr Sitte, daß ihm von andern Häuptlingen oder vornehmen Rathspersonen Mädchen zugeschickt werden; diese dann zu refusiren wäre eine Beleidigung, die der ganze betreffende Stamm rächen würde! Je älter und zugleich reicher nun ein hervorragender Häuptling wird, desto vornehmere und theuerere Mädchen werden ihm zugeschickt, die er ihrer Herkunft halber nicht unter seine frühern Frauen rangiren kann. Daher kommt es, daß der Häuptling zur „Großen Frau“, die ausschließlich der andern die eigentlichen Privilegien einer „regierenden Fürstin“

erhält, oft seine letzte und jüngste, weil vornehmste Frau, macht, und wenn ihm diese dann einen Sohn gibt, der als solcher der Erbe der Häuptlingswürde wird, so ist der junge Erbprinz in den meisten Fällen der jüngste aller Söhne des alten Vaters. Dies ist ein Umstand, der bei dem Tode des Vaters gemeiniglich sehr üble Folgen nach sich zieht, da die in der Regel zahlreichen ältern Söhne sich alle zusammen gegen das bevorzugte, noch schwache und hülfsbedürftige Kind zu verbünden pflegen. Es sind dann die alten Räthe des Vaters, unter deren vollständigem Einflusse das Kind aufwächst, bis es mündig, d. h. 18 Jahre alt wird. Von da an sucht sich der junge Häuptling gewöhnlich gern die bevormundenden alten Räthe vom Halse zu schaffen, was früher durch Anschuldigung der Zauberei sehr leicht war, jetzt aber durch das strenge englische Verbot, jemand wegen Anklage auf Zauberei zum Tode zu verurtheilen, sehr erschwert worden ist. Soviel wie möglich umgibt sich aber der junge mündig gesprochene Häuptling allmählich mit neuen, ihm sympathischern und gefügigern jüngern Rathsherren.

Die Regierung eines Kaffernstammes ist nicht complicirt. Legislative, Executive und Justiz werden sämmtlich vom Häuptlinge und seinem Rathe verwaltet.

Die Justizpflege hat natürlich infolge der eigenthümlichen gesellschaftlichen Stellung der Frauen eine durch und durch von der unserigen verschiedene Basis. Das Erbschaftsrecht namentlich hat infolge dessen eine sehr originelle Form. Ein Weib erbt nie etwas, sondern wird geerbt, weil es selbst nur das Eigenthum seines Vaters oder seiner männlichen Verwandten, oder der männlichen Erben seines Gatten ist. Jedes Eheweib hat eine eigene Hütte und in der Regel auch einen eigenen Viehkraal zugewiesen bekommen. Stirbt nun ihr Gatte, so erbt der älteste Sohn einer jeden Frauenhütte in solchem Falle den dazu gehörigen Viehkraal. Hatte der Vater aber keine Viehvertheilung bei seinen Lebzeiten unternommen, so erbt der älteste Sohn des vornehmsten Weibes alles Vieh des Vaters.

Die Kinder werden nicht von der Witwe geerbt, sondern von

den männlichen Erben des Vaters, d. h. von ihrem Großvater oder Großonkel oder deren sonstigen nächsten Anverwandten, in Ermangelung deren aber von den männlichen Anverwandten der Mutter: also von deren Vater, Onkel oder Bruder. Nur wenn auch solche Anverwandte vollständig fehlen sollten, so werden die Kinder Eigenthum des Häuptlings; dasselbe findet mit der Witwe selbst statt.

Welch ein Unterschied in der neuen Stellung zwischen den holländischen Witwen in der Kapcolonie und den Kaffernwitwen! Im Kaplande wird die Frau nach dem Tode des Gatten gesetzlich die Erbin von drei Viertheilen seines ganzen Vermögens, und nur ein Viertheil bekommen die Kinder, die also, wenn es der Mutter einfällt, wieder zu heirathen, in der Regel arm bleiben. Und bei den Kaffern bekommt die Witwe nicht einmal ein Schaf oder eine Ziege, sondern wird selbst die Sklavin ihres Schwiegervaters, Schwiegeronkels oder wieder ihres eigenen Vaters, Onkels, Bruders, oder gar des Häuptlings! Und seit vielen Jahrhunderten ertragen diese armen Frauen geduldig und ergeben eine so elende Lage!

Läuft eine Frau vom Manne weg, so bleiben die Kinder des Mannes Eigenthum, und dies ist wol der Grund, warum ein solcher Fall nur selten bei Frauen, die Kinder haben, vorkommt, denn welche Mutter trennt sich gern von ihren Kindern?

Ehebruch wird nur durch ein Strafgeld (in Vieh) gesühnt, und zwar fließt dieses dem Häuptlinge zu, nicht dem Gatten. Verstümmelt ein Mann seine Frau, so hat der Häuptling das Recht, ihn mit einer Strafe zu belegen.

Die Strafjustiz ist nicht sehr verwickelt. Gefängnisse und Deportation gibt es nicht, sondern nur zwei Strafen: die Todesstrafe oder die Geldstrafe. Letztere ist immer nur in Vieh an den Häuptling zu entrichten, und in Ermangelung der Zahlungsfähigkeit des Uebelthäters durch dessen Vater oder sonstigen nächsten männlichen Anverwandten.

Mit der Todesstrafe wurden früher nur Zauberei, Hochverrath und mitunter auch Mord bestraft, welcher letztere

aber in der Regel durch einen ansehnlichen Viehtribut an den Häuptling ausgeglichen wurde.

Die englische Regierung hat die wohlthätige Neuerung eingeführt, daß wegen einer Anklage auf Zauberei nie mehr die Todesstrafe stattfinden darf, und daß überhaupt jede Verurtheilung zum Tode, die früher stets unmittelbar nach erfolgtem Richterspruche executirt wurde, vor ihrer Ausführung dem Inspector des Native-Departement, Herrn Shepstone, unterbreitet werden muß, der sie jederzeit in eine andere Strafe verwandeln kann.

Alle übrigen Strafen sind nur Geld-, also in Vieh abzuzahlende Strafen. Die Vergehen werden entweder als Criminalfälle betrachtet, d. h. als Beschädigungen der Person oder des Eigenthums des Häuptlings (wie Hochverrath, Mord, Nothzucht, Mishandlung, letztere drei als Beschädigung des Eigenthums des Häuptlings, insofern seine Unterthanen als solches gelten), und zahlen dann eine bedeutend größere Strafe, oder nur als Civilfälle, d. h. als Beschädigungen des Eigenthums eines Unterthanen. Zu diesen letztern gehören nach juristischer Kaffernanschauung: Diebstahl, Eigenthumsbeschädigung, Ehebruch, Verführung von Frauen oder Mädchen. (Die Frauen werden hier eben immer ganz streng nur als Eigenthum eines Mannes betrachtet.) Zu den Civilfällen werden auch Ehestreitigkeiten, Ehescheidung und Flucht der Frau, Erbschaftsstreite, überhaupt Eigenthumsprocesse aller Art gerechnet. —

Die Criminalfälle werden sofort endgültig von dem Häuptlinge vor seinem Rathe entschieden. Da es bisjetzt noch kein geschriebenes Kaffernrecht gab, und erst für die nächsten zwei Jahre die Niederschrift eines solchen von der englischen Regierung angeordnet worden ist, so wurde bisher immer nur nach Präcedenzfällen entschieden, welche die Tradition sorgsam aufbewahrt hatte.

Der Angeklagte hat nach Kaffergesetz positiv seine Unschuld zu beweisen, nicht der Kläger dessen Schuld! Im englischen Gesetze ist's bekanntlich umgekehrt — ein großer

Segen für Unschuldige, aber auch zugleich in der Regel eine prächtige Durchschlüpfegelegenheit für die Schuldigen.

Der Kläger wie der Beklagte haben ihre Verwandten als Advocaten, d. i. Fürsprecher, zur Seite, die sich vor dem Häuptlinge und seinem Rathe gegenseitig ins schärfste Kreuzverhör nehmen und dabei juristische Talente offenbaren, die dem feinsten und scharfsinnigsten europäischen Advocaten Ehre machen würden. Sie benutzen dabei blitzschnell jede kleinste Blöße, die ihnen die Gegenpartei durch ausweichende Antworten, Fehler aus Versehen oder Vergeßlichkeit, oder durch Unachtsamkeit, Verwirrung, geistige Schwerfälligkeit und Selbstwiderspruch darbietet, und offenbaren sich bei solchen Gelegenheiten als geborene Disputanten. Und eine europäische Universitätsbildung sollte aus solchen hoffnungsvollen Talenten nicht etwas Tüchtiges machen können? Wenn erst einmal Schulen über das ganze Land verbreitet und der natürliche Hang des Kaffern zur Faulheit schon von Kindheit auf durch wohlthätigen Zwang zur Thätigkeit und zum Lernen gebrochen sein, und wenn dann aus einleuchtenden Gründen der Zweckmäßigkeit die englische Sprache allgemein von den Kaffern gelernt werden wird, dann wird es mit der Polygamie und der lebenslangen Bedienung des männlichen Geschlechtes durch das weibliche, sowie mit der absoluten Herrschaft der eingeborenen Häuptlinge für immer vorüber sein.

Was für offene Köpfe es unter den Kaffern gibt, hat man Gelegenheit in der Lehranstalt Lovedale bei Alice in der Kapcolonie zu sehen, die von einem schottischen Missionar, Herrn Stewart, gegründet worden ist. Die Kaffernknaben, die sich zu Predigern und Lehrern ausbilden wollen, müssen dort tüchtig Latein und Griechisch lernen und befriedigen in ihrem Fleiße und ihren Fortschritten die höchsten Ansprüche. Es ist mit der Lehranstalt ein praktisches Institut verbunden für die Erlernung verschiedener Handwerke und Fertigkeiten, wie Zimmern, Schmieden, Sattelmachen, Wagenbauen, Drechseln, Tischlern, Buchdruck und Buchbinderei, sowie auch europäischer Agricultur. Es erscheint in der Anstalt ferner eine eigene Zeitung, „The Kafir Express" („Isigidimi Sama-Xosa"), die

ausschließlich von Kaffern gedruckt und von Kafferncorrespondenten genährt wird, und ein eigenes Telegraphenbureau, worin alle Telegraphisten Kaffern sind, verbindet die Schule mit der Colonie. Dieser letztere Umstand spricht um so mehr für die Capacitäten der Kaffernzöglinge, als dieselben es hier mit dem schwierigsten Mechanismus, dem Drucktelegraphen, zu thun haben. Die vornehmern Kaffernmädchen (Chiefstöchter), die in dieser Anstalt erzogen werden, leisten namentlich im Gesang, selbst im Pianofortespiel Vorzügliches.

Die Möglichkeit, etwas aus den Kaffern zu machen, ist also gezeigt, und es würde sich hauptsächlich nur darum handeln, den Unterricht zunächst in Elementarschulen über das ganze Kaffernvolk hin obligatorisch zu machen.

An der Küste gibt es, wie mir mitgetheilt wurde, mehrere Kaffern, welche Besitzer von Dampfmaschinen und Zuckerfabriken sind und sich sehr gut in Fällen, wo etwas in der Maschinerie zerbricht, selbst zu helfen wissen. Einer derselben hat sich sogar feine Visitenkarten in elegantester Form drucken lassen.

In der Medicin haben die Kaffern von ihren Altvordern die werthvollsten Kenntnisse übererbt bekommen. Obgleich ihnen anatomische und physiologische Kenntnisse vollständig abgehen, besitzen sie doch unfehlbare und wirkungsreiche Mittel gegen eine Anzahl von bösartigen Krankheiten, und darunter solche, die in Europa für unheilbar gehalten werden. Gegen Bandwurm, Dysenterie, Schlangenbiß, Vergiftungen haben sie unvergleichlich wirksame, rasch helfende Mittel.

Europäische Aerzte haben sich schon seit langer Zeit vergeblich bemüht, für Geld zu diesen medicinischen Geheimnissen zu gelangen, aber stets ohne Erfolg, denn diejenigen Kaffern, welche diese traditionellen Geheimnisse von ihren Vätern und Großvätern übererbt erhalten, haben eine solche eifersüchtige Aengstlichkeit, die geheime Kunst, die ihren Stolz ausmacht und ihnen so viel Einfluß bei ihren Landsleuten gibt, nicht in weiße Hände übergehen zu lassen, daß bisjetzt jedes Geldanerbieten weißer Doctoren von ihnen immer zurückgewiesen worden ist.

Schon Dr. Fritsch in seinem vortrefflichen Werke: „Drei Jahre in Südafrika“ (Breslau 1868), spricht (S. 207) von den ausgezeichneten Arzneimitteln, welche die Kaffern gegen verschiedene Krankheiten haben, und von ihrer Abneigung und gegenseitigen stillschweigenden Uebereinkunft, ihre geheimen medicinischen Kenntnisse keinem Europäer zu verrathen.

Der englische Advocat Frederick Boyle spricht in seinem interessanten Buche „To the Cape for Diamonds“ (London 1873) von einer russischen Dame, die 1872 nach den Diamantenfeldern kam. Er schreibt über dieselbe auf S. 307 Folgendes:

„(21. Februar 1872.) Die große Neuigkeit in Hopetown ist die von einer russischen Fürstin, welche hier in einer Art von Menageriewagen gestern durchpassirte. Sie geht nach den Diamantenfeldern gerade wie jeder andere gewöhnliche Mensch. Russische Fürstinnen und russische Mysterien sind gleich gewöhnliche Dinge, und haben meistens wenig Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Aber diese Dame, wer sie auch sein möge, ist eine räthselhafte Persönlichkeit. Um nicht zu demselben Gegenstande später zurückkehren zu müssen, will ich gleich hier erwähnen, daß sie einen Zeltstand in Dutoitspan ausnahm, wo sie in ihrem Wagen wohnte, mit einem Kammermädchen und einem schwarzen Diener, welche sie mit großer Ehrerbietung behandelten, und dort wohnt sie vielleicht noch jetzt, weder diggend noch Diamanten kaufend. Versehen mit einem eigenhändigen Briefe von Lord Granville, ergänzt durch eine Empfehlung des Generalgouverneurs Sir Henry Barkly, empfängt sie von seiten aller unserer Magistrate und Autoritäten die größten Ehren und Aufmerksamkeiten. Herr P. legt, wie mitgetheilt wird, die ihm übersandten hohen Instructionen so aus, daß sie von seiner Seite einen täglichen Besuch der Dame und seine Begleitung derselben auf einer Promenade erheischen. Die gewöhnliche Erzählung macht aus ihr eine Dame von sehr hohem Range, die aus Rußland für vier Jahre exilirt sei. Der Empfehlungsbrief des Ministeriums des Auswärtigen gibt gar keinen Schlüssel des Geheim-

nisses, und ebenso wenig glaube ich, daß die Autoritäten von Kapstadt besser informirt sind als wir.“

Ich kann Herrn Boyle Aufschluß geben über diese geheimnißvolle und von allgemeiner Liebe und Verehrung umgebene Persönlichkeit, die stille und beobachtende Zuschauerin in einem Lande blieb, wohin alle Welt nur gekommen war, um Geld zu machen.

Die illustre Reisende kam nach Südafrika, da ihr englische Aerzte für ihre gefährliche Brustkrankheit, wogegen alle in Europa — in Montpellier, Nizza, Malaga und Malta — bisher angewandten Mittel erfolglos geblieben, als letztes Mittel einen längern und mehrjährigen Aufenthalt auf der 5000 Fuß überm Meere gelegenen Hochebene von Südafrika anempfohlen hatten. Die wunderbar heilsame Luft dieses in seiner Wirkung auf Brustkrankheiten so unvergleichlichen Hochplateaus der südlichen Halbkugel stellte denn auch wirklich baldigst ihre erkrankten Lungen wieder her, und eine sehr natürliche Folge dieser Genesung war es, daß die Reconvalescentin für das ihr außerordentlich zusagende Land, welches ihr das theuerste aller Güter, die Gesundheit, wiedergeschenkt, eine solche Liebe und Anhänglichkeit gewann, daß sie ihren Aufenthalt daselbst weit über das anfangs bestimmte Maß verlängerte, jedoch nunmehr suchte, denselben zu einem nützlichen Zweck zu verwenden.

Sie hatte im Werke des Dr. Fritsch gelesen, was dieser hervorragende deutsche Gelehrte über die geheimen Medicinen der Kaffern sagt. Es war dadurch der lebhafte Wunsch in ihr erwacht, zu versuchen, ob nicht ihr, einer Frau, das gelingen möchte, was bisher noch keinem Manne geglückt war: den Wilden ihre Geheimnisse durch Güte abzugewinnen und damit den zahlreichen Leidenden Europas neue, bisher unbekannte Heilmittel zuzuführen. Der Gedanke ergriff sie tief, auf diese Weise zum Danke für die Wohlthat, welche ihr das afrikanische Klima in Wiederherstellung ihrer Gesundheit erwiesen, auch ihrerseits ihr Scherflein zur zukünftigen Verbreitung von Glück und Genesung unter der Welt der armen Kranken ihrer europäischen Heimat beitragen zu können.

Sprößling einer uralten fürstlichen Familie und Besitzerin einer großen Herrschaft im Innern von Rußland, — gewöhnt, infolge ihrer außergewöhnlich genialen Begabung und ihrer einnehmenden gesellschaftlichen Talente einen belebenden und tonangebenden Mittelpunkt der höchsten gesellschaftlichen Kreise europäischer Residenzstädte sowie gewählter Künstlerkreise abzugeben, — dazu auferzogen im größten Luxus und Comfort, und von äußerst delicater und zarter Körperconstitution — verschmähte Frau von Fraloff dennoch nicht das entbehrungsreichste Leben, die äußersten Mühen und Beschwerden, um zu dem ihr vorschwebenden Ziele zu gelangen. Sie hielt es für eine gebieterische Pflicht, alle ihre natürlichen Neigungen für ein ruhiges, bequemes und müheloses Leben ihrem ernsten und großen Zwecke aufzuopfern. Zunächst machte sie es sich zur Aufgabe, die Sympathien und das Zutrauen der wilden schwarzen Naturkinder für sich zu gewinnen, und nahm zu diesem Zwecke wiederholt monatelang ihren Aufenthalt ausschließlich unter ihnen. Durch kleine Geschenke, Pflege in Krankheiten, das Lehren europäischer Künste, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten gewann sie fürs erste die Frauen und Kinder für sich und nachher durch diese die Männer, sodaß sie bald von allen wie eine Freundin und Wohlthäterin betrachtet und behandelt wurde, und die tiefe Kluft, die für gewöhnlich immer die Schwarzen von den Weißen trennt, zwischen ihr und ihren schwarzen Nachbarn vollständig verschwand. Diese Intimität benutzte sie dann, um sich entweder direct oder durch die Frauen der renommirtesten Kafferndoctoren die verschiedenen Wurzeln, Pflanzen und Samen zu verschaffen, welche von diesen vorzugsweise zur Heilung gewisser Krankheiten angewendet werden. Es gelang ihr auf diese Weise, einige Dutzend von werthvollen Kaffernmedicinen zu sammeln, welche sie nach Europa zu bringen und dort zur Prüfung den medicinischen Facultäten vorzulegen beabsichtigt.

Alle die hochstehenden oder sonst bedeutenden Persönlichkeiten von Südafrika, welche Gelegenheit hatten, dieser genialen und inspirirten Frau näher zu treten, die sie mit so seltener Energie nach einem edeln und nützlichen Ziele streben

und dasselbe, im Drange, ihren Mitmenschen zu helfen, mit solcher Zähigkeit durch alle Hindernisse verfolgen sahen, konnten derselben ihre aufrichtige Sympathie und Bewunderung nicht versagen. Und auch ich wünsche ihr von Herzen, daß ihre standhafte Abnegation und Selbstaufopferung in der Heimat die wohlverdiente Anerkennung finden mögen.*)

Um zur Kaffernjurisprudenz zurückzukehren, so gilt in ihr das Princip, daß z. B. für eine gestohlene Kuh zehn zu erstatten sind, wenn der Dieb sehr unverschämt auftrat; gewöhnlich werden aber mildernde Umstände angenommen und dann die Strafzahlung ermäßigt. — Alle Gerichtsverhandlungen sind öffentlich und mündlich, und die Abgabe des Richterspruches erfolgt sofort, ohne jede Verzögerung und Vertrödelung; auch die Strafexecution geht ohne Verzug vor sich. Das Gesetz, daß, wenn der Angeklagte und Ueberführte zahlungsunfähig ist, die nächsten Verwandten zahlen müssen, ist sehr hart; ein ehrbarer Vater kann so durch einen übel gerathenen Sohn leicht ganz ruinirt werden.

Die collective Verantwortlichkeit der Gemeinden, die sich im Kaukasus, in Turkestan und Algerien unter halbwilden Volksstämmen so bewährt hat, herrscht von alters her bei den Kaffern. Kommt z. B. in einem Landdistrict ein Mord oder ein Diebstahl vor, so muß der nächstgelegene Kraal

---

*) Um nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen, will ich hier erwähnen, daß Frau von Fraloff (Варвара Дмитріевна Фралова) vom Präsidenten des Oranje-Freistaates sowie vom Könige Maroka den ehrenvollen Auftrag erhielt, persönlich Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland Geschenke dieser südafrikanischen Staatsoberhäupter zu überbringen, als Ausdruck von deren aufrichtiger Verehrung und Liebe zu dem mächtigen Befreier von 40 Millionen Leibeigenen, dessen große humane That ihm auch in dem fernen Südafrika alle Herzen zugewendet hat. Infolge dessen wurde Frau von Fraloff nach ihrer Rückkehr nach Rußland am 1. October 1875 vom Kaiser von Rußland auf seinem Schlosse Livadia in der Krim empfangen, und hatte die Ehre, ihm die afrikanischen Geschenke — bestehend in schönen Karrossen, Kaffernarbeiten, Photographien u. s. w. — persönlich zu überreichen, was Sr. Majestät viel Vergnügen bereitete.

die Strafe bezahlen, so unschuldig er auch an sich selbst sein möge. Die Folge dieser Einrichtung ist, daß die Spuren des Verbrechers fast immer schnell entdeckt werden, denn jeder Kraal will sich die gemeinsame Strafe ersparen und thut daher alles, um rasch den richtigen Schuldigen aufzufinden. Das ganze Land gleicht dadurch einem großen Polizeilager, wo ein Kraal immer sorgsam den andern überwacht.

Ich erwähnte schon, daß die Verfolgung der Zauberei dadurch von der englischen Regierung sehr eingeschränkt worden ist, daß dieselbe die Todesstrafe, die in frühern Zeiten stets darauf stand, speciell für diesen Fall streng verboten hat. Es wurde früher mit dieser Anklage der entsetzlichste Misbrauch getrieben. Namentlich benutzte der Häuptling immer mit Vorliebe dieses leichte Mittel, um sich einen ihm persönlich verhaßten oder ihm auch nur unangenehmen Mann, vielleicht ein Mitglied seines Rathes, vom Halse zu schaffen, oder um einen reichen Mann, dessen Viehheerden er zu annectiren wünschte, aus der Welt zu bringen. Denn auf Zauberei stand im Verein mit der Todesstrafe stets zugleich die Einziehung des gesammten Vermögens des Verurtheilten zu Gunsten des Häuptlings.

Der Aberglaube der Kaffern in Bezug auf Zauberei und Hexerei ist grenzenlos. Alle ihre innern und äußern Kriege waren fast immer von ihren „Hexenmeistern" provocirt; so der blutige Krieg von 1850/51, der den Engländern 40 Millionen Mark kostete, durch den Zauberer Umlangeni. Auch das allgemeine Viehschlachten und Verwüsten ihrer eigenen Erntefelder, das im Jahre 1857 den Hungertod von 67000 Kaffern = 64 Procent der ganzen Bevölkerung von Britisch-Kaffrarien zur Folge hatte, war durch die Weissagungen und unvernünftigen Gebote des verderblichen Zauberers Umlakazi verursacht. — Die Macht, welche der Glaube an Zauberei noch heute unter den in gänzlicher Unwissenheit aufgewachsenen heidnischen Kaffern ausübt, darf übrigens uns moderne Culturmenschen nicht allzu sehr in Erstaunen versetzen, wenn wir daran denken, was für zahlreiche Opfer ganz derselbe Aberglaube nur erst noch vor 200 und 300 Jahren in unserm christlichen

Deutschland verschlungen hat! In keinem Lande der Welt sind ja so viele „Hexen“ lebendig verbrannt worden als gerade in unserm deutschen Vaterlande; die Zahl derselben darf nach dem Zeugnisse des gründlichen und wahrheitsliebenden Scherr getrost auf 100000 veranschlagt werden!! In Braunschweig wurden von 1590—1600 so viele der Zauberei beschuldigte Personen verbrannt, daß die Brandpfähle vor dem Thore dicht wie ein Wald standen! In Henneberg starben im Jahre 1612 22, in Offenburg in den vier Jahren von 1627—1630 60, in der Grafschaft Neisse in den elf Jahren von 1640—1651 gegen 1000 Hexen den qualvollen Feuertod!! Die Stadt Osnabrück ließ im Jahre 1640 80, ein Herr von Rantzow auf einem seiner Güter in Holstein an einem Tage 18 Hexen verbrennen! Balthasar Voß, der Hexenrichter von Fulda, brüstete sich, daß er allein 700 Zauberer und Hexen hätte verbrennen lassen und daß er das Tausend vollzumachen hoffte! Und unter dieser Zahl waren nicht nur Erwachsene, sondern auch zarte Kinder beiderlei Geschlechts inbegriffen gewesen! Wir Deutschen haben also alle Ursache, ein wildes heidnisches Volk, das noch auf einem viel tiefern Entwickelungsstandpunkte steht als unsere damaligen Vorfahren, nicht allzu hart zu beurtheilen.

Die Todesstrafe für die der Zauberei Angeklagten wurde früher in den Ländern der Kaffern immer mit den ausgesuchtesten Martern verbunden. So z. B. wurde der Aermste nackt und mit Fett beschmiert neben ein Nest von schwarzen Ameisen gelegt, dieses dann auf seinem Leibe zerschlagen, wodurch die Myriaden dieser bissigen kleinen Thiere ganz wüthend gemacht wurden. Sie krochen ihm nun zu Tausenden in Mund, Nase, Ohren und Augen und quälten ihn so langsam zu Tode. In andern Fällen legte man dem Delinquenten glühendheiße Steine auf den bloßen Leib. Oder man setzte auf den nackt auf den Boden Hingelegten und Festgebundenen ein Dutzend von Skorpionen, die man zum Beißen und Stechen reizte (sowol der Biß als der Stich der Skorpionen sind bekanntlich entsetzlich schmerzhaft) und verbrannte nachher den Unglücklichen noch lebendig! Wieder eine andere Todes-

marter bestand darin, daß man erst den Aermsten festknebelte und dann, ohne ihn zu tödten, einzelne Theile seines Körpers, einen nach dem andern, über einem Feuer langsam braten ließ, bis zuletzt der ganze Körper geröstet und der dem gräßlichen Aberglauben Geopferte seinen langsamen Qualen erlegen war.

Wenn man sich die raffinirte Grausamkeit solcher Strafen vergegenwärtigt, so wird man allerdings leicht geneigt, über den Charakter der Kaffern ein sehr ungünstiges Urtheil zu fällen. Und in der That, ihre moralischen Eigenschaften betreffend wird ein solches durch die große Majorität aller weißen Colonisten, namentlich solcher, welche einen oder mehrere der Kaffernkriege von 1835, 1846/47, 1850/51, 1852, 1864/65 und 1867/68 (letztere drei gegen die Basutos) mitgemacht haben, entschieden bestätigt. Die Kaffern schlichen sich meistens bei Nacht an die einsam stehenden Farmhäuschen der Weißen heran, brannten dann das Haus an und überschütteten die erschreckt aus den Betten gesprungene und flüchten wollende Familie mit einem Hagel von Speeren.

Ohne alle Bande natürlicher Zuneigung und Anhänglichkeit, unfähig eines Gefühles der Dankbarkeit (wofür ihm selbst das Wort mangelt), — ebenso unfähig eine gütige Behandlung seitens seines weißen Lohnherrn zu schätzen und zu würdigen und stets geneigt, solche für Schwäche und Furcht auszulegen; — durch Erziehung, Gewohnheit und natürliche Neigung ein Dieb; — von Natur blutdürstig, grausam und verrätherisch, und nur von Einer Leidenschaft beseelt: durch Anhäufung von vielem Hornvieh in seinem Kraal ein reicher und angesehener Mann und fähig zum Ankaufe vieler Frauensklavinnen zu werden — ist der noch uncivilisirte Kaffer als Nachbar dem Weißen ein nie Ruhe lassender diebischer Störenfried, und als Feind so gefährlich wie die wildesten nach blutigen Scalps lechzenden Indianer von Nordamerika.

Der grausame Charakter der Kaffern wird namentlich recht durch die Geschichte der Gründung der militärischen Monarchie der Zulus illustrirt, die dem blutdürstigen, aber intelli-

genten Wüthrich Chaka den Namen des Napoleon von Südafrika einbrachten.

Es war der Vorgänger Chaka's, Dingiswayo, welcher zuerst unter den Zulus eine reguläre stehende, in Regimenter eingetheilte Armee schuf. Chaka, der Sohn Senzangaka's, eines seiner Unterhäuptlinge, war ein Soldat dieser neuen Armee. Als er nach dem Tode Dingiswayo's, dessen letztem Wille zufolge, zum Könige der ganzen Zulunation ausgerufen wurde, hatte er sich in frühern Kämpfen schon so von der Wirksamkeit und Macht der neuen Militärorganisation überzeugt, daß er beschloß, einen Eroberungskrieg in großem Stile zu beginnen und alle Kaffernvölker Südafrikas seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Zunächst bestrebte er sich, aus seinen Zulus spartanisch abgehärtete, alle Weichlichkeiten des Lebens verachtende rauhe Krieger zu machen. Er verbot zu diesem Zwecke die uralte Sitte der Beschneidung für die Knaben und die Verheirathung mit allen ihren in diesem Lande der Frauenarbeit so verweichlichenden Folgen für die Männer. Seine Soldaten durften keine Kinder haben — Concubinen aber soviel sie wollten.

Er theilte seine Armee in Regimenter von je 1500 Mann, deren jedes wieder drei Divisionen hatte: 1) die ältern Männer oder Veteranen, gewissermaßen die „alte Garde" und nur als Reserve, um den Ausschlag zu geben, in der Schlacht gebraucht; 2) die jungen Männer, die stets jede Schlacht beginnen mußten; 3) den Troß, d. i. die Träger der Bagage und der Provisionen und die Treiber der Viehheerden.

Die Regimenter waren durch die Farbe der Schmuckfedern und der Felle um ihre Lenden voneinander unterschieden und wurden in befestigten Kraals logirt und zusammengehalten. Wurde ein Kind in diesen Kraals gesehen, so tödtete man es mitleidslos.

Für ein Regiment dienten immer zwei Kraals (jeder zu 750 Mann) bestehend in vier nebeneinander ringförmig den großen Viehkraal umgebenden und hochumfenzten Hüttenreihen.

Das fortwährend in Bereitschaft gehaltene stehende Heer

zählte 20 Regimenter, konnte aber erforderlichenfalls in wenigen Stunden auf die doppelte Höhe, also 60000 Mann, gebracht werden.

Zugleich führte Chaka eine ganz neue Kampfart ein, die noch nie unter den Eingeborenen von Südafrika gesehen worden war: das Fechten in geschlossener Phalanx und mit der Stoßlanze (Irua). Alle übrigen Kaffernvölker waren seit alter Zeit nur gewohnt, in zerstreuter Ordnung und mit Wurfspießen (Incusa) zu kämpfen — eine viel weniger erfolgreiche Fechtart, denn jeder Mann konnte nicht leicht mehr als fünf Wurfspieße bei sich führen. Sobald diese, die auf eine Distanz von 90 Fuß trafen, verschossen waren, blieben die Träger dann wehrlos. Chaka hingegen machte es seinen Soldaten zum Gesetze bei Todesstrafe, die Stoßlanze jedesmal aus der Schlacht zurückzubringen, sodaß sie also dieselbe nie aus den Händen lassen durften. Außerdem kam noch die größere Körperkraft der herculischen, meist 6 Fuß hohen Zulus hinzu, um die Stoßlanze zu einer viel tödlichern Waffe zu machen. Die Lanze der Zulus war kurz und hatte eine schwere, große Spitze; die Wurfspieße ihrer Feinde, leicht und dünn und durch die Distanz in ihrer Kraft geschwächt, gaben viel weniger gefährliche Wunden.

Einer solchen neuen Waffe und Fechtart, unterstützt durch die natürliche Kriegslust und Wildheit der Zulus, sowie durch eine vorzügliche Leitung unter dem Feldherrntalente des selbst über 6 Fuß hohen und herculischen, intelligenten, ehrgeizigen und kampfdurstigen Königs Chaka, war keiner aller der umwohnenden Kaffernstämme gewachsen. Die Folge davon war, daß in wenigen Jahren Chaka, ein Volk nach dem andern angreifend, besiegend und theils vernichtend, theils zerstreuend, sich zum Herrn aller südafrikanischen Länder von Limpopo bis zur Kapcolonie machen konnte.

Seinem blutigen Joche wurden das ganze heutige Transvaal, Natal, Basutoland und Oranje-Freistaat-Land unterworfen. Alle Feinde, die sich nicht gutwillig seiner Herrschaft unterwarfen, ließ er ausrotten, namentlich befahl er, alle Häuptlinge, deren er habhaft werden konnte, zu tödten. Er

wollte durchaus König aller Schwarzen von Südafrika werden und nur die Weißen als ebenbürtige Nachbarn neben sich dulden, weshalb er eine freundschaftliche Gesandtschaft zur See von Natal aus nach Kapstadt an den englischen Generalgouverneur abgehen ließ.

Die Art, wie Chaka's wilde Scharen benachbarte feindliche Völker überfielen, war von allen Schrecken der schnellen Ueberraschung begleitet. In der Nacht brachen plötzlich 20—30 Regimenter von ihrem Lager auf, marschirten mit großer Geschwindigkeit und nur mit wenig Bagage beschwert (die von zahlreichen Trägern rasch fortgeschafft wurde) außerordentliche Entfernungen weit und stürzten sich plötzlich wie ein Sturmwind auf den unvorbereiteten Feind, der, ohne Ausnahme von Frauen und Kindern, niedergemacht wurde. Sein Vieh wurde dann im Triumphe eingefangen und an die Offiziere und Soldaten vertheilt.

Um den rauhen, kampflustigen und blutdürstigen Charakter seiner Krieger zu erhalten, ließ Chaka bei jeder feierlichen Gelegenheit Blut fließen. An einem einzigen Morgen wurden manchmal bei seinen Festen 800 seiner eigenen Unterthanen oder Gefangenen niedergemacht! Als seine Mutter starb, mußten auf seinen Befehl 1000 seiner eigenen Leute sich selbst den Tod geben; die Sterbenden sangen noch das Lob ihres wie göttlich verehrten satanischen Königs! Eine solche Pietät geht noch über das altrömische Morituri te salutant Caesar! Weiter ließ Chaka an demselben Tage noch 1000 frischmelkende Kühe tödten, und warum? Damit ihre Kälber verhungern und auch ihrerseits fühlen sollten, was es sei, eine Mutter zu verlieren!! Die Henker mußten unter seiner Aufsicht immer neue Qualen aussinnen, um den Tod ihrer Opfer zu verlangsamen und das Vergnügen, ihren Todeskampf anzusehen, zu verlängern!

Da Chaka große Angst hatte, von einem Thronfolger umgebracht zu werden, so heirathete er nie und ließ alle Mädchen, die von ihm schwanger wurden, sofort tödten. Eines Tages bekam er zu wissen, daß eines dieser Mädchen ent-

flohen sei und ihr Kind gerettet hätte; er ließ das Kind aufsuchen und tödtete es mit eigener Hand.

Die blutigen Eroberungskriege Chaka's fingen 1816 an und hatten zur Folge eine Menge von Völkerwanderungen und Völkerverschiebungen in Südafrika. Seine Zulus drängten ihre Nachbarn aus ihren Wohnsitzen, diese wieder ihre nächsten Nachbarn und so fort, und alle diese Verdrängungen waren von endlosem Blutvergießen begleitet. Wie viele Hunderttausende von Menschenleben mag also die Existenz dieses afrikanischen Attila gekostet haben!

Seine letzte große Armee wurde von einer Pestseuche im Jahre 1828 vollständig vertilgt. Dies war auch das Todesjahr des Wütherichs selbst. Trotzdem nämlich, daß er so viel Sorge getragen hatte, alle seine Kinder tödten zu lassen, um bei seinen Lebzeiten keinen Thronerben zu haben, hatte er doch seine beiden jüngern Brüder Dingaan und Panda am Leben gelassen, und der erstere tödtete ihn am 14. September 1828 in seinem Kraal am Umvotiflusse im heutigen Natal, wo Chaka's Grab noch heute auf einem Platze der neuangelegten Stadt Stanger zu sehen ist.

Dingaan, der sich nun die Königskrone aufsetzte, besaß alle Grausamkeit seines ermordeten Bruders, aber nicht dessen Feldherrn- und Herrschergenie. Seine Regierung war eine blutige Tragödie von Anfang bis Ende, und seine Mordlust kannte keine Grenzen. Er verfolgte dieselbe Taktik, um keine ihm gefährlichen Thronerben heranwachsen zu lassen, wie Chaka, und ließ jede seiner Frauen, sowie sie schwanger wurde, tödten. Nur eine einzige Ausnahme machte er von dieser Regel. Es war ihm nämlich eine Frau zugeschickt worden, die so schön war, daß er sich nicht entschließen konnte, sie ermorden zu lassen. Er schickte sie daher nach der Tödtung ihres Kindes zu seinem Bruder Panda, welchen letztern er für seine Person nicht für gefährlich hielt.

Im Jahre 1838 ließ Dingaan den Boeranführer P. Retief mit seinem Gefolge von 615 Personen ermorden, wie ich schon bei Gelegenheit meiner Ankunft in Estcourt beschrieben habe. Infolge der Racheschlacht, die ihm die Boers im December

1838 lieferten, wurde er aber aus Natal vertrieben und zog sich über den Tugela in das alte Zululand zurück.

Im Jahre 1839 revoltirte sein jüngerer Bruder Panda gegen ihn und flüchtete sich mit einem Theile der Zulunation unter den Schutz der Boer-Regierung nach der damaligen Republik Natal. Diese Regierung, nachdem sie seine Persönlichkeit und seine Intentionen bedächtig geprüft hatte, gab ihm den Rang und Titel eines „Fürsten der Emigrant-Zulus". Am 4. Januar 1840 erklärte die Boerregierung wieder Krieg gegen Dingaan und ließ ihren Commandanten Pretorius mit 400 Boers, im Verein mit 4000 Zulus unter Panda, nach Zululand einmarschiren. Dingaan wurde in einer heißen und lange Zeit unentschieden bleibenden Schlacht endlich geschlagen und zog sich über den Pongolofluß zurück. Hier unterwarf er sich das Volk der Amaswazi und hatte eben sich einen befestigten Kraal erbaut, als er von einem seiner Offiziere und einem Amaswazihäuptling meuchlings ermordet wurde. Er war 45 Jahre alt geworden.

Die Boers proclamirten nun Panda als König der Zulus und annectirten an die Republik Natal alles Land bis zu dem Umfolosiflusse und der Bai von Santa-Lucia, auch hatten sie 40000 Stück Hornvieh in diesem Kriege dem Feinde abgenommen.

König Panda war seinen beiden blutdürstigen Brüdern Chaka und Dingaan sehr unähnlich. Er war klein und fett, phlegmatisch und friedfertig, aber dabei intelligent und erhielt sich immer wohlweislich auf gutem und freundlichem Fuße mit seinen Nachbarn, den Engländern. Im Jahre 1842 hatten diese Natal den Boers abgenommen, und das Land zwischen dem Tugela und Umfolosi kam nun wieder an die Zulus zurück.

Die letztern waren durch die von 1816—1840 fortwährend geführten Kriege und auch durch Pestseuchen sehr geschwächt worden, und Panda, schon an sich friedlichen Charakters, verschonte sie mit neuen Kriegen. Er theilte nicht die Furcht seiner beiden Vorgänger vor Thronfolgern, sondern ließ alle seine Söhne die Freude des Lebens genießen. Da

er aber keinen derselben zu seinem Nachfolger bestimmen wollte, so entstanden zwischen ihnen Eifersüchtelei und Streit, die 1856 in hellen Bürgerkrieg ausbrachen.

Am 2. December 1856 lieferten sich seine beiden Söhne Ketschwayo und Umbalazi am Tugelaflusse eine sehr blutige Schlacht. Die Metzelei war entsetzlich, eine Hälfte der Zulunation kämpfte gegen die andere, zuletzt unterlag die Armee Umbalazi's und wurde theils getödtet, theils in den Fluß getrieben.

Infolge dieses Sieges ließ nun Ketschwayo das ganze Land am Tugela von seinen Truppen durchziehen und alle Anhänger Umbalazi's nebst ihren Weibern und Kindern, die sich dorthin concentrirt hatten, niedermetzeln. Es sollen bei dieser allgemeinen mehrtägigen Schlächterei nicht weniger als 100000 Männer, Weiber und Kinder den Tod erlitten und der breite Tugelastrom von dem vielen Blute einige Tage lang eine deutlich sichtbare röthliche Färbung angenommen haben. Vier Söhne Panda's fielen in dieser Metzelei, darunter Umbalazi selbst.

Von 1856—1861 wüthete noch fortwährend der Bürgerkrieg zwischen den übrigen Söhnen. Der alte Panda hatte allen Einfluß verloren und wendete sich mit der Bitte um Intervention an die englische Regierung in Natal. Demzufolge begab sich Herr Shepstone 1861 mit ein paar Weißen und einem großen schwarzen Gefolge nach Zululand zu Panda und durch seinen Einfluß wurde, um den ewigen Streitereien zwischen den verschiedenen Söhnen ein Ende zu machen, Ketschwayo feierlich zum Thronerben ernannt.

Panda wurde immer kränklicher und starb am 18. October 1872 nach dreiunddreißigjähriger Regierung, nachdem er den Boers und Engländern während seiner ganzen Regierung ein friedlicher und gefälliger Nachbar gewesen war.

Ketschwayo sendete im Februar 1873 eine Gesandtschaft an den englischen Gouverneur von Natal mit der Bitte, ihn feierlich im Namen der Königin von England als König der Zulunation zu installiren.

Die Bitte wurde ihm gewährt, da es der englischen Re-

gierung passend und nützlich erschien, als Schutzmacht des Zulustaates angesehen zu werden, und am 8. August marschirte der „Zulukönig von Natal", Herr Shepstone, mit 110 Offizieren und Soldaten der berittenen nataler Volontärcorps und 2 Kanonen, begleitet von einem Gefolge von 300 Natalzulus, über den Tugela in Zululand ein.

Es wurde ihnen von Ketschwayo reichlich Schlachtvieh entgegengeschickt, und obgleich die Kraals, die sie zu passiren hatten, von den Männern alle verlassen waren (da diese sämmtlich nach der Hauptstadt befohlen worden), wurden sie doch überall von den zurückgelassenen Weibern und Kindern umringt, die ihnen Worte in diesem Sinne zuriefen: „Seid gegrüßt und gesegnet, denn ihr bringt uns den Frieden und die Ordnung, ihr befreit uns von der unaufhörlichen Todesfurcht und werdet dafür sorgen, daß wir ernten können, was wir gesäet haben!"

Sie passirten die norwegische Missionsstation zu Itshowe, wo der Bischof Schreuder, der Land und Leute seit langer Zeit vortrefflich kannte, dem Herrn Shepstone die werthvollsten politischen Aufschlüsse und Rathschläge mittheilte.

Ungefähr 22 deutsche Meilen waren nach Norden zu bis zu dem projectirten Krönungsplatze der Zuluhauptstadt zurückzulegen. Am 17. August kam die Expedition bei dem Berge Emtonjaneni an, wo vier Ruhetage gehalten wurden. Hier öffnete sich eine prächtige Aussicht über das breite Thal des Umfolosiflusses, worin die Hauptstadt der Zulus liegt. In der Nähe dieses Berges befindet sich der alte Begräbnißplatz der frühern Zulukönige vor Chaka's Zeiten. Der Bergrücken, worauf er sich befindet, wird von dem ganzen Volke heilig gehalten und ängstlich vor aller Profanation gehütet. Kein Zweig wird je von einem der hier wachsenden Bäume abgebrochen; kein Zulu wagt, mit seinem Wanderstabe den Boden zu berühren; die alljährlichen Grasfeuer werden sorgfältig von diesem Bergrücken abgehalten und Schlangen und Eidechsen von verschiedensten und unbekannten Arten, darunter manche von wunderbarer Größe, kriechen und wimmeln hier im Sonnenscheine durcheinander; kein Zulu wagt, sie zu stören und

zu belästigen, denn in ihnen leben ja nach seinem Glauben die Geister der längstverstorbenen Könige!

Zur Rechten war ein tiefer mit wildem Dickicht bewachsener Abgrund, in den einst eine Truppe Boers von ihrem verrätherischen Führer, dem Zuluspion Bongoza, hineingelockt worden war und sich nur mit Mühe und großem Blutverluste durch die sie auf allen Seiten umringenden Zulumassen hatte wieder hindurchhauen können.

Am 24. August stieg die Expedition in das Thal hinab, überschritt den Umfolosifluß und erreichte am folgenden Tage, nachdem sie wieder eine norwegische Missionsstation passirt hatte und dabei durch Auf- und Niederziehen der norwegischen Flagge begrüßt worden war, endlich den zur Krönungsfeierlichkeit bestimmten Platz. In einiger Entfernung von demselben wurde sofort das Lager aufgeschlagen.

Am 26. August machte Ketschwayo dem Herrn Shepstone in dessen Lager seinen ersten Besuch, begleitet von 1500 Mann, sämmtlich ohne Waffen. Als er Herrn Shepstone die Hände schüttelte, ließen die englischen Kanonen ihren Gruß erdröhnen und die Musik fing an zu spielen, was auf das Gefolge des Königs sichtlich einen großen Eindruck machte. Während der Conversation wendete sich plötzlich der Wind; den ganzen Vormittag hatte ein heftiger Nordwestwind geweht und nun kam auf einmal ein Südoststurm. Die Zulus waren hierüber hocherfreut und meinten, das zeige eine Zusammenkunft der alten Königsgeister an und würde Frieden bringen!

Am nächsten Tage erwiderte Herr Shepstone die königliche Visite. Die Conferenz dauerte diesmal fünf Stunden und betraf die politischen Beziehungen der Zulus zu Natal und Transvaal, die neuen Gesetze, die Herr Shepstone dem Lande bringen und die eine vollständige Tafel von Grundrechten für die Zulus enthalten sollten, die christlichen Missionen und die Durchwanderung von Schwarzen durch Zululand, die in Natal Arbeit suchen. Ketschwayo sprach sehr intelligent und lebhaft und redete Herrn Shepstone immer als „seinen Vater" an.

Am 1. September sollte die Krönung stattfinden, auf einem

Platze, der dreiviertel Stunde vom europäischen Lager entfernt lag. Die darzustellende Idee war diese, daß Herr Shepstone als Repräsentant der englischen Regierung den Prinzen Ketschwayo gleichsam als einen Unmündigen aus den Händen des Zuluvolkes erhalte und ihn, nachdem er ihn äußerlich umgewandelt, als Mann und König ihnen zurückgebe. Es war daher von den Engländern ein großes Zelt aufgeschlagen und schön mit bunten Stoffen decorirt worden, worin ein Thronsessel für Ketschwayo bereit stand. Zugleich erwartete denselben darin ein schöner roth und goldener Königsmantel und ein Kopfschmuck in veredeltem Zulugeschmacke.

Zu Mittag ordneten sich die sämmtlichen Europäer und ihr schwarzes Gefolge in Procession und marschirten in den Königskraal ein. Die brillanten Uniformen der Offiziere und Soldaten gaben in der Abwechselung mit den Galacostümen der norwegischen, deutschen (hannoverischen) und anglikanischen Geistlichen ein sehr reiches Bild. Die Weißen nahmen den vierten Theil eines Kreises ein; 150 Fuß entfernt von ihnen füllten etwa 10000, meist junge, Zulus die übrigen drei Viertel des Kreises aus. Die letztern wurden von ihren Offizieren, um sie in Ordnung zu halten, reichlich mit Stockstreichen tractirt, was sie sich ganz ruhig gefallen ließen.

Herr Shepstone begann nun die Festlichkeit mit einer in Zulusprache gehaltenen Rede, worin er der versammelten Zulunation den vom Könige Panda eingesetzten und von der ganzen Nation zum Herrscher gewünschten Kronprinzen Ketschwayo im Auftrage der englischen Regierung als König übergab, und zugleich das folgende Grundgesetz für die neue Regierung proclamirte:

1) Daß alles willkürliche und unnöthige Vergießen von Menschenblut im Zululande fortan aufhören solle;

2) daß kein Zulu verurtheilt werden solle, ohne öffentliche Gerichtsverhandlung und öffentliches Verhör von Zeugen für und gegen ihn, und daß er das Recht haben solle, an den König zu appelliren;

3) daß kein Zulu mehr sein Leben durch die Todesstrafe verlieren solle ohne vorherige Inkenntnißsetzung und Einstim-

mung des Königs, und ohne daß vorher eine ordentliche Gerichtsverhandlung und Appellation an den König stattgefunden haben;

4) daß für geringere Verbrechen die totale oder partielle Vermögenseinziehung künftig die Todesstrafe ersetzen solle.

Einer der Räthe Ketschwayo's bemerkte hierzu, daß die Ausübung der Zauberei im Volke die Ursache der häufigen Todesstrafen gewesen sei, und daß manchmal Zauberer aus Natal die Ankläger gewesen seien. Dies gab Herrn Shepstone Gelegenheit, die Uebel und das Unheil, welche diese Betrüger hervorbringen, und die vom Natalgouvernement gegen sie getroffenen Maßregeln zu erklären. Die Idee der Zulus ist, daß, wenn die Zauberer unterdrückt werden, Hexenmeister und Hexen Flügel bekommen und dann viele Menschen verzehren werden. Herr Shepstone wies darauf hin, daß die Strafbarerklärung und Unterdrückung der Zauberer in der Colonie Natal nicht die Sterblichkeit der Bevölkerung vermehrt hätte und es also ebenso wenig in Zululand thun würden. Weiter zu gehen in Bezug auf den nationalen Aberglauben hinsichtlich der Zauberei hielt Herr Shepstone noch nicht die Zeit gekommen.

Nachdem diese Proclamation den Zulus vorgelesen worden war, wurde der Vorhang vom Zelte aufgezogen und der mit dem neuen Krönungsmantel und königlichen Kopfschmucke angethane Ketschwayo dem Rathe und dem Volke als ihr neuer König vorgestellt. Die Artillerie gab hierauf 17 Salutschüsse, die Volontärs feuerten ihre Gewehre ab und präsentirten dann, und die Musik spielte einen Krönungsmarsch.

Die Proclamation, die nur von den Nächststehenden, dem Rathe des Königs gehört worden war, wurde nun durch Herolde unter dem ganzen versammelten Volke bekannt gemacht, welche Förmlichkeit eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Die Volontäre waren von ihren Pferden gestiegen und hatten die Pferde zu je Vieren zusammengekoppelt. Als die Proclamation nun dem im Kriegerschmucke versammelten Volke kundgemacht worden war, erhoben die zehntausend Zulusoldaten ihre langen ovalen Schilde und schlugen, um ihren Bei-

fall auszudrücken, mit ihren Lanzen darauf. Der furchtbare Lärm, den dies hervorbrachte, erschreckte die Pferde der Europäer im höchsten Grade, sodaß sie in allen Richtungen auseinandersprengten. Ein Trupp davon kam gerade auf das königliche Zelt zugestürmt. Doch glücklicherweise wurden sie schnell wieder eingefangen und beruhigt, was den Zulus eine hohe Idee von der pferdebändigenden Gewalt der Engländer beibrachte.

Am nächsten Tage machte Herr Shepstone mit seinem Stabe von Offizieren und Amateurs dem Könige seine Abschiedsvisite und erhielt von ihm einige schöne Elefantenzähne und eine Heerde Ochsen zum Geschenk. Der König übergab diese mit der höflichen Bemerkung, er wisse wohl, daß das Geschenk nur ein kleines sei und in keiner Art das Maß der Dankgefühle des Zuluvolkes ausdrücken könne; es bezeuge mehr die Armuth des Volkes als die Größe seiner Dankverpflichtung. „Aber“, fügte er hinzu, „es ist ja kein Handel oder Verkauf, es ist nur ein Ausdruck unserer Freundschaft für Euch und des Wunsches für Euere glückliche Heimkehr.“ Herr Shepstone dankte ihm und ließ später, da kein britischer Beamter Geschenke für sich persönlich annehmen darf, dieselben in Natal öffentlich zu Gunsten der Regierungskasse versteigern.

Ketschwayo schien eine hohe Idee von der Kunst des die Expedition begleitenden Arztes Dr. Lyle gewonnen zu haben und ließ sich von ihm verschiedene Recepte für sich und seine Familie verschreiben. Er ließ aber, wie Herr Shepstone später erfuhr, alle diese Medicinen erst an einigen seiner Dienstboten probiren, ehe er deren Anwendung auf sich und seine Familie riskirte.

Am 3. September ließ Herr Shepstone sein Zeltlager wieder abbrechen und hatte bis an die Grenze mit seinem zahlreichen Gefolge eine wahre Triumphreise. Der Weg war zu beiden Seiten mit zahllosen Zulus, Alt und Jung, Männern und Frauen, eingefaßt, welche die Engländer oft lange Strecken begleiteten, ihnen dankten, sie mit Segenswünschen überhäuften und die neuen Gesetze, die sie dem Zululande gebracht, hochpriesen. Am 19. September traf Herr Shep-

stone mit seinem Gefolge von dieser interessanten Expedition wieder glücklich in Maritzburg ein.

Ich habe diese Expedition deshalb hier so ausführlich beschrieben, weil sie ein recht anschauliches Bild der großen neuen Sittenveränderung und des Eindringens der Civilisation in das Zululand gibt, welches noch vor wenigen Jahren in der blutigen Handhabung seiner Regierung ganz den Ashantee- und Dahomeyreichen glich. Die Details habe ich von einem englischen Offizier, der an der Expedition theilgenommen hatte. Die Beziehungen der Colonie Natal zu dem Königreiche der Zulus sind seitdem fest geregelt und bestimmt. Der König der Zulus betrachtet die englische Regierung als eine Regierung höhern Ranges, was zur Folge hat, daß er alle aus Natal in sein Land flüchtenden Verbrecher oder Aufrührer ihr wieder ausliefert; dies geschieht jedoch seitens der englischen Regierung nicht, da sie eben als eine der seinigen übergeordnete Autorität gilt. Das Vieh aber, welches solche Flüchtige aus Zululand mit nach Natal bringen und das infolge des Ueberschreitens der Grenze seitens des Flüchtlings nach Zulugesetz dem Könige verfallen soll, wird jedesmal wieder nach Zululand an den König zurückgeschickt.

Ketschwayo wünschte den formellen Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses für alle Fälle und erklärte, seine Armee stehe jederzeit der englischen Regierung zur Disposition. Dieses Anerbieten wurde für eventuelle Fälle mit Dank angenommen, jedoch hinsichtlich seiner Streitigkeiten die Prüfung der englischen Regierung vorbehalten. Und dieser Vorbehalt war sehr nothwendig, denn es ist wohlbekannt, daß König Ketschwayo nicht die friedlichen und freundschaftlichen Neigungen seines Vaters Panda für die Boers, die diesen zum König installirt hatten, geerbt hat. Er hegt gegen dieselben einen wahren Haß, und wenn er bisher die Transvaal-Republik noch nicht mit Krieg überzogen hat, so liegt die Schuld daran sicher nicht in seinem Nichtwollen, sondern nur in der Furcht, daß er ihren modernen Hinterladern und gezogenen Kanonen noch nicht gewachsen sei. Im Bunde mit England würde dies freilich anders sein, und England wird daher, im Falle

es einmal die Transvaal-Republik angreifen will und für diesen Zweck einen Bundesgenossen wünschen würde, einen solchen jedenfalls in den Zulus finden.

Der Grund des Hasses Ketschwayo's gegen die Boers ist der langjährige Disput mit ihnen über ein streitiges Grenzgebiet, worauf beide Theile Anspruch machen.

Ueber die christlichen Missionen in seinem Lande äußerte sich König Ketschwayo gegen Herrn Shepstone sehr freimüthig. Zululand ist von einer großen Anzahl von Missionaren zum Arbeitsfelde für ihre Bekehrungsbestrebungen gewählt worden. Sie sind von drei verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften: 1) die norwegischen unter Bischof Schreuder, die schon vor 20 Jahren ins Land kamen; 2) die hannoverischen unter einem Superintendenten und 3) die anglikanischen unter Bischof Wilkinson.

Ketschwayo bedauerte es offen, daß diese Kirchenlehrer von seinem Vorgänger ins Land eingelassen worden waren, und hatte den Wunsch, ihre Zahl auf irgendeine zulässige Manier zu beschränken. Alle einflußreichen Leute seines Volkes hätten, wie er sagte, denselben Wunsch. Ketschwayo gab gern zu, daß die Missionare persönlich gute Männer seien, aber er sah nichts Gutes in ihren Lehren. Er meinte, dieselben seien wol gut für weiße, gewiß aber nicht für schwarze Leute; ein christlicher Zulu sei ein verdorbener Zulu, und er würde viel darum geben, wenn diese ungebetenen Gäste gutwillig sein Land verlassen wollten. Die Vortheile einer europäischen Erziehung, des Lesens und Schreibens, und die großen Nachtheile der Unwissenheit erkannte er gern an und meinte, wenn er hoffen könnte, alles im Gedächtnisse zu behalten, würde er selbst noch heute gern anfangen, Unterrichtsstunden in europäischen Wissenschaften und Künsten zu nehmen; er bedauerte aber sehr, daß die Missionare sich nicht auf die Verbreitung solcher realistischen Kenntnisse beschränkten.

Der Umstand, daß es für einen Zulu gesetzwidrig ist, das Christenthum anzunehmen, macht in der That die Bemühungen der Missionare hier beinahe ganz fruchtlos; mit

Gewalt sie vertreiben zu wollen ist aber durchaus nicht die Absicht des Königs.

Eins der Verlangen, die Herr Shepstone beim Könige durchsetzte, betraf die Errichtung einer gesicherten Durchzugsstraße für die zahlreichen Leute aus den nördlich von Zululand wohnenden Volksstämmen, die in Natal bei den Weißen Arbeit und Brot suchen wollen. Die Zulus des Königreichs selbst sind durch ihre strenge militärische Organisation verhindert, den Farmern und Pflanzern von Natal die so gewünschten und ersehnten Arbeitskräfte zu stellen; die im Norden von ihnen wohnenden Amatongas und Amaswazis jedoch scheinen bereit, Tausende von Arbeitern zu liefern, vorausgesetzt, daß ihnen eine sichere Durchzugsstraße geöffnet wird, worauf sie unterwegs mit Nahrung verpflegt und bei ihrer Rückkehr vor Ausplünderung durch die Zulus geschützt werden. Dieses Verlangen wurde Herrn Shepstone gewährt und eine Etappenstraße durch das Küstenland festgestellt, die unter die persönliche Aufsicht eines Engländers, des Herrn Dunn, gestellt werden sollte.

Das Königreich der Zulus ist nur dünn bevölkert im Vergleiche mit Natal, und die Zunahme seiner Bevölkerung ist einerseits durch die eigenthümlichen und sehr strengen Heirathsgesetze und andererseits durch die infolge derselben sehr gebräuchliche Flucht junger heirathslustiger Zulus über die Grenze nach Natal sehr gedämmt. Sowol die Knaben als die Mädchen sind in diesem, ein klein wenig an das ehemalige Preußen und Piemont erinnernden Militärstaate in numerirte Regimenter eingetheilt und dürfen nicht ohne Specialerlaubniß des Königs sich verheirathen, oder wenigstens nicht so lange, als ihr Regiment noch nicht die Vergünstigung einer allgemeinen Heirathserlaubniß erhalten hat. Caprice oder Staatsgründe verzögern manchmal ungebührlich lange die Ertheilung dieser Erlaubniß, und viele Jahre vergehen zuweilen, ehe sie gegeben wird. Daher gibt es Massen von unverheiratheten Männern und Mädchen, und jede Contravention wird mit den strengsten Strafen belegt. Wie würde sich Malthus (der, und mit Recht, unsere traurige und fortwährend in

furchtbarer geometrischer Progression zunehmende europäische Massenarmuth hauptsächlich auf die allgemeine Heirathsfreiheit und die schrankenlose massenhafte Kinderproduction unserer ärmsten Volksklassen zurückführt) gefreut haben, wenn ähnliche Zulugesetze auch in den englischen Industriebezirken, in Belgien, im sächsischen Erzgebirge und in den schlesischen Weberdistricten obligatorisch eingeführt werden könnten!

Ketschwayo ist ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und viel Charakterfestigkeit. Auf die kriegerischen Traditionen und den militärischen Ruhm seiner Vorfahren ist er natürlich nicht wenig stolz, und die Transvaal-Boers thun daher wohl, wenn sie immer ein wachsames Auge auf ihn haben. In der Zeit, als die Expedition des Herrn Shepstone zur Krönung Ketschwayo's stattfand, hatte der Gouverneur von Natal schon seit mehrern Monaten vorausgesehen, daß es für ihn nothwendig sein würde, den Häuptling Langalebalele Gehorsam gegen die Regierung zu lehren; er hatte aber ausdrücklich die Züchtigung desselben erst auf die Zeit nach der Rückkehr des Herrn Shepstone verschoben, um dann einer passiven und freundlichen Haltung des Zulukönigs versichert zu sein. Denn wäre dem Verlangen der Zulus nach einer feierlichen Krönung durch den Vertreter der englischen Regierung nicht gewillfahrt worden, so hätte diese Weigerung leicht das Selbstgefühl und den Stolz dieses wilden Volkes beleidigt; dann hätte bei der Strafexpedition gegen Langalebalele leicht die ganze Macht des Zulustaates auf dessen Seite treten können und eine allgemeine Niedermetzelung der Weißen durch die ganze Colonie Natal wäre in diesem Falle sicher vorauszusehen gewesen.

Ich bin durch den Bischof Colenso und seinen Schützling, den vielbesprochenen Langalebalele, ganz von meiner Beschreibung der Hauptstadt Pietermaritzburg abgekommen und kehre nun zu derselben zurück.

Die Gesellschaft der Stadt ist in zwei scharf getrennte Hälften getheilt, die Partei der Rechten: die officiöse Welt, die Geistlichkeit und das Offiziercorps, und die der Linken: die handel- und gewerbetreibende Geschäftswelt und die von Zeit zu Zeit hier anwesenden Farmer. Beide Elemente ver-

mischen sich nicht leicht miteinander. Außerdem besteht noch die alte Kluft zwischen holländischer und englischer Gesellschaft, die aber hier weniger zu bedeuten hat, weil der größte Theil der Holländer das Land verlassen hat und also die große Majorität der Bevölkerung jetzt rein englisch ist.

Das Offiziercorps spielt als solches kaum eine Rolle; es verschwindet vollständig im Civil, denn es ist ja eine bekannte Sache, daß nichts dem englischen Offizier belästigender und ungemüthlicher ist, als sich in Uniform auf der Straße zu zeigen. Sowie sein Dienst vorüber ist, bleibt er nicht fünf Minuten länger im genirenden rothen Rock und Tschako, sondern legt sofort wieder bequeme, ihm in allen seinen Gelüsten vollständige Freiheit belassende Civilsachen an. Diese Passion für das Civilcostüm ist dieselbe bei den Offizieren der Flotte wie der Landarmee, und hat für einen an die Uniformskoketterie und den Standesstolz deutscher Lieutenants gewöhnten deutschen Touristen geradezu etwas Unbegreifliches und psychologisch Räthselhaftes. Ich fand dieselbe in Canada wie in Malta und Gibraltar, in London wie in Kapstadt. Gegenüber der Unabhängigkeit und individuellen Freiheit, die den englischen Offizieren das stete Civiltragen gibt, ist es hauptsächlich die tägliche Mess (das gemeinschaftliche Mittagessen im Offiziersclub), die unter ihnen noch einen Rest von militärischer Kameradschaft und das Gefühl der Zusammengehörigkeit erhält.

Pietermaritzburg hat als Hauptstadt auch seine juristischen Collegien: den Stadtmagistrat und das Appellationsgericht (High Court) und infolge dessen auch eine Anzahl von redefertigen Advocaten.

Herr Shepstone als höchster Chef der Zulus und zugleich als ihr höchster Richter ist von einer Anzahl schwarzer Räthe oder Minister (Indoonas) umgeben, die seinen Geheimen Rath und sein Richtercollegium bilden.

Das Klima von Pietermaritzburg ist gesund; die häufigsten unter den Krankheiten sind Dysenterie und Rheumatismus. Man sieht hier schon einzelne Palmen, welche die Nähe des tropischen Küstengürtels verkünden. Für Pferde sind die

reichen Weiden der tiefliegenden Thäler ungesund, namentlich in der Zeit vom Februar bis Ende April, wenn das Gras in den Samen schießt und braun wird. Auch der Sommernachtthau wird für sehr ungesund gehalten. Die gewöhnlichen Natalpferde sind häßlich, aber sehr dauerhaft; in ihrem natürlichen Trippelschritt legen sie leicht dritthalb Wegstunden in einer Zeitstunde zurück. Zur Besorgung der Posten im Inlande werden nicht Postreiter, sondern Postläufer verwendet. Die Zulus sind als solche ausgezeichnet flink und ausdauernd, und durchschwimmen mit Leichtigkeit alle ihren Weg kreuzenden Flüsse. Während ein gutes Pferd täglich zweiundzwanzig Wegstunden zurücklegen und so, wenn gut gefüttert, durch fünf Tage aushalten wird, wird der Zulu als Läufer noch viel längere Zeit aushalten.

Ein großes Vergnügen gewährte es mir, in den anmuthigen Umgebungen der Stadt Entdeckungstouren zu machen und an jedem Tage neue hübsche Villen mit schönen subtropischen Gärten aufzufinden. Ich fand, daß man getrost Pietermaritzburg die Stadt der Rosen benennen dürfte, denn alle Wege, alle Gärten waren mit endlosen duftigen Hecken von Rosen eingefaßt, worüber unzählige glänzendschillernde Schmetterlinge flatterten. Das süße Aroma, welches diese herrlichen Blumen durch die ganze Atmosphäre verbreiteten, erinnerte mich einigermaßen an den Monat April in Sevilla, wenn die Luft dort so voll ist von Orangenblütenduft, oder an den Juni in Elbflorenz, wenn man auf allen dessen Gartenplätzen von süßem Hollunderparfum umweht wird.

Bei einem meiner Spaziergänge kam ich an einem stattlichen Gebäude mit großem Garten vorüber, welcher letztere mit zahlreichen Männern und Frauen angefüllt war. Schwarze Männer hielten an den Eingangsthüren Wache und belehrten mich, daß dies das Irrenhaus der Colonie sei. Es ging übrigens ganz still unter den im Garten theils ruhenden, theils auf- und abwandelnden Gruppen her und machte mir das Ganze den Eindruck eines gut verwalteten Instituts.

In einem der Gärten der nächsten Umgegend erregte eine herrliche Bambusgruppe meine Bewunderung. Eine graziösere

und zierlichere Pflanze kann es kaum geben. Wenn die schlanken, thurmhohen Rohre mit ihren feinen und dünnen silberschillernden Blättern im Winde hin- und herschwanken, so machen sie einen ähnlichen eleganten Eindruck wie die vom Seewinde gekosten breitgefiederten Fächer der Cocospalme.

Einen interessanten Anblick boten mir in allen Straßen von Pietermaritzburg die schönen Männer der schwarzen Polizei, lauter prächtige herculische Zulus in einem sehr hübschen, ganz für ihre Farbe passenden, uniformen weißen Costüm (Bluse mit farbigen Rändern und kurze türkische Pantalons). Es scheint das Princip befolgt zu werden, dazu immer die schönsten und imponirendsten Leute auszuwählen, wie z. B. auch in Neuyork bei den für Broadway und die aristokratische fünfte Avenue bestimmten Polizeidienern der Fall ist. Als Standeszeichen haben sie hier noch ein Blechschild mit Nummer am Arme und einen kurzen Knopfstock, dessen Berührung für einen fremden Menschen wie in England die Bedeutung hat: „Du bist arretirt.“ Die schwarze Polizei ist nur für die Schwarzen da und darf keinen Weißen arretiren, eine in diesem Lande sehr verständige Maßregel. Für die weißen Thunichtgute gibt es eine elegant nach Art der londoner Constabler uniformirte weiße Polizei.

In den Straßen findet man oft Gruppen von diesen interessanten Zuluconstablern, die einander mit großer Bedächtigkeit die Frisur herrichten, welche, wie es scheint, eine Hauptteitelkeit aller jungen Zulus ist. Mit einem Röhrchen, wohinein durch eine Art kleiner Kaffeekanne mit langem dünnen Storchschnabel ein duftendes Oel eingegossen wird, wird jedes einzelne Haarbüschelchen ganz apart durchtränkt und gesalbt. Man sieht die schönen schwarzen Riesen stundenlang bei dieser Beschäftigung in der Sonne sitzen, und ich glaube, weder Kanonenschüsse noch eine vorbeiziehende Militärmusikbande würden sie von ihrer aufmerksamen Vertiefung in diese wichtige Arbeit ablenken.

Höchst erfreulich war mir der Umstand, daß es hier in Maritzburg schon reichlich Bananen zum Dessert gab. Diese köstlichen Früchte, die ich so lange hatte entbehren müssen,

werden massenhaft von indischen Coolies aus Durban hergebracht.

Gerade während meiner Anwesenheit in Maritzburg wurde das Natalparlament durch den Gouverneur in Person eröffnet — eine große Feierlichkeit, welche die ganze schöne Welt wegen der damit verbundenen militärischen Prunkentfaltung in große Aufregung versetzte. Die Verhandlungen des Parlaments waren natürlich bei der augenblicklichen Lage des Landes sehr erregt und bezogen sich hauptsächlich auf die ewige Native-Question und die projectirten Eisenbahnen.

Ich nahm während meines Aufenthalts in der Hauptstadt von Natal Gelegenheit, mich ein wenig mit der schönen wohlklingenden Sprache der Zulus bekannt zu machen, welche einen besondern Zweig der über die ganze Südhälfte von Afrika verbreiteten Bantusprache bildet. Um den mehr an das Spanische als an das Italienische erinnernden Wohllaut zu zeigen, den dieselbe infolge ihrer vielen volltönenden Vocale und Vocalendungen hat, mögen einige Zuluworte hier Platz finden.

Die Namen der Tage sind:		der Monate:	
Sonntag	= Isonto	Januar	= Undaza
Montag	= Umsumbuluku	Februar	= Umbasa
Dienstag	= Lobubili	März	= Uhlaba
Mittwoch	= Lobutatu	April	= Utuhlani
Donnerstag	= Lobune	Mai	= Untulikazi
Freitag	= Lobuhlanu	Juni	= Uncwaba
Sonnabend	= Umgqibelo	Juli	= Umpandu
		August	= Umfumfu
		September	= Inzibanhlela
		October	= Ulwezi
		November	= Umasingana
		December	= Umgcebelo

Die Schwerfälligkeit der Zahlwörter weist deutlich darauf hin, daß die Zulus in der Vergangenheit ihre Köpfe nicht viel mit Rechnen, namentlich Kopf- und Schnellrechnen, zu strapaziren die Gewohnheit und Gelegenheit hatten. Man höre:

1 = Munye
2 = Mabili
3 = Matatu
4 = Mane
5 = Mahlanu
6 = Isitupa
7 = Isikombisa
8 = Ishiyangalombili (!)
9 = Ishiyangalolunye
10 = Ishumi
20 = Amashumi mabili.

Zusammengesetztere Zahlen werden mitunter außerordentlich schleppend, so heißt z. B.:

19 = Ishumi nashiyangalolunye
29 = Amashumi mabili nashiyangalolunye
90 = Amashumi ashiyangalolunye
900 = Amakulu ashiyangalolunye u. s. w.

Welche Silbenverschwendung im Vergleiche mit dem kurzen englischen: Nine, Nineteen, Twenty nine, Ninety u. s. w.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Abreise nach Durban. — Eintritt in die Tropenwelt. — Pinetown. — Gartenscenerie. — Die deutsche Colonie Christiansburg. — Pastor Posselt. — Imamba-Geschichten. — Eine Giftschlange in der Schlafstube. — Die Boa auf dem Hühnerbaum. — Speculation der Kaffernväter. — Ankunft in Durban. — Marine-Villa. — Italienisches Landschaftsbild. — Verkauf meines Ochsenwagens. — Die ersten Chinesen. — Eisenbahnfahrt zum Point. — Leuchtthurm. — Handel und Schiffsverkehr. — Teatotallers. — Deutsche in Durban. — Kosmopolitische Gesellschaft. — Dr. Schultz und seine Familie. — Eine alte Bekanntschaft. — Bismarck-Cultus der deutschen Colonisten. — Der Botanische Garten. — Ein Dresdener. — Villas von Durban. — Der Glockenvogel. — Coolies. — Ausflug nach Umgeni. — Zwei Zähne für 6000 Mark. — Eine Vergnügungsfahrt nach Kapstadt. — Hohe Idee von meinem sächsischen Vaterlande seitens amerikanischer Geographen. — Dampfschiffspreise. — Mit Mühe und Noth an Bord. — Die neuesten Ereignisse in Griqualand, Natal und Kaffrarien. — Rückblicke auf Britisch-Afrika und Schlußreflexionen über die Humanitätsprincipien der englischen Nation.

Nach einem sechzehntägigen Aufenthalte in Pietermaritzburg brach ich am 15. Mai in meinem alten liebgewohnten Reisewagen, vor den aber diesmal Pferde statt der Ochsen gespannt wurden, nach dem Ziele meiner Sehnsucht: dem Tropenlande der Küste auf. Meine beiden Hottentotten hatte ich in Maritzburg ausgezahlt und verabschiedet und ihnen nebst einigen alten Kleidern und Wolldecken noch ein stattliches, sehr gutes, in Englisch geschriebenes Zeugniß mit beigefügtem großem Siegel übergeben, wovon sie ganz beglückt waren und schwuren, noch nie einen so guten „Baas“ (Onkel, Lohnherr) gehabt zu haben. Mein glänzendes Zeugniß, worin ich alle ihre guten

Eigenschaften verdientermaßen gehörig rühmte, und dem künftigen Herrn nur den freundlichen Rath ertheilte, ihnen kein baares Geld in die Hände zu geben, wegen gewisser Gründe, hatte ihnen sofort Dienst bei einem nach den Diamantenfeldern bestimmten Wagenzuge verschafft.

Meine gute Wirthin überraschte mich in ihrer übrigens nur mäßigen Rechnung mit dem hochtrabenden englischen Titel: The Right Honourable the Baron etc. und gab mir somit den Schlüssel zu der so äußerst respectvollen und ehrerbietigen Haltung und exquisiten Höflichkeit, womit sie mich die ganze Zeit über behandelt hatte. Ich hatte für meine Fahrt nach Durban im Royal Hotel vier Pferde nebst Kutscher gemiethet; der Wirth dieses Hotels ist ein Deutscher von den Diamantenfeldern, Herr Prüfer.

Die große Schnelligkeit, womit mein Wagen jetzt vorwärts rollte, war mir etwas ganz Ungewohntes, und noch dazu ging es fast fortwährend bergabwärts. Der Postkarren braucht nur acht Stunden von Maritzburg nach Port Natal, ich aber nahm mir natürlich mehr Zeit. Die Gegend ist im höchsten Grade malerisch; herrliche Felsenpartien und hohe, in vielfachen Zickzackwendungen hinanzukletternde Berge wechseln fortwährend mit weiten prächtigen Aussichten, buschbewachsenen Klüften und breiten rollenden Prairien. Am ersten Abend übernachtete ich im Halfway-House, welchen Namen (Halbweg-Haus) sehr viele Hotels in Afrika führen. Das Futter für vier Pferde kostete mir auf dieser Tour 13 Mark täglich, und bestand aus fein zusammengebundenen Haferbündeln. Die ganze, für zwei Tage Hin- und zwei Tage Rücktour berechnete Fahrt von Pietermaritzburg nach Durban kostete mir 240 Mark, also täglich 60 Mark für die Miethe und Fütterung von vier Pferden und die Beköstigung des Kutschers. Gewiß theuer genug!

Am zweiten Tage bereitete mir die jede Stunde tropischer werdende Vegetation eine außerordentliche Augenweide. Die Landschaft wurde bedeutend bevölkerter, und die Häuser, woran ich vorbeifuhr, waren von den prächtigsten Gärten umgeben. Ganze Wäldchen von riesenblätterigem Pisang (Bananen) und die regelmäßigen Reihen schmucker Kaffeeplantagen erschienen

und üppig wogende Zuckerfelder erfreuten das Auge mit ihrem glänzenden und sonnenschimmernden Grün. Ich fühlte mich ganz glücklich, daß sich mir nun wieder die Thore der paradiesischen Tropenwelt öffneten, deren glühendster Verehrer ich mein Leben lang gewesen bin.

Am Mittag — es war ein Sonntag — kam ich nach Pinetown, einer weitzerstreuten Ortschaft von großer Ausdehnung, bestehend aus lauter einzelnen, von Gärten umschatteten und in elegantem Baustile errichteten Villen. Ein wunderbar schöner Baum, der in allen Gärten eine Hauptfigur spielte, fesselte meine Augen; er erschien in seiner ganzen Lauboberfläche vollkommen scharlachroth, was von den sehr großen feuerrothen Blumen herkommt, womit er sehr zahlreich überdeckt ist. Es ist dies die sogenannte Mauritius- oder Madagascarpflanze (eine Wolfsmilchart), die in Form eines hohen baumähnlichen Strauches wächst und einen unvergleichlichen Schmuck für Gärten abgibt. Ich ließ bei dem schmucken Hotel Murray ausspannen, welches das beste von Pinetown ist, und war hier freudig überrascht von der herrlichen Lage und Aussicht, dem schönen Garten und einer reich mit bunten tropischen Vögeln angefüllten Volière. Die schönen, prächtig gefiederten Vögel, woran Natal noch vor kurzem so reich war, werden durch die unersättliche Jagdlust, die hier alle Leute, Groß und Klein, beseelt, Jahr für Jahr mehr vermindert und ihrem Aussterben entgegengeführt. Theils ist es die kindische Schießpassion, der jedes Ziel für die Jagdflinte gut ist, theils die Lust, Exemplare für englische Museen oder heimische Anverwandte zu sammeln, welche unter der hiesigen prächtigen Vogelwelt so verheerend wüthet. Wie oft sah ich Rangen von zehn bis vierzehn Jahren mit dem Jagdgewehr durch die Büsche stöbern und ausnahmslos nach allem schießen, was in den Lüften flatterte. Wie gern hätte ich diesen nichtsnutzigen Buben mit meinem dicken Kaffernstocke eine unvergeßliche Lection gegeben!

Pinetown ist hauptsächlich eine deutsche Colonie (sie führt als solche speciell den Namen Christiansburg oder Neudeutschland) und wurde im Jahre 1850 von Herrn Bergtheil zum

Zwecke des Baumwollbaues angelegt. Die Colonisten, einige hundert an der Zahl, sind meist aus Norddeutschland, namentlich Hannover, gebürtig und befinden sich alle sehr wohl. Den Baumwollbau haben sie sämmtlich aufgegeben und cultiviren seitdem hauptsächlich Kaffee, Zucker und Mais.

Ihre Kirche liegt circa dreiviertel Stunde von Murray's Hotel und neben dieser wohnt auch ihr evangelisch-lutherischer Pastor, Herr Posselt aus Berlin. Ich ließ nach dem Essen wieder anspannen, um diesem einen Besuch abzustatten. Der Weg führte durch grüne Prairien und zuletzt durch eine tiefe steile Schlucht, jenseit welcher die kleine nette, von schattigen Bäumen umgebene Kirche stand. Es wurde hier gerade von deutschen Colonisten ein Pickenick gehalten; einige davon waren in der dunkeln Uniform des Pinetown-Volontärcorps. Ein deutscher Pickenick und deutsche Soldaten in einem afrikanischen Tropenlande — das war immerhin für mich etwas Ungewöhnliches. Ich redete daher einen der Volontärs an und hörte von ihm, daß ich bei Pastor Posselt viele Gesellschaft antreffen würde, denn es war ja heute der Pfingstsonntag und eine neue Orgel und Glocken waren von Deutschland gekommen, die nun alle Welt sehen wollte. Der Wagen hielt bald auf einer Anhöhe vor einem langen, aus nur einem Flur bestehenden Hause, welches von prächtiger Tropenvegetation und einem Bananenwäldchen umgeben war — dies war Herrn Posselt's Wohnhaus. Es war in der That eine große Gesellschaft beisammen und wurde gerade Kaffee, begleitet von deutschem Pfingstkuchen, herumgereicht. Herr Posselt ist ein schon älterer, aber noch rüstiger Mann und hat mit seiner großen Familie bequem Platz in dem comfortablen, mit großen luftigen Salons versehenen Pfarrhause. Er ist schon sehr lange in Südafrika und spricht fertig die Sprachen der Zulus und der Betschuanen. Erst ganz kürzlich war er von einem kurzen Besuche in der alten Heimat Berlin zurückgekommen. Er stellte mir verschiedene der deutschen Colonisten (aus Kassel und Hannover) vor und sagte, einige darunter hätten es schon zu einem bedeutenden Vermögen gebracht. Sie scheinen sehr in Frieden und Eintracht miteinander zu leben.

Herr Posselt ist einerseits Seelenhirt der deutschen Gemeinde, andererseits Missionar für die Kaffern. Von der Bekehrung der erwachsenen Kaffern hielt er seinen Erfahrungen nach nicht viel, gute Resultate aber gibt nach ihm die christliche Erziehung der ihm schon früh übergebenen Kafferkinder. Da er die Eingeborenen durch langes Leben und Verkehren mit ihnen sehr genau kennt, so konnte er mir viel Interessantes über dieselben erzählen. Auch über das mich so sehr interessirende Thema der Schlangen gab er mir sehr fesselnde Mittheilungen, die ich hier in kurzem Auszuge wiedergeben will.

Eine Schlange, welche die Zulus Imamba nennen, ist der Schrecken aller Eingeborenen dieser Gegend. Sie hat eine Länge von ungefär 10—15 Fuß und die Dicke eines Mannsarmes; ihre Farbe und Zeichnung ist gerade wie ein schwärzlicher geäderter Marmor ohne Politur. Sie ist außerordentlich wild und kühn. Entgegen der Gewohnheit der meisten Giftschlangen, bei dem Annähern eines Menschen zu entfliehen, lauert die Imamba ausdrücklich auf ihn und greift ihn an. Ihr Biß ist ein Todesurtheil ohne Rettung, und der stärkste Mann pflegt ihm binnen einer halben Stunde zu erliegen. Die Eingeborenen, welche gegen die Bisse anderer Schlangen so gute Mittel haben, besitzen keins gegen das Gift der Imamba und erschrecken daher selbst, wenn sie eine solche nur todt im Grase finden.

Eine junge Negerin, die gerade ihren Erstgeborenen nährte und in Diensten des Herrn Posselt war, hing eines Morgens die Wäsche ganz nahe am Hause zum Trocknen in der Sonne auf. Plötzlich hörte man sie laut aufschreien, mit einem so durch Mark und Bein dringenden Schmerzenstone, daß die ganze Familie des Herrn Posselt unter die Veranda hinauslief, um zu sehen, was es gäbe. Ein trauriges Schauspiel bot sich ihren Augen. Die junge Frau lag der Länge lang unbeweglich auf dem Boden — sie war todt. Im hohen Grase sah man es rasch wie einen Blitz hinzucken — wie wenn etwas Lebendiges darunter hinschlüpfte —; die wellenförmige Bewegung der Grashalme pflanzte sich reißend schnell fort

und verschwand dann in der Ferne. Die Imamba hatte ein neues Opfer gefordert, und die junge Kafferin, noch vor zehn Minuten frisch, gesund und heiter, wurde als Leichnam in das Haus zurückgetragen.

Ein weißes Kind wurde von vielleicht derselben Schlange nahe bei der Mission in den Fuß gebissen, und die erschreckte Mutter sandte um schleunige Hülfe zu Herrn Posselt. Derselbe machte sich sofort auf den Weg, kam aber leider zu spät; das Kind war schon ganz angeschwollen und schwarz wie Kohle geworden und starb nach wenigen Minuten.

Ein kleiner Hund des Herrn Posselt, der sehr das Herumstreifen liebte, kam eines Tages nach dem Hause zurück und war ganz verändert in seinem Benehmen; er bekam Convulsionen, schüttelte krampfhaft den Kopf, stieß dann einen Schrei aus und sprang in die Luft, und fiel hierauf todt hin. Das Kind, das mit dem Hunde ausgegangen war, erzählte, daß derselbe, nach seiner Gewohnheit überall herumspürend, ein Loch in der Erde gesehen, hineingeschnüffelt und hierauf in panischem Schrecken die Flucht nach dem Hause genommen hätte.

Als Herr Posselt eines Abends nach dem Essen die Thür seiner nach dem Garten hinausliegenden Schlafstube öffnete, sah er in der gegenüberliegenden Ecke wie eine Säule von schwarzem Marmor an die weißgetünchte Wand angelehnt. Von Schrecken ergriffen schlug er die Thür wieder zu, denn es konnte nur eine Imamba sein, die sich eingeschlichen hatte und ihr Opfer erwartete. Die Schlange ist mit einer kolossalen Muskelkraft begabt und pflegt, wenn sie einen Menschen sich gegenübersieht, sich in ihrem untern Theile reifenförmig zusammenzurollen, den obern Theil ihres Körpers aber wie eine gerade Säule steif emporzustrecken. In dieser Stellung schnellt sie dann den Kopf zu blitzschnellem Bisse gegen ihr Opfer vor und verschwindet hierauf rasch und spurlos wie ein Wirbelwind. Das Ungethüm offen anzugreifen, wäre also sehr gefährlich gewesen, und Herr Posselt entschied sich dafür, durch das Fenster mit gutgezielten Schüssen seinem Leben ein Ende zu machen.

Herr Posselt ist übrigens der Ansicht, daß die Opfer der

Imamba wenig oder gar nicht zu leiden haben und daß ihr Gift nach seinem Eintritt ins Blut unmittelbar und sofort das Gehirn paralysirt. Diejenigen Personen, die nicht sofort sterben, zeigen nämlich nach dem Bisse eine Schlaftrunkenheit und absolute Gefühllosigkeit, welche bald in den Tod übergeht.

Während die Imamba eine besondere Vorliebe für Menschenmord zu haben scheint, begnügt sich eine andere hier häufige Schlange, die Riesenschlange (Python = Boa Constrictor) mit weniger kostbaren Opfern.

Ein alter englischer Doctor, der in dieser Gegend lebte, saß eines Abends unter seiner Veranda, um vor dem Schlafengehen noch ein Journal zu durchblättern, als er plötzlich durch einen Heidenlärm aus seinen Meditationen aufgeweckt wurde. Der Spectakel kam aus der Gegend des Hühnerbaums. (In Südafrika ist es nämlich nicht üblich, die Hühner des Nachts in einen Behälter einzuschließen, sondern abgestorbene Bäume mit abgehackten Zweigspitzen sind eigens für die Hühner zur Nachtruhe und zur Sicherung derselben vor Schakals und dergleichen Hühnerfleisch liebenden Thieren aufgestellt.) Der Lärm, das Geschrei und Geflatter der Hühner wurde immer toller — der Doctor nahm daher eine Laterne und begab sich zum Baume, um zu sehen was es denn eigentlich gäbe. Er fand die ganze Hühner-, Pfauen- und Trutengesellschaft in größter Verwirrung und Aufregung auf dem Fußboden durcheinanderlaufen; — alle hatten den Baum verlassen, worauf der Doctor nun eine große Boa, halb um einen der Aeste gerollt, bemerkte, die eben ein Huhn in ihren Leib hinunterwürgte, wovon ihr noch der eine Flügel zum Rachen heraushing. Diese in hungerigem Zustande mit so kolossaler Muskelkraft begabte Schlange wird, wenn sie sich satt gegessen, so phlegmatisch und schlaftrunken, wie es scheint infolge sehr langsamer Verdauung, daß dann ein schwaches Kind sich ihr ohne Gefahr nahen und sie todtschlagen kann. Im vorliegenden Falle war es daher für den Doctor ein Leichtes, sein Hühnervolk von dem ungebetenen und gefährlichen Gaste durch einen Pistolenschuß, der ihm den Kopf zerschmetterte, zu befreien.

Die Kinder der weißen Colonisten pflegen übrigens eine außerordentliche Furchtlosigkeit gegen die Schlangen zu haben und bringen oft die giftigsten derselben, die sie unterwegs durch Stockschläge getödtet haben, triumphirend nach Hause.

Eine merkwürdige Mittheilung machte mir Herr Posselt bezüglich einer Gewohnheit, die manche Kaffern-Familienväter haben, um sich die unverkürzte Rente aus dem Verkaufe ihrer Töchter zu sichern. Sie inoculiren nämlich dem Körper ihrer Töchter ein eigenthümliches, von ihnen sehr geheimgehaltenes Gift, welches zur Folge hat, dem Liebhaber, der ohne Vorwissen und gegen den Willen des Vaters des Mädchens sich mit dem letztern in ein praktisches Liebesverhältniß einläßt, eine schreckliche Krankheit mitzutheilen, wovon ihn kein Mensch wieder heilen kann als der Vater selbst, der sie ihm gab. Die Krankheit fängt mit einer allgemeinen, immer zunehmenden Schwächung an und geht dann in Aussatz über, sodaß ihm die Glieder allmählich verdorren und abfallen. Natürlich wird sich der angeführte Liebhaber jeder Bedingung unterwerfen, damit ihn der Vater von der schrecklichen Krankheit nur rasch wieder befreie, und ist dann allemal gern bereit, demselben den vollen für seine Tochter verlangten Preis in so oder so vielen Kühen zu bezahlen.

Am Abend, nachdem den fesselnden Erzählungen des Herrn Pastors ein schmackhaftes Abendessen gefolgt war, wurde dann noch die neuangekommene Orgel probirt, die sich mir aber nur als eine, allerdings sehr vollkommene, Drehorgel auswies, und nach diesem führte mich der Pastor in das mir bestimmte Schlafzimmer. Es war dasselbe, wo er vor ein paar Jahren den schauerlichen schwarzen Gast gehabt hatte, von dem ich oben erzählt. Es war daher wol begreiflich, daß ich mich nicht eher dem Schlafe überlassen wollte, als bis ich jeden Winkel des Zimmers sorgfältig untersucht und die Matratzen, Decken und Kissen meines Bettes um und um gewendet hatte. Als ich dann das Licht auslöschen wollte, überraschte mich ein ganz unerwarteter Anblick — wachte ich noch oder träumte ich? — Hoch oben auf dem Bücherrepositorium des Pastors blinkte mir ein preußischer Infanterieoffiziershelm mit seinen glän-

zenden Metallbeschlägen entgegen! Wie in aller Welt kam der nach Südafrika? Am folgenden Morgen löste sich das Räthsel. Bei seinem Besuche in Deutschland im vorigen Jahre war dem Pastor dieser Helm eines in der Schlacht bei Langensalza gefallenen preußischen Offiziers als Reliquie verehrt worden, und er hatte denselben mit nach Natal genommen, um den deutschen Colonisten seiner Gemeinde einen Gegenstand aus den vaterländischen Kriegen zeigen zu können.

Ueber einen Punkt war Herr Posselt sehr bitter zu sprechen: die vollständige Unzulänglichkeit seines Jahrgehaltes von 1200 Mark — allerdings nur 60 Pfd. St.! — zur Ernährung einer zahlreichen Familie! Ich suchte ihn — wie mir schien aber ziemlich erfolglos — damit zu trösten, daß Missionare nach Afrika ausgeschickt werden, nicht um irdische, sondern um himmlische Schätze zu sammeln, die weder Motten noch Rost fressen.

Am nächsten Morgen, nach einem kräftigen Frühstück, nahm ich Abschied von dem deutschen Pastor und fuhr wieder nach Murray's Hotel. Herr Murray war einer der ältesten Ansiedler der Transvaal-Republik gewesen und besaß dort noch ausgedehnte Ländereien, die er eben unter den Hammer zu bringen im Begriff war. Mein treuer Begleiter von den Diamantenfeldern her, der Pinscher Snapp, hatte große Gnade vor den Augen der Kinder des Herrn Murray gefunden, und ich wurde gebeten, das Thier ihnen als Andenken zu überlassen. Da Snapp sich nun schon in den ersten vierundzwanzig Stunden sehr an sie gewöhnt hatte, überließ ich denselben ihnen mit Freuden, da eine lange Seereise und dann das Reisen in Europa mit einem Hunde doch eine sehr belästigende Sache ist.

Pinetown liegt nur 5½ Stunden von Port Natal und nur noch etwa 500 Fuß über dem Meere, was aber klimatisch immer noch gegen Port Natal einen wesentlichen Unterschied ausmacht, sodaß die Einwohner dieser im Sommer von so großer Hitze heimgesuchten Seestadt das höher gelegene Pinetown gern als Sommerfrische zu benutzen pflegen.

Von Pinetown ab fuhr ich durch die herrlichste tropische

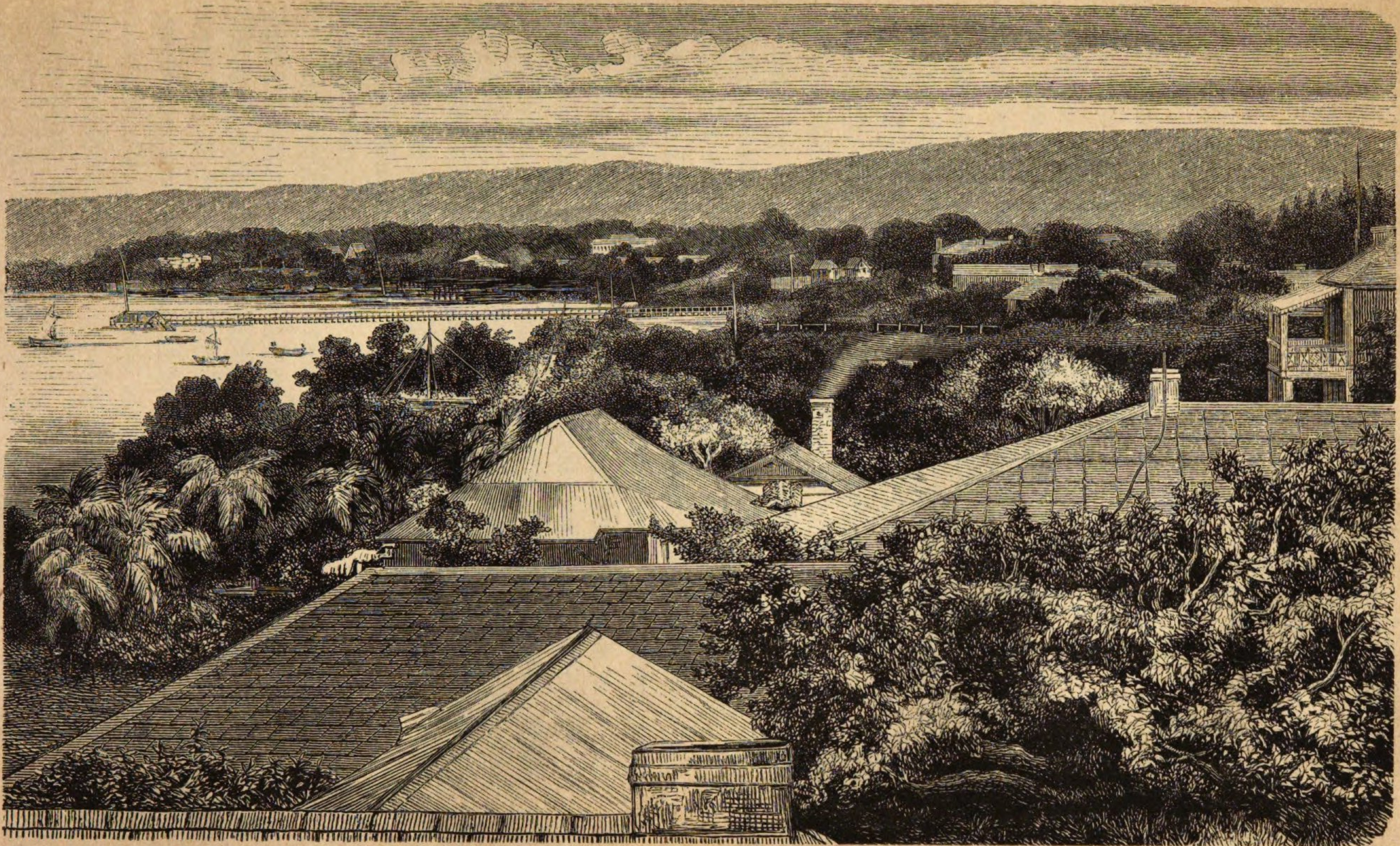
Landschaft. Zucker-, Kaffee- und Baumwollplantagen wechselten anmuthig miteinander ab, und endlich öffnete sich auf einer Bergkuppe die Aussicht über die blaue Fläche des Indischen Oceans, die mich mit jubelnden Gefühlen erfüllte. Schmucke Villen, umgeben von prächtigen Gärten, wurden immer zahlreicher auf beiden Seiten des Weges, und angekommen auf dem Sattel eines waldigen Bergrückens, sah ich plötzlich die weite Bai von Durban (= Port Natal) in glänzendem Sonnenlichte vor mir sich ausbreiten.

Die Afrikaner vergleichen diese Bai gern mit dem Meerbusen von Neapel, und in Bezug auf landschaftliche Schönheit steht sie diesem allerdings kaum nach, wenn auch freilich hier als Hintergrund der bedrohliche Vesuv mit seiner unheimlichen Rauchwolke fehlt. Die weitverstreuten glänzenden Häuser der Stadt Durban ziehen sich links an der Bai in großem Halbcirkel herum. Schöne Gärten, Waldboskets und Wiesenflächen bringen ein reiches Grün in die Landschaft, welches herrlich gegen die Bläue des weiten Meeresspiegels absticht.

Nach einer Viertelstunde rollte ich in die breiten stattlichen Straßen der Stadt ein und nahm Quartier in der Marine-Villa, einem feinen, von Mrs. Winder gehaltenen Boarding House, das unmittelbar an der Bai gelegen ist und daher eine sehr schöne, aussichtsfreie Lage hat. Ich war so glücklich, zwei Zimmer zu erhalten, die auf eine große und breite Balkon-Veranda hinausgingen. Diese letztere bot einen sehr geräumigen Platz zum Spazierengehen, namentlich aber eine unvergleichlich schöne Aussicht über die Bai und ihre villen- und palmengeschmückten Ufer. Ein solches Logis hatte ich seit Sea Point bei Kapstadt nicht wieder gehabt, und ich ergab mich daher mit voller Lust der Augenweide dieses entzückenden Land- und Seepanoramas. Halbe Tage lang saß ich fortan auf diesem herrlichen schattig-kühlen Balkonplätzchen, meinen Arbeitstisch mit Büchern und Zeitungen vor mir, und konnte mich nicht satt sehen an dem zu jeder Stunde des Tages seine Lichter wechselnden tropischen Landschaftsbilde. Palmen, Pisanggebüsche, Orangenbäume und scharlachrothe Madagascarbäume überall, und elegante Villen mit

zauberischen Armidagärten anmuthig längs des Meeresufers hingestreut, umrankt von üppigen Schlinggewächsen, die mit goldenen, violetten und schneeweißen Blumen dicht übersäet waren — es ist mir unmöglich, die Schönheit dieser Landschaft zu schildern! Namentlich wenn am Abend die große goldene Mondkugel hinter dem dunkeln waldigen Bergrücken der gegenüberliegenden Bluff aufstieg und dann ein zauberhaftes sanftes Licht auf Meer und Gärten warf, wenn dann zugleich süße balsamische Blumendüfte von den Gärten zu mir heraufstiegen, und die langen vergoldeten Linien der Meereswellen sich in regelmäßigem Takte am Ufer brachen — da ward es mir unendlich schwer, mich von meinem Balkon zu trennen, und ich konnte mich in solchen bezaubernden Tropennächten nie entschließen, vor Mitternacht zu Bett zu gehen. Der Anblick des Meeres gibt mir, wie wol jedem, der viel zur See gereist ist, wenn er denselben lange hat entbehren müssen, immer eine Art fröhlichen Auferstehungsgefühls, Empfindungen voller Wonne und Seligkeit, zumal wenn es ein tropisches Meer ist, mit seinen glänzenden durch alle Farben wechselnden Lichtreflexen und seiner transparenten grünkrystallenen Uferschattirung. Und wie erfrischend, wie geistanregend und zugleich appetiterweckend wirkt nach langer Entbehrung wieder der kühle nasse Hauch der Seeluft! Und wie entzückend ist für den so lange im Binnenlande Gereisten der Gedanke, daß hier nun wieder die freie Wasserbahn offen liegt nach allen Welttheilen — nach Indien, China, Europa! Es ist dasselbe behagliche Gefühl, das einen überkommt, wenn man aus den Einöden einer noch nicht mit Eisenbahnen gesegneten Gegend endlich wieder auf den ersten Bahnhof kommt und nun das angenehme Bewußtsein hat, zu jeder Stunde, wenn es einem beliebt, ein Billet nach Wien, Paris, Lissabon oder Neapel nehmen zu können.

Nun freilich, jeden Tag hatte ich gerade nicht die Chance, von Durban auf der See weiter zu kommen, denn das Postdampfschiff nach Zanzibar, womit ich reisen wollte, geht zur Zeit nur alle Monate einmal. Da ich erst am 17. Mai in Durban angekommen war und mich einige Wochen an diesem



Marine-Villa. (Port Natal.)

II. S. 262.

schönen Punkte auszuruhen wünschte, so konnte meine Weiterreise nicht vor dem 21. Juni erfolgen. Auch hatte ich ja noch meinen Wagen zu verkaufen und meine Reiseküche, Zelt, Betten u. s. w. zu verauctioniren, was unmöglich so übereilt abgemacht werden konnte.

Mit meinem Wagen hatte ich freilich kein Glück, trotzdem daß er am Auctionstage allgemein von den herzugekommenen Herren bewundert wurde. Ich hörte von denselben Worte fallen wie: „Indeed, a kingly waggon — it's worth its 150 Pounds!" („Wahrlich ein königlicher Wagen, er ist seine 3000 Mark werth!") — Doch waren gerade diejenigen Herren, die ihn am meisten bewunderten, am wenigsten persönlich eines Wagens bedürftig, und die übrigen Zuschauer und Zuhörer bei der Auction leider ebenso wenig. Und so kam es, daß das höchste Gebot für den eines Staatspräsidenten oder Generalgouverneurs würdigen Reisewagen, den ich noch dazu in Maritzburg zum zweiten male hatte lackiren und mit lauter frischen Polstern aufputzen lassen, nicht mehr als 60 Pfd. St. war. Ich mußte daher noch froh sein, den Wagen eine Woche später zu 70 Pfd. St. an einen Speculanten verkaufen zu können, der ihn nach Transvaal mitnehmen und dann dort verkaufen wollte. Eine hübsche Differenz mit dem mir im Freistaate von einem Farmer gebotenen Preise von 150 Pfd. St.! Im Oberlande ist eben alles viel theuerer. Ein bei der Auction anwesender Franzose wollte mir allerdings den Wagen zu 90 Pfd. St. abnehmen, aber nicht in baarem Gelde bezahlen, sondern mir dafür eine Kiste Meißner und französisches Porzellan aufhängen — ein Tauschgeschäft, wofür ich denn höflichst dankte.

Ein großer Jubel herrschte gerade in Durban, als ich ankam. Es war mit dem letzten Poststeamer der erste Zug von Chinesen eingetroffen, und bei den großen Hoffnungen, die man mit Recht in der Colonie auf die künftige Masseneinwanderung dieses fleißigen Arbeitervolkes setzte, war die Freude über die neuen Ankömmlinge eine allgemeine. Ich sah einige davon in den Straßen: es waren sauber gekleidete, mit leichten hellfarbigen Baumwollblusen und dergleichen Beinkleidern

angethane junge Männer, mit offenen, intelligenten Gesichtszügen; sie machten auf mich in jeder Hinsicht einen vortheilhaften persönlichen Eindruck. Ich ließ mich mit einem davon in ein Gespräch ein und fragte ihn, wie ihm dieses Land gefiele; er antwortete: „Oh, a very good country that! and a beautiful one too!“ Er meinte, viele Tausende von seinen Landsleuten würden hierher kommen, wenn nur erst eine Dampferlinie zwischen Natal und China würde hergestellt sein. Diese Chinesen waren von Hongkong und trugen ihre Zöpfe rund um den Kopf gewickelt und darüber europäische runde Hüte. Nun, wenn erst ihrer 20000 hier angelangt sein werden, dann wird der Bau der projectirten Eisenbahnen rasch vorwärts gehen und dem ganzen Lande ein anderes Aussehen geben. Wie die Sachen jetzt noch stehen, braucht ein mit Waaren beladener Ochsenwagen von Durban nach den Drachenbergen gerade soviel Zeit wie ein Dampfschiff von London nach Japan!

Bisjetzt gibt es nur zwei kleine schmalspurige Eisenbahnen im Lande, die zusammen nur $4^1/_3$ Stunden lang sind, die eine von Durban nach dem Point, d. i. dem eine kleine halbe Stunde entfernt liegenden Hafenetablissement, und die andere nach Umgeni, einem Dorfe im malerischen Thale des Umgeniflusses. Das Gefühl, mich wieder einmal in einen Eisenbahnwaggon setzen zu können, nach der langen Reise im Ochsenwagen, war natürlich ein sehr behagliches. Die Bahn zum Point führt innerhalb der mit üppigem Strauchwerk bewachsenen hohen Sanddünen hin, welche das Ufer des Meeres außerhalb der Bai einfassen. Der Eingang der Bai vom Meere aus ist sehr eng und kaum breiter als die Donau bei Linz, und in kurzer Entfernung quer vor dem Eingange liegt die berüchtigte Barre, auf deren hochliegendem Sandrücken in stürmischer Witterung schon manches Schiff gescheitert ist. Tiefer gehende große Schiffe können sie überhaupt gar nicht passiren und müssen draußen auf der Rhede liegen bleiben. Kommt daher einer der häufigen Südoststürme, so riskiren die Schiffe draußen immer beim Zerreißen ihrer Ankerketten auf die Barre getrieben zu werden, und es hat Tage gegeben, wo

Dutzende von großen Schiffen auf dieser gescheitert sind. An einer so gefährlichen Küste ist natürlich ein Leuchtthurm von nöthen; ein solcher erhebt sich denn auch auf dem jenseit der Bai, Durban gegenüberliegenden, bewaldeten Bergrücken, der Bluff. Sein Licht dürfte circa 300 Fuß über dem Meeresspiegel liegen und muß also sehr weit hinaus in die See sichtbar sein. Ich besuchte ihn eines Tages und ergötzte mich auf seiner „Laterne“ an der wunderbar schönen Aussicht, die er nach allen Seiten bietet. Am Fuße der Bluff, nach der Seite des offenen Meeres hin, sind interessante Felsenhöhlen, worin die mächtige Brandung des Indischen Oceans ohne Unterbrechung ein- und ausbraust, was dieselben zu sehr beliebten Ausflugs- und Pickenicksplätzen für die Bewohner von Durban macht. Als ich hier am Ufer der offenen See herumspazierte, fand ich, daß in den Löchern und Spalten des felsigen Uferbodens während der Ebbezeit eine Menge Fische und sonstige Seethiere, Polypen u. s. w. zurückbleiben, deren Durcheinandergewimmel in den durchsichtigen Wasserbassins sehr amusant anzusehen war.

Die ebenerwähnte Bluff ist übrigens zur Zeit noch ein wüstes Dickicht von niedrigem Urwald und Strauchwerk, und es sollen darin noch allerhand wilde Thiere, wie Leoparden, Schakals, Schlangen u. s. w., hausen. Während meiner Anwesenheit in Durban begegnete hier ein Jäger einer mächtigen, 12 Fuß langen und sehr starken Boa Constrictor, deren Tödtung ihm bei ihrem wilden Widerstande viele Mühe kostete. Später, wenn einmal Durban wird infolge des durch die neuen Eisenbahnen zunehmenden Handels eine große Stadt geworden sein, wird diese Bluff, welche die Fortsetzung eines die Stadt in Entfernung von einer halben Stunde im Halbkreise umringenden ähnlichen Landrückens, die Berea genannt, bildet, vermuthlich wie diese mit einer ununterbrochenen Kette von Villen geschmückt werden. Und dann wird sich fürwahr Durban mit den schönstgelegenen Städten der Welt: Konstantinopel, Lissabon, Neapel, Rio-de-Janeiro und andern kühn messen können, denn der es umschließende Bergkranz von eleganten Villen und Gärten, mit der Stadt und der weiten

spiegelnden Bai in der Mitte, müßte ein ganz prachtvolles Schauspiel bieten. Die Berea selbst, die mich sehr an die Hügelreihe von Loschwitz und die Hoflösnitz bei Dresden erinnerte, ist schon jetzt über und über mit hellglänzenden Villen bedeckt, die aus dem grünen Waldesschatten überall herausschimmern, und ist neuerdings auch durch eine Omnibuslinie mit der Stadt verbunden.

Da der südliche Theil der Bai von Durban zur Zeit noch von Mangrovesümpfen umgeben ist, die natürlich im Sommer ungesunde Ausdünstungen von sich geben, so sind die ein paar hundert Fuß höher gelegenen Wohnungen auf der Berea wegen ihrer größern Gesundheit sehr gesucht und es sind deshalb auch schon Boardinghäuser dort etablirt worden. Der sumpfige Theil der Baiufer wird hoffentlich künftig durch Anpflanzung von Blue-Gum-Bäumen und Drainirung gesund gemacht werden, was freilich, ebenso wie die fortwährend nothwendige Ausbaggerung der Bai und des Kanals, der in dieselbe führt, eine gute Summe Geldes kosten wird.

Durban ist zwar noch kein Hamburg oder Bremen, denn es hat heute noch nicht mehr als 1000 Einwohner, es hat sich aber als Handelsplatz in den letzten fünf Jahren sehr bedeutend gehoben, wozu natürlich die große Ansammlung von Menschen auf den Diamantenfeldern von Griqualand und den Goldfeldern von Transvaal sehr bedeutend beigetragen haben. Im Jahre 1874/75 segelten in die Bai 196 Schiffe mit einem Gehalt von 69484 Tonnen und es betrugen:

	1866/67		1874/75	
der Import	263305	Pfd. St.	1,268838	Pfd. St.
der Export	196875	»	733642	»
die Zolleinnahmen	29505	»	114769	»
der Küstenhandel mit Delagoa-Bai und Mozambique	6527	»	102001	»

Im Jahre 1874/75 repräsentirte also der gesammte Handel von Natal, Export und Import, einen Betrag von $2^1/_4$ Mil-

lionen Pfd. St., während im Jahre 1845 die Summe nur 500000 Pfd. St., also ein Fünftel davon, betragen hatte. Noch im Jahre 1850 wanderten des Nachts Heerden von Elefanten durch die jetzt so stattlichen Straßen, die nunmehr theilweise von einer Pferdebahn durchzogen werden.

Durban hat einen sehr schönen, neu angelegten Stadtpark in der Mitte der Stadt, der mit hohen Eisengittern umfaßt ist und mit seinen tropischen Gewächsen recht malerisch sich ausnimmt. Am nördlichen Ende desselben steht das Stadthaus, ein sehr imposantes Gebäude mit einem Thürmchen; hier befindet sich auch das Postbureau. Ich war höchlich erstaunt, als ich einen Brief nach Rußland aufgab, worauf ich natürlich die Adresse in Russisch geschrieben hatte, zu hören, daß der Postmeister, der mich deshalb für einen Russen hielt, mich auf Russisch anredete. Er war einer jener Liebhaber-Linguisten, die aus reiner wissenschaftlicher Passion Sprachen erlernen, die sie voraussichtlich nie in ihrem Leben zu sprechen Gelegenheit haben werden. Ich sollte meinen, es dürfte angemessener für ihn gewesen sein, dem sein Wohnsitz in der Colonie Natal bestimmt war, sich lieber auf das Studium der Zulu- und Betschuanensprachen zu werfen.

Durban hat, wie jede Stadt im englischen Afrika, natürlich sein vornehmes Royal-Hotel und noch verschiedene andere und bescheidenere Gasthäuser. Das Leben ist nicht zu theuer, denn ich mußte für Beköstigung bei Mrs. Winder täglich nur 7½ Mark bezahlen, freilich extra noch für meine zwei Zimmer mit Balkon, die es aber wol werth waren, 10 Mark täglich.

Auch Durban bietet von Zeit zu Zeit militärische Schauspiele. Sind auch seine Volontärcorps freilich nicht sehr stark, so tragen sie doch sehr schöne Uniformen, und das ist ja bei solchen Freiwilligen die Hauptsache. Es hat deren drei:

1) Die Mounted Rifles (Chasseurs à cheval), in der imponirenden Stärke von 37 Mann.

2) Die Royal Durban Rifles (Schützen zu Fuß), 50 Mann mit 20 Spielleuten (!).

3) Die Durban-Artillerie, 25 Mann mit 2 Kanonen.

Von Zeit zu Zeit liegen Kriegsschiffe im Hafen, und dann fehlt es auf den Bällen in Durban nicht an bunten Uniformen, denn im Ballsaale trägt der so civilsüchtige englische Offizier ausnahmsweise immer noch seine, sonst außerhalb des Dienstes so streng verschmähte, Uniform. Freilich pflegt er zum Zwecke des Tanzes nicht die Galauniform zu tragen, sondern nur die Interims-Dreß, welche in einer kurzen rothen Jacke, einer sehr vielbeknöpften Weste und hoch hinaufgehenden engen schwarzen Beinkleidern besteht. In diesem Costüm sehen die oft sehr storchbeinigen Offiziere beinahe wie Schuljungens aus, da das kurze rothe Jäckchen doch eigentlich besser für Kinder paßt als für erwachsene Männer.

Durban hat natürlich auch seine Freimaurerloge und außerdem seine Loge der „Guten Templer", d. h. Mäßigkeitsvereinler. Von diesen letztern gibt es überhaupt jetzt in der Colonie Natal 10 Logen mit 1000 Mitgliedern. Ich habe diese Leute, denen ich meine höchste Achtung nicht versagen kann, stets aufrichtig bewundert, denn obgleich ich wahrlich kein Verehrer des Bacchus bin und mir niemals ein Räuschchen antrinke, so scheint mir doch ein so absolutes Verbot, das bei der Aufnahme durch einen feierlichen Schwur erhärtet wird, niemals auch nur einen Tropfen Bier, Wein oder Branntwein zu sich zu nehmen, für die ganze Lebenszeit geradezu unausführbar zu sein. Wie machen sie es denn nur auf Reisen, in lustigen Gesellschaften, bei Bällen, Hochzeiten, Kindtaufen? Sogar auf den Schiffen der Kriegs- und Handelsmarine hat diese Mäßigkeitsbewegung in großem Maßstabe um sich gegriffen, und es befinden sich auf vielen davon Logen von Guten Templern. Und auf der See, sollte man meinen, namentlich unter nördlichen Breiten, ist der zeitweilige Genuß von Grog doch eigentlich etwas ganz Unentbehrliches und durch den angestrengten Dienst in der rauhen Witterung Gebotenes! Die Schiffskapitäne loben übrigens die Guten Templer, die auf ihren Schiffen dienen, außerordentlich und bezeugen, daß dieselben besser alle Strapazen des harten Seedienstes aushalten als alle die Grog- und Rumtrinker! Ach, wenn man auf den Diamantenfeldern alle Weißen sowol wie

alle Schwarzen hätte zwingen können, good templars zu werden! — Diese good templars haben, wie die Freimaurer, geheime Zeichen und Worte, woran sie sich erkennen, und feiern von Zeit zu Zeit, sich zu gegenseitiger Ermuthigung, große Feste, wobei wesleyanische Prediger, oft auch Geistliche anderer religiösen Gemeinschaften, mit ihren Reden stets eine Hauptrolle spielen. Einer der Chefs der Guten Templer, der ehrwürdige Rev. Stott, ein achtzigjähriger Greis, wesleyanischer Missionar für die indischen Coolies in Natal, sagte mir, er habe seit 60 Jahren keinen Tropfen spirituösen Getränkes genossen, weder Bier noch Wein, weder Arak noch Rum, weder Cognac, noch Liqueur, noch gemeinen Schnaps! Und gleichwol hatte er Reisen über ganz Indien und einen Theil von Südafrika gemacht, ohne je die mindeste Versuchung zu fühlen, etwas anderes zu trinken als immer nur Thee und Kaffee! Welche moralische Kraft und Zähigkeit liegt doch in diesen Engländern, wenn sie sich einmal etwas fest vorgenommen und in den Kopf gesetzt haben. Unter dem deutschen Volke freilich dürfte dieser Teatotallerorden nie sehr viele Mitglieder anwerben — vorausgesetzt, daß nicht die nicht unbillig erscheinende Statutenveränderung eingeführt würde, daß Bier nicht zu den spirituösen Getränken zu rechnen sei. Denn wer kann wol unser gesundes, erfrischendes und kräftigendes deutsches Bier mit dem erhitzenden, schnapsigen englischen Pale Ale auf Eine Linie stellen wollen? Haben doch selbst die Bekenner des Islams für ihr strenges, vom Propheten ihnen auferlegtes Verbot des Trinkens von „Wein" sich Ausnahmegetränke vorbehalten, die sie — freilich theilweise in weniger zu rechtfertigender Weise — als vom Gebote der Religion nicht berührt betrachten: Champagner, Raki, Mastix und andere Arten von Schnäpsen — und Bier!

Einige der reichsten und angesehensten Handelsherren von Durban sind Deutsche, so die Herren Dentzelmann, Wilhelm, Adler u. a. Herr Dentzelmann ist zugleich deutscher Consul. Ich war an ihn empfohlen und machte ihm daher in den ersten Tagen meinen Besuch. Er hat große Magazine und treibt lebhafte Handelsgeschäfte mit Delagoa-Bai, Mozambique,

Zanzibar und Hamburg. Seine junge Frau, geborene Hamburgerin, war eine der anmuthigsten Erscheinungen, die mir seit meiner Abreise von London vorgekommen, und der sanfte Zauber ihrer Persönlichkeit wurde durch eine gediegene literarische Bildung, künstlerische Talente und persönliche Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit nicht wenig vermehrt. Ein eleganter Haushalt ist für Familien, die eine gesellschaftliche Stellung einnehmen und daher auch solche repräsentiren müssen, in Afrika unverhältnißmäßig theuerer als in Deutschland. So wurde mir von Freunden des Herrn Dentzelmann versichert, daß ihm sein Haushalt allein, obgleich er sich durchaus keine Extravaganzen erlaubte, jährlich 160000 Mark kostete! Nun freilich, die Jahreseinkünfte eines großen afrikanischen Handelsherrn sind auch ganz andere als etwa die eines deutschen Beamten oder Gelehrten, und derselbe würde wol selbst nicht gern mit einem deutschen Minister tauschen!

Ein junges Ehepaar, das kein Kaiserthum zu vertreten hat und daher in den Ausgaben für Reit- und Wagenpferde, seidene Roben und Brillantenschmuck, pariser Hüte und indische Shawls, männliche und weibliche Dienerschaft, Diners und Soiréen u. s. w. sich nach Belieben einschränken darf, kann freilich auch bedeutend billiger in Port Natal leben. So mein liebenswürdiger Freund Herr H. Wharton, ehemaliger Seekapitän, bei dem ich mehrere sehr angenehme Abende zubrachte. Ein englischer Seekapitän hat in der Regel, ehe er sich zur Ruhe setzt, schon verschiedenemal die Welt umsegelt, und wenn er daher, wie in diesem Falle, ein aufmerksamer Beobachter und guter Erzähler ist, so wird seine Unterhaltung nie des Interesses ermangeln. Die Abende in diesem Hause waren mir um so angenehmer, als des Kapitäns reizende junge Frau, eine Genferin, in liebenswürdigster Weise das Ihrige zu der kosmopolitischen Touristenunterhaltung beitrug, indem auch sie schon ein paar Jahre in Sierra Leone in Westafrika, in der Nähe der interessanten Negerrepublik Liberia, gewohnt hatte. Habe ich recht verstanden, so war ihr Onkel dort Gouverneur und wurde dann in gleicher Eigenschaft nach den Sechelleninseln versetzt. Das wohlklingende Französisch

einer feingebildeten Genferin berührte mich sehr angenehm hier in Natal, und ich muß hinzufügen, daß ich überhaupt in Durban öfter auf der Straße diese Sprache reden hörte, da von den beiden, meistens von französisch redenden Pflanzern bewohnten Inseln Bourbon und Mauritius häufig Personen hierher zu Besuch kommen und einige derselben sogar sich hier ganz als Pflanzer niedergelassen haben. Die Gesellschaft ist überhaupt ziemlich kosmopolitisch in Durban. Bei einem Besuche des Magistrats, Herrn Dillon, lernte ich dessen Töchter kennen, von denen die eine, die hübscheste, soeben aus einer Klosterpension au saint coeur de Jésus bei Paris heimgekehrt war.

Im homöopathischen Arzte Dr. Schultz machte ich die Bekanntschaft eines frühern Militärarztes im preußischen Gardecorps. Er macht hier sehr gute Geschäfte und lebt wie es scheint sehr glücklich im Kreise einer heitern und liebenswürdigen Familie. Seine Frau ist von portugiesischer Abstammung, aber aus Berlin gebürtig, und machte auf mich trotz ihrer spanisch-maurischen Physiognomie den unverfälschten Eindruck einer echten Berlinerin, welche sie auch ihrem sprühendlebhaften und immer heitern Geiste nach vollständig war. Ihre Kinder sind von seltener Schönheit, wie es ja gewöhnlich die aus der Blutmischung zweier verschiedenen Nationalitäten hervorgehenden Sprossen zu sein pflegen. Wem wäre es nicht schon aufgefallen, was für reizende Kinder in der Regel z. B. einem spanischen Vater und einer englischen Mutter, oder einem deutschen Vater und einer italienischen Mutter entspringen? Im vorliegenden Falle repräsentirten die Kinder einen prächtigen südlichen Typus, trotz der blonden Haare und blauen Augen ihres Vaters; namentlich die kleine achtjährige Inez hatte ein ganz entzückendes Murilloköpfchen, wie man es nicht lieblicher in den Kathedralen Sevillas und Granadas würde antreffen können.

Die Kinder sind in den Colonien in der Regel viel frühreifer als bei uns; man pflegt daher oft zu sagen, daß es z. B. in Amerika überhaupt gar keine Kinder gebe. Es vereinigen sich eben in den neuen Ländern immer verschiedene

Einflüsse, um die Kinder viel zeitiger selbständig und unabhängig zu machen als bei uns. Der kleinste Sohn des Herrn Schultz, etwa sechs Jahre alt, war ein solches frühreifes Exemplar. Bei einem gemeinschaftlichen Spaziergange begegnete uns ein etwa im gleichen zarten Alter stehendes Mädchen, das mit einer Schiefertafel und Büchermappe an uns vorübereilte. Mein junger Begleiter zog cavaliermäßig den Hut vor der kleinen gelockten Dame, die ihm seinen Gruß mit Anmuth und Würde erwiderte. Auf meine Frage, wer denn dies sei, erhielt ich zur Antwort: „Ach das ist so eine von meinen alten Bekanntschaften, Miß S." Ich berechnete mir unwillkürlich, wann wol der kleine Gentleman mit seinen Bekanntschaften angefangen haben möchte!

Ein Pröbchen von Geistesgegenwart dieses jungen Colonisten und seines Schwesterchens erzählte mir ihre Mutter. Eines Tages kamen beide ganz blaß nach Hause und konnten nicht essen vor Aufregung. Auf die Frage, was es denn gäbe, erzählten sie, ein Tiger (d. i. Leopard, der hier Tiger genannt wird) habe sie bis an die Stadt verfolgt und sie hätten deshalb fortwährend rückwärts gehen müssen. (Denn es ist ja bekannt, daß der Tiger nicht angreift, solange er mit den Augen fixirt wird; sobald aber der Mensch ihm den Rücken dreht, springt der Tiger auf ihn los und zerfleischt ihn.)

Dieser Knabe wurde von seinen Aeltern Bismarck genannt und bildete sich nicht wenig auf diesen Namen ein. Ich hörte vom Doctor, daß es überhaupt bei den deutschen Colonisten Sitte sei, ihrem intelligentesten und am meisten Energie zeigenden Knaben diesen typischen Namen zu geben.

Ich glaube, daß es den genialen Schöpfer unsers neuen Deutschen Reiches gewiß angenehm berühren würde, wenn er wüßte, wie in dieser Weise sein Name fast ausnahmslos bei allen überseeischen deutschen Colonisten gefeiert und verehrt wird. Noch nie habe ich jenseit der Meere einen Deutschen gefunden — sei es vom Norden oder vom Süden — der nicht mit Leib und Seele ein leidenschaftlicher Anhänger der Bismarck'schen Politik gewesen wäre. Par distance, von der Höhenzinne überseeischer Fernen aus gesehen, wird ja

deren consequent nationaler Charakter viel mehr hervortretend, während diese Wahrnehmung natürlich weit leichter solchen Leuten entgeht, die nie von zu Hause wegkommen und fortwährend bis an den Hals im wogenden Strome der wechselnden Parteimeinungen und Sonderinteressen des Heimatlandes dahinschwimmen.

Die wohlberechtigte und an sich gewiß höchst ehrbare und schätzenswerthe Anhänglichkeit an die engere Heimat läßt erklärlicherweise einen den Mittel- und Kleinstaaten angehörigen Patrioten leicht über einzelne, ihm unbefugt erscheinende, Einmischungen der berliner Centralgewalt in engere vaterländische Angelegenheiten sich verletzt fühlen. Er ist dann in seinem Aerger nur zu leicht geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten und die großen und unsterblichen Verdienste zu übersehen und zu vergessen, die sich unser „eiserner" Reichskanzler um die Gesammtstellung der deutschen Nation im Auslande erworben hat, wofür demselben dagegen jeder viel im Auslande reisende oder dort ansässige Deutsche unbedingt zum tiefsten Danke sich verpflichtet fühlt.

Derselbe gescheite kleine Sohn des Herrn Schultz diente mir als gefälliger Führer nach dem Botanischen Garten von Durban, welcher auf dem Abhange der Berea, dreiviertel Stunde von der Stadt, gelegen ist und einen großen Raum einnimmt.

Welcher Genuß, in diesem Garten zu lustwandeln! Bäume und Sträucher aller Zonen sind hier nebeneinander zu sehen; für mich waren natürlich die tropischen die interessantesten. Da waren Kampherbäume, deren Blätter wie reiner Kampher, Nelkensträucher, deren Blätter wie Gewürznelken schmeckten; Pfeffer, Ingwer, Indigo, Baumwolle; Kaffee und Zuckerrohr; tropische Fruchtbäume von so vielen verschiedenen Sorten, daß ich mir sie unmöglich alle merken konnte; Palmen von centralafrikanischen, indischen und australischen Arten; Coniferen von afrikanischen, amerikanischen und europäischen Species, darunter eine große Varietät von Araucarien; Schlingpflanzen mit prächtigen Blumen in allen Farben u. s. w. Eine wunderbar schöne Baumform, die mir noch unbekannt war, bildeten die Mauritius-Schirmakazien. Ihre allgemeine Form

ist die der Pinien, das Laub aber so schwellend weich, so moosig und wellig und saftgrün, daß es einen ganz herrlichen, wahrhaft erfrischenden Eindruck auf das Auge macht. Von meinem Lieblinge, dem Madagascarbaume, gab es hier zwei Arten, die eine, die ich schon kannte, mit den riesigen feuerrothen Blumen, und eine andere, mit gelben Blumen, die aber weniger schön ist. Der lateinische Name dieser Wolfsmilchart ist Pietosa pulcherrima. Verschiedene Arten von Euphorbien waren mir auch gänzlich neu.

In dem Director des Botanischen Gartens fand ich zu meiner großen Ueberraschung einen Dresdener, Herrn Wilhelm Keith, der mir mit großer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit die lateinischen Namen aller dieser fremdartigen Gewächse mittheilte. —

Um den Eindruck eines Botanischen Gartens zu haben, genügte es mir übrigens schon vollständig, durch die Straßen von Durban zu wandern, namentlich längs der Bai und in den dahin führenden Querstraßen. Alle Bäume, Sträucher, Blumen waren hier so exotisch, daß ich mich bei meinen oft wiederholten Spaziergängen daran gar nicht satt sehen konnte. Vor allem waren es die riesenhaften wilden Feigenbäume (Sycomorus Capensis), die mir imponirten. Sie gleichen gigantischen schwarzen Pilzen und werfen einen so dunkeln dichten Schatten, daß, wenn man aus dem grellen heißen Sonnenlichte unter einen solchen Baum tritt, man den Eindruck hat, als sei es auf einmal ringsherum kühle Nacht geworden. Ein baumartiger Hybiscus mit gelben Blumen und großen Lindenblättern (Parritium tiliaceum), Schraubenpalmen (Pandanus utilis), niedere Fächerpalmen (Hyphaene), eine Cucurbita mit großen weißen glockenförmigen Blütenkelchen sind in den Gärten sehr häufig, vor allem aber die herrliche Banane, dieser schönste Schmuck aller tropischen Landschaften. Alle die zierlichen Verandas, welche die Villen einfassen, sind üppig umrankt von orangeblühenden Bignonien und andern Schlingpflanzen mit weißen, violetten und theerothen Blütentrauben. Umschimmert und umduftet von all diesem Grün und allen diesen Blumen, und nachtumschattet

unter dem dichten Laube der das Licht der Sonne absperrenden kolossalen Sykomoren, machen diese kleinen Landhäuser daher sämmtlich den Eindruck von anmuthigen und versteckten Ruheplätzen naturliebender Einsiedler.

Es gibt übrigens auch einige sehr große palastähnliche Villen, die mit ihrer glänzenden Architektur und ihren prächtigen Säulenportiken an italienische Palazzi erinnern; in einem solchen wohnte Herr Adler zur Miethe. Als er die Freundlichkeit hatte, mich eines Tages zu Tische zu laden, wußte ich nicht, was ich mehr bewundern sollte: die Pracht des palastartigen Baues oder die Lieblichkeit des Gartens mit seinen tropischen Pflanzen und seinem weiten Ausblicke auf die mit weißen Segeln bedeckte Bai; es war mir zu Muthe, als sei ich plötzlich an den Comersee oder den Lago-Maggiore versetzt.

Eines Abends, als ich von einem Besuche bei Dr. Schultz nach Hause ging — es war schon gegen Mitternacht — wurde ich plötzlich frappirt durch einen wunderbaren Ton, den ich hoch oben in den Lüften hörte. Ich stand und horchte, — aber nichts als das dumpfe taktförmige Brausen der Meeresbrandung war jetzt zu hören. Ich glaubte schon, ich hätte mich geirrt, und ging weiter, — da auf einmal hörte ich wieder denselben Ton, einen unbeschreiblich schönen, süßen Ton, gerade als ob jemand mit einer Messerklinge ein Weinglas oder ein feines silbernes Glöckchen sanft anschlüge, — einen reinen hohen Metallklang, ähnlich wie das gestrichene a eines Piano. Der Ton kam offenbar von den höchsten Aesten eines großen Feigenbaumes herab. Ich begab mich nun unter diesen Baum, um den Ursprung des Klanges zu entdecken, und fand, nachdem derselbe noch ein paar Dutzend mal sich wiederholt und immer seinen Platz gewechselt hatte, daß er von einem Vogel (den ich den Glockenvogel nennen möchte) herrühren müsse. Jemand, dem ich dieses Erlebniß erzählte, meinte zwar, es könne auch eine eigene Art von Nachtgrille gewesen sein; für eine Grille schien mir aber doch der Ton viel zu schön und zu ätherisch.

Dr. Schultz regte in mir nicht wenig die Lust an, eine Reise nach der nahen Insel Madagascar zu machen, wohin

man, freilich mit dem Umwege über Zanzibar, per Dampfschiff gelangen kann. Sobald das Postschiff von Durban in Zanzibar angekommen ist, geht wenige Stunden darauf ein anderes Dampfschiff von dort nach den Comorischen Inseln und Nossi Beh ab, von wo aus stets Gelegenheit mit kleinen Küstenschiffen nach Madagascar ist. Diese Insel ist so voll von Herrlichkeiten und Naturschätzen, daß eine Reise dahin allerdings ungemein lohnen müßte — aber — aber! Das tödliche Fieber, das fast überall an den Küsten lauert und dem schon so viele Missionare erlegen sind!

Was für mich höchst angenehm war: ganz nahe bei meiner Wohnung konnte ich Seebäder nehmen.

Freilich kommt dann und wann einmal ein kleiner Haifisch nach dem Badeplatz geschwommen, aber vor den kleinen fürchtet sich kein Mensch, und für große ist, wie es scheint, das Wasser nicht tief genug. Die kleinen Haifische werden übrigens sehr gern gegessen. Eigenthümlich anzusehen war es, daß, während zur Flutzeit die Meereswellen bis nahe an mein Haus anschlugen, zur Ebbezeit der vom Meere verlassene harte glatte Sandboden einen sehr bequemen Platz zum Spazierenfahren und Reiten bot, sodaß z. B. früh elegante Equipagen rollten und Gruppen von Amazonen spazieren ritten, auf derselben Stelle, wo nachmittags Boote segelten und Fischer ihre Netze ins Meer warfen. Zur Ebbezeit war der Weg von der Stadt nach dem Hafenplatz des Point durch die gerade Linie über die trocken gelegte Sandfläche um die Hälfte abgekürzt und wurde deshalb stark von Wagen und Reitern benutzt.

In den Straßen von Durban könnte man sich leicht nach Ostindien versetzt fühlen, wegen der zahlreichen Menge indischer Coolies mit ihren großen Turbanen, die man immer dort sieht. Die Köche und Kinderammen sind fast in allen englischen Familien Coolies, die Lastträger, Eisenbahnbediensteten, Obstverkäufer und kleinen Handelsleute ebenfalls. Ein Coolie ist eben stets ein ungleich brauchbarerer, zuverlässigerer, fleißigerer und gehorsamerer Dienstbote und Arbeiter als ein Kaffer, und nur das Misverhältniß zwischen Angebot von

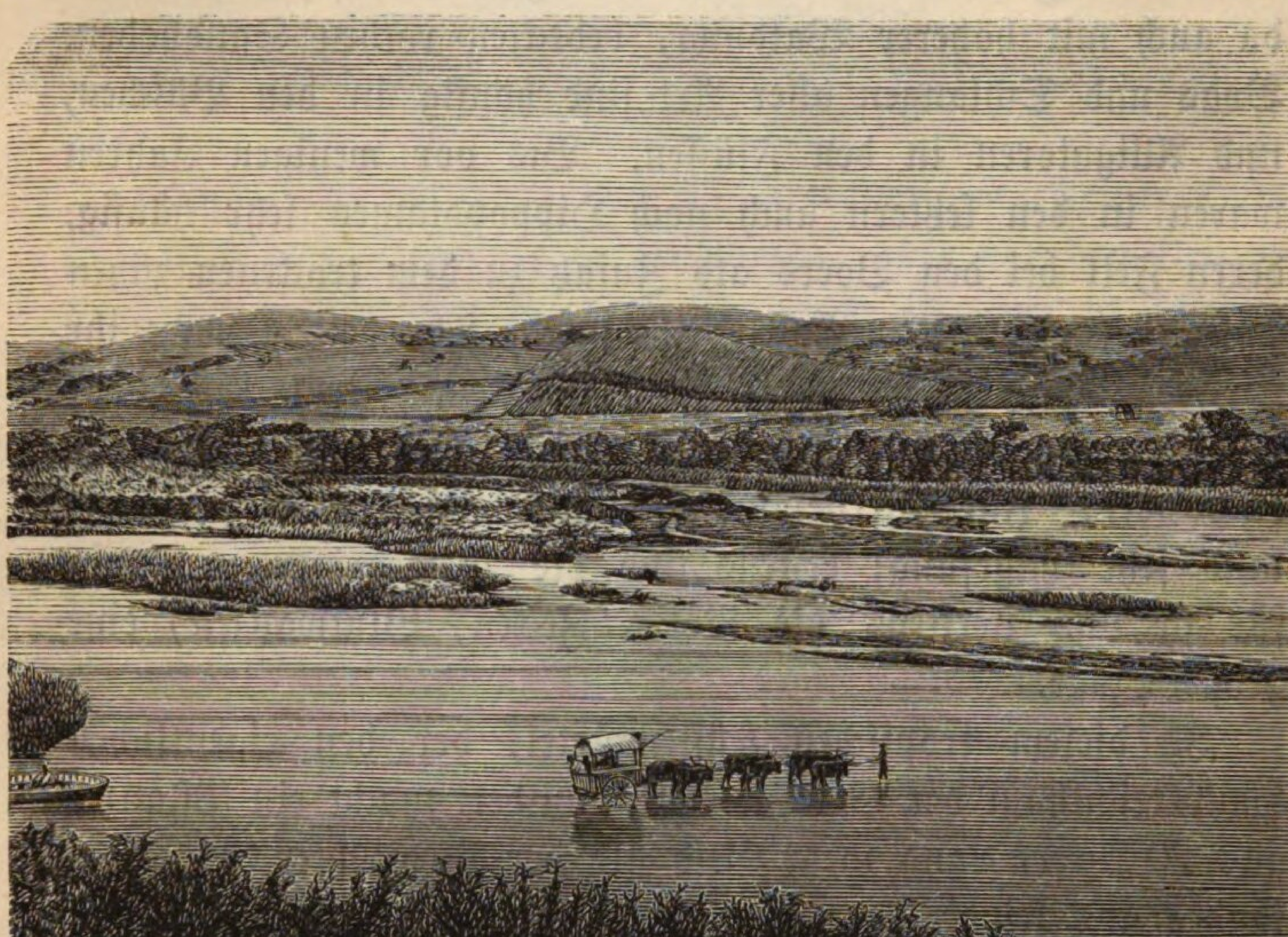
Coolies und Nachfrage nach Arbeitern zwingt noch viele Colonisten, Kaffern in Dienst zu nehmen.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes machte ich auf der Eisenbahn einen sehr dankbaren Ausflug nach Umgeni, einem im Thale des gleichnamigen Flusses gelegenen Dorfe. Das zum Anbau tropischer Producte geeignete Land von Natal zieht sich in der Breite eines Gürtels von 4—7 Stunden Durchmesser längs der Küste hin und bietet in seinem uncultivirten Zustande einen mit niedrigem Gebüsche, hier und da auch mit höherer Waldung, bedeckten rothen Sandboden. Boas und Schlangen aller Art sind häufig in den Büschen, und Alligatoren in den Flüssen. Bis vor wenigen Jahren waren in den letztern auch noch Hippopotamen sehr häufig, deren Fett bei den Boers als Zusatz zu dem trockenen zähen Biltong (getrocknetem Antilopenschinken) sehr beliebt war; ihr Fleisch soll wie Schweinefleisch schmecken. Jetzt sind diese Thiere aber, wie die Elefanten, beinahe ganz aus Natal verschwunden. Für Pferde und Hochlandsochsen ist dieses Tiefland sehr ungesund; erstens sind die Weidegräser zu üppig für sie und zweitens die Ticks (Zecken, Blutwanzen) eine große Plage.

In diesem tropischen Küstengürtel, der den eigentlichen Hauptreichthum der Colonie Natal bildet, macht ein Pflanzer aus 20 Ackern Land mehr Geld als der Viehzüchter des Oberlandes aus seiner Farm von 6000 Ackern, vorausgesetzt, daß ihm immer Arbeitskräfte genügend zu Gebote stehen, was aber jetzt, seit die Massenimportirung von indischen Coolies eingeführt ist, von Jahr zur Jahr mehr der Fall und dies noch reichlicher werden wird, wenn erst die Dampfschiffahrt zwischen Durban und China eingerichtet sein wird.

Das erste Zuckerrohr in Natal wurde im Jahre 1849 angepflanzt, jetzt beträgt der Werth der Zuckerproduction schon 4 Millionen Mark jährlich. Der Natalzucker in seinem gelben mehlartigen Zustande wird überall in Südafrika verbraucht und auch ein Theil davon über See exportirt. Die Baumwolle gibt bei gehöriger Sorgfalt eine ganz ausgezeichnete Qualität; anderswo ist sie eine jährliche, hier aber eine peren-

nirende Pflanze, die das ganze Jahr hindurch reift, hauptsächlich aber im Januar und März. Der **Kaffee** gibt eine schöne Rente und wird stark exportirt; man baut Sorten, die dem besten Java- und Riokaffee gleichkommen. Die Bäumchen beginnen schon im zweiten Jahre zu tragen und geben später jeder circa 8 Pfund Beeren. **Indigo** wird ebenfalls viel gebaut; der **Taback** gibt jährlich zwei Ernten. Zu dem Einfenzen der Pflanzungen (die dem Auge stets einen



Landschaft im Umgenithal.

sehr malerischen Anblick gewähren) pflegt man Cactus Opuntia, Aloës, Mimosen, Granatäpfel-, Feigen- und Quittenbäume zu nehmen.

Zu beiden Seiten der Eisenbahn, die eine Zeit lang längs des Meeres hinläuft, gab es viel Schönes zu sehen. Herrliche große Euphorbienbäume ragten zahlreich wie hundertarmige Candelaber eines Riesen-Rübezahl gen Himmel. Kleine, recht heimisch und gemüthlich aussehende Pflanzerhäuschen standen, umschattet von Gruppen von Gumbäumen, in der Mitte ihrer pittoresken Pflanzungen, deren lange und gerad-

linige Reihen von dunkeln Kaffeesträuchern oder glänzend hellgrünen Zuckerstauden den wohlthuenden Eindruck von Ordnung und Regelmäßigkeit machten. Bewässerung wird überall durch Schöpfräder und Röhrenkanäle vermittelt. In Umgeni, wo der Blick in das weite fruchtbare und reich angebaute Thal sehr wohlthuend war, überraschte mich ein großes Gebäude mit der Aufschrift: „Kaffeemühlen", und ein anderes, bezeichnet: „Wollwäscherei." Eine lange Brücke führt hier über den Strom, der zu beiden Seiten mit ziemlich hohen und von Pflanzungen bedeckten Hügelreihen eingefaßt ist. Diese Flußlandschaft erinnerte mich beinahe ein wenig an das Neckarthal bei Heidelberg mit seinen grünen Weinbergen.

In den Zeitungen las ich eines Tages ein eigenthümliches Inserat, welches zeigt, wie hier ein Pflanzer seine Ernte los wird. Ich las im „Mercury" die Annonce:

Zu verkaufen

eine Mealieernte (Türkischer Weizen). Offerten werden von dem Unterzeichneten bis zum 18. Mai angenommen für den Kauf der Millisernte, so wie dieselbe jetzt auf der Avocapflanzung steht, neben dem kleinen Umhlangaflusse. Sie besteht in einer Sichelernte von circa 27 Ackern. Der Käufer hat vom Tage des Verkaufes an alles Risico auf sich allein zu nehmen und die Einerntung auf seine eigenen Kosten zu besorgen. Bedingungen: 1/2 in Baargeld und 1/2 in einem Wechsel von 3 Monaten zu zahlen. NB. Der Besitzer bindet sich nicht, die höchste oder überhaupt irgendeine Offerte anzunehmen. A. Cooley.

In solcher Weise müssen sich in einer Colonie, wo der eine Pflanzer so glücklich ist Dienstleute zu haben und der andere nicht, die letztern zu helfen suchen!

Im Garten vor meinen Fenstern standen zwei prächtige Exemplare von Pandanus utilis, jener Palmenart, deren stachelige Fächerblätter wie in einer Schraubenwindung wachsen und daher einen sehr merkwürdigen Eindruck machen. Diese Palmenart ist den Pflanzern in der That, wie ihr Name schon besagt, äußerst nützlich. Aus ihren faserigen und festen Blät-

tern werden nämlich die Bastsäcke gemacht, worin man den Zucker und Kaffee zur Versendung packt. Diese Palme gewährt eine so hohe Nutzungsrente, daß Herr Dentzelmann die Absicht hatte, eine große Farm zu kaufen und einzig mit dieser Palmenart zu bepflanzen.

Beim Auctionator, der meinen Wagen vergebens ausgeboten hatte, Herrn Benningfield, sah ich ein paar ganz kolossale Elefantenzähne, die vom Zambesi gekommen waren und wol zu den größten der Welt gehören mochten. Ich fühlte große Versuchung, sie zu kaufen und dann zu Hause alle Leute damit in ein respectvolles Erstaunen zu versetzen, jedoch stand ich schließlich davon ab, da Herr Benningfield die Bagatelle von 6000 Mark für die beiden Zähne forderte!

In den Colonien spielen die Distanzen viel weniger eine Rolle als bei uns. Dies zeigte sich mir recht deutlich aus einer Affiche an den Straßenecken von Durban:

„Vergnügungstour nach Capetown zu dem Herbstwettrennen. Preis hin und zurück 1. Kajüte 15 Pfd. St. (300 Mark).“

Eine vielleicht stürmische Seereise von wenigstens 6 Tagen und auf eine Entfernung so groß wie von Dresden nach Neapel blos wegen des so rasch vorübereilenden Schauspiels eines Wettrennens jemand zuzumuthen, das würde wol einem Dresdener oder Leipziger einigermaßen stark erscheinen, namentlich demjenigen, der sich der Annehmlichkeiten der Seekrankheit versichert halten kann. Aber zu welchen Opfern ist ein Engländer nicht bereit, um einem Pferderennen, mit seinen aufregenden und gewinnwinkenden Wetten, beizuwohnen!

Eines Tages nahm mich ein mir bekannter deutscher Herr zu einem Abendthee bei einer amerikanischen Familie mit, die erst kürzlich aus den Vereinigten Staaten hierher übergesiedelt war. Nachdem ein wenig musicirt worden war, wobei mir das Spielen des Yankee Doodle, Hail Columbia und Shoo Fly rasch die Sympathien der anwesenden Jugend gewann, sah ich einige illustrirte Werke durch, welche von der Familie aus Amerika mit hierher gebracht worden waren. Es befand sich darunter ein Schulatlas von Morse. Neugierig, zu wissen, was dieser amerikanische Geograph denn wol über meine Hei-

mat zu sagen haben würde, suchte ich das Kapitel „Deutschland“ auf. Sofort fiel mir unter den kurzen Paragraphen, in welche das ganze Werk eingetheilt ist, der folgende in die Augen: „Saxony stands on the head of the German States, in agriculture, industry, mining and litterature.“ („Sachsen steht an der Spitze der deutschen Staaten in Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergwesen und Literatur.“) Diese Anerkennung der hohen Culturstellung meines engern Vaterlandes von seiten eines gelehrten Yankee berührte mich sehr freudig und schmeichelte nicht wenig meinem sächsischen Selbstgefühle. (Nur leider möchte ich fürchten, daß der amerikanische Professor in einer künftigen Auflage dem obigen Paragraphen noch den Zusatz wird beifügen müssen: „and in socialism“, seitdem diese uralte, jetzt aber wieder mehr als je an die öffentliche Discussion getretene Lehre von der Verbesserung und Umgestaltung des Staates zu Gunsten der „enterbten Massen“ und der „Beglückung und Befriedigung aller Menschen“ im Königreiche Sachsen mehr leidenschaftliche Anhänger gefunden hat als in irgendeinem andern Theile unsers Deutschen Reiches, und sogar mein liebes Elbflorenz, die königliche Residenz, das Centrum so gediegener Bildung, durch einen Bebel im Parlament vertreten ist, einen von jenen aufrichtigen, aber so sehr sich selbst täuschenden, Schwärmern für unmögliche Ideale.)

Die Zeit meiner Abreise rückte heran. Mit Wehmuth erfüllte mich der Gedanke, meinen paradiesischen Balkon nun bald verlassen zu müssen. O hätte ich ihn nach Europa mitnehmen können, mit dem ganzen entzückenden Bilde, das er täglich meinen Augen bot, und den Blumendüften, die ihn umwehten! Ich mußte mich damit trösten, sein Bild wenigstens in Photographie mitzunehmen, die in mir lebenslang die schöne Erinnerung wach halten wird.

Die Dampfschiffcompagnien auf der Ostseite von Afrika haben ganz andere Preise als die auf der Westseite. Während auf der letztern die ganze Reise von London nach Kapstadt (7000 englische Meilen) bei einer Dauer von 25—35 Tagen nur 31 Pfd. St. (1. Platz) kostet, sind die Preise auf der Ostseite (Distanz 7700 Meilen):

				(1. Platz.)	
Von Kapstadt	nach Durban	....	6 Tage	11½	Pfd. St.
» Durban	» Zanzibar	...	11 »	31	»
» Zanzibar	» Aden	.....	9 »	30	»
» Aden	» Suez	.....	6 »	30	»
» Suez	» Alexandria (Eisenbahn)		1 »	3	»
» Alexandria	» Venedig	....	5 »	40	»
			38 Tage	145½	Pfd. St.

Die Reise zwischen London und Kapstadt östlich um Afrika herum kostet also, wenn man noch die Reise von Venedig nach London (circa 7½ Pfd. St.) mit einrechnet, gerade fünf mal so viel als die um die Westseite, während die Zeit etwa um ein Drittel länger dauert. Dieser Unterschied der Fahrpreise kommt daher, weil auf der Westseite zwei Concurrenzgesellschaften sind: die Union-Linie und die Donald-Currie-Linie, die sich gegenseitig in den Fahrbeträgen auf das äußerste zulässige Minimum herabdrücken, während auf der Ostseite jede Concurrenz fehlt. Ein Platz von Durban nach London kostet auf der Westseite 1. Platz 38 Pfd. St. 17 Schilling, 2. Platz 26¼ Pfd. St. (bei 5—6 Wochen Fahrt, inclusive die Aufenthalte in Port Elisabeth und Kapstadt), während auf der Ostseite ein 1. Platz 141½ Pfd. St. (bei 5 Wochen Fahrt) kosten wird. Es ist daher natürlich, daß die Reise um die Ostküste herum für durchgehende Reisende zwischen England und Südafrika kaum je in Anwendung kommt und nur von localen Passagieren gemacht zu werden pflegt. Ich jedoch hatte es mir nun einmal vorgenommen, auch die Ostküste Afrikas kennen zu lernen, und gedachte möglicherweise noch von Zanzibar nach Ostindien zu gehen. Ich nahm daher einen Platz auf dem nach Zanzibar abgehenden Poststeamer Natal und begab mich am 21. Juni nachmittags an dessen Bord.

Es machte mir eine außerordentliche Mühe noch rechtzeitig aufs Schiff zu kommen. Der Agent hatte bekannt gegeben, dasselbe solle um 2 Uhr in See stechen. Ich mußte daher, um zeitig genug zu kommen, mit allen meinen Kisten und Koffern nothwendig mit dem letzten um 12 Uhr abgehenden

Eisenbahnzuge nach dem Point abfahren, da der nächste Zug dann erst wieder um 2 Uhr abging. Ich hatte also um $11^1/_2$ Uhr sechs Träger bestellt für meine zahlreiche Bagage. Es schlug aber $^1/_2$, $^3/_4$, endlich 12 Uhr, und kein Träger war erschienen! Nun mußte ich mir sagen, daß meine Heimreise durch diese Trödelei der Träger um einen ganzen Monat, d. h. bis zum nächsten Postschiffe verspätet werde, und war natürlich sehr erregt darüber. Ein Deutscher gab mir jedoch den Rath, es noch mit dem 2 Uhr-Zuge zu versuchen. Ich that dies und kam, trotz des großen Aufenthaltes am Point beim doppelten Aus- und Einladen meiner Kisten und Koffer, doch noch zu glücklicher Zeit, d. h. eine Viertelstunde vor dem Abgange des Schiffes an Bord. Nach der immensen Hetzerei und Lauferei in der Sonnenglut, die ich den ganzen Tag gehabt hatte, that mir eine Flasche deutsches Bier, die ich dem Herrn Dentzelmann zu verdanken hatte, sehr wohl und ich warf nun einen letzten wehmüthigen Abschiedsblick auf die mich umgebende, von purpur-orangenem Abendlichte übergossene Bai von Durban. Um 5 Uhr setzte das Schiff sich in Bewegung und brachte uns, da es ein kleines Küstenboot von nur 528 Tonnen war, leicht über die Barre hinweg. Rasch entschwand nun die Küste unsern Augen, und als es dunkelte, sah ich nur noch in weiter Ferne das rothe Licht des hochstehenden Leuchtthurms von Durban langsam verglühen.

Indem ich hiermit den Boden des britischen Südafrika verlasse, möchten wol einige nachträgliche Bemerkungen über die seit meiner Abreise dort vorgekommenen Ereignisse hier noch Platz finden.

Die Revolution auf den Diamantenfeldern ist durch die Ankunft britischer Reichstruppen unter General Cunnynghame, durch die Abberufung des Lieutenant-Gouverneurs Southey und seines Ministers Currie und die Ersetzung derselben durch zwei neue Administratoren beendigt worden. (Diese Truppenexecution kostete dem Lande einige 60000 Pfd. St.!) Später wurde Major Lanyon zum Lieutenant-Gouverneur von Westgriqualand ernannt, diese Provinz aber zugleich an die Kapcolonie annectirt.

Die Diamantenfarm Vooruitzicht ist endlich im Mai 1875 von der englischen Regierung ihren frühern Eigenthümern für eine Summe von 100000 Pfd. St. abgekauft worden, was unter den Diggers um so mehr Befriedigung hervorrufen mußte, als der große Proceß, den die Proprietors als test case (Versuchsklage) gegen den Digger Ling, wegen dreijährigen „unentgeltlichen Wohnens" auf dem Gebiete der Farm, vor dem High Court eingeleitet hatten, vom Lord Oberrichter gegen das freie Wohnrecht der Diggers entschieden worden war.

In der Colesberg Kopje, deren tiefste Claims im Jahre 1876 250 Fuß tief waren, hat man großartige Dampfpumpenwerke, die aus England verschrieben worden, aufgestellt, um sie von Wasser frei zu erhalten. Die Diamantengewinnung wird dadurch auf eine immer größere Tiefe ermöglicht und ein Ende derselben in immer weitere Ferne gerückt.

Daß die Diamanten, trotz der massenhaften Production, die nun schon seit sechs Jahren in den Dry Diggings anhaltend fortgedauert hat, noch bis auf den heutigen Tag immer noch recht anständige Preise behaupten, wird durch die Thatsache illustrirt, daß im Sommer 1877 in Dutoitspan ein weißer Stein von 52½ Karat gefunden wurde, für den der glückliche Finder den ihm angebotenen Preis von 60000 Mark ausschlug!! Der Kapitalwerth der Diamantenclaims in den Dry Diggings wurde noch im December 1877 auf 26,200000 Mark veranschlagt.

Dr. Bleek, der wackere deutsche Gelehrte und Kenner der südafrikanischen Sprachen in Kapstadt, ist leider am 17. August 1876 verstorben. Seine umfangreichen literarischen Arbeiten sichern ihm bei allen Deutschen Südafrikas ein bleibendes Andenken. — Der Held von Coomassie, Sir Garnet Wolseley, ist nach England heimgekehrt, nachdem ihm in Sir H. Bulwer ein Nachfolger als Lieutenant-Gouverneur von Natal bestellt worden ist. — Die Colonie Natal hat ein Eisenbahnanlehen von 1,200000 Pfd. St. aufgenommen, und die neuen Regierungsbahnen sind jetzt in rüstigem Bau begriffen, nachdem Sir H. Bulwer am 1. Januar 1876 feierlich den ersten Spatenstich gethan.

Nach mehrfach schwankenden, unentschiedenen und sich widersprechenden Regierungsmaßregeln, die ebendeshalb auf die eingeborene Bevölkerung einen übeln Eindruck machen mußten, ist die Native hut tax (Steuer auf die Hütten der Eingeborenen) am 1. April 1876 von 7 auf 14 Schillinge (pro Hütte) jährlich erhöht worden. Da bei Männern, die mehrere Frauen haben, jede Frau eine besondere Hütte erhält, so repräsentirt die Erhöhung der Hüttensteuer zugleich eine Erhöhung der Frauensteuer. Dafür aber ist die frühere „Ehetaxe", nach der ein Kaffer bei jeder neuen Heirath an die Regierung 5 Pfd. St. entrichten mußte, ganz abgeschafft worden.

Der hartköpfige König Ketschwayo hat erst letzthin wieder Beweise seiner ungebesserten Barbarennatur gegeben. Im September 1876 erließ er für die beiden Zuluregimenter Nhlouhto und Hloka (das eine aus jungen Burschen, das andere aus Mädchen bestehend) ein Heirathsgebot. (Vgl. Seite 245, Kapitel 22.) Viele der jungen Regimentsangehörigen beiderlei Geschlechts entzogen sich jedoch der ihnen aufoctroyirten unfreiwilligen Ehe, da ihnen eine freie Wahl nach Herzenswunsch dabei versagt blieb. Ketschwayo merkte den Betrug und ließ infolge dessen eine große Anzahl derselben mit dem Tode bestrafen und ihre Leichen zur Warnung quer über die Landstraßen legen.

Dieses Gerücht kam dem Gouverneur Bulwer zu Ohren. Derselbe sandte daher sofort einen Kurier über den Tugela, mit der Botschaft an Ketschwayo: er hoffe, daß das schreckliche Gerücht falsch sei. Die Antwort, welche der Zulukönig dem Kurier ertheilte, war wörtlich die folgende:

„Sagte ich jemals Herrn Shepstone, ich würde nicht tödten? Sagte er dem weißen Volke, ich hätte eine solche Verabredung getroffen? That er so, so hat er die Leute betrogen! Ja, ich tödte! Aber ich habe noch nicht angefangen damit, ich habe noch zu tödten! Es ist die Sitte unsers Volkes und ich werde nicht von ihr abweichen! Warum spricht der König von Natal zu mir über meine Gesetze? Gehe ich denn nach Natal, um ihm Vorschriften über die seinigen zu machen? Ich werde in keine Gesetze und Regeln aus

Natal einwilligen und den großen Kraal, den ich regiere, nicht ins Wasser werfen. Mein Volk wird aufhören zu gehorchen, wenn ich nicht nach Belieben meine Leute tödten darf, und obwol ich wünsche, die Engländer zu Freunden zu haben, so gebe ich doch nicht zu, daß mein Volk durch Gesetze, die jene mir senden, regiert werde. Habe ich nicht die Engländer um Erlaubniß gebeten, seit dem Tode meines Vaters Umpanda meine Speere zu waschen, und sie haben mit mir die ganze Zeit gespielt und mich wie ein Kind behandelt? Gehe zurück und sage den Engländern, daß ich nur nach meinem eigenen Gutdünken handeln werde. Und wünschen sie, daß ich in ihre Gesetze willige, so werde ich fortziehen und ein Wanderer werden, aber es soll, bevor ich gehe, zu sehen sein, daß ich nicht gehe, ohne gehandelt zu haben. Geh zurück, sage das den weißen Leuten und laß sie es wohl hören! Der König von Natal und ich sind sich gleich; er ist Herrscher in Natal und ich bin hier Herrscher."

Diese Antwort des Königs zeigt, mit welcher Gewissenhaftigkeit derselbe die bei seiner Thronbesteigung der Zulunation mit so viel Pomp verkündete neue Verfassung zu halten gesonnen ist. Voraussichtlich sind also wol bald neue Verwickelungen zwischen der englischen Regierung und dem unbändigen Zulutyrannen zu erwarten, die vermuthlich mit der gänzlichen Unterwerfung des Zulukönigreichs unter die britische Krone endigen werden.

Ein neuer Aufstand ist im Jahre 1877 unter den Stämmen des sogenannten „Unabhängig Kaffrarien" losgebrochen, indem die Galekas unter Krili, und die Gaikas unter Sandili, zwei im westlichen Theile von Kaffrarien wohnende und 40000 Krieger zählende Stämme der energischen Amakosakaffern sich gegen die englische Regierung in Waffen erhoben haben. Zunächst war dieser Aufstand gegen die treu zur englischen Regierung haltenden Fingoes gerichtet, welche gewisse Grenzdistricte im westlichen und nördlichen Theile von Kaffrarien innehaben. In den Städten und auf den Farmen der weißen Ansiedler im östlichen Theile der Kapcolonie ist dadurch von neuem eine jener ängstlichen Aufregungen her-

vorgerufen worden, wie sie sich dort bei jedem neu drohenden Kaffernaufstand zu wiederholen pflegen. Hoffentlich wird es den Engländern (die nun an ihren eigenen Colonien die unseligen Früchte des von so vielen europäischen Kaufleuten ungestraft betriebenen Flintenhandels ernten) auch diesmal wieder, wie bei dem Aufstande der Hlubis unter Langalebalele im Jahre 1873, gelingen, nach dem weisen Grundsatze: Divide et impera die schwarzen Feinde untereinander zu trennen und die Einen davon als Verbündete gegen die Andern zu benutzen. Denn bei einem einmüthigen Zusammenhalten aller Kaffernstämme, einer Verbindung der Galekas, Gaikas, Tambookies, Amapondas und übrigen Amakosastämme mit den wilden und unbändigen Zulus würde es rasch um die Hand voll weißer Ansiedler in Kaffrarien und Natal geschehen sein.

Daß der Aufstand diesmal wieder ein sehr ernster sein muß, beweisen die (erst neuerdings noch im Februar 1878) in England wiederholt anbefohlenen Einschiffungen von neuen Truppen nach dem Kap. Hätten die Engländer zu allen Zeiten eine heilsame Strenge der übermäßig humanen Behandlung der Kaffern vorgezogen und die rücksichtslose Energie, womit die holländischen Boers allezeit gegen die Schwarzen vorgingen, sich zum Muster genommen, so wären dadurch vielleicht mehrere der frühern blutigen Kaffernkriege, sowie auch der neueste gegenwärtige, vollständig vermieden worden.

Indem ich nun meine Berichte über das britische Südafrika abschließe, sei mir nur noch eine kurze nachträgliche Bemerkung über meine persönliche Anschauung der dortigen Verhältnisse und der bisher von der Regierung befolgten negrophilen Politik gestattet.

Ich habe bei meiner Besprechung der allgemeinen Lage der Colonie Natal und überhaupt des Verhältnisses der schwarzen zu der weißen Rasse in den britischen Colonien nur allgemeine Uebelstände rügen wollen, welche die Folge einer unrichtigen Auffassung des gegenwärtigen Culturstandpunktes der Negerrasse sind. Ich bin jedoch, wie ich ausdrücklich hervorheben muß, weit entfernt, principiell die große und warme Parteinahme des heimischen britischen Publikums für die

schwarze Rasse tadeln zu wollen. Dieselbe ist jedenfalls eine der edelsten Aeußerungen des der Masse der Nation innewohnenden tiefen Humanitätsgefühls, und dieser Drang, den Schwachen und Unmündigen zu beschützen und ihm beizustehen, gereicht dem großen Publikum, das daheim seine menschenfreundlichen Versammlungen in Exeter Hall hält, moralisch zur höchsten Ehre. Wir Deutschen sind zwar gewohnt, uns gern als das humanste Volk der Erde anzusehen, wenigstens findet man sehr häufig in unsern Büchern und Zeitschriften ein derartiges selbstgefälliges Brüsten, als wenn die Tugend der Humanität unser eigenstes Monopol und Nationalerbstück wäre. Und dennoch können wir in diesem Punkte noch manches von den bei uns als so gemüthlos und egoistisch verschrienen Engländern lernen! Ich will nur auf ein einziges Factum aufmerksam machen. Die englische Humanität, das Mitleid mit dem Schwachen und Hülfsbedürftigen, erstreckt sich nicht nur auf die Menschenwelt, sondern auch auf die vernunftlose Thierwelt. Welcher deutschen Ständekammer ist es bisjetzt noch in den Sinn gekommen, nach Vorgang des britischen Parlaments ein Gesetz zur Einschränkung und Controle der Vivisectionen vorzuschlagen und auszuarbeiten? Und welcher deutschen Volksvertretung ist bis heute aus der Mitte der Nation eine Petition zu gleichem Zwecke zugegangen, wie die bekannte Petition for Mr. Holt's Bill an das englische Parlament? Während in England die Agitation gegen diese empörendste aller Thierquälereien im großen gebildeten Publikum eine ganz allgemeine geworden ist und eine eigene große Gesellschaft zu deren unablässiger Bekämpfung sich gebildet hat, die „Society for protection of animals liable to Vivisection" (London, S.W. Victoria Street Nr. 1), herrscht in Deutschland hierüber unbegreiflicherweise die größte Indifferenz und Apathie, und die wenigsten Leute bei uns wissen überhaupt, was es mit jener „wissenschaftlichen Experimentirerei" für eine nähere Bewandtniß hat! Die Vivisectionen sind bekanntlich jene gräßlichen „physiologischen Versuche" am lebenden Thierkörper, die in unsern sämmtlichen Universitätsstädten von Lehrern und Jüngern der Wissenschaft, von Mei-

stern und Stümpern alljährlich tausendfältig und in ungezählten Wiederholungen unbehindert ausgeführt werden, und dies unter dem beschönigenden Deckmantel einer behaupteten „wissenschaftlichen Nothwendigkeit". (Gerade die bedeutendsten Aerzte haben jedoch wiederholt die Vivisection als vollständig entbehrlich und überflüssig und als nur zu Irrthümern führend erklärt!!) Jene Operationen arten in ihren Einzelheiten meistens in eine so fürchterliche und lange andauernde Thierquälerei aus, daß jedes noch nicht ganz abgestumpfte menschliche Gefühl sich im Innersten empört fühlen muß über solchen brutalen Misbrauch der menschlichen Gewalt über die wehrlose Thierwelt, welche letztere doch (wenigstens in ihren höhern Klassen) gleich uns selbst mit Gefühlsnerven und Schmerzempfindung begabt ist. Nur dem Umstande, daß die Greuel der Vivisection in ihren entsetzlichen Details der ungeheuern Mehrheit des gebildeten Publikums vollständig unbekannt sind, kann die Regungslosigkeit zugeschrieben werden, worin sich dasselbe bis heute in Deutschland jener sittlichen Monstrosität gegenüber verhalten hat. Wie viele nicht dem ärztlichen Stande angehörige Personen gibt es denn bei uns, welche die Bedeutung des so häufig in den Berichten über Vivisectionen vorkommenden Ausdrucks kennen: „Das Thier wurde curarisirt und die künstliche Athmung eingeleitet"? Das Curare ist jenes Pfeilgift der Indianer am Orinoco, welches, in das Blut eines thierischen Organismus übergeführt, die Wirkung hat, das motorische Nervensystem vollständig zu lähmen und das Thier bewegungslos und daher wehrlos, zu einem lebendigen Leichnam zu machen, während seine Empfindungsnerven (und dies ist das Gräßliche!!) intact bleiben! In diesem absolut gelähmten, scheintodten Zustande muß nun das unglückliche, regungslos daliegende Thier stundenlang, ja oft tagelang, die allerfürchterlichsten Qualen über sich ergehen lassen: stückweise Zerfleischung bei lebendigem Leibe, Aufschneiden des Bauches, Amputation einzelner Glieder, Aufsägung des Hirnschädels, Ausbrennung einzelner Theile des Rückenmarks u. s. w., also Martern, wogegen die Folterqualen eines Torquemada nur reines Kinderspiel waren!

Man lese in der vortrefflichen, überzeugenden und schlagenden Schrift: „Die Vivisection, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung. Von ΙΑΤΡΟΣ" (Leipzig, J. A. Barth, 1877, Preis 2 Mark), deren weiteste Verbreitung über ganz Deutschland dringend wünschenswerth wäre, unter den Berichten über andere haarsträubende Experimente z. B. auch über den folgenden Versuch eines „Professors der Physiologie". Um die Grenzen der Anhänglichkeit des Hundes festzustellen, grub der wissensdurstige Herr seinem eigenen, mit langjähriger Treue ihm anhänglichen Hunde erst die Augen aus, zerstörte dann dessen Gehörwerkzeuge und peinigte hiernach das arme verstümmelte Thier noch monatelang mit allen nur erdenklichen Martern noch anderer Art. Und das alles zu keinem andern Zwecke, als um für die Wissenschaft das wichtige Problem zu lösen: „Wann denn wol ein Hund aufhören werde, seinen Herrn zu lieben?" Das Resultat war, daß selbst nach allen diesen teuflischen Quälereien das treue Thier bis zu seinem Tode nicht aufhörte, seinem unmenschlichen Herrn die Hände zu lecken!! Und der Jahresbericht der k. k. Krankenanstalt Rudolfsstiftung zu Wien (für 1867) belehrt uns (S. 172—183), daß Dr. Gustav Wertheim, k. k. Primararzt, zum Zwecke eines wissenschaftlichen Journalartikels nicht weniger als dreißig Hunde bei lebendigem Leibe langsam braten und absieden ließ!! Würde nun selbst der größte wissenschaftliche Gewinn aus derartigen schändlichen Versuchen resultiren (anerkannterweise ist leider das Gegentheil der Fall), so wäre trotzdem solche jedem Minimum von Menschlichkeitsgefühl hohnsprechende Barbarei moralisch ganz unentschuldbar. Dergleichen durch den heiligen Deckmantel wissenschaftlicher Motive geschützten, in Wahrheit aber die Wissenschaft nur erniedrigenden und schändenden Experimenten mit Hülfe gesetzlicher Vorschriften entgegenzutreten, ist in Deutschland den Thierschutzvereinen leider ganz unmöglich. Denn die Gesetzbücher des „ersten Culturvolkes der Erde" enthalten nur einige ganz allgemeine Bestimmungen gegen die Thierquälereien des gewöhnlichen Publikums, aber keinen Paragraphen gegen jene alltäglich mehr überhandnehmenden, zu

vielen Tausenden vor sich gehenden und unendlich grausamern raffinirten Martern in den privilegirten Folterkammern und Versuchssälen unserer Universitäten und Thierarzneischulen. In England hat infolge langer Agitation des großen gebildeten Publikums das Parlament endlich sich genöthigt gesehen, ein Gesetz zu erlassen, das wenigstens eine Handhabe bietet, um derartige verbrecherische Ausschreitungen wissenschaftlicher Fanatiker zur Bestrafung zu ziehen und ihnen in Zukunft soviel als thunlich vorzubeugen. Ist auch das im Jahre 1876 zur Einschränkung und Humanisirung der Vivisection und zur Beschwichtigung des öffentlichen Gewissens vom Parlament erlassene Gesetz*) noch lange nicht befriedigend für den mitleidigen Thierfreund, so ist doch in ganz England gegenwärtig von neuem eine energische, von den besten Männern des Landes geleitete Agitation im Gange, um dasselbe einer Revision zu unterwerfen und es dadurch wirksamer zu machen. Daß England das einzige Land ist, wo bisjetzt eine derartige Agitation im großen gebildeten Publikum platzgegriffen hat, erscheint mir als ein schlagender Beweis dafür, daß die englische Nation hinsichtlich des Höhepunkts ihrer Humanität allen übrigen Völkern des Erdballs voransteht. In Deutschland sind leider die zahlreichen Zeitschriften überfüllt mit allen möglichen andern Stoffen; humane Bestrebungen in allen möglichen andern Richtungen machen sich bei uns

*) Dieses Gesetz bestimmt unter anderm, daß alle ausnahmsweise in dringenden Fällen zur Vivisection bestimmten Thiere während der Ausführung der ihren Körper verstümmelnden Operationen unbedingt chloroformirt werden müssen, damit den armen, langsam und bedächtig zu Tode gequälten Geschöpfen wenigstens die entsetzlichen Schmerzen erspart bleiben, deren Pein sie ohne diese künstliche Betäubung ihres Nervensystems ertragen müßten. Ferner ist auch die Dauer der Versuche an jedem einzelnen Thiere auf eine gewisse Zeit beschränkt (den Barbaren der Wissenschaft gegenüber ein äußerst wichtiger Punkt!!). Das Minimum der Forderungen humaner Thierfreunde ist freilich auch mit diesem Gesetze noch nicht erreicht: daß nämlich die hinsichtlich ihrer Nervenempfindsamkeit uns so nahe stehenden Hunde, Pferde und andere Hausthiere absolut von allen vivisectorischen Versuchen ein für allemal ausgeschlossen sein sollten!

geltend, nur die Vivisection scheint ein Noli me tangere zu sein, an das sich unter dem Volke der Philosophen und Schöngeister, der Denker und Pädagogen keine Feder heranwagt, vielleicht aus keinem andern Grunde als aus der ängstlichen Rücksicht, nur ja nicht bei diesem oder jenem titel- und ordengeschmückten Koryphäen unserer physiologischen Wissenschaft Anstoß zu erregen und dessen Gunst zu verscherzen.

In England sind es namentlich die Geistlichkeit und die große Gemeinschaft der gebildeten Frauen (die ja beide dort unvergleichlich mehr Achtung, Geltung und Einfluß im öffentlichen Leben genießen als bei uns), denen die erfolgreiche Agitation gegen jene sündlichen Ausschreitungen experimentirender Physiologen bisher hauptsächlich zu danken ist. Es wäre zur Ehre unserer Nation wahrlich zu wünschen, daß diese beiden Elemente endlich auch bei uns anfangen würden, in einer für die Volksveredlung so wichtigen Richtung zur Geltung zu kommen und das öffentliche Gewissen in einer Sache zu wecken, die, wie es bisjetzt scheinen möchte, von unsern zünftigen Gelehrten absolut todtgeschwiegen werden soll.*)

Um also von diesem Kapitel der Vivisection, welches sich bei der Besprechung der englischen Humanitätsprincipien unabweisbar meiner Feder aufdrängte, auf das ihm vorhergehende Thema zurückzukommen, wiederhole ich es nochmals, daß, trotz allem, was ich in den bisherigen Kapiteln meines Buches gegen die Negerverziehung und Negerverhätschelung seitens der britischen Colonialbehörden zu sagen gehabt habe, ich dennoch im übrigen im vollsten Herzen mit den allgemeinen großen und edeln Menschlichkeitsprincipien sympathisire, welche ursächlich der negrophilen Politik der englischen Regierung als Ausdruck des tiefen sittlichen Gefühls der tonangebenden Klassen der englischen Nation zu Grunde liegen.

---

*) Auch Dr. Fleming's Preisschrift: „Die Vivisection. Ist sie nothwendig oder entschuldbar?“ (Berlin, Th. Grieben, 1876, Preis 75 Pf.), möchte ich meinen geehrten Lesern dringend zur Lektüre und Weiterverbreitung anempfehlen. Desgl. Nr. 44 der Zeitschrift „Europa“ (Leipzig 1877).

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Port Natal. — Ein tanzendes Schiff. — Hühner in Säcken. — Ein Reisegefährte, der ein Fieberklima sucht. — Ankunft in der Delagoa-Bai. — Landung. — Fiebergesichter in Rosenroth. — Aromatische Pestluft. — Herr Hoffmann aus Annaberg und Herr Bernhard aus Dresden. — Handelsverhältnisse. — Flintenimport. — Die Berea. — Festungsalarm. — Ein Spaziergang. — Das Baifieber. — Die Tsetsefliege. — Kafferntträger. — Kamele und Elefanten. — Die neue Straße nach Transvaal. — Die drei Fußwege nach den Goldfeldern. — Flüsse. — Topographie der Delagoa-Bai. — Der Gouverneur. — Die Garnison. — Paßschererei. — Geschichte der Bai. — Fünf Jahre unter der deutschen Kaiserflagge. — Streit mit England und französisches Schiedsgericht. — Eisenbahnproject.

Die gefürchtete Seekrankheit, die ich in der Regel nach längerm Aufenthalte auf dem Lande immer wieder bekomme, stellte sich merkwürdigerweise diesmal nicht ein, trotzdem daß ich vier volle Jahre nicht wieder auf die See gekommen war und daß außerdem das kleine Boot ein „böser Roller" war, wie es ja in der Regel alle kleinen Schraubenboote sind.

Das Schiff war in seinem Vordertheile angefüllt mit schwarzen Deckpassagieren, Amatongakaffern, die nach Beendigung ihrer Dienstzeit in Natal nach ihren heimatlichen Kraals hinter der Delagoa-Bai zurückkehrten. Trotzdem daß das schönste Wetter und das Meer nur durch geringe Wellenschwingungen bewegt war, überließ sich doch unser ungezogenes Dampfbootchen den eigensinnigsten und unmotivirtesten Sprüngen und Capriolen. Jetzt glitt es jäh in ein Wellenthal

hinunter, als wenn es seine ausgespannten Segelflügel baden wollte, dann richtete es sich beinahe kerzengerade auf sein Hintertheil auf, als müßte es seinen durchnäßten Bauch wieder trocknen. Dabei schwankte und stolperte es wie ein Betrunkener durch die Wellen, legte sich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite und spie mit seinem langen und steifen schwarzen Halse der über ihm lachenden Sonne ungestraft seine wirbelnde und aschige Rauchwolke ins Gesicht. In den Kajüten übte der wilde Wellentanz des Schiffchens seine bekannten übeln Rückwirkungen aus; die Flaschen, Teller und Gläser tanzten auch ihrerseits auf den Tischen durcheinander, und der nicht seefeste Theil der Passagiere beugte sich mit kreideweißen Gesichtern und langgezogenen Jammertönen über Bord, um den Tiefen des Indischen Oceans ihren Tribut zu zahlen.

Unsere Diät war eine sehr einfache. Es waren in Durban eine Anzahl Hühner in Säcken (!) auf das Schiff gebracht und hier in enge, kaum Raum zum Flügelschlagen lassende Käfigkästen zusammengepfercht worden. Die alte Erfahrung bewährte sich auch hier wieder, daß Thiere, die vor ihrem Tode viele Qual und Plage erleiden mußten, stets eine viel schlechtere und weniger wohlschmeckende Nahrung abgeben werden als die, denen es bis zum letzten Augenblicke wohl erging. Wie könnte man den Wohlgeschmack des fetten, saftigen und duftigen Bratens einer französischen Poularde mit dem zähnezerbrechenden, holzartigen Genusse eines vertrockneten Schiffshuhns vergleichen wollen! Und nun gar eine Schiffsente, eingesperrt in einem heißen Käfig und ohne Wasser, um sich zu baden und zu ergötzen! Kann man den trockenen strohartigen Braten einer solchen eingeschrumpften mehrwöchentlichen Schiffsmärtyrerin dem einer festländischen Ente, die noch bis zum letzten Augenblicke sich auf dem Wasser eines Teiches tummeln durfte, auch nur annähernd an die Seite stellen?

Wir waren nur sehr wenige Passagiere erster Klasse. Der angenehmste für mich war ein junger, blonder, baumlanger Engländer, der direct von England nach Natal heraus-

gekommen war und nun alle die Hafenplätze an der afrikanischen Ostküste der Reihe nach mit dem Dampfschiffe besuchen wollte, bis er an einem derselben in einem europäischen Handelscomptoir eine Stelle gefunden haben würde. Es war ihm im Grunde höchst gleichgültig, ob ihm ein solches Glück in Delagoa-Bai, oder Mozambique, oder Zanzibar, oder gar auf den Comoreninseln beschert werden würde. Der ungesundeste aller dieser Fieberorte schien ihm der vorzugswertheste zu sein, da er mit dem Plane umging, sich sobald als möglich selbst zu etabliren, sowie er erst die Handelsverhältnisse des Landes näher kennen gelernt haben würde, und dann an einem recht fieberberüchtigten Orte weniger Concurrenten vorzufinden hoffte als an andern weniger für die Gesundheit bedrohlichen. Für seine eigene Person befürchtete er keine Gefahr, da er sich einer eisernen und kerngesunden Natur erfreute.

Delagoa-Bai genießt nun seit beinahe vier Jahrzehnten par excellence den Ruf eines fürchterlich lebensgefährlichen Fiebernestes, wo es kein europäischer Nordländer länger als höchstens 4—5 Jahre aushalten könne und dann ganz sicher als Opfer des tödlichen „Delagoa-Fiebers" fallen müsse — Grund genug, daß mein junger Reisegefährte, ein von riesiger Unternehmungslust elektrisirter, echter Sohn Altenglands, zunächst mit besonderer Vorliebe sein Auge auf diesen gesegneten Küstenplatz geworfen hatte. Er rieb sich, indem er den haarsträubenden Erzählungen eines an Bord befindlichen portugiesischen Händlers über die alljährlichen Verheerungen des Fiebers unter den Kaufleuten dieser Bai zuhörte, ganz vergnügt die Hände und meinte: „I think, I've found my place!" („Ich denke, das wird wol der richtige Platz für mich sein!")

Am Morgen des dritten Tages nach unserer Abfahrt von Durban, etwa um 7 Uhr, zeigte uns der Kapitän die blauen Schatten von fernem Lande. Näher und näher kommend sahen wir die Inselrücken von Inyak und Elephant Island zu unserer Linken aufragen, und als wir sie passirt hatten, wendete der Kapitän das Schiff nach Westen, und wir fuhren nun direct in die berühmte Delagoa-Bai ein, die seit einigen Monaten immer so lebhaft meine Gedanken beschäftigt hatte.

Es ist eine prachtvolle und gewaltig große Bai und erstreckt sich 9—14 Stunden lang von Norden nach Süden und 10—11 Stunden breit von Westen nach Osten. Die Insel Inyak ist 2½ Stunden lang und 1⅔ Stunden breit. Als wir nun immer weiter auf dem ganz still und glatt gewordenen Wasserspiegel hineindampften, gewannen wir allmählich mehr und mehr einen Gesammtanblick der weiten und herrlichen, im hellen Glanze der Morgensonne vor uns ausgebreiteten Bai. Wir alle waren ganz hingerissen von der Schönheit und der ungeheuern Geräumigkeit dieser unvergleichlichen und zur Anlage einer großen Seehandelsstadt wie geschaffenen Meerbucht. Wir näherten uns mehr und mehr dem nördlichen Ufer, welches als eine 200 Fuß hohe Wand gleich einer Mauer die Bai begrenzt, und an demselben hinfahrend sahen wir bald am westlichen Ende der letztern in niedriger Uferlage eine Ansammlung von weißleuchtenden Häuschen und dunklern Grasdächern erscheinen, über denen hier und da einige Flaggen in die blaue Luft hinausflatterten. Dies war die vielbesprochene portugiesische Niederlassung Lorenzo Marques, das künftige Liverpool, Neuyork und Hamburg des südöstlichen Afrika — jetzt freilich noch eine sehr unansehnliche kleine Ortschaft, deren Aeußeres nur erst wenig seiner großen Zukunft entspricht. Um 10 Uhr mochte es sein, als unser Schiff durch einen Kanonenschuß seine Ankunft verkündete und seine Anker in die Tiefe rasseln ließ. Es dauerte nicht lange, so waren wir von einer Menge von kleinen Booten umgeben, welche uns Besucher vom Lande brachten, theils Postbeamte, theils Kaufleute und Neugierige. Mit Spannung sah ich der Ankunft dieser Besucher entgegen. Ich erwartete natürlich von den unglücklichen Personen, die durch Verhältnisse zum anhaltenden Aufenthalte in einer solchen Pesthöhle verurtheilt waren, daß sie alle wie eingeschrumpfte, gallenfarbige und fiebergelähmte Skelete aussehen müßten, und es drängte mich mit meinen eigenen Augen von den gräßlichen Einflüssen eines als so tödlich verschrienen Klimas mich zu überzeugen. Ich dachte zugleich mit einigem Unbehagen an meine doch nicht zu umgehende Touristenpflicht, dieser von

einer so lebensgefährlichen Sumpf- und Fieberluft überlagerten Krankenstadt einen längern Besuch abzustatten und die mit bösen Miasmen und Todeskeimen überladene Atmosphäre mehrere Stunden lang in meine Lungen einathmen zu müssen. Wie viele Durchreisende sollten sich, nach dem allgemeinen Gerede, durch einen Aufenthalt von nur ein paar Stunden oder Tagen hier ihren Todeskeim geholt haben!

Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich bei den an Bord kommenden Herren wider alle Erwartung ausnahmslos lauter lustige, frische und rothe Gesichter wahrnahm, und Körper so voller Lebenskraft und Energie, wie man sie nur in irgendeiner der gesündesten Städte des Erdballs wird vorfinden können! Statt vom gelben Fieber schienen sie in der That mehr von einem rosenfarbenen Fieber besessen, und allem Anschein nach mußte allen diesen kräftigen und so wohl aussehenden Gestalten das tödliche Delagoa-Bai-Klima ganz ausgezeichnet gut bekommen.

Das grelle Misverhältniß zwischen Erwartung und Wirklichkeit veranlaßte mich, bei den Herren Nachfragen über den gegenwärtigen Gesundheitszustand der Bevölkerung von Lorenzo Marques anzustellen. Die Herren sahen sich fragend an und einer, indem er seine rechte Hand bedenklich unter das feiste und glattgeschorene Kinn legte, antwortete mir mit düsterer Miene: „Das hiesige Klima ist nur für länger Acclimatisirte erträglich, d. h. für solche ausnahmsweise kräftige Naturen, die von den Hunderten durch die Pestilenz weggerafften Opfern noch übriggeblieben sind; für alle neuen Ankömmlinge aber ist die Luft dieser Bai ganz außerordentlich gefährlich und nur etwa zehn auf hundert entgehen dem Tode durch das Fieber.“

Diese Aufklärung hatte zur Folge, daß mein Blick unwillkürlich den meines jungen englischen Reisegefährten suchte — seine Augen leuchteten vor Freude, während ich bei mir dachte: es muß doch wol eine besondere verschleierte Ursache den einstimmigen Behauptungen der hier ansässigen Kaufleute zu Grunde liegen! Und ich beschloß, dieser Ursache weiter nachzuspüren und zunächst an Land zu gehen. Ich nahm mit

dem Engländer ein Negerboot, und bald darauf waren wir beide auf den Rücken von schwarzen Trägern, die uns schreiend und ihre Dienste anbietend durch das für das Boot zu seichte Uferwasser entgegengelaufen kamen, trockenen Fußes auf das Ufer versetzt.

Ich bemerkte sofort zu meiner besondern Genugthuung, daß sich die Pestluft von Delagoa-Bai nicht besonders von der an andern gewöhnlichen Orten vorhandenen Luft unterscheide und den Lungen eine ebenso harmlose atmosphärische Nahrung zuzuführen schien als jede andere; ja sie kam mir sogar höchst frisch, belebend und balsamisch vor, da ein nördlicher Wind uns schöne Baum- und Kräuterdüfte zuwehte.

Durch eine von langen, niedrigen, steinernen Häusern mit Grasdächern eingefaßte, sehr stille und öde, nur von wenigen Negerinnen belebte Straße wurden wir zu einem Hause geführt, welches uns als das eines deutschen Kaufmanns, des Herrn Hoffmann, bezeichnet wurde. Auf unsere Anmeldung beim Diener trat sogleich ein Gentleman heraus, welcher sich uns als Herr Hoffmann vorstellte, und dem wir daher unsere beiden Empfehlungsbriefe aus Durban übergaben. Die Erscheinung des Herrn Hoffmann lieferte wieder eine und zwar die allerglänzendste Bestätigung meiner erst schüchtern gefaßten, nun aber zur Gewißheit gewordenen Vermuthung, daß eine allgemeine Verschwörung der Kaufleute der Delagoa-Bai bestehen müsse, um allen Fremden das Klima so gefährlich als möglich darzustellen und dadurch einer Ueberfüllung dieses Platzes mit Concurrenten, die ihren bisher immensen Handelsgewinn bedeutend herabmindern würden, vorzubeugen. Herr Hoffmann hatte ein lachendes, frisches und rothes, breites Vollmondsgesicht mit gemüthlichem, echt sächsischem Ausdrucke, und dabei ein Bäuchlein wie ein Kapuzinerprior; er wäre daher ganz speciell geeignet gewesen, als eine lebendige Annonce (à l'Américaine) für die Gesundheit der Delagoa-Bai auf Reisen geschickt zu werden, um allen ängstlichen Gemüthern ihre bangen Zweifel zu benehmen. Herr Hoffmann war unerwarteterweise ein ganz specieller Landsmann von mir, aus Buchholz bei Annaberg in Sachsen, und hatte sich erst vor

kurzer Zeit mit einer hübschen und sehr niedlichen puppenhaften Portugiesin aus Lissabon vermählt, die mir höchstens zwölf Jahre alt zu sein schien. Er schien mit derselben sehr glücklich zu leben und war eben im Begriff, sich ein großes steinernes Haus zu bauen, in einer höchst günstigen Lage, weshalb Herr Hoffmann beim voraussichtlichen schnellen Anwachsen des Platzes zugleich eine große Steigerung des Hauswerthes in Aussicht nahm. Die Mittheilungen, welche mir Herr Hoffmann über die Handelsverhältnisse von Delagoa-Bai machte und die mit denen, welche ich nachher von andern hier ansässigen Geschäftsleuten erhielt, vollkommen übereinstimmten, gaben mir die Ueberzeugung, daß es nur wenige Plätze der Erde geben könne, wo, wenigstens bisjetzt, ein Kaufmann sein Kapital mit solchem Gewinn um- und umwendet, wie diesen. Der Handel ist theils Import nach den 70 Stunden entfernten Goldfeldern von Transvaal, theils Tauschhandel mit den in einem weiten Umkreise im Innern des Landes wohnenden Kaffernstämmen, den Amatongas, Amaswasis und Zulus. Die Haupteinfuhr für diese schwarzen Völker bilden Schießbedürfnisse: Flinten, Blei und Schießpulver. Ein einziger Kaufmann von Durban verkaufte in den letzten drei Jahren hier in Delagoa-Bai 7000 Flinten, alte ausrangirte europäische Gewehre, die ihm selbst das Stück von Europa her bis zur Bai nur 20 Mark kosteten, während er dafür von den Kaffern für je eine Flinte jederzeit ein Stück Rindvieh erhielt, sodaß er im ganzen 7000 Rinder bekam, die er in Natal zu 100—120 Mark pro Stück verkaufte. (Sie wurden natürlich zu Lande durch Zululand dahingetrieben.) Der Bruttogewinn an diesem Geschäft betrug also 560—700000 Mark, und der Nettogewinn wird nur eine verhältnißmäßig geringe Summe weniger betragen haben. (Ueber den unmoralischen Charakter dieses Handels mit Schießgewehren werde ich später bei meiner Beschreibung von Zanzibar ausführlicher zu reden Gelegenheit haben, wie ich solche auch schon früher auf den Diamantenfeldern und in Natal öfter genommen habe.)

Bei solchem kolossalen Geschäftsgewinne ist es denn sehr natürlich, wenn alle hier ansässigen Händler den neuen An-

kömmlingen und den Leuten in der Ferne das Hierbleiben respective Hierherreisen zu verleiden suchen, denn eine lebendige Concurrenz würde bald diesem commerziellen Paradiese ein Ende machen. Das Klima bietet natürlich den bequemsten Vorwand zu diesem Verscheuchungs- und Abschreckungssystem, und die durch zahlreiche, von Zeit zu Zeit an große Zeitungsblätter eingesandte Correspondenzartikel verfolgte Politik, Delagoa-Bai als ein Batavia, Saigon oder Neuorleans darzustellen, wo es nur wenigen auserwählten und löwenkräftigen Naturen vergönnt sei, die Früchte ihres Fleißes noch bei ihren Lebzeiten einzuheimsen, hat bisjetzt noch viele speculative europäische Kaufleute zurückgehalten, hier ihr Contor aufzuschlagen.*) Factum ist, daß allerdings der Platz, wo die bisherige Niederlassung Lorenzo Marques steht, der allerungünstigste ist, der nur überhaupt ausgesucht werden konnte. Er wurde bei der ersten Errichtung einer portugiesischen Handelsfactorei im Jahre 1544 mit Absicht auf einer auf drei Seiten von Sümpfen umgebenen Landzunge gewählt, weil diese Sümpfe zur Flutzeit mit Wasser bedeckt sind und daher den ersten Ansiedlern gegen die Angriffe der damaligen wilden und räuberischen Kaffernstämme der Küste einen werthvollen Schutz boten. Aber man hat nur einige Schritte bergan zu steigen und sein Haus auf der allmählich bis zu 200 Fuß ansteigenden Berea, d. i. dem hoch und luftig gelegenen Uferbergrücken aufzubauen, um dort eine gegen alle Bedrohlichkeiten des Fiebers vollständig gesicherte und gesunde Wohnung zu haben.

Diese Berea, die ganz derjenigen von Durban gleicht, umgibt das ganze nördliche Ufer der Bai mit einem hohen felsigen Rande, ist jetzt noch reichlich mit grünen Bäumen

---

*) Wen erinnerte dieses ängstliche Bestreben der Delagoa-Bai-Kaufleute, ihre Bai als ein kleines mare clausum für sich zu behalten, nicht an die uralte Eifersuchtspolitik der phönizischen Handelsleute, welche über die ihnen so hohen Gewinn bringende Englandsfahrt eben auch solche lügenhafte Gerüchte ausstreuten, um alle Concurrenten anderer Nationen von deren übertriebenen Gefährlichkeiten abzuschrecken!

bedeckt und daher zur Anlage von gesunden und eine prächtige Fernsicht bietenden Villen wie geschaffen; auch ist schon ein Plan für die neue auf den Höhen zu errichtende Stadt entworfen und dieselbe bereits durch eine ansehnliche Anzahl von Neubauten in Angriff genommen worden. Wenn dann etwa eine Pferdebahn die auf der Höhe ausgebreitete Stadt mit dem untenliegenden Geschäftsviertel verbinden wird, so werden die Kaufleute nur bei Tage in dem letztern anwesend zu sein brauchen, während sie am Abend nach ihren hoch und gesund gelegenen Wohnungen zurückkehren und dort den gefährlichen Nachtausdünstungen der Küstensümpfe vollständig entrückt sein werden. Wenn man jedoch mit der Zeit auf dem tiefgelegenen Theile der Küste rings um die alte Niederlassung Lorenzo Marques herum ausgedehnte Anpflanzungen von Blue-Gum-Bäumen anlegen würde, so ließe sich vermuthlich schon hierdurch, wie die Erfahrung an so vielen andern frühern Fieberorten gezeigt hat, die fiebererzeugende Malaria beseitigen und selbst der tiefliegende Theil der Stadt zu einem gesunden Aufenthaltsorte umwandeln. Eine vollständige Drainirung der Umgebungen von Lorenzo Marques würde, wie mir persönlich der Präsident der Transvaal-Republik, Herr Burgers, mittheilte, etwa 60 Millionen Mark kosten und freilich das allersicherste und am schnellsten wirkende Mittel zur Herstellung eines gesunden Klimas sein. Eine solche Ausgabe darf man aber einem so armen Staate wie Portugal nicht zumuthen; besäße England oder Deutschland die Bai, so wäre es freilich etwas anderes.

Herr Hoffmann sagte mir, daß er nun schon seit fünf Jahren in Lorenzo Marques ansässig und in dieser ganzen Zeit noch nicht ein einziges mal krank oder selbst nur unwohl gewesen sei.

Als er auf ein halbes Stündchen das Zimmer verlassen hatte, um seine Post zu besorgen, unterhielt ich mich mit seinem jungen Commis, Herrn Bernhard, auch einem Sachsen, und sogar ganz speciellen Landsmann von mir, denn er war ein Dresdener, der Sohn einer an der Frauenkirche wohnenden Steuerinspectorswitwe. Aus seinem Munde erklang nun

freilich ein ganz anderes Leumundszeugniß über das hiesige Klima. Während Herr Hoffmann behauptete, sich noch nie hier unwohl gefühlt zu haben, klagte Herr Bernhard sehr über Fieber, Dysenterie und Bandwurm, woran er schon seit seiner ersten Ankunft hier immer gelitten habe. Er meinte: „Ja, mein Principal hat gut reden und kann Ihnen wol das Klima hier als ein gefahrloses anrühmen! Wenn ich den ganzen Tag so wie er von einer jungen hübschen Frau «gebuddelt» und gehätschelt würde, so würde auch ich mich wol viel besser befinden; in Ermangelung einer solchen aufmerksamen und zärtlichen Pflege jedoch lernt man das Klima von einer ganz andern Seite kennen. Ich muß in einem feuchten kellerartigen Raume zu ebener Erde schlafen, um die Nacht über die Vorräthe im Magazin gegen Diebe bewachen zu können. Die nächtlichen Ausdünstungen, die ich da athmen muß, sind ganz pestilenzialisch, und wenn ich nicht eine so kräftige Natur hätte, so wäre auch ich gewiß längst am Fieber gestorben. Ich sehe mit unsaglicher Sehnsucht dem Tage entgegen, wo mein mehrjähriger Contract zu Ende sein wird und wo ich diese Pesthöhle wieder werde verlassen können. O könnte ich doch gleich jetzt mit Ihnen nach meinem paradiesischen Dresden zurückkehren!“ Ich bedauerte herzlich den armen Landsmann, konnte ihm ja aber nicht helfen. So pflegen eben in der Welt alle Dinge ihre zwei Seiten zu haben! Daß übrigens die liebende Pflege eines so reizenden und mignonhaften kleinen Wesens wie Herrn Hoffmann's Gattin nicht wenig auf das körperliche Wohlbefinden seines Principals einwirken mußte, war ich sehr geneigt auf Treu und Glauben hinzunehmen, und ich selbst würde es nicht verschmäht haben, an der Seite eines so schmucken und appetitlichen Weibchens mich für einige Zeit selbst am gefährlichsten Punkte des Erdballs häuslich niederzulassen!

Herr Hoffmann erzählte uns, als er wiedergekommen war, daß die Goldgräber von Leydenburg, wenn sie sich viele Monate lang in den heißen Claims mit harter Arbeit abgequält haben, sich dann gern in Partien zu einem oder ein paar Dutzend zusammenthun und eine gemeinschaftliche Spree (in

deutscher Studentensprache „Vergnügungsspritze“) nach der Delagoa-Bai zu unternehmen pflegen. Hier angekommen, ergäben sie sich dann einem überreichlichen Spirituosengenuß, der ja in jedem heißen Klima so besonders schädlich ist, und es sei dann kein Wunder, wenn fast regelmäßig ein Theil derselben hier das Fieber bekomme und auf dem hiesigen Kirchhofe zurückbleibe. Diese Angabe dünkt mir allerdings sehr wahrscheinlich, denn ich kenne ja von den Diamantenfeldern her den ewigen und unlöschbaren Durst von Diggerkehlen, der nota bene nur in geistigen Getränken Befriedigung zu finden sucht. Eine solche lustige Diggercompagnie hatte vor wenigen Monaten die ganze Garnison von Delagoa-Bai in einen panischen Schrecken versetzt. Ein halbes hundert lustiger Diggers marschirte in Reih und Glied zum Thore herein. Auf die Forderung des Thorwachtpostens, ihm die Pässe abzuliefern, erfolgte keine andere Antwort, als daß sie ihn kurzweg beiseiteschoben und unbesorgt weiter in die Stadt hineinwanderten. Die Schildwache gab dem nächsten Wachthause ein Alarmsignal, und der Commandant des dortigen Wachtpostens zeigte sofort beim Gouverneur an, daß eine feindliche Truppe in die Stadt eingedrungen sei, vermuthlich um darin die englische oder die republikanische Transvaalflagge aufzupflanzen. Es liegen im Fort von Lorenzo Marques 120 Mann vom dritten afrikanischen Jägerbataillon: „Cazadores de Inhambane“, in Garnison; die Gemeinen sind sämmtlich Schwarze und nur die Offiziere und Unteroffiziere Portugiesen. Diese ganze Mannschaft erhielt also unverzüglich den Befehl zur Kampfbereitschaft und wurde ausgesendet, um die Diggers zu cerniren und zur Uebergabe aufzufordern. Die letztern thaten sich bereits im Hotel gütlich und sahen mit Erstaunen die gegen sie ergriffenen umfangreichen militärischen Maßregeln an. Schließlich wurden die friedlichen Beziehungen zwischen der heißblütigen Invasionsarmee und dem königlich portugiesischen Kriegsheere wiederhergestellt und die kaffeebraunen Truppen zogen sich beruhigt in ihre Kaserne zurück.

Es ist jetzt ein recht gutes Hotel in Lorenzo Marques, das Hotel Real, welches von einem mit einer Engländerin ver-

heiratheten Portugiesen gehalten wird. Der französische Rothwein (claret) ist hier sehr billig und kostet nur 1 Mark die Flasche, während dieselbe auf den Goldfeldern 5 Mark kostet! Gewöhnliche Kafferndienstboten werden mit 10 Mark monatlich, bessere mit 15 Mark bezahlt und haben sich dabei selbst zu beköstigen. Welcher Unterschied gegen die Diamantenfelder! Das Tagelohn für die als Träger und Handlanger beschäftigten Arbeiter beträgt für einen Mann 1 Mark, für eine Frau 50 Pfennige. Einem englischen Zimmermann, den Herr Hoffmann an seinem neuen Hause beschäftigte, mußte er 15 Pfd. St. = 300 Mark per Monat zahlen, inclusive 5 Pfd. St., die demselben für Beköstigung angerechnet wurden.

Lorenzo Marques hat jetzt 3000 Einwohner, die in 70 Häusern von Stein und 40 halb von Stein und halb von Lehm aufgeführten Gebäuden wohnen. Die Stadt ist in raschem Zunehmen begriffen, seit die Goldfelder von Transvaal entdeckt worden sind, da sie für dieselben den nächsten Handelsstapelplatz abgibt. Wie sich seitdem der Handel gehoben hat, beweisen die folgenden Zahlen:

Der Import und Export zusammen betrug		Der Zollertrag	
1866	164550 Mark	1856/57	8859 Mark
1871	286095 »	1870/71	31137 »
1874	(war noch nicht in Erfahrung zu bringen)	1874/75	399000 »

Im Tauschhandel mit den Eingeborenen wird eine Flinte = einer Kuh = 10 wilden Katzenfellen gerechnet. Die letztern sind grauschwarz getigert und dienen den Zulus zur Bekleidung ihrer Hüftengürtel.

Nachdem wir ein Stündchen im gastfreundlichen Hause des Herrn Hoffmann verweilt hatten, machten wir eine Fußtour durch die Stadt und nahmen zunächst die Festungswälle in Augenschein. Hier und da standen einige altmodische Kanonen, die drohend ihre Mündung über den Wall hin richteten, bewacht von einer schwarzen Schildwache, die in ihrem Diensteifer uns durch zornige Zeichen zu verstehen gab, daß ihrer

Instruction nach keinem Fremden ein Spazierengehen auf den Festungswällen gestattet sei.

Es war gerade Ebbezeit. Da der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande bei Flut und Ebbe hier 12 Fuß beträgt, so war ein weit vor unsern Augen ausgebreitetes flaches Terrain jetzt vom Wasser entblößt und zeigte uns nun recht deutlich den Grund der morastigen Beschaffenheit der nächsten Umgebungen der Stadt. Es ist hauptsächlich bei Nacht, daß von dieser periodisch vom Meere überfluteten und dann wieder verlassenen Fläche jene mephitischen Dünste aufsteigen, die den anhaltenden Aufenthalt in der alten, tiefliegenden Niederlassung von Lorenzo Marques so gefährlich machen. Das eigentliche Delagoa-Bai-Fieber, eine ganz aparte Species für sich, hat erst seit dem Jahre 1837 seinen Anfang genommen, gerade wie das auf der Insel Mauritius (Isle de France) jetzt alle Sommer wüthende und namentlich bei seiner periodischen Verpflanzung nach der Kapcolonie dort außerordentlich gefürchtete Mauritius-Fieber erst seit der Einrichtung der großartigen Zuckercultur auf jener Insel entstanden ist, indem alle neuangelegten Zuckerplantagen durch zahllose kleine Berieselungskanäle bewässert und infolge dessen ähnliche ungesunde Sumpfflächen wie in den Reisfeldern von Bengalen, Birma und Cochinchina hergestellt wurden.

Die Eingeborenen gebrauchen gegen das Delagoa-Bai-Fieber eine hier wachsende Pflanzenwurzel, Namens Xibaca, welche lebhaftes Erbrechen hervorruft. Auch ist es eine alte Erfahrung, daß ein kurzer Aufenthalt auf der schönen, an dem südöstlichen Eingange der Bai gelegenen und 240 Fuß hohen Insel Inyak die vom Fieber befallenen Personen in der Regel sehr rasch wiederherstellt.

Beim Durchschreiten der stillen grasbewachsenen Straßen sahen wir hinter den Fronten der Häuser recht interessante Wohnungen der Eingeborenen, sehr ähnlich den spitzdachigen runden Betschuanenhütten von Thaba-Nchu, aber rings umgeben von hübsch roth angestrichenen Säulchen, übrigens inwendig ebenso dunkel und lichtlos wie jene. Es ist merkwürdig, daß die hier und in der Umgegend ansässigen Kaffern

(Amatongas), wenn man sie nach ihrem Stammesnamen fragt, gewöhnlich zu antworten pflegen: „Nosoutros somos Portuguezes“ („Wir sind Portugiesen“), was aber leicht aus der nunmehr schon über drei Jahrhunderte dauernden Landesherrschaft der Portugiesen zu erklären ist. Auch eine gute Anzahl von halbnackten gelbbraunen Indiern, Banyanen, fanden wir in kleinen grasgedeckten Hütten wohnen; sie sind sehr active Handelsleute und haben den Kleinhandel in den sämmtlichen Hafenplätzen der afrikanischen Ostküste von Delagoa-Bai bis nach Berbera (gegenüber Aden) in ihren Händen. Unter den bedeutendern weißen Kaufleuten gibt es hier nur Engländer, Deutsche und Holländer, aber merkwürdigerweise keine Portugiesen.

Wir sahen zum Thore eine lange im Gänsemarsch einherschreitende Trägerkaravane hereinkommen. Es waren ungefähr zwanzig Kaffern, deren jeder auf seinem Rücken einen großen und schweren Elefantenzahn schleppte. Hier in diesem Lande der Tsetsefliege ist der Waarentransport durch menschliche Träger der einzige bisjetzt mögliche und üblich gewesene; freilich ist derselbe sehr kostspielig. Ochsen, Pferde, Maulesel — nach einigen sogar auch der dickfellige Esel — fallen fast ausnahmslos sehr rasch als Opfer dieser bösen Stechfliege und sind daher jene in allen übrigen Ländern gebräuchlichen Transportmittel hier nicht verwendbar. Merkwürdigerweise thut der Biß dieser kleinen bienenartigen braunen Stechfliege, dem die robuste Natur eines dickfelligen Stieres erliegt, dem feinhäutigen Menschen absolut gar nichts und hat man daher bisjetzt immer nur die im Lande ansässigen Schwarzen als „Lastthiere“ verwendet, was für dieselben zu einer reichen Einnahmequelle geworden ist.

Die Entfernung der Goldfelder von Lorenzo Marques beträgt 69 Stunden, wovon 26 Stunden auf das von der Tsetsefliege heimgesuchte Tiefland kommen. Die Hauptschwierigkeit für die Waarenimporteurs ist nun, sich zur rechten Zeit die gehörige Anzahl von Trägern zu verschaffen. Die Regierung thut ihr Möglichstes, um solche immer disponibel zu haben — zu 10 Mark pro Kopf bis zu den Goldfeldern —

aber ihre Vorkehrungen können dem immer steigenden Bedarf nur zu einem kleinen Theile genügen. Auch muß sie vorsichtig sein und die Träger nicht gegen ihren Willen gewaltsam requiriren wollen, da diese sonst ihre nahen Wohnplätze verlassen und weiter ins Innere ziehen würden, um sich den zu häufigen Angriffen auf ihre persönliche Freiheit zu entziehen. Sie haben dies schon öfter gethan und die Regierung dadurch zu einem bescheidenern Verhalten gezwungen. Bei dem jetzigen Stande des Transportwesens würde es daher sehr unweise sein, wenn ein Händler, der nach den Goldfeldern zu ziehen beabsichtigt, mehr Waaren mit sich nehmen wollte, als zehn Kaffern tragen können, da er leicht lange würde zu warten haben, ehe er eine größere Anzahl von Trägern würde engagiren können. Die Abhängigkeit von dem guten Willen der Kafferntäger ist auch sehr störend unterwegs, und die Fälle sind nicht selten gewesen, daß im Falle von während des Marsches vorgekommenen Streitigkeiten die Träger ihre Last, bestehend in Branntweinkistchen oder ähnlichen Waaren, kurzweg auf dem Wege niedergelegt und ihrem Miethsherrn Adieu gesagt haben, sodaß er sich nun in der Mitte seiner Branntweinkisten allein befand, unter einer glühenden Sonne und in einem fieberaushauchenden Sumpflande! Auch wenn der Händler unterwegs vom Fieber befallen und dadurch unfähig zum Weitergehen wird, haben die Kaffern die liebenswürdige Gewohnheit, ihn zu verlassen, und der arme Teufel, unfähig sich mit Nahrung zu versorgen, muß dann vor Hunger sterben, wenn nicht der Zufall einen Concurrentenhändler vorbeiführt, der sich seiner annimmt und ihn pflegt.

Ein Herr Goddard hatte die Tour von Lorenzo Marques nach den Goldfeldern mit sechs mit Branntweintönnchen beladenen Eseln versucht und 14 Tage dazu gebraucht. Er begegnete unterwegs einem Herrn Parson, der von einem nach der Bai gekommenen Golddigger die vier Ochsen gekauft hatte, mit denen dieser heruntergereist war. Herr Parson hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß seine neugekauften Thiere die Rückreise nach den Goldfeldern glücklich bewerkstelligen würden, da sie, infolge vorsichtigen Nachtreisens und aufmerksamer Bewachung mit Fliegenwedeln am Tage bisjetzt noch glücklich

dem Bisse der Tsetsefliegen entgangen waren (diese Insekten beißen nämlich nur bei Tage, bei Nacht aber schlafen sie). Aber jene Hoffnung hatte sich als eine Täuschung erwiesen, denn zwei der Ochsen fielen todt auf dem Wege nieder, der dritte lief weg und ließ sich von den Kaffern nicht wieder einfangen, sodaß Herrn Parson nur ein einziger übrigblieb. Der unglückliche Speculant mußte daher drei Viertheile seiner Ladung im Stiche und zahlreiche Branntweintönnchen längs des Weges liegen lassen, die wol später vorüberkommenden Kafferntträgern sehr willkommen gewesen sein werden.

Herr Goddard hatte eine große Schwierigkeit am Krokodilflusse, da seine Kaffern sich weigerten, die Esel durch diesen Fluß zu geleiten. Ein energisches Negermädchen, das ihn begleitete, half ihm jedoch aus der Noth, indem sie durch den gefährlichen Fluß hindurchschwamm und vom andern Ufer an einer langen Leine die Esel nachzog. Während des Regenwetters — es war gerade die Sommerregenzeit — entging Herr Goddard der fieberprovocirenden Gefährlichkeit des Reisens in nassen Kleidern nur durch ein beinahe ebenso gefährliches Auskunftsmittel: er zog nämlich seine sämmtlichen Kleider aus, rollte sie in ein Bündel zusammen und trug sie unter seinem Arme, während er in vollständig nacktem Zustande in dem strömenden Regen dahinwanderte.

Es wäre sehr zu wünschen, daß, solange die projectirte Eisenbahn von Lorenzo Marques nach Transvaal noch nicht fertig sein wird, ein Versuch mit Elefanten gemacht würde, um den so theuern und unverläßlichen Transport auf Menschenrücken zu ersetzen.

Der Versuch mit Kamelen ist leider misglückt. Schon Sir Samuel Baker hatte im nördlichen Aequatorialafrika üble Erfahrungen mit Kamelen gemacht, denn sie starben ihm alle. Auch im Oberlande der Colonie Natal bemühte man sich dieses „Schiff der Wüste“ einzuführen, aber ohne Erfolg, denn der lehmige Boden erwies sich dort für die Kamele als ganz unzuträglich; sie fielen auf dem bei Regenwetter sehr schlüpfrig werdenden Boden leicht hin und verrenkten sich dann die Gelenke. Der sandige und steinige Boden zwischen Lorenzo

Marques und der ersten Bergkette, den Lebombobergen, die das von den Tsetsefliegen bewohnte Tiefland begrenzen, wäre allerdings an sich wol den Kamelfüßen ganz angemessen — weniger aber dürfte die dichte, feuchte Dünste aushauchende Buschvegetation dieses Tieflandes für die mehr für trockene Wüstenluft geschaffenen Thiere geeignet sein, und überdies hat leider ein von Herrn Sims in den letzten Monaten gemachter Versuch die üble Erfahrung gebracht, daß auch die Kamele dem Stiche der Tsetsefliege erliegen.

Für Elefanten ist gewiß das hiesige Klima sehr zuträglich, denn sie belebten ja in frühern Zeiten massenhaft dieses Tiefland und die „Elefanteninsel“ in der Delagoa-Bai hat speciell von den zahlreichen Elefantenheerden, die sich früher dort tummelten, ihren Namen erhalten. Wenn man bedenkt, was für große Lasten ein einziges dieser Riesenthiere auf seinem Rücken tragen kann, so hat gewiß der Wunsch, daß ein Unternehmer es einmal mit ein paar eingeführten indischen Elefanten hier versuchen möchte, viel für sich.

Eine Fahrstraße, 8 Meter breit, ist von Lorenzo Marques in der Richtung nach den Goldfeldern hin angefangen und ein Theil davon, nebst Brücken aus Holz und Eisen, schon vollendet worden. Ein Unternehmer aus Natal hatte diese Arbeit auf Kosten der portugiesischen Regierung zum Preise von 25 Pfd. St. pro englische Meile (= 26 Minuten) übernommen. Aber da sein das Werk beaufsichtigender Ingenieur, Herr Gray, am Fieber starb (infolge von sehr mangelhafter Verpflegung), so ist die Arbeit wieder ins Stocken gekommen. Würde diese Straße erst fertig sein, so könnte man dann in vier Tagen von Leydenburg herunter an die Bai kommen, freilich immer unter dem Risico des Verlustes der Pferde. Es ist übrigens die Meinung der mit dem Lande seit lange vertrauten Leute, daß die Tsetsefliege durch Menschen ausgewohnt werden kann. Würde die dichte Buschvegetation durch Feuer zerstört, so würden mit den Elefanten, Rhinocerossen und Büffeln auch die unsern zahmen Hausthieren so schädlichen Tsetsefliegen verschwinden. Districte, die früher von Menschen bewohnt und dann von denselben verlassen wurden,

sind seitdem auch wieder von der Tsetsefliege eingenommen worden. Dieselbe bewohnt übrigens nicht alle Localitäten, sondern nur strichweise einzelne bestimmte Gegenden des Tieflandes, und ein Reisender, der diese Punkte ihres Vorkommens aufmerksam studirt hat und überdies möglichst nur bei Nacht reist, hat daher viel Chancen für sich, seine Zugthiere am Leben zu erhalten. Infolge solcher Vorsicht kam der Führer eines Ochsenwagens von den Goldfeldern nach neuntägiger Reise hier in Lorenzo Marques an, ohne einen einzigen seiner Ochsen verloren zu haben!

Es würde vielleicht eine gute Idee sein, einen Tramway (Eisenbahn) von der Bai bis an die Gebirge zu legen; hartes Mangroveholz (Rhizophora) zu Schwellen würde der Uferrand der Bai massenhaft hergeben, und es könnte dann dieselbe Anzahl von Kaffern, die jetzt mit so großer Mühe auf ihren Rücken die Waaren nach den Bergen schleppen, eine zehnmal so große Masse von Waaren mit Leichtigkeit in Bahnwaggons vorwärts ziehen bis zu der ersten Bergkette, wo das Land, der Wohnbezirk der Tsetsefliege, aufhört und dann Ochsen den Weitertransport übernehmen können. Auch durch Schiffahrt könnte ein gutes Stück des Weges für die Träger abgekürzt werden, wenn man einen Theil der in die Bai einmündenden Flußläufe durch Beschiffung mit Booten nutzbar machen und erst am Ende der schiffbaren Strecke eine Trägerstation errichten wollte, die freilich immer gut mit Leuten versorgt sein müßte.

Es sind bisjetzt für den Trägertransport drei verschiedene Routen von Lorenzo Marques nach den Goldfeldern benutzt worden.

Die erste geht von der Bai direct nach Norden, überschreitet den Komati, folgt dann dem Sabieflusse und steigt so allmählich die Kette der Drachenberge hinan. Sie ist 87 Stunden lang (200 englische Meilen), und ist von Ochsenkarren in 10—12 Tagereisen zurückgelegt worden. Sie ist aber weniger zu empfehlen als die beiden südlichern Routen, weil sie einen breitern Gürtel des von der Tsetsefliege unsicher gemachten Tieflandes durchschneidet.

Die zweite Route läuft erst am Tembeflusse aufwärts, steigt dann die Lebombokette hinan, folgt eine Zeit lang dem obern Laufe des Umzuti und überschreitet dann in einer Einsattelung die Kathlambakette, worauf sie in den transvaalischen District „Neuschottland" eintritt.

Die dritte Route, obgleich nicht die kürzeste, ist doch die leichteste. Sie läuft am untern Umzutiflusse hin und hat, wie die zweite Route, einen viel kleinern Theil des Tsetsefliegen-Tieflandes zu durchschreiten als die erste.

Es münden drei bedeutende Flüsse in die Delagoa-Bai ein, die alle drei eine gute Strecke ins Inland hinein schiffbar sind.

Erstens der Umkomogazi oder King George's River, auf der Nordseite. Er ist 130 englische Meilen (50 Stunden) weit aufwärts bei einer Tiefe von 12—18 Fuß schiffbar.

Zweitens der English River, der bei Lorenzo Marques auf der Westseite in die Bai mündet und aus drei Zuflüssen gebildet wird, von denen der Tembe der bedeutendste ist. Der letztere ist 60 englische Meilen weit schiffbar, und die von den Lebombobergen gebildete Transvaalgrenze nur noch 30 englische Meilen = 11½ Stunden von dem Endpunkte seiner Schiffahrt entfernt. Schiffe von 13 Fuß Tiefgang können auf ihm 19 englische Meilen weit gelangen; bis so weit dringt noch die Meeresflut vor.

Der dritte Strom ist der Umzuti River (Maputo), der auf der Südseite der Bai einmündet und 60 englische Meilen weit schiffbar ist (19 für Seedampfschiffe). Bei der Flutzeit ist er auf dieser Strecke 5 Brassen tief.

Der hohe Werth der Delagoa-Bai besteht hauptsächlich darin, daß sie auf der ganzen 220 deutsche Meilen betragenden Küstenstrecke vom Kap der guten Hoffnung bis nach Lorenzo Marques der einzige vollständig sichere Hafen ist, denn alle übrigen an der Küste von Süd- und Südostafrika gelegenen Häfen sind entweder nur offene Rheden oder haben durch Sandbarren gefährdete Einfahrten. Die Delagoa-Bai ist den Schiffen zu allen Jahreszeiten gleich zugänglich und groß genug, um die mächtigsten Kriegsflotten in sich aufzu-

nehmen. Die beiden Winkel der Bai bei Lorenzo Marques und westlich von der Insel Inyak (Port Melville) sind tief genug für die größten Schiffe (bei Hochwasser 21 Faden und bei Ebbe 16 Faden tief), und wenn eine reichere Regierung als die portugiesische den herrlichen Hafen besäße, so würden rasch Piers, Docks und Kais entstehen und die bisjetzt so schwierige Ausladung und Befrachtung der Schiffe dann außerordentlich erleichtert werden. Bisjetzt fehlt es sogar an einer Landungsbrücke; alle Waaren müssen eine Strecke weit auf dem Rücken von Trägern durch das denselben bis an die Brust reichende Wasser nach den Booten getragen und in diesen dann nach den weiter draußen ankernden Schiffen geführt werden. Allerdings hat der neue Gouverneur, Senhor Augusto di Castilho, bereits den Bau einer Landungsbrücke, eines neuen Zollgebäudes und eines Regierungspalastes in Angriff genommen, und will auch in nächster Zeit auf der hohen Berea (auf Point Reuben) einen eisernen Leuchtthurm erbauen. Desgleichen will er auf einer Sandbank in der Bai (dem Cockburn Shoal) ein Leuchtschiff placiren.

Ich stellte mich dem Gouverneur vor; er ist ein noch junger und sehr gebildeter und liebenswürdiger Mann (wie ja fast alle portugiesischen Edelleute es sind). Er war bisher Kapitän in der Kriegsmarine und hat erst seit einigen Monaten seinen hiesigen Posten angetreten. Er sprach sehr fließend französisch und beklagte sich lebhaft über den fast vollständigen Mangel an Damen in der Gesellschaft von Lorenzo Marques, der für einen jungen, hübschen und eleganten, und dabei noch unverheiratheten Mann wie er allerdings doppelt empfindlich sein mußte. Sein Jahresgehalt beträgt 1 Million. Das klingt nun freilich pompös, ist aber doch nur sehr wenig, denn es sind weder Pfunde noch Dollars, nicht einmal Francs, sondern nur Reïs, die bekannte portugiesische Diminutivmünze, von denen 1000 gleich 6 Francs sind, sodaß also auf 1 deutsche Mark deren 208 gehen. Sein Gehalt ist also nur 240 Pfd. St.; welcher Abstand gegen die Gehalte englischer Gouverneure von gleichwichtigen Niederlassungen!

Der Gouverneur von Lorenzo Marques steht direct unter den Befehlen des Generalgouverneurs von Mozambique.

Das Fort von Lorenzo Marques ist als Festung nur ein sehr elender Platz; es liegt tief am Wasser, am nördlichen Ufer des English River, und wird daher von der hohen Berea aus vollständig beherrscht. Mit seinen 16 altmodischen Kanonen würde es einem mit modernen Geschützen armirten Kanonenboote keinen wesentlichen Widerstand entgegensetzen können. Die schwarzen Soldaten, die seine Garnison bilden, schienen mir vortrefflich den eigenthümlichen Chic der portugiesischen Soldateska zu imitiren, was wol hauptsächlich der Kunst des Garnisonschneiders zuzuschreiben war. Die kurzen kokettgeschnittenen kaffeebraunen Jacken, die weiten Pumphosen à la Française und die schief aufs rechte Ohr gesetzten französischen Mützen mit gerader Blende gaben diesen kohlschwarzen Kaffern, wenn sie Patrontasche und Seitengewehr um und die blitzende Bajonnetflinte in der Hand hatten, ein so fesches militärisches Aussehen, daß sie mit Ehren an dem königlichen Palaste in Belem hätten Wache stehen dürfen. Die Amatongas, Amaswasis und andere Stämme von Kaffern, aus denen diese „Jäger von Inhambane" rekrutirt werden, haben äußerlich eine große Aehnlichkeit mit den Zulus und Amakosas und sind meist ebenso schön und groß gewachsen wie diese.

Viele Klagen hörte ich über die große Schererei mit Reisepässen und Paßstempeln, denen hier die Reisenden von seiten der portugiesischen Regierung unterworfen werden. Der Reisende, der z. B. von Natal kommt und schon dort beim portugiesischen Consul einen Paß für 10½ Mark gelöst hat, findet, hier angekommen, daß dieser Paß nur für den Platz Lorenzo Marques Gültigkeit hat und daß er hier wieder für 10½ Mark einen neuen speciellen Paß für das Inland zu nehmen genöthigt ist. Die Schildwachen an den Thoren lassen keinen Reisenden hinaus, der nicht diese gehörig abgestempelten Reisepässe vorzeigen kann. Diese Paßschererei ist den Engländern um so verhaßter, als im ganzen übrigen Südafrika ein Reisepaß ein vollständig unbekannter Gegenstand ist. Was den Engländern noch weiter sehr lästig ist, ist die Bevormundung

der Kaufleute durch die Regierung. Sobald nur einer der kleinen Kaffernhäuptlinge in der Umgegend irgendeinen Disput mit der Regierung hatte, pflegte der vorige Gouverneur dann immer gleich allen Waarentransport außerhalb der Thore auf so lange zu verbieten, bis der Streit geschlichtet und die Sicherheit des Handels wiederhergestellt war. Ein englischer Händler ist nun aber gewohnt, alle seine Geschäfte auf eigenes Risico auszuführen und dabei niemals von seiner Regierung im mindesten genirt zu werden, da es dieser gänzlich gleichgültig zu sein pflegt, ob einer ihrer Unterthanen sich bei seinen eigenmächtigen Speculationen den Hals bricht oder nicht. Die unerbetene väterliche Fürsorge einer ängstlichen Regierung ist daher ganz und gar nicht nach dem Geschmack des Engländers, und er zieht es vor, daß er mit den Gewinnchancen auch das Risico auf die eigene Rechnung zu nehmen habe.

Ueber die Rechtspflege in Lorenzo Marques wurde mir nichts Gutes berichtet. Schulden auf dem Rechtswege einzuziehen soll geradezu unmöglich sein. Denn erstens erstreckt sich die Jurisdiction des Magistrats von Lorenzo Marques nur auf Werthobjecte von nicht über 40 Mark; Ansprüche auf größere Summen müssen in dem 220 deutsche Meilen entfernten Mozambique, der Residenz des Generalgouverneurs, anhängig gemacht werden, was natürlich einen endlosen Proceß abgibt, denn bei der Seltenheit der alle Monate nur einmal stattfindenden Communication und der vorher nothwendigen Einholung von zahlreichen Stempelpapieren, notariellen Certificaten, Signaturen des Gouverneurs und seines Secretärs u. s. w., hat der Schuldner in der Regel die Zeit, sich ungestraft mit seinem Raube davonzumachen, ehe noch alle jene zeitraubenden Formalitäten beendet sind.

Seit die portugiesische Regierung den Flintenhandel freigegeben hat, ist auch der Handel mit den Eingeborenen im Innern mächtig aufgeblüht, und große Massen von Fellen werden seitdem ausgeführt. Die Kaufleute von Natal sind sehr ärgerlich und aufgebracht gegen ihre Provinzialregierung, daß nicht auch *sie* den Flintenhandel in das Innere vollständig freigegeben hat. Es ist allerdings richtig, daß hierdurch Lo-

renzo Marques einen großen Vorsprung vor Natal gewonnen hat in specieller Beziehung auf diesen Handel, und Krämerseelen wird das Gewissenlose und Verbrecherische desselben unter den gegenwärtigen Verhältnissen Südafrikas nie in den Sinn kommen. Daß diese ungeheuern Massen von Flinten und Schießbedarf, die unausgesetzt durch weiße Speculanten an alle die wilden und halbwilden Kaffernvölker vertheilt werden, schließlich doch hauptsächlich gegen die weißen Colonisten zur Verwendung kommen werden, ist unzweifelhaft, und das Interesse der gesammten weißen Bevölkerung sollte von den localen Regierungen Südafrikas unbedingt nicht dem Geldsackinteresse einzelner rücksichtsloser Speculanten hintangesetzt werden. Wenn daher auch die portugiesische Regierung in Lorenzo Marques und die englische Provinzialregierung von Griqualand seit fünf Jahren alles thun oder wenigstens thun lassen, um die sämmtlichen schwarzen Völker Südafrikas vom Zambesi bis an den Keiskamma mit Schießgewehren zu bewaffnen, so hat speciell die Regierung von Natal eine ganz besondere Verpflichtung, diesem unmoralischen Handel alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, gegenüber der riesigen Ueberzahl von 350000 Schwarzen gegen 18000 Weiße innerhalb ihrer eigenen Grenzen. Die beiden Boer-Freistaaten folgen der gleichen gegen die Bewaffnung der Eingeborenen gerichteten Politik; freilich kann dieselbe nur sehr unvollkommene Resultate liefern, solange nicht die sämmtlichen weißen Regierungen sie gleichförmig annehmen.

Die Delagoa-Bai war schon im Jahre 800, zur Zeit Karl's des Großen, den Arabern bekannt und wurde von ihnen Dugutha genannt. Vasco da Gama, der große portugiesische Seefahrer, entdeckte am 25. December 1497 die Küste des heutigen Natal und gab ihr diesen Namen zur Erinnerung an ihre Auffindung am ersten Weihnachtsfeiertage. Hierauf besuchte er die Delagoa-Bai (die er die Bai de Boa Pax, d. h. des guten Friedens, nannte), Quilimane und Mozambique. Von 1506—9 eroberten die Portugiesen die Küsten von Mozambique und Sofala und 1544 legten sie eine Factorei in der Delagoa-Bai an. Sie besetzten hier nicht nur die

heutige Bucht von Lorenzo Marques, sondern auch die Inseln Inyak (Unhaca) und Elephant Island. Der Name Delagoa-Bai wurde, im Zusammenhange mit dem Namen Algoa-Bai, den damals die heutige Bai von Port Elisabeth erhielt, deshalb gegeben, weil in letzterer die von Lissabon nach Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Indiens, segelnden Schiffe, in ersterer die von Goa nach Lissabon zurücksegelnden Schiffe anzulegen pflegten. Die Factorei wurde von den Portugiesen mit Fortificationen umgeben, jedoch im Laufe der Zeiten, infolge von Kriegen mit den Eingeborenen mehreremal wieder verlassen und dann von neuem besetzt.

Es dürfte nur wenigen Leuten bekannt sein, daß die Delagoa-Bai zu Ende des vorigen Jahrhunderts fünf Jahre lang (1776—81) sich im vorübergehenden Besitze der Oesterreicher und also des damaligen Deutschen Kaiserreiches befand. Ein in österreichischen Diensten gestandener Oberstlieutenant Boltz aus Livorno, der sich als Kaufmann in Goa niederlassen hatte, gründete in der von ihm ohne alle Bevölkerung vorgefundenen Bai von Lorenzo Marques ein Kaufmannscomptoir und errichtete zu dessen Schutze eine Batterie. Die kaiserlich deutsche Flagge, zu jener Zeit mit der österreichischen identisch, wehte damals, also gerade vor einem Jahrhundert, volle fünf Jahre lang in der Bucht von Lorenzo Marques und auf der Insel Inyak, und zwei kaiserliche Schiffe: Prinz Ferdinand (mit 12 Mann Besatzung) und Conte de Proli (Kapitän Bathon), schützten die Niederlassung. Als jedoch die wilden Kaffern die Besatzung des erstern Schiffes todtgeschlagen hatten und die portugiesische Regierung die Oesterreicher zur Räumung des Platzes aufforderte, nahm die kaiserliche Regierung eine andere Auffassung der Niederlassung an und betrachtete dieselbe nur noch als eine Privatniederlassung österreichischer Unterthanen. Des Schutzes der kaiserlichen Flagge nunmehr ermangelnd, verließen die Oesterreicher im Jahre 1781 die Bai und die frühern Besitzer, die Portugiesen, zogen hierauf wieder darin ein.

Im Jahre 1817 etablirte sich in Lorenzo Marques eine Walfischfangs-Gesellschaft, 1824 eine Handels- und Colonisationsgesellschaft.

Im Jahre 1823 pflanzte Kapitän Owen, Commandant des englischen Kriegsschiffes Leven, die englische Flagge auf der Insel Inyak auf, indem er behauptete, das historische Besitzrecht der Portugiesen erstrecke sich nur auf die Bai von Lorenzo Marques im engern Sinne, d. h. die Bucht von Lorenzo Marques, während der südliche Theil der Delagoa-Bai, einschließlich der Inseln Inyak und Elephant Island, freies Eigenthum der Eingeborenen sei, denen er nun diese ihre Ländereien in aller Form abgekauft habe. Er durfte sich diese Auslegung des Besitzrechtes nur deshalb erlauben, weil die Benennung: Bai von Lorenzo Marques allerdings eine elastische war und ebenso für die ganze Delagoa-Bai als für die specielle Bucht von Lorenzo Marques gebraucht werden konnte. Thatsächlich aber war bisher immer die ganze Bai darunter verstanden und das Besitzrecht Portugals auf dieselbe unter diesem Namen von England in mehrfachen Verträgen, namentlich wieder 1817, anerkannt worden.

Im Jahre 1825 wurde ein englisches Schiff (Eleanor) von den portugiesischen Behörden in Lorenzo Marques mit Beschlag belegt, auf den Grund hin, daß es auf dem Tembeflusse Waaren eingeschmuggelt hätte. Kapitän Owen erschien jedoch alsbald und nahm das Schiff den Portugiesen mit Gewalt wieder ab, indem er behauptete, daß das südliche Ufer des Tembe in den von ihm den eingeborenen Häuptlingen für die englische Krone abgekauften Ländereien eingeschlossen gewesen sei.

Von dieser Zeit her stammt der Disput zwischen den Regierungen von Portugal und Großbritannien über die Delagoa-Bai, indem die erstere an ihrem historischen Besitzrechte über die ganze Bai festhielt, während die letztere die südliche Hälfte der Bai, mit Einschluß der Inseln Inyak und Elephant Island für sich in Anspruch nahm.

Ein dritter Anspruch erhebender, wenigstens auf einen Theil des Küstenrandes an der Delagoa-Bai, fand sich in den holländischen Boers der neugegründeten Republik Transvaal. Schon bei ihrer ersten Einwanderung in diesem Lande im Jahre 1835 ließ sich eine Truppe von Boers am Südufer der Bai nieder, verließ sie aber wieder, nachdem ein großer Theil

von ihnen vom Fieber hingerafft worden war. Nach der Gründung der Stadt Leydenburg im Jahre 1844 machten die Boers einen neuen Versuch, Zugang zu der See durch eine Niederlassung an der Bai zu gewinnen, gaben aber auch diesmal die Unternehmung wieder auf, nachdem Tausende ihrer Rinder und Pferde den Stichen der Tsetsefliege erlegen waren.

Im November 1861 sendete der Gouverneur des Kaplandes das Kriegsschiff Narcissus ab, um die britische Flagge zum zweiten male auf der Insel Inyak aufzupflanzen; seit dieser Zeit figurirte diese Insel in den englischen Amtsbüchern als ein Annex an die Colonie Natal. Die portugiesische Regierung erneuerte ihren Protest; es blieb aber hierbei beruhen wie bei ihrem ersten im Jahre 1825. Der Präsident der Transvaal-Republik, Pretorius, erklärte im Jahre 1868, in einer die Grenzen der Republik definirenden Proclamation, daß das Uferland zu beiden Seiten des Umzutiflusses bis zur Bai und zugleich ein kleiner Streifen des anliegenden Uferlandes der Bai zum Gebiete der Transvaal-Republik gehöre. Sowol Portugal wie England protestirten sofort hiergegen, und Gouverneur Woodhouse sendete sogleich ein Kriegsschiff an die Mündung des Umzuti, um die englischen Besitzansprüche auf die Südhälfte der Bai aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1869 wurde ein Vertrag zwischen Portugal und Transvaal abgeschlossen, nach welchem die Republik ihren Anspruch auf den Besitz eines Theiles des Uferrandes der Delagoa-Bai aufgab gegen das Versprechen von seiten Portugals, eine Fahrstraße von der Bai nach der Transvaalgrenze zu bauen und die Producte Transvaals in den portugiesischen Küstenbesitzungen zollfrei zuzulassen. Im Jahre 1870 ließ der Generalgouverneur von Mozambique die Insel Inyak militärisch besetzen, zog aber infolge ernstlichen Protestes des englischen Ministers in Lissabon die Truppen wieder zurück. Im September 1872 kamen endlich die britische und die portugiesische Regierung darin überein, die Streitfrage dem Schiedsgerichte des Präsidenten der französischen Republik, Herrn Thiers, vorzulegen. Nach zwei Jahren traf das Urtheil des Schiedsrichters, jetzt vom Marschall Mac Mahon unterzeichnet, hier

ein, daß Portugal unanfechtbare historische Ansprüche auf den Besitz der ganzen Delagoa-Bai habe, einschließlich der Inseln Inyak und Elephanta, und somit hat denn nun Großbritannien sein vermeintliches Recht auf die Südhälfte der Bai definitiv aufgeben müssen.

Ich fürchte, England wird künftig keine Lust mehr haben, in ähnlichen Streitfällen sich wieder dem Ausspruche eines Schiedsgerichts zu unterwerfen, da es nun schon in drei Fällen: in der San-Juan-Frage durch den Deutschen Kaiser, in der Alabama-Frage durch die Genfer Conferenz und in der Delagoa-Bai-Frage durch den Präsidenten der Französischen Republik, die Entscheidung gegen sich ausfallen sah. Der so oft wiederholte Antrag des Präsidenten des Oranje-Freistaates, den Disput über den Besitz der Diamantenfelder dem Schiedsspruche des Deutschen Kaisers, oder des Königs von Holland, oder des Präsidenten von Nordamerika, eventuell selbst des Präsidenten der Schweizer Eidgenossenschaft, zu unterbreiten, hat daher wenig Aussicht, von England acceptirt zu werden, da die Entscheidung bei der Lage des Thatbestandes ganz unmöglich gegen den Freistaat ausfallen könnte.

Von der höchsten Wichtigkeit für die Zukunft der Delagoa-Bai sowol als des Transvaallandes ist das in den letzten zwei Jahren so vielfach ventilirte Project einer Eisenbahnverbindung der Bai mit der Transvaal-Republik. Erst durch eine Eisenbahn nach der Bai, die dem mühseligen Trägertransport für immer ein Ende machen würde, könnte das reiche Transvaalland das werden, was seine natürliche Bestimmung zu sein scheint: die Kornkammer für ganz Südafrika und die benachbarten Inseln, und eine unerschöpfliche Bezugsquelle von Gold, Eisen, Blei, Kupfer und Steinkohlen für alle nähern und ferner gelegenen Länder. Da das östliche Ende der großen Steinkohlenfelder von Transvaal nur etwa 7 deutsche Meilen von der Delagoa-Bai, reiche Eisenlager aber in unmittelbarer Nähe der Kohlenfelder liegen, so wird hierdurch, sowie auch durch den Ueberfluß an Bauholz, der Bau der Bahn sehr erleichtert werden.

Die directe mathematische Entfernung zwischen Pretoria,

der Hauptstadt der Transvaal-Republik, und der Delagoa-Bai ist 260 englische Meilen (= $56\frac{1}{3}$ deutsche Meilen), woraus mit den nöthigen Krümmungen der Bahn circa 280 englische Meilen (= $60\frac{2}{3}$ deutsche Meilen) werden dürften. (Die Entfernung von der Bai bis zu den Drachenbergen allein beträgt 120 englische Meilen.) Die ganze Strecke würde also nach Vollendung der Bahn mit Leichtigkeit in 14 Stunden zurückzulegen sein. Die Herren Guzman (ein Deutscher) und Moodie (ein transvaaler Bürger), welche im November 1874 von der portugiesischen und der Transvaal-Regierung die Concession zum Bau einer Bahn und zur Bildung einer Compagnie erlangt haben, aber natürlich erst warten müssen, bis sie das nöthige Geld dazu durch Subscription und Actienausgabe aufgebracht haben werden, haben bereits die nöthigen Vorarbeiten gemacht, aus denen sich ergeben, daß die Steigung der Bahn nirgends, selbst beim allmählichen Hinaufsteigen auf das Grenzgebirge der Lebomboberge, mehr als 3 Fuß auf 100 betragen und die einzige nennenswerthe Brücke nur eine Länge von 60 Fuß haben wird. Jenseit des Lebombogebirges hat die Bahn eine beinahe horizontale Ebene zu durchschneiden, die bis Pretoria anhält. Von Klipstapel (ungefähr der halben Distanz zwischen der Bai und Pretoria) bis nach Pretoria wird die Bahn ein großes 6 deutsche Quadratmeilen ausfüllendes Steinkohlenbecken durchschneiden, welches aus vier übereinanderliegenden Kohlenschichten besteht, von denen die schmalste 6 Fuß und die breitern 8—12 Fuß Dicke zeigen. Diese Kohlenschichten liegen im tiefeingeschnittenen Bette eines Flüßchens offen zu Tage. Die Qualität der Kohle ist ausgezeichnet und ist die letztere auch namentlich zum Schmelzen von Erzen geeignet. Schon 50 englische Meilen ($21\frac{3}{5}$ Stunden) von der Bai wird die Bahn auf ein zweites Kohlenbecken treffen, in dessen unmittelbarer Nähe zugleich reiche Lager von Eisenerz sich befinden. Aus diesem Grunde beabsichtigen die Unternehmer gleich an Ort und Stelle die Eisenerze zu Tage zu bringen, zu schmelzen und dann das Eisen zu Schienen zu verarbeiten; nicht nur die Bahnschienen für diese, sondern auch für alle künftig noch anzulegenden südafrikanischen Eisenbahnen

würden also gleich hier an Ort und Stelle producirt und fabricirt werden können, wodurch der theuere Import englischer Eisenbahnschienen gänzlich wegfallen würde.

Der König der Amaswazikaffern hat sich bereit erklärt, eine hinreichende Anzahl von Arbeitern für den Bau der Bahn für monatlich 5 Mark pro Kopf (nebst der Beköstigung) zu liefern. In Anbetracht solcher billiger Arbeitskräfte, der Kohlen- und Eisenlager, deren Eigenthumsrecht und Ausbeutung der Compagnie von den beiden Regierungen überlassen ist, und des zugleich ihr verliehenen Rechtes, alles nöthige Bauholz aus den unterwegs durchschnittenen Regierungswaldungen unentgeltlich zu entnehmen, glauben die Unternehmer den Bau mit 1000—2000 Pfd. St. pro englische Meile ausführen zu können. Müßten die Bahnschienen von England importirt werden, so würden sich die Kosten auf 3000 Pfd. St. per Meile steigern. Das Kapital, welches zusammengebracht werden muß, um die Bahn zu bauen, die Kohlen- und Eisenminen zu bearbeiten und die Eisenschienen zu fabriciren, wird von den Unternehmern auf 1 Million Pfd. St. veranschlagt. Die beiden Regierungen haben der zu bildenden Eisenbahncompagnie auch 7 Millionen Acker Land (800000 von seiten Portugals) zu beiden Seiten der Bahn, und für einen Zeitraum von 15 Jahren auch das Eigenthumsrecht auf alle darauf befindlichen Kohlen-, Erz- und Edelsteinlager zugestanden, mit alleiniger Ausnahme von Gold, Silber und Diamanten, worauf die Regierungen ihre Rechte sich vorbehalten. Die Bahn wird eine Spurweite von 3 Fuß 6 Zoll und nur ein einfaches Gleis erhalten. Sie soll mindestens in fünf Jahren vollendet sein, und für jede fünf englische Meilen, die vollendet sind, soll die Gesellschaft sofort als Zahlung eine gewisse Anzahl von Farmen überliefert erhalten (deren Gesammtsumme zuletzt die obenerwähnten 7 Millionen Acker bildet), die sie dann an Speculanten oder Farmer verkaufen kann, um sich auf diese Weise das baare Geld zum Weiterbau der Bahn zu verschaffen. Würde die Bahn schon in drei Jahren fertig werden, so soll die Compagnie dann noch eine Extravergütung von 60000 Pfd. St. in Landgrundstücken erhalten.

Wenn vollendet, wird diese Bahn eine lebenerweckende Arterie für ein ungeheueres Territorium des südöstlichen Afrikas werden, das weite und endlose reiche Hinterland der Agricultur, der Industrie und dem Handel erschließen und dasselbe politisch und mercantilisch von England unabhängig machen. Dem herrlichen und unerschöpflich reichen Transvaallande wird sie eine fortwährend steigende Einwanderung zuführen und die nun schon seit einem Jahrtausend im Schlafe liegende prächtige Delagoa-Bai zu einem mit Schiffen angefüllten, von reichen Magazinen und Handelsetablissements umschlossenen, großen und berühmten Welthafen machen, wo unermeßliche Massen von Gütern ein- und ausströmen werden und von wo auch namentlich die zahlreiche Dampferflotte des Indischen Oceans und der Südafrika umspülenden Meere ihre Kohlenvorräthe beziehen wird.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Befürchtungen der Transvaaler. — Ihr Wunsch nach deutschem Schutz. — Trügerische Nachrichten. — Günstiger Zeitpunkt für eine Acquisition der Delagoa-Bai seitens des Deutschen Reiches. — Programm der anglo-afrikanischen Nationalpartei. — Angestrebte Herrschaft derselben über ganz Afrika vom Tafelberg bis zum Nil. — Die Folgen, welche eine deutsche Erwerbung der Delagoa-Bai nach sich ziehen würde. — Naturschätze der Transvaal-Republik. — Korn, Eisen, Kohlen und Gold. — Das Ophir der Bibel. — Die Ruinenstadt Zymbabye. — Sind alle Schätze dieser Welt nur für die Angelsachsen da? — Der britische Bulldogge vor den Pforten des Paradieses. — Allmähliches Verdrängtwerden der übrigen europäischen Völker aus ihren Colonien durch die Angelsachsen. — Misgunst gegen die deutsche Flagge und Furcht vor deren Concurrenz. — Englische Zeitungsstimmen: „Times“, „Standard“, „Daily Telegraph“ und „Diamond News“. — Der Historiker Froude über Massenauswanderung und das Programm der „Diamond News“. — Bemerkenswerthes Urtheil des Admirals Sir Bartle Frere über die Deutschen an der Ostküste von Afrika. — Wie leicht heute noch in Südafrika ein „Neudeutschland“ gegründet und aufgebaut werden könnte, und wie unaufhaltsam dann dasselbe allmählich über ganz Süd- und Mittelafrika sich ausbreiten würde. — Das neuentdeckte Congo-Gebiet. — Hindus und Kaffern. — Volkswirthschaftliche Folgen unsers Mangels an Colonialbesitz.

Für die Bevölkerung der Transvaal-Republik ist es natürlich nicht gleichgültig, in wessen Händen sich die Delagoa-Bai befindet, denn dieselbe ist ja der einzige, natürliche und nächste Zugang zur See, welcher der Republik offen steht. Am vortheilhaftesten wäre es natürlich für die letztere, wenn die Bai ihr selbst politisch zugehörte, und wenn zukünftig die Republik

einmal so viele Millionen Einwohner zählen wird, als sie jetzt Zehntausende hat, so wird der allgemeine Ruf der Transvaaler nach Erwerbung der Bai ebenso unwiderstehlich werden, wie früher der Ruf der Italiener nach Venedig und Rom oder wie derjenige der Montenegriner nach einem adriatischen Hafen. Aber solange die Transvaal-Republik noch so bevölkerungsarm und daher finanziell und militärisch so ohnmächtig ist, daß sie weder an eine käufliche noch eine gewaltsame Erwerbung der Bai denken kann, ist es für sie wenigstens höchst wichtig, daß eine befreundete Regierung diesen Schlüssel zu ihrem Binnenlande innehabe, nicht aber die englische, die den Boers zu allen Zeiten eine so unfreundliche und oft feindselige Haltung gezeigt und dieselben consequent immer nur als wie untreu und flüchtig gewordene ehemalige britische Unterthanen betrachtet und behandelt hat.

Es wurde daher der Entscheidung des Präsidenten der französischen Republik in Pretoria mit banger Spannung entgegengesehen, und als dieselbe endlich eintraf, war die Freude darüber, daß sein Schiedsspruch die englische Regierung von dem Besitze der Delagoa-Bai ganz ausgeschlossen hatte, unter den Transvaalern allgemein. Am liebsten freilich würden es dieselben sehen, wenn die Bai entweder dem Könige von Holland oder dem Kaiser von Deutschland gehörte; allein solange dies nicht der Fall sein kann, ist ihnen die portugiesische Regierung immer noch hundertmal lieber als die englische, da von ihrer Seite niemals (schon in ihrem eigenen Interesse) eine unfreundliche Behandlung der Boers zu befürchten steht. Vor allem wird und kann die portugiesische Regierung nie daran denken, der Transvaal-Republik gegenüber eine Annexionspolitik zu verfolgen, wie die, welche jetzt von den Heißspornen der englisch-südafrikanischen Zeitungspresse so dringend der englischen Regierung anempfohlen wird. Mit der täglich wachsenden Bedeutung der transvaalischen Goldfelder ist in den Kreisen englischer Politiker und Geschäftsleute, namentlich in Kapstadt, Port Elisabeth und Kimberley, allmählich der lebhafte Wunsch erwacht, dieselben dem schwachen holländischen Freistaate zu entreißen und dem britischen Welt-

reiche einzuverleiben. Das Organ der Regierung von Griqualand, die „Diamond News“, schreit es laut in die Welt hinaus, daß es nunmehr Zeit sei, der unberechtigten, und nur durch einen unbedachtsamen Fehler britischer Politiker geschaffenen Existenz dieser „ohnmächtigen holländischen Bauernrepubliken“ (des Oranje-Freistaates und der Transvaal-Republik) ein Ende zu machen und die unermeßlichen, in ihrem Boden verborgenen Schätze der energischsten, unternehmendsten und thätigsten Nation der Erde zur Disposition zu stellen. Es fehlt nun leider nicht an bösen Antecedentien, nach denen es durchaus nicht unwahrscheinlich erscheinen dürfte, daß England bei der nächsten besten Gelegenheit den Versuch machen wird, auch die zukunftsreichen Goldfelder gewaltsam zu annectiren, so wie es vorher in tiefster Friedenszeit die Diamantenfelder an sich gerissen hat. Werden doch die englischen Regierungsblätter in Südafrika nicht müde, fortwährend bis zum Ueberdruß das Thema wiederzukäuen, daß die Boers heute noch so gut wie vor ihrer ersten Auswanderung als britische Unterthanen zu betrachten seien, die nur zeitweilig von der Regierung in Capetown die Vergünstigung erhalten hätten, unter gewissen Bedingungen eine autonome Selbstverwaltung bei sich einzuführen. Daß die Transvaal-Republik durch die Convention von 1852 und der Oranje-Freistaat durch die von 1854 von den officiellen Bevollmächtigten der englischen Regierung ausdrücklich als selbständige und unabhängige Staaten anerkannt worden sind, daß auch fremde Staaten wie Frankreich, Spanien, Italien, Oesterreich, Deutschland, Holland, Belgien, Rußland und die Vereinigten Staaten von Amerika dieselben in gleicher Eigenschaft anerkannt haben, genirt jene Blätter nicht im mindesten. Damals waren ja diese Territorien nur werthlose Wüsten und also für England nicht begehrungswürdig („worth for nothing“, wie der damalige englische Generalgouverneur an die londoner Regierung schrieb); jetzt aber, nun dieselben durch den Fleiß, die Ausdauer und die Thatkraft der Boers in blühende reiche Länder umgewandelt und Diamanten- und Goldminen ohne Ende innerhalb ihrer Grenzen erschlossen worden sind, jetzt macht Eifer-

sucht und Habgier jene gouvernementalen Journale ganz blind und gallig und suchen sie alle möglichen hinkenden Gründe einer gewissenlosen Speculantenlogik hervor, um ihre Annexionsgelüste in ein möglichst anständiges und schickliches Gewand zu kleiden. Einer Politik, die mit drei Kriegen gegen die Boers begann — die im ersten derselben (1842) ihnen die Republik Natal wegnahm — im zweiten (1845) und dritten (1848) sie nur den unbegründeten Klagen der nichtsnutzigen Griquas zur Liebe mit Feuer und Schwert überzog, und ihnen all ihr südlich vom Vaal gelegenes Land gewaltsam abnahm — die im Basutokriege von 1867 für die von den Boers schon vollständig geschlagenen Basutos im letzten Augenblicke intervenirte und hierauf deren Land als Schutzstaat den englischen Besitzungen einverleibte — die dann 1871 unter dem faulsten und ungerechtesten Vorwande gewaltsam die Diamantenfelder den Boers entriß und daraus die neue Provinz West-Griqualand bildete — die endlich seitdem fortwährend die eingeborenen westlichen Nachbarstämme der Boers in einer gärenden Aufregung gegen dieselben erhält und durch allerhand Intriguen die neue Provinz Griqualand nördlich durch Annexion von benachbarten Negerländern zu erweitern und so an der Westgrenze der Transvaal-Republik einen neuen englischen Staat wie einen Keil nach Norden vorzuschieben sucht, wodurch der künftigen westlichen Ausdehnung dieses Boerstaates eine unübersteigliche Grenzmauer entgegengesetzt werden würde — eine solche Politik, sage ich, hat ihre gehässige Boernfeindlichkeit nun schon seit 33 Jahren so beharrlich beibehalten, daß ihr in der That durch eine Annexion der Goldfelder, wo nicht der ganzen Transvaal-Republik, die Krone aufgesetzt werden würde. Zuerst hat die englische Regierung durch ihre unerträgliche Negerpolitik die friedliebenden und phlegmatischen Boers aus dem Lande ihrer Väter getrieben, dann dieselben den lieben Negern und den charakterlosen braunen Griquas zu Liebe fortwährend abgehetzt, chicanirt und tyrannisirt, ihnen unablässig mit Truppenexecutionen auf dem Nacken gesessen und sie unter ihr fremdes Joch zurückzuzwingen versucht. Und wenn nun endlich die Boers weit, weit in den Wildnissen

des innern Afrika ein Asyl vor den gehässigen Verfolgungen ihrer ehemaligen unväterlichen Regierung gefunden zu haben meinten, so verfolgte sie auch noch dahin der lange Arm ihrer unversöhnlichen Gegnerin und nahm in allen Grenzdisputen zwischen ihnen und den benachbarten Kaffernstämmen immer consequent die Partei der theuern Schwarzen gegen ihre eigenen weißen Landsleute. Eine Regierung, deren Herrschaft in Ostindien nur auf der Eroberung des Landes und auf der gewaltsamen Unterwerfung von 246 Millionen heidnischen und mohammedanischen Eingeborenen begründet ist, fließt fortwährend über von menschenliebenden und sentimentalen Phrasen, wo es sich um die vermeintliche Beschützung von Negerrechten gegenüber der langsam und stetig, aber nicht unter britischer Flagge, vordringenden europäischen Colonisation handelt, und möchte die unbebauten Ländereien, die fruchtbaren Aecker des innern Afrika wie es scheint lieber noch für lange Zeit todt und werthlos in den Händen fauler und nichtsnutziger barbarischer Wilden liegen lassen, als sie der fruchtbringenden Cultur durch fleißige weiße, aber nicht der britischen Regierung ihre Steuern zahlende Ackerbauer und Viehzüchter eröffnet sehen.

Im Grunde ist es wol hauptsächlich nur eine leicht erklärliche Eifersucht und Misgunst gegen die so auffallend schnell vorgeschrittene Entwickelung ihrer ehemaligen Boerunterthanen, welche die englische Regierung so gehässig und feindselig gegen dieselben stimmt und sie eine so unnatürliche Stellung an der Seite schwarzer Barbaren gegen die zähen Pionniere europäischer Cultur hat einnehmen lassen. Wie die Sachen nun jetzt stehen, ist nach den Antecedentien der englischen Boerpolitik fast darauf zu wetten, daß die britische Regierung mit wahrer Lust die nächste ihr passend erscheinende Gelegenheit ergreifen wird, um auch die reichen Goldfelder, wie früher die Diamantenfelder den Boers zu entreißen und dieselben als ein neues Juwel der britischen Krone einzufügen. Hätte sie ein paar Staaten mit tüchtiger Militärmacht sich gegenüber, so würde ihr freilich nicht im Traume ein solches Annexionsgelüst beikommen. Wenn z. B. die Boer-Freistaaten unter

dem Schutze einer starken auswärtigen Macht ständen, so würde die englische Regierung nie einen Moment von der allerhöflichsten, rücksichtsvollsten und schicklichsten Sprache gegen dieselben abgewichen sein, während sie dieselben jetzt wie ein grober Lohnherr seine untergebenen Arbeiter behandelt.

Das Gefühl der eigenen Ohnmacht und Hülflosigkeit ist denn nach allem diesem unter den Bewohnern der beiden Freistaaten ein sehr vorwaltendes, und der Wunsch, sich unter den Schutz eines mächtigen und stammverwandten Staates zu stellen, namentlich seit der unerhört frechen gewaltsamen Annexion der Diamantenfelder durch die englische Regierung, ein allgemeiner geworden.

Als im Jahre 1873 die Nachricht hier auftauchte, Preußen hätte von Portugal die Delagoa-Bai angekauft, wurde sie daher in den holländischen Bauernrepubliken mit großem Jubel aufgenommen. Es ist auffallend, wie entschieden hier in Südafrika der isolirte niederdeutsche Volksstamm für Deutschland, sein stammverwandtes Mutterland, sympathisirt, während die in Europa an unserer Seite wohnenden Holländer in ihrer Furcht vor einer etwaigen künftigen Annectirung zu einem großen Theile mit ganz entgegengesetzten Gefühlen auf dasselbe blicken. Für den Preis eines festen und sichern Schutzes gegen die Annexionslust der ihnen verhaßten englischen Regierung würden die Bauern der beiden Freistaaten sich sehr gern der deutschen Regierung unterordnen in der Form zweier Schutzstaaten mit eigener möglichst freier Selbstverwaltung.

Dieses Gerücht vom Ankaufe der Delagoa-Bai durch Preußen, nachdem es durch die ganze holländische Bevölkerung der Freistaaten einen großen Jubel erregt hatte, wurde dann leider von England aus dementirt. Es muß aber doch irgendein Factum, vermuthlich ein wiederholtes Anerbieten, dem Gerücht zu Grunde gelegen haben, denn die sämmtlichen südafrikanischen Zeitungen durchlief wieder zwei Jahre später (im Mai 1875) ein mit dem Dampfer American angekommenes und angeblich vom britischen Gesandten in Berlin an die Regierung in Downing Street gerichtetes Telegramm: „Trans-

vaal Government conferring with Berlin Government for protective alliance.“

Wie die Sache nun auch sei: die vorübergehende Besprechung dieses Falles in der südafrikanischen Presse hat hinlänglich gezeigt, wie die öffentliche Meinung dieses Landes ein solches Factum aufnehmen würde. Die eingeborenen weißen Afrikaner holländischen Stammes (Africanders), sowie die äußerst zahlreichen Deutschen waren einig in den Gefühlen der Freude und Befriedigung über die neue Nachricht. Bei Engländern jedoch wie bei Deutschen war darüber nur Eine Stimme, daß die Besitzergreifung der Delagoa-Bai durch Preußen (d. i. Deutschland) in kurzer Zeit die vollständige Germanisation der Transvaal-Republik und in fernerer Zeit die Germanisirung des größten Theiles von Südafrika zur gewissen Folge haben würde.

Es könnte in der That für eine solche Acquisition kein günstigerer Zeitpunkt gefunden werden als der jetzige. Durch die gesammte holländische Bevölkerung der beiden Freistaaten geht eine tiefe gemeinsame Abneigung gegen die englische Regierung, welcher es nach den oben angeführten zahlreichen Thatsachen wahrlich an guten Gründen nicht fehlt und welcher nur durch eine vollständige und andauernde systematische Schwenkung der englischen Politik eine Ende gemacht werden könnte. Statt durch freundnachbarliches Verhalten allmählich diese alte Antipathie zum Schweigen zu bringen, haben bisjetzt die Organe der englischen Regierung durch unhöflichen Schriftenwechsel und chicanöse Actionen gehörig das Ihrige gethan, um dieselbe fortwährend noch zu erhöhen und zu verstärken. Die „niederdeutschen“ Bauern wollen und bedürfen einer Schutzmacht und würden die stammverwandte deutsche Macht jeder andern vorziehen. (Ein bedeutsames Zeichen ist, deß die Transvaal-Republik jetzt auf drei Jahre einen preußischen Artillerieoffizier, Herrn Riedel, engagirt hat, um zur Vertheidigung des Landes ein nach preußischem Muster geschultes Feld-Artilleriecorps zu organisiren.)

Die griqualändische Regierungszeitung enthielt kürzlich folgenden Schlachtruf: „Hurrah! Old England for ever!

Annectiren wir Transvaal und die Goldfelder, kaufen wir dann Portugal, den Sultan von Zanzibar und den Vicekönig von Aegypten aus und vereinigen wir so zuletzt ganz Afrika von dem Delta des Nils bis zum Tafelberge bei Capetown unter der glorreichen britischen Weltflagge!"

Fürwahr, ein stolzes und hochfliegendes Programm! Großbritannien, sollte man denken, hat doch wahrlich schon genug an seinem jetzigen immensen Weltreiche von 411479 deutschen Quadratmeilen und seinen 284 Millionen Unterthanen, als daß es nicht seinen germanischen Stammesbrüdern, seien es nun Deutsche, Holländer oder Skandinaven, auch ein paar Brotkrumen von seiner zum Brechen überladenen Tafel gönnen sollte! Ist es doch für mich bei meinen wiederholten Zügen über die Meere ein immer und immer wiederkehrendes und tief mich ergreifendes Gefühl des Unmuthes und Verdrusses, daß unsere, den europäischen Briten an Zahl so bedeutend überlegene und doch gewiß geistig nicht minder begabte Nation mit ihren unseligen, vom patriotischen und nationalökonomischen Gesichtspunkte aus geradezu blödsinnig zu nennenden, religiösen Bürgerkriegen im 16. und 17. Jahrhundert (vornehmlich dem Dreißigjährigen Kriege!) die günstige Zeit so vollständig hat versäumen müssen, in welcher klügere und mehr an das Diesseit als an das Jenseit denkende Völker frischweg die zahlreichen neuentdeckten Länder unsers Erdballs unter sich vertheilt haben, sodaß für uns hintennach nicht einmal das kleinste Bröckelchen eines andern Welttheils übriggeblieben ist! — —

Bisjetzt sind leider alle Schritte der niederdeutschen Bauern von Südafrika, den ersehnten deutschen Schutz zu erlangen, vollständig erfolglos geblieben, und es ist zu fürchten, daß aus zu großen Höflichkeitsrücksichten für das befreundete England — oder aus Furcht vor der alle Meere beherrschenden britischen Kriegsflotte? — der deutschen Nation wieder, wie schon so oft in der Weltgeschichte, eine Chance entgehen wird, welche sie binnen Einem Jahrhundert ganz sicher zu einer der reichsten Nationen des Erdballs erhoben haben würde. Denn es kann nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, daß der

Erwerb der Delagoa-Bai durch Deutschland und die Uebernahme eines Schutzverhältnisses über die ein solches dringend wünschenden stammverwandten niederdeutschen Freistaaten in sehr kurzer Zeit, und dies einfach durch den regelmäßigen Zuzug deutscher Einwanderung, die Entstehung eines Neudeutschlands in Südafrika zur Folge haben würde, dessen enge geschäftlich-mercantilische Verbindung mit dem Mutterlande außerordentlich auf die Bereicherung des letztern zurückwirken und vermuthlich in spätern Zeiten den friedlichen politischen Anschluß der allmählich germanisirten Freistaaten an das Deutsche Reich nach sich ziehen würde.

Schutzmacht der Bauernrepubliken darf und kann aber freilich nur diejenige Macht werden, welche die Delagoa-Bai, den einzigen Hafenzugang zu denselben, künftig in Besitz nehmen wird. Diese Macht wird dann, wenn sie dem rückwärts liegenden Binnenlande einen dauernden und stetigen Einwanderungsstrom zuzuführen im Stande ist, sicher die künftige Herrin des Landes und die Besitzerin aller der ungezählten Reichthümer werden, die hier noch der Hebung durch fleißige Hände harren.

Daß die portugiesische Regierung nicht abgeneigt sein würde, die Bai zu verkaufen, vorausgesetzt, daß ihr ein gehörig hoher und annehmbarer Preis dafür geboten würde, ist nach gewissen Thatsachen, die mir an Ort und Stelle bekannt geworden sind, nicht zweifelhaft; es leuchtet ja auch ein, daß das jetzige Portugal zu arm an Bevölkerung und Kapitalien ist, um aus dem Besitze der Bai auch nur den zehnten Theil des Nutzens zu ziehen, den eine geld- und volkreichere Macht, wie England oder Deutschland, daraus gewinnen würde.

Der erste Schritt, den der neue Besitzer der Bai zu thun hätte, würde natürlich die unverweilte Inangriffnahme der Eisenbahn nach Pretoria, mit Verlängerung nach Potschefstroom und Bloemfontein, sein. Beide Eisenbahnen würden leicht in 3—4 Jahren zu vollenden sein und dann eine ungeheuere Veränderung in allen südafrikanischen Verhältnissen zur Folge haben. Solange als nur Portugal und Transvaal, beide zur Zeit an Bevölkerung und Kapitalien noch so

schwache und bedürftige Staaten, an dem Bau der Bahn direct interessirt sind, so lange wird die Beschaffung der dazu nöthigen Gelder sehr schwierig sein und daher die Sache sich in die Länge ziehen. Denn der reiche englische Kapitalienmarkt wird sich aus patriotischen Rücksichten auf die britischen Colonien (Natal und die Ostprovinz der Kapcolonie), welche durch die Delagoa-Bai-Bahn viel von ihrem Handel einbüßen würden, so lange diesem Bahnproject gegenüber unthätig verhalten, als Transvaal oder wenigstens die Bai noch nicht dem britischen Reiche einverleibt worden sind.

Nehmen wir nun einmal ein wenig näher die Folgen in Augenschein, die eine eventuelle Acquisition der Delagoa-Bai z. B. durch das Deutsche Reich, nothwendig und mit absoluter Gewißheit nach sich ziehen würde!

Die Transvaal-Republik ist der Garten und das Paradies von Südafrika, ein großes und weites Land voll der herrlichsten Naturschätze und steht in dieser Hinsicht in ganz Afrika unvergleichlich da. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird weder vom Nildelta, noch von den Prairien des amerikanischen Westens oder den Schwarzerdedistricten des mittlern und südlichen Rußlands übertroffen. Die zahlreichen Flüsse und Bäche sind das ganze Jahr hindurch voll Wasser und ermöglichen dadurch fast überall die Bebauung des überschwenglich reichen Bodens. Wäre eine hinreichende ackerbauende Bevölkerung im Lande, so könnte die Transvaal-Republik schon in ihrer jetzigen Ausdehnung allein ganz Südafrika mit Getreide versorgen, und noch einen guten Theil ihrer Vorräthe nach Europa exportiren. Der mittlere, östliche und südliche Theil des Landes sind vorzüglich geeignet zum Weizenbau; der Weizen im District von Pretoria trägt gewöhnlich vierzig- bis funfzigfältig, und der leydenburger Weizen ist berühmt durch seine Schwere und seine weiße Farbe, weshalb eine Probe davon auf der letzten pariser Weltausstellung eine Preismedaille gewonnen hat. Im mittlern und nördlichen Theile des Landes gedeihen Kaffee, Thee, Baumwolle und Taback vorzüglich und geben dem Farmer, vorausgesetzt, daß ihm hinreichende Arbeitskräfte zu Gebote stehen, reiche Ernten. In

den tiefern Ländereien an den Ufern der Flüsse kommen auch Zuckerrohr- und Reispflanzungen ausgezeichnet fort. Das Gras auf den unabsehbaren natürlichen Prairien wird bis 7 Fuß hoch und eignet sich daher außer zur Unterhaltung zahlreicher Viehheerden auch sehr gut zum Dachdecken. Grasdächer sind ja in warmen Ländern für Wohnhäuser immer die kühlsten und angenehmsten. An Früchten ist das ganze Jahr hindurch Ueberfluß, und jede Saison bietet hierin besondere Gaumenfreuden. Aepfel, Birnen und Pflaumen — Pfirsiche, Aprikosen und Nüsse — Feigen, Mandeln und Weintrauben schmücken die Tafel des Farmers im Sommer; Apfelsinen, Mandarinen und Citronen, Ananas, Bananen und Loquatäpfel, Datteln und Guayaven im Winter. Dazu gedeihen hier auch alle europäischen Gemüse vorzüglich.

Gutes fruchtbares Land ist jetzt noch massenhaft zu 3 Pence (25 Pfennige) bis 2 Schilling (= 2 Mark) pro englischen Acker ($1^{6}/_{10}$ preußischen Morgen) zu haben und Ackerbauer mit einem kleinen Kapital können daher dasselbe hier äußerst fruchtbringend anlegen.

Das Klima der Republik ist eins der gesündesten der Welt, infolge des Umstandes, daß das ganze Land ein Hochplateau ist und 5—7000 Fuß über dem Meere liegt. Es gleicht in dieser Beziehung den Hochplateaux von Mexico, Centralamerika, Columbia und Ecuador. Wie es einer europäischen, wenigstens ursprünglich aus Europa stammenden Körperconstitution bekommt, zeigen die kernigen und gesundheitstrotzenden Hünengestalten der Boers, die auch in Transvaal dieselbe äußere Erscheinung beibehalten haben, welche ihre Brüder in der Kapcolonie und im Oranje-Freistaate auszeichnet. Nur in einzelnen Lagen im nördlichsten Theile der Republik, in tiefen Landstrichen an den Ufern der Flüsse, kommen Fiebergegenden vor; in solchen ausnahmsweisen Lagen ist ja dasselbe aber auch in Deutschland, Frankreich und Italien der Fall.

Die Mineralschätze des Landes sind ganz unerschöpflich und dürfte in dieser Beziehung kaum ein anderes Land der Welt ihm gleichkommen. Kupfer, Zinn, Silber, Quecksilber, nament-

lich aber Eisen und Blei sind in ungeheuern Massen vorhanden.

Reiche Kupfererzlager gibt es im District Waterberg, am Sand-, Krokodil-, Elefanten- und Blyde-Flusse, auch 80 englische Meilen südwestlich von Delagoa-Bai an Umzuti und 20 Meilen südwestlich von Pretoria. Bisjetzt haben nur die Eingeborenen sie ausgebeutet, indem sie die Kunst verstehen, das Kupfer in Stangen und Blöcken herauszuschmelzen.

Bleierze sind überall durch das ganze Land hin reichlich vorhanden und Transvaal verspricht daher eins der bedeutendsten Bleiländer der Welt zu werden. Der Bleiglanz in der Nähe von Pretoria enthält 70—80 Procent Blei und daneben noch 5—6 Procent Silber. Der Bleiglanz von Mariko ist enorm reich; 1 Tonne davon gibt von $9^1/_4$—31 Unzen Silber, während der gewöhnliche Silbergehalt dieses Erzes in Europa per Tonne nur 6—7 Unzen ist. Auch bei Pretoria und nordöstlich von Leydenburg liegen reiche Bleierze zu Tage.

Die Kobalterze Transvaals sind ebenfalls sehr werthvoll; Herr Whitehead hat aus den ihm zugehörigen Minen schon mehrere Sendungen von je 10 Tonnen per Ochsenwagen über die ungeheuere Distanz bis Port Elisabeth geschickt, von wo sie nach England verschifft wurden. Eine Tonne von diesem Erze wurde mit 5000 Mark bezahlt.

Eisenerze liegen an vielen Orten zu Tage, mitunter als reiner Magneteisenstein. Die Eingeborenen wissen daraus in ihrer groben Manier ein vorzügliches Eisen zu schmelzen, das sie mannichfach für ihre Waffen und ihre agriculturistischen und häuslichen Bedürfnisse verwenden. Es sind vorzüglich diese massenhaften Lager von Eisenerzen, die im Vereine mit unermeßlichen Steinkohlenfeldern und reichlichen Bauholzbeständen den Bau und Betrieb von Eisenbahnen in diesem Lande sehr erleichtern werden, da die Eisenschienen und Bahnschwellen gleich hier am Orte gewonnen und fabricirt werden können und auch die Kohlen nicht erst eingeführt zu werden brauchen.

Steinkohlen von vorzüglicher Qualität sind in uner-

meßlichen und mächtigen Lagern in den Districten Pretoria, Nazareth, Wakkerstrom, Leydenburg und Utrecht vorhanden. Die bisjetzt untersuchten Kohlenbetten zeigen allein schon eine Ausdehnung von über 9½ deutschen Quadratmeilen und genügen schon für sich hinlänglich, um der Transvaal-Republik eine großartige Zukunft als ein Fabrik- und Industrieland zu sichern und um zugleich die Delagoa-Bai später zu einer der wichtigsten Kohlenstationen für die Kriegs- und Handelsmarine auf der südlichen Halbkugel zu machen. Der östliche Rand der Kohlenfelder fängt schon 40 englische Meilen westlich von der Delagoa-Bai an, wird also mit der neuen Eisenbahn sehr schnell erreicht werden.

Braunsteinerz (bei Leydenburg), Zinn-, Quecksilber-, Nickel-, Wismuth- und andere Erze sind bisjetzt nur von Mineralogen aufgefunden, aber noch nie von Europäern ausgebeutet worden. Herr Guzmann fand am obern Limpopo (Krokodilfluß) 160 alte Schächte und Gruben, die für eine frühere dichte Bevölkerung dieses Landes Zeugniß ablegen und zugleich auf einen sehr hohen Culturgrad dieses längst verschwundenen Volkes mit Sicherheit schließen lassen. Er fand auf dem Boden dieser Schächte und Gruben sehr reiche Proben von Kupfer-, Zinn-, Silber-, Wismuth-, Kobalt-, Nickel- und Quecksilbererzen.

Aber der allerverführerischste Reichthum der Transvaal-Republik, welcher mehr als alle ihre andern Schätze bisjetzt die Augen der Welt auf sie gezogen hat, besteht in ihren unermeßlichen Goldlagern. Dieselben kommen theils in Quarzfelsen eingesprengt, theils in Alluvialablagerungen vor. Ein breiter Gürtel von Goldquarzfelsen zieht in südwestlicher Richtung durch die Districte Waterberg, Zoutpansberg (Maraba)*), Mariko und Rustenburg, und der Goldreichthum der leydenburger Berge und Flußrinnen ist ja in den letzten Jahren allgemein bekannt geworden.

---

*) Das von Herrn Button in Maraba bearbeitete Goldriff gibt einen Ertrag von 96 Unzen pro Tonne.

Die bisjetzt als goldhaltig erkannte Landstrecke im leydenburger District entspricht einer Längenausdehnung wie von Berlin nach Wittenberg oder von Leipzig nach Dresden und würde schon für sich allein mehrern Generationen von Goldgräbern volle Beschäftigung geben. Diese Gegend wird bei theilweiser Benutzung der künftigen Eisenbahn nach deren Vollendung bequem in $2^1/_2$ Tagen von der Delagoa-Bai aus zu erreichen sein. Nimmt man zu diesem Goldreichthume innerhalb der heutigen Grenzen der Transvaal-Republik noch den Umstand hinzu, daß in den im Norden an dieselbe angrenzenden Ländern diese goldhaltigen Gebirge sich bis zum Zambesithale fortsetzen, und daß dort von ältern und neuern Reisenden (in den Landstrichen von Tatin, Makalaka, Mashona, Mariko und im Lupatagebirge) wunderbar reiche Golderze aufgefunden und mitgebracht worden sind, so wird es hieraus sehr erklärlich, wie Mauch auf die Idee kommen konnte, daß man hier das alte fabelhafte Goldland der Bibel, Ophir, vor sich habe, von dem schon König Salomo Gold für den Tempel von Jerusalem bezog. Mauch entdeckte hier (in der Breite von Sofala) mächtige Ruinen, die über einen Raum von 2 Quadratmeilen ausgestreut sind, mit Mauern, 30 Fuß hoch und 18 Fuß dick, und erbaut aus behauenen Granitquadern, die ohne Mörtel zusammengefügt sind. Die Ruine eines Thurmes hatte 450 Fuß im Durchmesser! Die Stelle, wo Mauch diese Ruinen fand, heißt Zymbabye und liegt unter 20° 14′ südl. Br. und 31° 48′ östl. L. (von Greenwich), 160 englische Meilen westlich von Sofala. Die architektonischen Verzierungen an den Ruinen sind weder im arabischen noch portugiesischen Stile, sondern scheinen auf phönizischen Ursprung hinzudeuten. Erst seit vierzig Jahren ist in dieser Gegend der Stamm der Makalaka angesiedelt. In nächster Nähe dieser Ruinen fand Mauch zahlreiche alte Goldminen, aus denen er viele schöne Goldquarzstücke mit sich nahm.

Unter diesen erst künftig noch an die Transvaal-Republik zu annectirenden, heute aber noch außerhalb deren officiellen Grenzen befindlichen Landstrichen befindet sich auch — unter 18° südl. Br. — die in alten Karten mit Monomotapa be-

zeichnete Gegend, deren fabelhafter Goldreichthum schon in den ältesten Zeiten weitberühmt war und wo der goldreichste je in Südafrika gefundene Quarz in zahlreichen Gängen und Adern die Felsenformationen durchzieht. Es hat sich erst vor kurzem eine englische Compagnie gebildet, die Hartly Hill Gold Quarz Crushing Company, um mit der Ausbeutung dieser Schätze den Anfang zu machen.

Es ist also nach allem diesem gewiß, daß hier in Transvaal und seinen nördlichen Nachbarterritorien eins der reichsten Goldländer der Erde vorliegt, dessen unermeßliche Schätze einst die Taschen desjenigen Volkes füllen werden, das den Muth und die Intelligenz haben wird, diese Länder in seinen Besitz überzuführen. Wahrscheinlich wird dies das englische Volk sein — bei baldigem Zugreifen (d. h. bei baldigem Ankaufe der Delagoa-Bai und Einströmenlassen deutscher Einwanderung) könnte sich aber jetzt noch die deutsche Nation dieses Eldorado für die Zukunft sichern! Und wahrlich, dieser jahrhundertelang bescheiden und übersehen im Winkel gestandene und alle seine Zeit in häuslichen Zwisten unnütz verloren habende Benjamin unter den christlichen Culturvölkern dürfte wol die Vergünstigung beanspruchen, daß der Rothschild unter Europas Volksstämmen, der schon zum Herrn von mehr als dem fünften Theil der gesammten Erdbevölkerung gewordene John Bull ihn endlich auch einmal an den reichen Weihnachtstisch dieser irdischen Welt herantreten und ihn auch für sich etwas von den da so verlockend ausgebreiteten Geschenken und Schätzen herunterlangen lassen sollte, die doch sicher nicht alle für einen einzigen von den zahlreichen Stämmen der indoeuropäischen Rasse bestimmt waren! Wenn Deutschland nur ernstlich wollte, so würden alle die unermeßlichen Schätze dieser reichen Goldländer, die fruchtbaren Aecker und gesunden Paradiese des mittlern Südafrika in Zukunft sein ausschließliches Erbtheil werden, ohne daß England im Stande wäre, es daran zu hindern. Denn der germanische Kern, um den sich ein mächtiges Neudeutschland herumkrystallisiren könnte, ist ja schon

in der frischen und urwüchsigen Rasse der niederdeutschen Boers vorhanden, was doch wahrlich ein Vortheil von unschätzbarer Tragweite ist!

England hat zur Zeit noch nicht Bevölkerung genug, um neben seinen ungeheuern indischen, australischen und amerikanischen Besitzungen auch noch die weite südafrikanische Welt gehörig bevölkern und colonisiren zu können. Aber trotzdem steht es wie der biblische Engel mit dem flammenden Schwerte vor der Pforte des südafrikanischen Paradieses und möchte allen Fremden mürrisch den Eintritt wehren. Südafrika soll vermuthlich noch so lange der Welt verschlossen bleiben, bis nach vielen Jahren die immer fortschreitende Uebervölkerung Englands im Stande sein wird, auch ihm eine hinreichende Zahl von Einwanderern zuzusenden.

Ein fetter Bulldogge, der eine mit Fleisch überfüllte Schüssel vor sich hat und, wenngleich selbst bereits übersättigt und vollständig incapabel, alle die noch übrigen fetten Bissen selbst zu bewältigen, dennoch alle hungerig herumstehenden magern Köter wegbeißt, um nur keinem außer sich allein die Freuden der Tafel zu gönnen — das ist ungefähr, wenn man ein Bild aus der Naturgeschichte wählen wollte, die Stellung, welche die englische Nation bisjetzt gegenüber den Bestrebungen anderer und ärmerer Völker, deren Concurrenz sie fürchtet, in Bezug auf Gründung von colonialen Niederlassungen in fremden Welttheilen eingenommen hat. Theils durch Eroberung, theils durch Kauf und Vertrag haben die Engländer und ihre angelsächsischen Milchbrüder, die Yankees, nach und nach den übrigen europäischen Völkern den größten Theil ihrer werthvollsten Colonien abgenommen: den Franzosen das ganze Mississippi- und Missourithal von Sanct-Paul und Sanct-Joseph bis Neuorleans, das Wasserbecken der großen canadischen Seen und die Insel Mauritius — den Holländern Neuyork, Demerara, die Kapcolonie und die Insel Ceylon, den holländischen Boers die Colonie Natal und die Diamantenfelder — den Spaniern und Mexicanern Florida, Texas, Neumexico und Californien — und die ungeheuere Insel Neuholland, für sich allein schon einen ganzen Welttheil, haben

die Engländer ausschließlich ganz allein für sich in Beschlag genommen.

Kurz, es hat sich die angelsächsische Rasse bestrebt gezeigt, die Oberherrschaft über alle neuentdeckten und werthvollen Länder der Welt und den ausschließlichen Besitz des Handels mit denselben zu erlangen.

Als im Jahre 1848 die Flottenbewegung in Deutschland begann und der Ruf nach einer Kriegsflotte durch alle deutschen Gaue hallte, da erklärte die „Times“ in zorniger Aufwallung, daß England eine neue schwarz-roth-goldene Flagge auf der See nicht anerkennen, sondern als eine Seeräuberflagge behandeln würde. Desgleichen entstand allemal ein großes Geschrei in der englischen und amerikanischen Zeitungspresse, als zu verschiedenen Zeiten unbegründete Gerüchte vom deutschen Ankaufe Cubas, Portoricos, der Philippinischen Inseln, der Insel Formosa und der Delagoa-Bai durch die Zeitungen liefen. England und Amerika geberden sich eben, als wäre die große schöne Welt nur allein für *sie* geschaffen und als hätten alle übrigen Völker Europas nicht das mindeste Recht zu neuen Colonieanlagen. Ohnmächtigen, eingeschlafenen und verarmten Völkern wie den Spaniern und Portugiesen und deren degenerirten überseeischen Abkömmlingen gönnen sie noch am ehesten ihre Colonialbesitzungen, da sie wissen, daß jene weder die Bevölkerung noch die Kapitalien und den nöthigen Unternehmungsgeist besitzen, um etwas Tüchtiges aus ihren Colonien machen zu können, und also von dieser Seite dem eigenen Handel und der eigenen Industrie keine bedenkliche Concurrenz droht. Aber sobald ihnen nur von fern ein ganz unverbürgtes Gerücht zu Ohren kommt, daß eine so rührige und intelligente Nation wie die deutsche daran denken könnte, für sich eine nur ganz geringfügige Colonialacquisition zu erstreben, dann entdecken sie gleich eine ungeheuere Gefahr und Concurrenz für ihren eigenen Handel darin und thun alles mögliche, um das vermeintliche Project von vornherein zu hintertreiben und im Keime zu ersticken.

Es ist in dieser Hinsicht interessant, einige der englischen

Zeitungsstimmen anzuhören, die sich zur Zeit des Gerüchtes über den Ankauf der Delagoa-Bai durch Deutschland vernehmen ließen.

Der „Standard“, ein sehr anständiges und ehrenwerthes (torhistisches) Blatt, sprach sehr unumwunden und ehrlich das Geständniß aus, daß die Engländer ruhig und ohne Eifersucht eine große und hochgebildete stammverwandte Nation wie die deutsche an der Riesenaufgabe der Civilisation und Colonisation von Südafrika theilnehmen lassen dürften, da die Kräfte und die Bevölkerung Großbritanniens bei weitem nicht für eine so kolossale Aufgabe ausreichten.

Desgleichen wurde die Neuigkeit vom (ebenfalls torhistischen) „Daily Telegraph“ mit Beifall begrüßt, der sich wie folgt darüber aussprach (am 31. December 1872):

„Ein solcher Anhaltspunkt ist genau, was preußische Staatsmänner wol wünschen dürften. Zunächst deuten die Anzeichen klar auf eine Eröffnung des dunkeln Continents, und diejenigen, welche nichts mit afrikanischen Ereignissen zu thun haben, werden allmählich finden, daß sie hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben sind. Sodann liegt es den deutschen Vaterlandsfreunden sehr am Herzen, ihre Kriegsflotte zu entwickeln, und zu diesem Zweck sind auswärtige Stationen nöthig. Die Delagoa-Bai würde in beiden Punkten eine erwünschte Erwerbung sein. Sie hat eine sichere, bequeme Rhede mit einem Fluß, welcher großen Booten 200 Meilen landeinwärts Zugang gewährt. Die Küste ist ohne Zweifel flach, morastig und ungesund während der Sommermonate; allein die Deutschen sind klug und werden schon in einiger Entfernung landeinwärts eine Erhöhung für ihre Niederlassung finden. Während die Portugiesen habgierig, träg und grausam waren, den Sklavenhandel begünstigten und das Land geschlossen hielten, würden uns die Preußen beistehen, den fluchwürdigen Menschenhandel auszurotten, und mit uns wetteifern, das reiche und weite Land zwischen den Flüssen Limpopo und Quilimane zu öffnen. In Delagoa wären sie die Nachbarn unserer Colonie Natal und hätten die Republik Transvaal hinter sich. Sie würden ohne Eifersucht unsererseits einen zunehmenden

Antheil an dem Handel erhalten, welcher entstehen wird in dem Maße, wie sich das Innere Afrikas erschließt. Mittlerweile sollte die Sache aber unser Auswärtiges Amt aufmerksam auf das machen, was in Zanzibar und im Osten überhaupt vorgeht. Vom Kaukasus bis zum Indischen Ocean sind Zeichen großer Veränderungen bemerklich, von denen England die erste Frucht und den Löwenantheil erhalten sollte."

Anders die „Diamond News", das enragirt chauvinistische Organ der Regierung von Westgriqualand. Sie sagte in einem Leitartikel vom 13. Mai 1873 unter der Ueberschrift „Unsere Zukunft" Folgendes:

„Nichts gibt uns mehr Befriedigung als die Beobachtung, daß der erste Schritt Preußens, sich in den Besitz der Delagoa-Bai zu setzen, die englische Regierung endlich aus ihrem Schlafe aufgestört hat. Solange die Delagoa-Bai in den Händen der Portugiesen war und nichts gethan wurde, um dieselbe zu verbessern, zu befestigen und mit Docks zu versehen, konnten High Commissioners und Gouverneure sich die Finger wund schreiben, um die heimische Regierung zum Ankaufe dieses wichtigsten aller Häfen zu veranlassen; es blieb ohne jeden Erfolg. Aber jetzt, da wir das energische, unternehmungslustige Preußen seine Hand nach diesem Schatze ausstrecken sehen, ist die Nothwendigkeit einer sofortigen Acquisition dieser Bai für England handgreiflich geworden. Wir müssen uns rasch des Schlüssels versichern, welcher die ungeheuern Territorien des südöstlichen Afrika unserer Herrschaft überliefert und dessen Besitz über die ganze Zukunft Südafrikas entscheidet. Die Delagoa-Bai in den Händen Preußens würde ein solcher Rivale für unsere südafrikanischen Häfen werden, daß Capetown, Port Elisabeth und Natal dadurch in Bedeutungslosigkeit versinken würden. Es ist das leichteste Ding von der Welt, England zu beweisen, daß der Ankauf der Delagoa-Bai für es die rentabelste aller Kapitalanlagen sein würde. Es ist eine einfache Wahrheit, die heutzutage niemand mehr leugnen kann, daß «der Handel überall der Flagge folgt» und daß die Anlage von Colonien in reichen Ländern allemal die Bereicherung des Mutterlandes durch einen aus-

gedehnten Colonialhandel zur gewissen Folge haben muß. Die hinter der Delagoa-Bai liegenden Binnenländer sind in allen Beziehungen den reichsten Ländern der Welt gleichzustellen. Sie sind das Kanaan, das Land der Verheißung von ganz Afrika. Berichte von mineralischen Reichthümern, die uns noch vor kurzem als fabelhaft und übertrieben erschienen, sind durch die Entdeckungen der letzten Wochen als wahr erkannt worden. Diese Länder würden ein ungeheueres Gebiet für Emigration in großartigem Maßstabe erschließen und unserm Unternehmungsgeist, unserer Industrie ein endloses neues Arbeitsfeld eröffnen. Wir schließen mit dem lauten Mahnrufe an unsere heimische Regierung: Move fast! (haltet euch dazu!) Setzt euch schnell in den Besitz dieses Hafens, ehe es zu spät wird und das kühne erfolggewohnte Preußen die kostbare Beute verschluckt!"

Unter dem 10. Juni 1873 schreibt dieselbe Zeitung wieder:

„Wir haben schon bei verschiedenen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hingewiesen, wie sehr wünschenswerth die Acquisition der Delagoa-Bai und der sämmtlichen portugiesischen Territorien in Südafrika und ihre Annexion an das britische Reich sei. O, könnten wir doch die Augen der Reichsregierung öffnen und ihr im klarsten Sonnenlichte die Thatsache zeigen, daß sie nur die Hand auszustrecken braucht, um den Schlüssel zu einem halben Continent einzustecken! Ja, und zu einem Continent, der sich nach den letzten tagtäglich einander drängenden Entdeckungen als ganz beispiellos reich in mineralischen Schätzen erweist. Die ungeheuern Binnenländereien, deren natürliche Seemündung die Delagoa-Bai bildet, sind in einer außerordentlichen Ausdehnung productiv. Milliarden von Ackern in diesen Territorien sind für den Pflug geeignetes Land, andere Milliarden sind die prächtigsten Viehzuchtsländereien der Welt. Sie haben einen Ueberfluß an mineralischen Schätzen und könnten eine Bevölkerung funfzigmal so groß (!) als die von Großbritannien ernähren. — Portugal, einst die Herrin der Meere, ist in eine vorzeitige Altersschwäche versunken, und obgleich es Colonien von ungeheurer Entwickelungsfähigkeit

besitzt, zieht es aus ihnen doch keine weitern Einkünfte, als gerade genügend sind, um die spärlichen und armseligen Gehälter einiger Abenteurer mit hochklingenden Titeln bezahlen zu können, die ihre Stellung nur als ein Mittel benutzen, um durch die Annahme von Bestechungsgeldern von Sklavenhändlern oder gar durch geheime eigene Theilnahme am Sklavenhandel ihre elenden Jahrgehalte zu verzehnfachen. Es ist keine große Scharfsicht nothwendig, um einzusehen, daß unter solchen Umständen Portugals ostafrikanische Besitzungen geradezu werthlos für es sind und daß England nur einfach sein Verlangen nach denselben auszusprechen brauchte, um sofort der Besitzer von Territorien zu werden, die in seiner Hand Ophir und Golkonda verdunkeln würden.

„Was thun der High Commissioner und unser Lieutenant-Gouverneur, um diese Sache der Aufmerksamkeit der Reichsregierung aufzudrängen? Wenn sie nichts thun, so sind sie unwürdig der Stellungen, die sie bekleiden, und es wird bald die Zeit kommen, wo, wenn es entdeckt würde, daß sie diese Gelegenheit zur Bereicherung des Reiches haben ungenützt vorübergehen lassen, die Welt über sie ausrufen würde: Schande, Schande über euch! Wir sagen nicht, daß unsere Regenten indifferent sind. Wir können das ja nicht wissen, aber an das bekannte Shakspeare'sche Wort denkend:

> There is a tide in the affairs of men
> Which, taken at the flood, leads on to fortune!

und sehend, daß jetzt gerade wol diese Flutwelle in Bewegung ist, welche die südafrikanischen Angelegenheiten vorwärts bringen könnte, sind wir von dem brennenden Verlangen eingenommen, daß dieselbe uns zum Glücke führen möchte!"

Unter dem 28. November 1874 schreibt dasselbe Blatt:

„Auf Seite 297 seines Werkes «The Colonies once more» sagt unser großer Historiker Froude wie folgt:

„«Daß eine große Staatsemigration möglich und ausführbar ist, daß ihr keine unübersteiglichen Schwierigkeiten entgegenstehen und daß, wenn ins Werk gesetzt im Verein mit den Colonialregierungen, sie mehr wie alle andern Mittel die

Colonien an das Mutterland binden würde, das wird selbst Lord Granville kaum bezweifeln wollen. Die Ausdehnung unserer Colonialterritorien ist so unendlich groß und die Reichthümer, welche dort nur auf die hebende Kraft menschlicher Industrie warten, sind so unermeßlich, daß unsere Colonien bei einer richtigen Organisation und Vorbereitung jetzt alljährlich wenigstens eine Viertelmillion Einwanderer empfangen könnten. Die Anzahl derer, für welche dort Arbeit zu finden ist, würde stetig in geometrischer Progression zunehmen. Die Auswanderer würden bald ihre Familien nachkommen lassen u. s. w.»

„Ja, wir stimmen mit vollem Herzen in diese Worte unsers berühmten Historikers ein. Es muß eine große Staatsemigration von England organisirt werden, und wenn Afrika englisch werden soll in Herz und Seele, so muß ein guter Theil der Viertelmillion Auswanderer alljährlich hierher gesendet werden! Der erste Schritt zur Anglisirung der Territorien im Norden des Oranjestromes muß mit einer Staatsemigration in die Länder der Batlapins, Barolongs, Basutos und Nordbetschuanen beginnen. Bevölkert zunächst diese reichen Länder gründlich mit englischen Arbeitern, und Afrika wird dann politisch geeinigt und englischer Nationalsinn darin vorherrschend werden.“

Was für Fortschritte schon bisjetzt die Deutschen einzig infolge ihres Unternehmungsgeistes und ihrer Activität und ohne alle schützende Basis von eigenen Häfen und Niederlassungen an der afrikanischen Ostküste gemacht haben, davon gibt eine Rede Zeugniß, welche der bekannte englische Admiral Sir Bartle Frere im Jahre 1874 an die Studirenden der Universität Edinburgh hielt. Sir Bartle Frere commandirte einige Jahre lang die ostafrikanische Flottenstation und hatte daher reichlich Gelegenheit, die immer zunehmende Zahl und die große Prosperität der deutschen Handelsniederlassungen kennen zu lernen. Er sagte wie folgt:

„Ich muß Sie nun auf die rastlosen Arbeiten einer Rasse aufmerksam machen, welche letzthin sich ebenso groß im Kriege als nach der Stunde des Sieges gemäßigt, verständig und ord-

nungsliebend erwiesen hat, ich meine die Deutschen. Sie sind es, die in den letzten Jahren unter allen Nationen bei weitem die größten Fortschritte an der Ostküste von Afrika gemacht haben. Sie sind es, die Sie sich nicht weniger im rastlosen Lernen und Streben nach Erkenntniß als auch im friedlichen, aber energischen Arbeiten zum Muster nehmen sollten. Wir sehen ihren fortwährenden eclatanten Fortschritt nicht nur an der Ostküste von Afrika, wo sie schon angefangen haben, unsern Handel zu verdrängen, sondern auch entlang den Küsten von Indien, China und Japan u. s. w."

Etwas Schmeichelhafteres könnte von den an der afrikanischen Ostküste und überhaupt in den östlichen Meeren angesiedelten deutschen Kaufleuten (die beinahe sämmtlich Hamburger sind) wol kaum gesagt werden, als diese Worte eines englischen Admirals! Deren Activität selbst den jungen Engländern und Schotten als Muster aufzustellen, hätte ein in so hoher Stellung befindlicher Repräsentant der britischen Regierung gewiß nicht gewagt, wenn ihm nicht wirklich die Fortschritte des deutschen Handels ganz enorm imponirt hätten!

Um nun zur Transvaal-Republik zurückzukehren: ein solches Land, voll so unerschöpflicher Schätze, was würde es werden, wenn es sich mit der Zeit mit deutschen Einwanderern anfüllen würde? Welches Volk versteht das Colonisiren durch Ackerbau besser als das deutsche? Pennsylvanien und der Westen und Nordwesten der Vereinigten Staaten, die deutschen Niederlassungen in Südbrasilien und Britisch-Kaffrarien und die Ackerbaucolonien im östlichen und südlichen Rußland geben dafür glänzende Belege. Es würde sich hier in Transvaal die alte Erfahrung von Californien wiederholen: das Gold zog erst die Bevölkerung ins Land, später legte sich die neue Bevölkerung auf den Ackerbau, und jetzt gewinnt Californien viel mehr Gold durch seine Bodencultur als durch seine Metallproduction.

Wenn nur ein kleiner Bach von dem constanten und undämmbaren Strome der deutschen Auswanderung, der

bisjetzt fast ausschließlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugute gekommen ist, nach Transvaal abgeleitet werden könnte (vorausgesetzt natürlich, daß die Delagoa-Bai deutsches Besitzthum würde), so würde in wenigen Jahren das ungeheuere Gebiet der Republik vorwiegend mit Deutschen bevölkert werden. Deutschland wie die beiden Boer-Freistaaten würden beide in gleicher Weise dadurch gewinnen. Die holländischen Bauern würden durch das Steigen ihres Grundes und Bodens bald alle reiche Leute werden; die jetzt übermäßig großen Farmplätze würden in kleinere Theile parcellirt werden und Hunderttausenden fleißiger deutscher Landleute Gelegenheit geben, sich eine freie und unabhängige Existenz zu gründen. Würde nun also infolge einer anhaltenden deutschen Einwanderung in diesem Lande (das jetzt bei seiner großen Ausdehnung von 5400 deutschen Quadratmeilen [also gleich dem Königreiche Italien] nur von 40000 Weißen und 275000 Schwarzen bewohnt ist), allmählich ein numerisches Uebergewicht der deutschen Bevölkerung über die holländische eintreten, so würde dann die ganze Republik einen vollständig deutschen Charakter annehmen und einen deutschen Präsidenten, eine deutsche Regierung an ihre Spitze stellen. Ob dann später durch Beschluß der Volksvertretung auch ein näherer politischer Anschluß an das deutsche Mutterland stattfinden würde, dies würde wol wesentlich von der Disposition der deutschen Reichsregierung und den von ihr gestellten Bedingungen abhängen.

Zugleich ist in Betracht zu ziehen, daß ein hier entstehendes Neudeutschland mit der Zeit eine außerordentliche Ausdehnung gewinnen könnte und sich durch allmähliche friedliche und durch Kaufverträge zu bewirkende Einverleibung der Nachbarländer mit der Zeit leicht auf die acht- und zehnfache Größe bringen ließe. Das weite Hochland zwischen dem obern Limpopo und Zambesi wird ebenfalls wie die jetzige Transvaal-Republik von ungemein reichen Goldgebirgen und Steinkohlenlagern durchzogen, ist mit Ausnahme einzelner Localitäten durchaus gesund und fruchtbar und würde sich ungemein zum Anbaue im Großen von Baumwolle, Taback, Kaffee, Thee,

Indigo, Zuckerrohr, Mais, Reis und Körnern und Nüssen aller Art eignen. Und die jenseit des Zambesi nördlich bis zu den großen centralafrikanischen Seen und westlich bis zu den portugiesischen Besitzungen von Congo, Angola und Benguela liegenden immensen Territorien, die gewiß nicht weniger reich von der Natur begabt, aber jetzt noch vollständig unberührt vom Welthandel geblieben sind, würden sich alle im bequemen Annexionsbereiche des in Transvaal gegründeten Neudeutschlands befinden und einem spätern Vorschieben von dessen Grenzen bis zu den großen Seen im Herzen von Afrika, dem Tanganyka, Victoria und Albert Nyanza einerseits und andererseits bis zu dem (in seinem obern Laufe zwar noch unbekannten, aber nach Schlüssen der Analogie gewiß ähnlich dem Nil und dem Niger reiche und fruchtbare Gegenden bewässernden) Congostrome keine wesentlichen Schwierigkeiten und Hindernisse im Wege stehen.*)

---

*) Seit ich dies geschrieben, ist der Schleier, der seit Jahrtausenden diese Gegenden bedeckte, endlich gelüftet und eine der wichtigsten geographischen Entdeckungen aller Zeiten gemacht worden. Der Congo, dieser südafrikanische Marañon, wurde in seinem ganzen Laufe durch den kühnen amerikanischen Reisenden Stanley erforscht und aufgedeckt. Dieser unerschrockene Nachfolger Livingstone's sagt darüber Folgendes: „Der Livingstone-Fluß" (wie Stanley den Congo künftig zu nennen vorschlägt) „ist der Amazonenstrom von Afrika, während der Nil dessen Mississippi ist. Der Livingstone hat Wasser genug für drei Nile. Seine Länge beträgt 650 deutsche Meilen, er ist also mehr als viermal so lang als der Rhein. Obgleich der Nil für den Handel sehr nützlich ist, so wird der Livingstone noch werthvoller sein. Der Lauf des Nils ist häufig unterbrochen, allein der Livingstone hat alle seine Hindernisse nur in zwei Abtheilungen. Die obere zwischen dem 25. und 26. Grade besteht aus sechs großen Wasserfällen, welche jeder Schiffahrt ein Ende machen. Dann kommt die untere Gruppe von 62 Wasserfällen. Sobald wir über diese gekommen sind, liegt halb Afrika vor uns, ohne alle Hindernisse, und als eine reiche, dichtbewohnte Ebene. Kein Theil von Afrika, mit Ausnahme von Ugoge, ist so reich bevölkert. Die gewöhnliche Bezeichnung «Dorf» ist eigentlich unrichtig für diese Menge von Häusern in den Ortschaften. Es sind wirkliche Städte, oft an manchen Plätzen zwei Meilen lang, mit einer oder zwei breiten Straßen zwischen Reihen von schön gebauten guten Häusern, viel besser als

Schon in ihrer jetzigen Ausdehnung könnte die Transvaal-Republik statt ihrer gegenwärtigen ärmlichen Bevölkerung von 315000 Köpfen leicht eine Einwohnerzahl von 20—30 Millionen ernähren, wenn ihr Boden erst überall vollständig in Cultur genommen wäre! Und in künftigen Jahrhunderten, nach allmählicher Erwerbung und Inculturnahme der ungeheuern nördlichen und nordwestlichen Territorien würde Platz für 80—100 Millionen offen werden!

Mit der Zeit würde natürlich auch das gesammte Zam-

---

irgendwo in Ostafrika. Die ganze große Ebene, welche der Livingstone bewässert, ist berühmt durch ihre ungeheuern Wälder, aus welchen riesige Quantitäten von Palmöl gewonnen werden könnten. Alles was Afrika hervorbringt, ist in diesem Stromthale in reichem Maße vorhanden: Baumwolle, Guttapercha, alle Arten Nüsse, Kopal, Palmenfrüchte und Oel, Elfenbein und noch viele andere Dinge. Mehr als 1100 englische Meilen ($235\frac{1}{2}$ deutsche) unterhalb und 875 Meilen ($187\frac{1}{2}$ deutsche) oberhalb der Fälle ist der Fluß schiffbar. Die großen Nebenflüsse auf beiden Ufern fügen der Länge der Flußschiffahrt noch 1200 englische Meilen (257 deutsche) mehr hinzu, sodaß deren Gesammtlänge 680 deutsche Meilen betragen wird."

Im weitern Verlaufe seines Briefes aus Loanda (dd. September 1877) führt Stanley aus, daß England gemeinschaftlich mit Portugal so rasch wie möglich den Livingstone-Strom dem Handel eröffnen und unter ihre Souveränetät bringen sollten! Und Deutschland??? Der Besitz eines der werthvollsten Colonialreiche des Erdballs, eines dem Handel zu erschließenden Gesammtflußgebietes von 60000 deutschen Quadratmeilen winkt hier für die Zukunft derjenigen europäischen Nation, welche die Hand zuerst nach diesen Schätzen ausstrecken wird. Für coloniale Unternehmungslust liegt hier in der That ein unbeschränkter Spielraum offen. Ich fürchte jedoch, daß in Deutschland nur einige hamburger Kaufleute diese große neue Entdeckung für sich persönlich ausbeuten werden, sonst aber bei uns niemand daran denken wird, ein ausgedehnteres Colonisationsproject für Mittelafrika zu ersinnen, da in Deutschland die Furcht vor dem vermeintlich überall so bösen afrikanischen Klima eine sehr allgemein vorwaltende ist. Wir werden daher dieses Reich der Zukunft mit aller seiner verlockenden Beute wol den energischen Angelsachsen überlassen, die es nicht gewohnt sind, sich durch ähnliche Scrupel von der Ausführung von Planen abhalten zu lassen, die sie für ihr persönliches Interesse wie für ihre Nationalwohlfahrt als dienlich erkannt haben.

besitthal bis an seine Seemündung von der weißen Bevölkerung des Binnenlandes zu erwerben sein. Dasselbe steht zwar jetzt unter portugiesischer Landeshoheit, aber mit Ausnahme von einigen Niederlassungen nahe der Küste nur ganz nominell. Portugal würde den ihm gehörigen Küstenstrich, der ihm selbst so wenig nütze ist, sicher für eine entsprechende Geldsumme abzutreten bereit sein. Das Delta des Zambesi selbst ist zwar durch die Ungesundheit der Niederlassung von Quilimane als ein gefährliches Fieberland verschrien. Es wird hiermit aber wol ungefähr dieselbe Sache sein wie mit der Delagoa-Bai. Die specielle Localität jener Niederlassung ist schlecht gewählt worden und es sind weiter oberhalb eine gute Anzahl von bessern und höher gelegenen Positionen vorhanden, die sich zur Anlegung von Handelsplätzen sehr gut eignen würden. Das Delta selbst ist keineswegs so ungesund; der englische Schiffslieutenant Hoskins, der 18 Monate lang hier zur Verhinderung des Sklavenhandels in den verschiedenen Flußmündungen des Deltas auf und ab kreuzte und dabei in den verschiedensten Jahreszeiten mit seinen Leuten oft 4—6 Wochen lang nur im offenen Boote zubrachte, hatte in dieser ganzen Zeit unter seiner 14 Mann betragenden Bootsmannschaft nur zwei Fälle von mildem Fieber! Auch die nahe liegende, an werthvollen Producten überreiche große Insel Madagascar würde mit der Zeit ganz sicher in den Anziehungskreis des neuen deutschen Colonialstaates von Südafrika gelangen und könnte dann für Deutschland das werden, was nun schon so lange Cuba für Spanien und Java für Holland gewesen ist. Statt ihrer jetzigen Bevölkerung von nur $2^1/_2$ Millionen könnte diese herrliche Insel, die doppelt so groß ist wie das Königreich Italien, eine solche von 50 Millionen ernähren, wenn sie erst vollständig in Cultur genommen wäre!

Welche unbeschränkten Zukunftsaussichten also für die Begründung eines deutschen Tochterlandes! Es könnte sich hier mit der Zeit ein deutscher Colonialstaat entwickeln, der in seinem Reichthume und seinen Einkünften mit dem englisch-ostindischen, jetzt zum Kaiserthume zu erhebenden Colonial-

reiche wetteifern würde. Die kolossalen Ausgaben für Vertheidigungskriege und gewaltsame Unterjochung zahlreicher Völkerschaften, welche die Ausdehnung und Behauptung der englischen Herrschaft in Ostindien so kostspielig machten, würden hier größtentheils wegfallen, da die so wenig zahlreichen, armen, uncivilisirten Eingeborenenstämme des innern Afrika sich an Widerstandskraft ja gar nicht mit den wilden, fanatischen und kriegerischen Mohammedanern Ostindiens messen können und in ihrer Mehrzahl mehr den schwachen und auf die Dauer ganz widerstandsunfähigen Hindus gleichen, deren Hauptmasse sich ja immer willig der englischen Herrschaft unterworfen hat. (Die einzige energische und kriegerische Rasse des in Rede stehenden Theiles von Afrika, die Zulukaffern, würde im Falle eines ernstlichen Krieges mit ihnen von ein paar deutschen Regimentern leicht besiegt und zur Unterordnung gezwungen werden.)

Das deutsch-afrikanische Reich würde also in der Hauptsache ein Reich des Friedens werden — die unerschöpflichen Naturschätze Südafrikas, die seit Jahrtausenden unausgebeutet ruhten, würden endlich von fleißigen deutschen Händen gehoben werden — viele Tausende von deutschen Bürgern würden durch die Bearbeitung der reichen Goldfelder, Kohlenflötze, Eisen- und Bleilager, der Kupfer-, Zinn-, Silber- und Quecksilberminen Transvaals und der im Norden angrenzenden Länder sich große Vermögen erwerben, Millionen deutscher Landleute aber das üppig fruchtbare Land zu einem Garten und sich selbst zu unabhängigen und wohlhabenden Männern machen. Je mehr wohlhabende Bürger aber ein Staat zählt, desto reicher wird der Staat selbst, da die Steuerkraft der Gesammtheit durch den Reichthum der Einzelnen potenzirt wird. Und da mehr als jemals heutzutage Reichthum gleich Macht ist, so würde auch, bei einer nähern staatlichen oder föderativen Verbindung des Deutschen Reiches mit seiner Tochtercolonie, die Leistungsfähigkeit desselben für künftige große nationale Unternehmungen, Kriege, Flottenausgaben u. s. w. außerordentlich erhöht werden.

Außerdem würde auch der zwischen dem alten und dem

neuen Deutschland angeknüpfte Handel Hunderttausenden von deutschen Kaufleuten, Industriellen und Lohnarbeitern einen neuen Markt erschließen und ihnen dadurch einen erweiterten Spielraum für ihre Ernährung und Bereicherung bieten. Denn es ist eine alte historische Erfahrung, daß der Handel immer der Flagge folgt und daß die Handelsverbindung mit einer productenreichen Colonie allemal auch die Bereicherung des Mutterlandes zur Folge haben muß. Thrus und Sidon im Alterthume — Venedig und Genua im Mittelalter — England und Holland in der Neuzeit bieten hierfür die glänzendsten Belege. Die Prachtpaläste, welche jene üppigen Handelsstädte schmückten, der großartige Nationalreichthum, dessen sich die englische und holländische Nation noch heute erfreuen, waren und sind hauptsächlich die Früchte und Errungenschaften ihres weit ausgedehnten Handels, gestützt auf die Basis eigener und productenreicher Colonien. Zählt man doch in der einzigen Stadt Amsterdam mehr Millionäre als im ganzen Deutschen Reiche zusammengenommen! Und in Neuyork, dem Centralpunkte des Reichthums der amerikanischen Nation, deren heutige Macht allmählich doch auch nur aus einer Menge von fortwährend nach Westen vorschreitenden Tochtercolonien emporgewachsen, ist der übliche Vermögensmaßstab, den man an die Leute legt, ein so gänzlich verschiedener von dem in unserm armen und colonielosen Deutschland gebräuchlichen, daß z. B. ein Mann mit einem Vermögen von 300000 Mark, den man bei uns schon zu den Reichen zählt, dort entschieden noch zu den Armen gerechnet wird; erst wer von 600000 Mark bis 1 Million Thaler (Dollars) besitzt, gilt in Neuyork für „well off“ (wohl auf), wer von 1—10 Millionen besitzt, für „independent“ (unabhängig) und erst wer m e h r a l s 10 M i l l i o n e n sein zählt, hat die Ehre, ein „reicher Mann“ genannt zu werden! Und solcher Leute, die über eine Million Dollars haben, gibt es ja in Neuyork eine ganz erstaunlich große Menge!

Daß es in der Neuzeit nur Staaten von germanischer Grundbevölkerung sind, welche von ihren Colonien so großen Vortheil und Nationalreichthum eingeerntet haben (England,

Nordamerika und Holland), während die lateinischen Völkerstämme: die Franzosen, Spanier und Portugiesen, nie gewußt haben, ihre reichen Colonialbesitzungen vernünftig zu verwerthen und sich dadurch dauernd zu bereichern — das beweist eben, daß die germanische Rasse vor allen andern geeignet ist zur Anlage und richtigen Ausnutzung von Colonien. Und zugleich wird hierdurch der Schluß nahe gelegt, daß die intelligente deutsche Nation, die auf allen Feldern des Wissens so weit vorgeschritten ist, jedenfalls ihren Brudervölkern auch in dieser Hinsicht nicht nachstehen und auch ihr ein natürlicher Beruf zur erfolgreichen Gründung von eigenen colonialen Zweigstaaten und Tochterländern innewohnen möge, zu dessen Bethätigung in großem Maßstabe ihr bisjetzt leider nur die Gelegenheit gefehlt hat, indem ihr die Territorien dazu vollständig mangelten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Unverantwortliche Lethargie des großen deutschen Publikums in Bezug auf die bisherige Zerstreuung und Verzettelung der deutschen Massenauswanderung. — Constante Entnationalisirung unserer Auswanderer in Nordamerika und in allen angelsächsischen Colonien. — Der deutsche „Völkerdünger“. — Persönliche Vortheile, welche die Vereinigten Staaten dem Auswanderer bieten. — Südamerika und die Monroe-Doctrin. — Wieviel sind denn schon Deutsche in Nordamerika? — Statistische Data über die deutsche Emigration. — Volkswirthschaftliche Nachtheile der bisherigen deutschen Auswanderung. — Zunehmende Verarmung des deutschen Volkes. — Wie der ganze Erdball allmählich mit englisch redenden Bevölkerungen überzogen wird. — Europäische, amerikanische und australische Volkszunahmeverhältnisse. — Zukunftsaussichten der englischen und der deutschen Sprache und Nationalität. — „The world is rapidly becoming English.“ — Drei Strauße aus einem Nest. — Ein constant verströmender Fluß neben Strömen, die sich in Meerbecken ansammeln. — List's und Roscher's pia desideria nach einer Germanisation des Orients. — Unaufhaltsames Wachsthum der Bevölkerung und der politischen Macht unsers russischen Nachbarreiches. — Perspective in die Statistik der Zukunft. — Wie von zwei Eichbäumen der eine Stammvater eines Waldes wurde, der andere aber kinderlos blieb. — Pangermanismus und Panslawismus. — Patriotische Wünsche. — Das afrikanische Riesenvolk und seine malerischen Reize und Schwächen. — Strandscenen. — Ein schwimmendes Billard. — Lebewohl an Delagoa-Bai.

Ich kann bei Gelegenheit der Besprechung der Vortheile, welche gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Richtung eines compacten deutschen Auswandererstroms nach Transvaal für das deutsche Mutterland haben würde, es nicht unterlassen, einige allgemeine Bemerkungen über deutsche Auswan-

derung und die jammervolle Zerstreuung und Verzettelung, in welcher dieselbe anhaltend bisjetzt sich befunden hat, hier beizufügen. Die Sache ist für unser Vaterland zu wichtig, als daß sie nicht, wie oft sie auch schon von patriotischen Schriftstellern angeregt worden ist, dem großen, über diesen Punkt in eine vollständige Lethargie versunkenen deutschen Publikum immer und immer wieder von neuem sollte mit dröhnender Stimme in die Ohren gerufen werden — Gutta cavat lapidem! Und wahrlich es thut noth, daß der Felsblock deutschen Phlegmas, der nun schon seit beinahe zwei Jahrhunderten dem deutschen Volke den Weg zum Nationalreichthum versperrt hat, den andere stammverwandte Völker mit so viel Glück gegangen, endlich gesprengt, und daß der deutschen Energie, die sich in andern Richtungen neuerdings so glänzend bewährt hat, eine neue Bahn eröffnet werde, auf der sie die fruchtbringendste Thätigkeit entfalten könnte: in der Organisation und Centralisirung der deutschen Massenauswanderung und der endlich in die Hand zu nehmenden Grundlegung zu neuen deutschen Tochterstaaten jenseit der Meere.

Und niemand scheint mir mehr berufen, für diese Sache seine Stimme zu erheben, als ein Deutscher, der lange Jahre ferne überseeische Länder durchpilgerte und dem sich dort überall die traurige Beobachtung aufdrängte, wie tief die deutschen Interessen und die gesammte politische und gesellschaftliche Stellung des deutschen Elements in fremden Ländern darunter leiden, daß bisjetzt nirgendwo in der Welt es den ausgewanderten Theilen des deutschen Volkes gestattet gewesen ist, eigene Staaten zu begründen, in denen deutsche Sprache und Sitte hätten fortblühen und die daher ein Abbild des alten Mutterlandes in verjüngtem Maßstabe hätten liefern können.

Freilich, der anhaltend im schönen Vaterlande wohnende und ungestört alle die hohen Annehmlichkeiten seiner Cultur genießende Deutsche fühlt ungleich weniger Gelegenheit und Veranlassung, sich über die fortwährende Entdeutschung unserer Auswanderer zu ärgern und zu echauffiren und über deren

politische und volkswirthschaftliche Folgen sich zu beunruhigen. Gibt ihm doch der Blick auf die so gefestigt erscheinende Ordnung aller ihn umgebenden heimischen Verhältnisse, namentlich auf das unserm Reichsoberhaupte zu Gebote stehende, prächtigste und imposanteste aller zeitgenössischen Kriegsheere ein natürliches Gefühl von behaglicher Sicherheit, Befriedigung und gemüthlichem Sichselbstgenügen, das durch keine dunkelschattigen Bilder von jenseit des Meeres in seinem wohlbehäbigen Gleichmuthe gestört wird. Man muß eben unbedingt einmal selbst in die weite überseeische Welt hinausgekommen sein, wenn Einem Auge und Sinn gehörig geöffnet werden sollen über einen schweren und tief beklagenswerthen nationalen Krebsschaden, welcher dem lebenslang zu Hause bleibenden, im trauten Familienkreise und „am Stammtische“ unter zufriedenen Zechgenossen sein Dasein gemächlich verbringenden Landsmanne kaum zu Bewußtsein zu kommen oder wenigstens ziemlich unverständlich zu bleiben pflegt.

Unsere Auswanderer, die bisher hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und daneben noch in kleinern Abtheilungen nach Südrußland, Algerien, Südbrasilien, den La-Plata-Staaten, Südchile, Südaustralien, Neuseeland und Britisch-Kaffrarien zogen, sind bisjetzt regelmäßig mit ihrem gesammten Eigenthume und ihrer gesammten Productions- und Consumtionskraft dem deutschen Vaterlande vollständig verloren gegangen. Sie wurden die Kunden und Lieferanten fremder Völker und können dadurch unter Umständen zugleich in die Lage kommen, direct die Kräfte unserer Feinde gegen uns zu verstärken.

Was für eine Bereicherung an volkswirthschaftlichen Kräften und Nationalvermögen haben nun schon seit anderthalb Jahrhunderten allein die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus Deutschland bezogen!! Innerhalb ihrer ungeheuern Territorien hat sich die deutsche Emigration so recht eigentlich als reich befruchtender Völkerdünger erwiesen und eine neue Bevölkerung dort zum Wachsen gebracht, die sich in etwa fünf verschiedenen Generationen zusammen nun schon auf wenigstens zehn Millionen beläuft, die aber leider immer nur in der ersten Generation

deutsch zu bleiben pflegte, in den folgenden aber beinahe durchgängig amerikanisirt, d. h. entdeutscht worden ist. Nur selten lernen die Kinder der eingewanderten Deutschen noch ihre alte Muttersprache, und mit der Sprache ist auch die Anhänglichkeit und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande für immer verloren. (Einzelne Ausnahmen, wie die Erhaltung des Deutschthums in einem Theile von Pennsylvanien, thun der Allgemeinheit der Regel kaum Eintrag.)

Dieselbe rasche Entnationalisirung zeigt sich bei den deutschen Auswanderern in Australien, Neuseeland, Kaffrarien, überhaupt in allen Colonien, die eine angelsächsische Grundbevölkerung haben. Das relativ weichere und biegsamere deutsche Element geht dort überall verhältnißmäßig sehr rasch im härtern und kräftigern englischen Wesen unter.

Länger bewahrt sich dasselbe in den deutschen Niederlassungen unter weniger fortgeschrittenen und energischen, wie den lateinischen und slawischen Rassen. Aber an die Gründung einer großen, compacten, mächtigen und expansionsfähigen nationaldeutschen Colonie ist ja in Rußland überhaupt gar nicht, in Südamerika wenigstens nur unter besonders herbeizuführenden Bedingungen zu denken. Die politischen Staatencomplexe lateinischer Volksrassen, die sich definitiv in dem letztern Welttheile gebildet haben, würden nämlich nur dann einen günstigen Boden für den Aufwuchs und die nationale Entwickelung eines dorthin verpflanzten teutonischen Volksstammes abgeben, wenn erstens die Einwanderung in einem ungleich größern Verhältnisse erfolgte als bisher, und zweitens den Einwanderern wenigstens für ein Jahrzehnt der directe Schutz des Mutterlandes zugewendet werden könnte. Es ist aber durchaus unwahrscheinlich, daß die erstere Bedingung sobald in Erfüllung gehen werde. An und für sich bieten zur Zeit weder Südbrasilien, noch die argentinische Republik, Uruguay, Paraguay, Bolivien und Patagonien den deutschen Einwanderern unmittelbar eine solche Gesammtsumme von verlockenden persönlichen Vortheilen dar, wie die Nordamerikanische Union mit ihren freiheitlichen politischen Einrichtungen, ihrem humanen Heimstättegesetz (das jedem armen Ein-

wanderer eine unentgeltliche Heimstätte von 240 Morgen Ackerland zusichert!), ihrer absoluten Religionsfreiheit, ihrer Militärdienstfreiheit, ihrem vorzüglichen öffentlichen Unterrichtssystem, der großen Anzahl der schon hier ansässigen Landsleute, der Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Verkehrs, des immer offenen Absatzes und der fast unbeschränkten Consumfähigkeit, und endlich der so kurzen, bequemen und billigen Reise dahin. Unsere freiwilligen Auswanderer, die ja doch meistens den ungebildeten Ständen angehören, wandern ganz natürlich immer am liebsten den nächsten Ländern zu, wo sich ihnen die günstigsten Aussichten auf bequemes und rasches Gedeihen bieten. Ob künftig ihre Kinder deutsch bleiben oder entnationalisirt werden und ihre Sprache mit einer andern vertauschen, das ist ihnen in der ungeheuern Mehrzahl vollständig gleichgültig.

Es werden deshalb diese sämmtlichen südamerikanischen Territorien, obgleich sie an sich von Santa-Catharina an bis zur Südspitze von Patagonien, und überall hoch aufwärts in den auf diese Küstenstrecke ausmündenden Flußthälern, sich für die Besiedelung mit Deutschen ganz vorzüglich eignen und aus vielen Gründen den Vereinigten Staaten von Nordamerika weit vorzuziehen sein würden, für die deutsche Massenauswanderung gegenüber den letztern doch so lange eine verhältnißmäßig nur sehr untergeordnete Rolle spielen, als die Richtung der Auswanderung ausschließlich dem Impulse und dem Belieben der einzelnen Individuen überlassen bleibt, oder wenigstens so lange, als der Staat (das Deutsche Reich) sich nicht damit abgibt, d. h. nichts dazu thut, um den Emigranten die Anlegung von eigenen nationalen Colonien in andern Gegenden durch directe Unterstützung und Beschützung zu erleichtern und anlockend zu machen. Dies könnte ja aber durch das Inslebenrufen und die staatliche Beschützung von großen Auswanderungs- und Colonisationsgesellschaften so leicht geschehen!

Möglicherweise würde die von der Monroe-Doctrin beeinflußte Politik Nordamerikas jeder neuen Festsetzung einer europäischen Macht auf dem amerikanischen Continent alle

möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchen, da es eine in Fleisch und Blut aller Yankees übergegangene fixe Idee ist, daß ganz Amerika einmal unter dem „glorreichen sternenbesäeten Banner“ vereinigt werden müsse.

Allein ich denke, jedes Volk hat das Recht, sich seine eigenen Ideale und seine eigenen patriotischen Zukunftsprogramme zu schaffen und ihnen zu folgen, und hätte es die deutsche Regierung nur einmal erst als ein eigenstes Lebensinteresse erkannt, der Nachkommenschaft ihrer gegenwärtigen Bevölkerung freien Platz und Spielraum in einem neuen Welttheile zu schaffen, so brauchte sie sich natürlich durch die Stimme amerikanischer Patrioten in ihren eigenen Plänen nicht behindern zu lassen. Denn man vergesse doch nie die alte Wahrheit: Blöde Naturen kommen nie zu etwas!

Wieviel sind denn nun eigentlich schon Deutsche in Nordamerika?

Diese Frage ist von verschiedenen Schriftstellern bisher sehr verschieden beantwortet worden, je nachdem dieselben nur die wirklichen Einwanderer oder auch deren in Amerika selbst vor sich gegangene Familienvermehrung im Auge gehabt haben.

Wappäus veranschlagte die Anzahl der im Jahre 1846 in Nordamerika wohnenden Deutschen auf nur 1½ Millionen, Löher jedoch auf beinahe 4. Der letztere nahm mit gutem Grunde an, daß zur Zeit der Losreißung der amerikanischen Colonien von England im Jahre 1776 schon 500000 Colonisten von deutscher Abkunft dort ansässig gewesen seien. Die Auswanderung von Deutschen nach Nordamerika begann ja schon im Jahre 1682, und bereits von 1729, noch mehr aber von 1755 her datiren schon Klagen von englisch-amerikanischen Colonialbeamten, die aus der fortschreitenden Ueberschwemmung des Landes mit deutschen Emigranten eine vollständige Teutonisirung der amerikanischen Colonien befürchteten!!

Diese halbe Million von deutschen Colonisten würde sich dann durch natürlichen innern Familienzuwachs in dem in Nordamerika erfahrungsgemäß stattfindenden Verhältnisse der

Verdoppelung in jeden 25 Jahren bis 1846 allerdings auf 4 Millionen vermehrt haben. Von 1776—1815, also beinahe während eines halben Jahrhunderts, trat dann ein Stocken im Zuflusse deutscher Einwanderer ein, und diese lange Pause genügte, um den bisher angesiedelten deutschen Stamm beinahe vollständig (mit Ausnahme von Pennsylvanien) zu entnationalisiren und zu „amerikanisiren", da der Zufluß angelsächsischer Elemente diese ganze Zeit über fortdauerte und dieselben dadurch eine ungeheuere Majorität erlangten.

Erst 1815 kam die deutsche Auswanderung wieder in Fluß und nahm nach und nach immer wachsende Verhältnisse an, sodaß sie z. B. im Jahre 1854 252000 Köpfe betrug! In den letzten Jahren ist sie allerdings wieder bedeutend zurückgegangen, jedoch offenbar nur aus vorübergehenden Ursachen.

Die deutsche Auswanderung betrug von 1815—1870

	nach Gäbler's Berechnung		nach Löher's Berechnung
	3,072000		3,429000
dazu von 1871—75	431000		431000
also zusammen	3,503000	oder	3,860000

Die wahre Ziffer dürfte vielleicht zwischen beiden Angaben in der Mitte liegen; nehmen wir daher an, die Gesammtzahl der Auswanderer hätte 3,680000 Köpfe betragen.

Also in den 60 Jahren von 1815—1875 betrug die Gesammtsumme der aus Deutschland ausgewanderten Personen 3,680000 Köpfe, von denen circa 90 Procent = 3,312000 ihren Weg nach Nordamerika nahmen. Von 1846—1875 allein betrug die Summe der deutschen Einwanderer in Nordamerika 2,805300 Köpfe. Folgt man der Rechnung von Wappäus, so würden zunächst die 1½ Millionen Deutschen von 1846—1875 sich durch den natürlichen Zuwachs der Geburten (nach dem Maßstabe der Bevölkerungsverdoppelung in jeden 25 Jahren) auf 3,480000 vermehrt haben, wozu nun die seit 1846 Neuzugewanderten mit 2,800000 kommen würden, deren erste Abtheilung auch schon theilweise wieder einen gewissen Kinderzuwachs seit ihrer Ansiedelung gehabt haben müßte, den ich mit 500000 Köpfen veranschlagen will, sodaß

sich die Gesammtsumme der 1875 in Nordamerika wohnenden Menschen deutscher Abstammung auf 6,780000 Köpfe herausrechnen würde.

Nach Löher's Aufstellung jedoch — und diese scheint mir die richtigere — würde sie noch 4,520000 Köpfe mehr betragen, denn die schon 1776 in Amerika wohnenden 500000 Deutschen würden sich bis 1875 auf 8 Millionen durch eigenen innern Zuwachs und dann noch um die 2,800000 seit 1846 Zugewanderten und deren theilweisen Zuwachs von 500000 vermehrt haben, sodaß die Gesammtzahl der Nordamerikaner von deutscher Rasse (abgesehen von ihrer partiellen Vermischung mit angelsächsischem Blute, indem die Ehen zwischen deutschen Männern und Amerikanerinnen, und diejenigen zwischen angloamerikanischen Männern und deutschen Mädchen sich gegenseitig wol ziemlich ausgleichen möchten) sich 1875 auf nicht weniger als 11,300000 belaufen würde.

Auf eine noch höhere Ziffer der zu Amerikanern gewordenen Deutschen kommt man, wenn man die Aufstellung unsers gelehrten Raumer zu Grunde legt. Er berechnete die Zahl der im Jahre 1844 in der Nordamerikanischen Union wohnenden Deutschen auf 4,886000 Köpfe. Diese würden sich durch innern Zuwachs in 25 Jahren verdoppelt haben, also bis zum Jahre 1869 auf 9,772000 angeschwollen sein. Hierzu käme dann noch der innere Zuwachs von 1869—1875, circa $2^1/_4$ Millionen, sowie die neue Einwanderung von 1844—1875 = 2,800000, sodaß die Gesammtbevölkerung deutscher Abstammung in den Vereinigten Staaten im Jahre 1875 sich auf circa 14—15 Millionen belaufen würde!

Nun freilich ist nicht zu vergessen, daß man die Gesammtheit dieser Amerikaner deutschen Blutes heutzutage ebenso wenig mehr als zur deutschen Volksfamilie gehörig rechnen kann, als wie die einst in Gallien eingewanderten Franken, oder die Gothen, welche Italien und Spanien eroberten! Wenigstens zwei Drittel von diesen 7, oder 11, oder 14 Millionen Abkömmlingen der deutschen Nation sind in Sprache, Sitten und Nationalgefühl vollständig entdeutscht und amerikanisirt, weshalb auch kein richtiger Yankee es jemals zugeben wollen

wird, daß unter den jetzigen 40 Millionen Einwohnern der Union das deutsche Element so reichlich vertreten sein könne.

Leider sind es nun ja nicht die ärmsten Bevölkerungsklassen, die das Contingent der freiwilligen Auswanderer zu liefern pflegen, da denselben ja eben die Mittel dazu fehlen, sondern immer nur Leute, die sich schon ein kleines Sümmchen, einige Hunderte von Thalern erspart haben, mit denen sie ihr Glück jenseit des Meeres versuchen wollen. Die zurückbleibende Hauptmasse der Bevölkerung wird dadurch an Kapitalien und arbeitskräftigen Menschen ärmer und das Verhältniß der ganz Eigenthumslosen zu den Besitzenden im alten Heimatslande von Jahr zu Jahr immer ungünstiger.

Zugleich sind es meist lauter kräftige, unternehmungslustige und in den besten Jahren stehende Leute, welche auswandern, während alle Krüppel, Kränklichen und Schwächlinge, alle Bettler und Pflegebedürftigen im Vaterlande zurückbleiben müssen.

Es ist daher die jetzige deutsche Auswanderung sehr passend mit der jährlichen Aussendung eines Heeres von 100000 kräftigen und vollständig ausgerüsteten Soldaten verglichen worden, das nach dem Ueberschreiten der Grenze für immer dem Vaterlande den Rücken wendet und zu fremden Armeen übergeht.

In Amerika pflegt man erfahrungsgemäß anzunehmen, daß jeder deutsche Einwanderer im Durchschnitt ein Vermögen von 200 Dollars mit hinüberbringt. Die productive Arbeitskraft eines jeden Einwanderers veranschlagen amerikanische Statistiker auf 1200 Dollars = 4926 Mark per Kopf. Wenn man nun die Erziehungskosten eines jeden Auswanderers bis in das 16. Jahr mit 150 Mark jährlich, also mit 2400 Mark per Kopf veranschlagt und vier Fünftel der auswandernden Personen als über 16 Jahre alt annimmt, so ergibt sich folgendes interessante statistische Exempel:

In den letzten 60 Jahren wanderten 3,680000 Personen aus Deutschland aus (90 Procent davon nach den Vereinigten Staaten).

Die Erziehungskosten der Erwachsenen, also etwa vier Fünftel dieser Anzahl sind zu rechnen 2,944000×2400 =	7065,600000 Mark
Mitgenommenes Kapital von 2,944000 pro Kopf 200 Dollars. Rechnen wir aber selbst nur 150 Dollars pro Kopf = 616½ Mark, so ergibt dies	1800,180000 »
Materielle Arbeitskraft pro Kopf 1200 Dollars = 4926 Mark, wenn nur von den männlichen Auswanderern, etwa 55 Procent der Gesammtzahl, gerechnet, also von 2,024000 Personen	9970,224000 »
Summa	18836,004000 Mark.

Ein amerikanischer Statistiker mit seiner Rechnungsmanier würde also die Kleinigkeit von circa 19000 Millionen Mark als den Betrag des volkswirthschaftlichen Werthes der deutschen Emigration in den letzten 60 Jahren allein herausrechnen, um welche Summe nach seiner Ansicht das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten (resp. zu einem Zehntel auch das der andern oben genannten Colonien) auf Kosten desjenigen des deutschen Volkes zugenommen hätte. (Rechnet man die frühern deutschen Auswanderer [von 1750 bis 1815] mit circa 500000 Köpfen hinzu, so würde die Summe des weggetragenen deutschen Nationalvermögens noch etwa um ein Siebentel höher steigen, also auf circa 21527 Millionen Mark.)

Diese Zahlenaufstellung, die ich einem vielgelesenen Blatte nachgerechnet habe, erscheint allerdings schon wegen der kolossalen Summe ein wenig ungeheuerlich, wird aber doch wol in der Hauptsache richtig sein. Die in Geld veranschlagte Arbeitskraft eines Mannes ist jedenfalls zugleich als eine finanzielle Steuerkraft zu betrachten und bereichert als solche den Staat, dem diese Arbeitskraft gewidmet wird; ebenso kommen die Erziehungskosten der Einwanderer in ihrer fortwirkenden Productivität ihrem neuen Adoptivvaterlande zugute.

Eine Auswanderung solcher riesigen volkswirthschaftlichen

Kapitalien würde nun durchaus nichts Nachtheiliges haben, wenn der ausgewanderte Theil des Volkes mit der im Mutterlande zurückgebliebenen Hauptmasse wirthschaftlich verbunden bliebe. Ein jeder Emigrant, der nach seiner Auswanderung in staatlicher oder wenigstens wirthschaftlicher Verbindung mit seinem Mutterlande bleibt, bereichert dasselbe unbedingt, während er ohne jene Bedingungen es ärmer macht.

Das erstere Verhältniß findet in allen englischen Colonien statt, indem die ausgewanderten Engländer ihrer Nation und ihrer Sprache treu bleiben und durch den Austausch ihrer Rohproducte und ihrer Agricultur- und Viehzuchtserzeugnisse mit den Fabrikaten und Manufacturwaaren des alten Heimatslandes, theils sich selbst bereichern, theils zum Wachsen des Nationalvermögens des alten Stammlandes betragen.

Abgesehen von den in Ostindien wohnenden Engländern, die ich als nicht in eigentlichen Colonien wohnend ausnehme, befindet sich jetzt eine weiße englische Colonistenbevölkerung von über 4 Millionen Köpfen in den nordamerikanischen (im Jahre 1801 nur 260000!), 2,400000 in den australischen (1801 nur 4000!) und circa 100000 in den afrikanischen Colonien (ungerechnet die holländischen Unterthanen der englischen Krone), was also zusammen eine Zahl von über 6½ Millionen Colonialengländern ergibt, welche, über so weit voneinander entfernte Länder zerstreut wohnend, eine Zahl von Bruderstämmen und Brudervölkern bilden, die alle durch politische Bande, patriotische Sympathien und geschäftliche Verbindungen an das alte Mutterland geknüpft sind, für die Blutcirculation des alten Staatsorganismus durch den regelmäßigen Abfluß, den sie dessen überflüssigen Säften gewähren, äußerst dienlich sind, fortwährend zu dessen Stärkung und Bereicherung beitragen, und bei ihrer steten, in geometrischer Progression vorwärts schreitenden, Bevölkerungszunahme aus eigener Kraft den Grundbau zu großen angelsächsischen Staaten der Zukunft legen, welche später einmal den ganzen Erdball mit englisch redenden Bevölkerungen umspannen werden.

Schon gegenwärtig wird die englische Sprache in allen

fünf Welttheilen von circa 86 Millionen Menschen gesprochen. Es wohnen

in Großbritannien (1877)	34	Millionen	
in den britischen Colonien	7	»	(eingerechnet die in Ostindien, Westindien, Südamerika wohnenden Engländer)
im Auslande	3	»	
zusammen	44	Millionen	Briten, zu denen nun

noch (1877) 42 Millionen Nordamerikaner kommen, für welche ebenfalls die englische Sprache die allgemein herrschende Sprache geworden ist, der sich alle Einwanderer unterwerfen müssen.

In Großbritannien vermehrt sich die Bevölkerung aus eigenem innern Zuwachse durch den alljährlichen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle ungefähr alle 50 Jahre um 100 Procent, also auf das Doppelte. Dieses Verhältniß des Volkszuwachses konnte natürlich in verschiedenen historischen Perioden kein stationäres gewesen sein, da es von so vielen äußerlichen Umständen, namentlich von der veränderlichen Weite des Nahrungsspielraums eines Volkes abhängig ist. Je mehr dieser letztere sich erweitert, desto mehr zeitige Heirathen werden geschlossen und desto mehr Kinder wird es dann geben. So hat sich die Bevölkerung von Großbritannien

von 1651 bis 1751 nur um 1 Million vermehrt (von 6 auf 7 Millionen)

von 1751 bis 1851 um 14 Millionen (von 7 auf 21 Mill.)

von 1851 bis 1875, in nur 24 Jahren, aber schon um 12 Millionen (von 21 auf 33 Millionen),

also um 57 Procent! Würde der letztere Maßstab noch ein halbes Jahrhundert lang stationär bleiben, so würde die heutige Bevölkerung von 34 Millionen sich schon in 36 Jahren verdoppeln!

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie in den amerikanischen, australischen und südafrikanischen Colonien Großbritanniens pflegt jedoch diese Verdoppelung der Volkszahl schon in 25 Jahren vor sich zu gehen, hauptsächlich infolge des allgemeinen und außerordentlich frühen Heirathens,

der überaus großen Fruchtbarkeit der Ehen (welche die bei allen nichtgermanischen Volksrassen herrschenden Verhältnißzahlen ganz erstaunlich übersteigt) und der geringen Sterblichkeit unter den Kindern, welche günstigen Verhältnisse unmittelbar aus der dort noch vorhandenen vollständigen Uneingeschränktheit und Unbegrenztheit des Nahrungsspielraums resultiren. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika zählte:

im Jahre	1701	260000	Köpfe
»	1775	2,800000	»
»	1790	3,930000	»
»	1800	5,306000	»
»	1810	7,240000	»
»	1820	9,650000	»
«	1830	12,866000	»
»	1840	17,069000	»
»	1850	23,263000	»
»	1860	31,455000	»
»	1875	41,000000	»

(inclusive 5,000000 Farbige, aber exclusive 300000 Indianer).

(In den letzten 15 Jahren zeigt sich das Wachsthumsverhältniß verlangsamt, wol hauptsächlich infolge des vier Jahre lang wüthenden großen und blutigen Bürgerkrieges, der auf beiden Seiten circa einer Million kräftiger Männer das Leben kostete und also einen großen Ausfall in der Familienvermehrung nach sich ziehen mußte.)

In den vergangenen Jahrhunderten sind es hauptsächlich große und lange anhaltende, und dazu oft sich wiederholende Kriege, anderntheils furchtbare und verheerende Epidemien gewesen, welche in der stetigen Volkszunahme der Nationen öftere umfangreiche Unterbrechungen und Rückdämmungen bewirkten und einer Ueberfüllung der Welt mit Menschen thätig entgegenarbeiteten. So z. B. in der neuern Zeit der Dreißigjährige Krieg, welcher Deutschland so gewaltig entvölkerte, und im Mittelalter die entsetzliche, unter dem Namen der „Schwarze Tod“ bekannte Pestseuche, welche von 1336—1349

ganz Asien, Europa und Nordafrika so fürchterlich verheerend durchzog! Es klingt heute fast wie eine Fabel, ist aber durch die besten historischen Autoritäten begründet, daß diese schreckliche Epidemie in China allein 13 Millionen, in Süd- und Westasien gegen 11 Millionen, in Europa 25 Millionen (ein Viertheil der gesammten damaligen Bevölkerung!), zusammen also 49 Millionen Menschen dahinraffte!! In Babylon erlagen in drei Monaten 480000, in Kairo täglich 12—15000, in Florenz zusammen 100000, in Venedig ebenfalls 100000, in Siena 70000, in Neapel 60000, in Paris 80000, in London 100000, in Wien 40000 Menschen dieser gräßlichen Krankheit!

Bei dem ungleich vervollkommneteren Standpunkte der heutigen medicinischen Wissenschaft einerseits, und dem vorherrschend friedlichen und mercantilisch-industriösen Charakter der angelsächsischen Völker andererseits, sind jedoch ähnliche gewaltige Unterbrechungen in der Vervielfältigung speciell der angelsächsischen Bevölkerungen wol nur noch wenig in der Zukunft zu befürchten. Es ist daher mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß in der Hauptsache die Bedingungen dieses außerordentlichen innern Volkszuwachses, welcher die angelsächsischen Staaten vor allen übrigen des Erdballs auszeichnet, noch für die Dauer mehrerer Menschengenerationen dieselben bleiben werden. Und die kolossalen, von der angelsächsischen Rasse theils jetzt schon eingenommenen, theils ihr in der Nachbarschaft zur Verfügung stehenden Territorien werden der Ausbreitung der Bevölkerung sicher noch für ein volles Jahrhundert einen unbeschränkten Spielraum belassen, und der stationäre Zustand der Volkszahl, der bei allen ältern Nationen einzutreten pflegt, sobald ihr Land hinreichend mit Bevölkerung angefüllt ist, dürfte eben aus jenem Grunde für die angelsächsischen Bevölkerungen kaum vor einem Jahrhundert eintreten.

Nach menschlicher Voraussicht ist es also wahrscheinlich, daß in hundert Jahren, im Jahre 1975:

die Gesammtnachkommenschaft der heutigen Bevölkerung Großbritanniens	132	Millionen
die weiße britische Stammbevölkerung seiner Colonien	112	»
die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika	656	»
die gesammte englisch redende Bevölkerung des Erdballs also	900	Millionen Menschen

betragen wird! Eine glänzende Illustration zu dem Ausspruche, den ich so häufig in den Colonien gehört habe: „The world is rapidly becoming English!“ („Die ganze Welt wird reißend schnell zu einer englischen Welt!“)

Es ist hierbei nun freilich selbstverständlich, daß der Ueberfluß des Bevölkerungszuwachses im europäischen Großbritannien unmöglich in seinem engen Vaterlande verbleiben könnte, sondern durch Massenauswanderung fortwährend nach den alten oder nach neuen Colonien abströmen und diesen zugute kommen würde, ebenso wie der fortwährende Volkszuwachs der heutigen Vereinigten Staaten sich nicht innerhalb deren heutigen Grenzen beschränkt erhalten, sondern naturgemäß die relativ noch so menschenleeren ungeheuern Territorien von Mexico, Central- und Südamerika, namentlich Brasilien, mit der Zeit überfluten würde. In Nordamerika glaubt ja schon heute jedes Schulkind an eine solche glorreiche Zukunft des Sternenbanners („All America for the Americans!“)

Für solche meiner geehrten Leser, die etwa in solchen Riesenzahlen nur eine luftige Rechenspielerei und Träumerei erblicken und dieses lesend vielleicht den Kopf schütteln und denken: „Bange machen gilt nicht!“, möchte ich die Bemerkung hier beifügen, daß in Nordamerika schon verschiedene, sehr bekannte und ernsthafte Schriftsteller die mathematisch begründete und dem bisherigen Verhältniß der Volkszunahme entsprechende Prophezeiung ausgesprochen haben, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten (und respective der aus ihnen zu bevölkernden Neuländer) im Jahre 1900 78, im Jahre 1950

312 Millionen Menschen zählen werde u. s. w. Solche großartige Zukunftsaussichten kitzeln nicht wenig die Eitelkeit amerikanischer Patrioten, und man darf sich daher nicht wundern, wenn dieselben manchmal in ihrer Rhetorik über das glorióse Zukunftsreich der Yankees den Mund etwas voll nehmen und sich an dem Gedanken ergötzen, daß das amerikanische Volk binnen zwei oder drei Menschengenerationen allen Nationen der Alten Welt seine Gesetze vorschreiben werde. (Ein bekannter amerikanischer Schriftsteller sagt über diesen Punkt: „Die am Horizont heraufziehende Wolke, die im Anfange nicht größer erscheint als eine Menschenhand, wird in einer folgenden Generation den ganzen Himmel überdecken und dann das Bild der ganzen civilisirten Welt umwandeln.") Es ist allerdings nicht abzusehen, warum das Verhältniß des amerikanischen Volkszuwachses ein anderes werden sollte, solange noch hinreichende verfügbare Territorien für alle die neu hinzukommenden Bevölkerungselemente vorhanden sein werden. Daß eine solche Ansammlung von Menschen in Amerika überhaupt noch Platz finden würde, und durchaus keine physische Unmöglichkeit bietet, darüber hat uns ein namhafter europäischer Gelehrter beruhigt, welcher es ausgerechnet hat, daß der gesammte amerikanische Continent bei vollständiger Inculturnahme 3600 Millionen Menschen würde ernähren können! Und heute zählt seine Gesammtbevölkerung nur erst 87 Millionen!

Welchen Contrast bildet nun gegen diese Summen in gleicher Wahrscheinlichkeitsrechnung die vermuthliche künftige Bevölkerungsziffer der deutsch und französisch redenden Staaten!

Die deutsche Sprache wurde im Jahre 1875 im Deutschen Reiche, Deutsch-Oesterreich, Siebenbürgen, der deutschen Schweiz, dem vlämischen Theile Belgiens, in Holland und Rußland, von 59⅓ Millionen Menschen gesprochen — die französische, in Frankreich und seinen Colonien, im wallonischen Belgien, in Savoyen und der französischen Schweiz, von circa 40 Millionen.

Würde die in dem letzten Jahrzehnt stattgefundene Proportion der Volkszunahme durchschnittlich der Hauptsache nach

dieselbe bleiben (abgesehen von eintretenden Perioden der Beschleunigung oder Verzögerung), so würde die Bevölkerung von

	bei einem jährlichen Zuwachs von				
Großbritannien	1,39 Proc.	sich in	52	Jahren	verdoppeln
dem Deutschen Reiche	1,18 »	»	62	»	»
Belgien	0,85 »	»	83	»	»
Rußland / Holland / der Schweiz	0,75 »	»	96	»	»
Italien	0,63 »	»	118	»	»
Oesterreich-Ungarn	0,57 »	»	123	»	»
Frankreich	0,54 »	»	131	»	»
Spanien	0,25 »	»	280	»	»
der Türkei	0,125 »	»	560	»	»

Die langsamere Zunahme der Volkszahl in Rußland ist der dort so großen Kindersterblichkeit, die in Holland und der Schweiz den dort üblichen spätern und daher kinderärmern Ehen zuzuschreiben, diejenige Frankreichs theilweise den absichtlichen Beschränkungen, welche dort die Ehepaare zur Vorbeugung einer unwillkommenen Familienvermehrung sich selbst auferlegen — die von Spanien kommt hauptsächlich von der großen alljährlichen Sterbeziffer, die der Türkei endlich von der geringen Fruchtbarkeit der Ehen.

Nimmt man die Zeit der Bevölkerungsverdoppelung der gesammten deutsch redenden Völker in Europa im Durchschnitt auf 75 Jahre an, was auch ungefähr dem in dem letzten Jahrhundert stattgefunden habenden Bevölkerungszuwachs entsprechen würde, so würde die Nachkommenschaft der 1875 deutsch redenden 59 Millionen im Jahre 1975 auf circa 152 Millionen angewachsen sein.

Es ist jedoch offenbar, daß erstens das Zunahmeverhältniß sich bei der nur ungleich langsamern Zunahme der Subsistenzmittel und des Nahrungsspielraums innerhalb der engen Grenzen des alten Vaterlandes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermindern wird, da hier nicht eine Tabula rasa von anbaufähigen Territorien zur Disposition des Bevölkerungszuwachses

vorliegt wie in Amerika und den englischen Colonien, und daß zweitens die reine Nothwendigkeit den entstehenden Ueberfluß der Bevölkerung, der sich im Vaterlande nicht ernähren kann, fortwährend in constanter Massenauswanderung nach dünner bevölkerten Ländern abführen wird. Und da ist es denn wiederum sehr voraussichtlich, da kein teutonischer Staat außer Holland Colonien besitzt (und auch dieses nur in zur Ansiedelung von Nordländern ungeeigneten Klimaten), daß diese Massenauswanderung sich vorzugsweise den fremden amerikanischen und englisch-colonialen Staatenverbindungen zuwenden wird, wo dieselbe nach wie vor von der weit die Ueberzahl bildenden angelsächsischen Bevölkerung allmählich wird aufgesaugt und entdeutscht werden.

Das deutsche Volk in seinen heutigen engen Grenzen gleicht eben einem jungen Strauße, der etwa fortdauernd in einem Hühnerkäfig gehalten werden sollte. Sein Wachsthum wird durch die engen Käfigstangen gewaltsam unterdrückt, während seine Nachbarn, die im Freien gehaltenen Strauße (i. e. der russische und die englischen Volksstämme) den vollsten Spielraum haben, um sich zu kräftigen Riesenvögeln zu entwickeln.

Ebenso passend ließe sich die heutige Ausdehnung des Deutschen Reiches einem eng ummauerten Teiche vergleichen, aus dem fortwährend alles Wasser, das auf der einen Seite einströmt, auf der andern wieder abfließt und überläuft, während die angelsächsischen und russischen Volksstämme für die fortwährend aus dem Boden quellenden Ströme ihres Volkszuwachses jeder ein weites und ungeheuer ausgedehntes Seebecken offen haben, in dem ihre continuirlich neu zuströmenden Menschenfluten unbehindert Platz zur Ausbreitung und Ansammlung haben und daher mit der Zeit riesig anschwellen und große Meere ausfüllen werden, neben denen das in seiner Räumlichkeit constant engbegrenzte Wohnbassin des deutschen Volkes mit jedem Jahrzehnt kleiner und unbedeutender erscheinen wird.

Es würde also höchst wahrscheinlich, infolge nothgedrungenen continuellen Abflusses der überzähligen Millionen durch Massenauswanderung, die deutsch redende Bevölkerung in Europa selbst

nach 100 Jahren schließlich wol schwerlich mehr als höchstens 80—90 Millionen betragen, und diejenige des eigentlichen heutigen Deutschen Reiches, wenn dasselbe bis dahin noch nicht durch friedliche Conföderation Deutsch-Oesterreich, die deutsche Schweiz, Holland und Vlämisch-Belgien an sich gezogen haben sollte, infolge des so engbegrenzten Nahrungsspielraums vielleicht nur 60, allerhöchstens 70 Millionen!

Nimmt man nun hiergegen die muthmaßliche Zahl der englisch redenden Bevölkerungen auf dem ganzen Erdballe nach der oben aufgeführten und in keiner Weise übertriebenen Berechnung im Jahre 1975 auf 900 Millionen an, die außerdem wol auch noch um einen großen Theil der spätern deutschen Massenauswanderung sich vermehren würden, so ist allerdings nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht nur der künftige Sieg der englischen Sprache als Weltsprache über die deutsche und über alle andern europäischen Sprachen (mit Ausnahme der russischen) entschieden, sondern auch das allmähliche Herabsteigen der deutschen Nation von dem hohen politischen Standpunkte, den sie heute einnimmt, eine unvermeidliche Nothwendigkeit der Zukunft! Nur ein vollständiges Aufgeben ihrer traditionellen friedlichen Politik und das Einlenken in die Pfade einer erobernden Nation könnten dieses leidige Zukunftsprognostikon ändern und dem deutschen Volke durch Zuführung neuer Territorien, sei es in den dünner bevölkerten Theilen von Südosteuropa und Westasien, oder in Südamerika und Südafrika die nöthige Erweiterung des Nahrungsspielraums geben, welche es ermöglichen würde, daß sein alljährlicher so reicher Bevölkerungszuwachs innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichsverbandes respective einer zukünftigen deutsch-nationalen Staatenconföderation verbleiben könnte.

Und in der That! Warum sollte denn eine Armee, die heute die erste und herrlichste der Welt ist, und für welche die Aufgabe nicht zu schwer sein würde, einen halben Welttheil zu erobern, die ferner der kapitalarmen deutschen Nation jährlich eine Riesensumme von 425 Millionen Mark kostet, immer nur dazu bestimmt sein, den engen käfigartigen Wohnraum,

in den das heutige deutsche Volk zusammengepferchte ist, gegen äußere Angriffe zu beschützen und zu bewahren? Warum sollte sie denn nicht gleich der englischen und russischen Armee endlich auch einmal dazu verwendet werdet, um unsern Kindern und Enkeln in der Welt Platz zu machen und in neuzuerwerbenden Ländern deutsche Tochterstaaten zu gründen? Führte der alte historische Titel der deutschen Kaiser nicht auch die Worte „Mehrer des Reichs" in sich? Und sind mit der in so „verbesserter Auflage" neuerstandenen Herrlichkeit des alten Deutschen Kaiserreiches nicht auch dessen alte Ansprüche auf eine gebietende Herrenstellung unter den Staaten des Erdballs für uns wieder zu neuer Berechtigung erwacht?

Die Idee Friedrich List's, die nach ihm auch an unserm gelehrten Roscher einen warmen Fürsprecher fand, daß der europäische und kleinasiatische Orient recht eigentlich das geeignete Land für die zukünftige deutsche Massenauswanderung sei und das natürliche Erbtheil der deutschen Rasse bilden sollte, ist zwar an sich sehr verführerisch und anregend, verliert aber mit jedem Jahrzehnt mehr von ihrer Ausführbarkeit. Sie würde namentlich eine vorherige vollständige freundschaftliche Verschmelzung des Deutschen Reiches mit Oesterreich durch den Abschluß eines dauernden Bundesverhältnisses voraussetzen (die schöne alte „großdeutsche" Idee vom Achtzig-Millionen-Reiche!), wodurch die österreichische Regierung in den Stand gesetzt werden würde, dem deutschen Bevölkerungselement unter ihren vier Hauptvölkern eine herrschende Stellung und ein politisches Uebergewicht einzuräumen. Erst hiernach würde eine spätere gefahrlose Ausdehnung Oesterreichs bis ans Schwarze Meer und eine Annexion Rumäniens, Bulgariens und Rumeliens ermöglicht werden, ohne welche an eine kräftige Germanisation der heute so dünnbevölkerten türkischen Provinzen nie gedacht werden könnte. Aber dieses große und stolze Project wird infolge der constant wachsenden politischen und militärischen Macht des russischen Reichskolosses und des dadurch begünstigten und geschützten Panslawismus von Jahr zu Jahr schwieriger ausführbar.

Das russische Reich zählte in den Jahren	1722	14	Millionen
	1742	16	»
	1762	19	»
	1782	28	»
	1796	36	»
	1812	41	»
	1815	45	»
	1835	60	»
	1846	66	»
	1851	68	»
	1858	74	»
	1875	92	»
(P. S.	1878	94	» *)

*) Nach der Zählung von

			Seelen
1870 betrug	die Einwohnerzahl	des europäischen Rußland	65,704559
1872 »	»	des Königreichs Polen	6,528017
1875 »	»	des Großherzogth. Finnland	1,912647
1871 »	»	der kaukasischen Provinzen	4,893332
1870—73	»	von Sibirien und Amurland	3,423579
1871 betrug	»	der Provinz Turkestan	4,490213
		Summa	86,952347

Neuere Zählungen haben nicht stattgefunden. Es läßt sich aber nach den obigen Unterlagen die heutige Gesammtbevölkerung der russischen Monarchie annähernd berechnen, indem man in den vorherrschend christlichen Provinzen einen alljährlichen Zuwachs von 0,8 Procent, in den mohammedanischen aber nur von 0,2 Procent annimmt, welches Zunahmeverhältniß wenigstens in den letzten Jahrzehnten erfahrungsgemäß stattgefunden hat.

Die Volkszahl der einzelnen Theile des Reiches würde daher nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung in folgendem Maße gewachsen sein:

Europäisches Rußland	1870—77	um	3,679200
Polen	1872—77	»	250000
Finnland	1875—77	»	306022
Kaukasische Provinzen			
(halb christlich)	1871—77	»	1,176000
(halb mohammedanisch)	»	»	294000
Sibirien	1873—77	»	1,095544
Turkestan (mohammed.)	1871—77	»	538824
	Wahrscheinlicher Zuwachs		7,339590

Diese Tafel ist instructiv genug! (Zu dem Wachsthum der Bevölkerung haben freilich von Zeit zu Zeit Eroberungen und Annexionen viel mit beigetragen!) Jetzt beträgt der jährliche Volkszuwachs, d. h. der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, durchschnittlich circa 0,75 Procent. Die Zunahme der gesammten Bevölkerung des russischen Reiches beläuft sich also jetzt alljährlich auf 705000, sodaß es, wenn keine Störungen entgegentreten, in 100 Jahren, im Jahre 1975, bei dem natürlich immer steigenden Verhältniß des Jahreszuwachses, vermuthlich 190 Millionen Menschen zählen wird! Diese 190 Millionen werden aber nota bene nicht, wie der deutsche Bevölkerungszuwachs, fortwährend nach fremden Ländern abströmen, sondern voraussichtlich auf den immensen, innerhalb der heutigen Grenzen der Monarchie liegenden Territorien beisammen und so dem Vaterlande erhalten bleiben. Das Zusammenhalten der Theile eines so großen und so ungeheuere Distanzen umschließenden Reiches ist ja im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen und der großen stehenden Heere nicht mehr eine so unmögliche Sache, als es zu den Zeiten der macedonischen und der römischen Weltmonarchie, oder der Monarchie Karl's des Großen der Fall war, und die große sociale und religiöse Einheit der Hauptbevölkerungsmasse des russischen Reiches, der gegenwärtig 70 Procent der Gesammtbevölkerung bildenden „orthodoxen" Nationalrussen wird wol noch für lange Zeiten als fester Kitt für die übrigen, heute theilweise noch nicht assimilirten und daher eventuell noch centrifugalen, fremden Volkselemente im Reiche dienen.

Die Bevölkrrung der russischen Weltmonarchie dürfte also am 1. Januar 1878 vermuthlich betragen: 86,952347
7,339590
94,291937

sagen wir also in runder Summe 94 Millionen, da der orientalische Krieg schon einer großen Zahl von russischen Soldaten das Leben gekostet haben möchte. Und zu dieser Summe dürfte man noch dreist die von Rußland abhängigen Bevölkerungen von Serbien, Bulgarien und Montenegro rechnen, da es der kaiserlichen Regierung wol allezeit leicht sein wird, dieselben für russische Staatszwecke in Mitverwendung zu ziehen!

Gegenüber einer solchen kolossalen Ansammlung von einerseits angelsächsischen, andererseits russischen Volkselementen — welche Rolle wird wol nach einem Jahrhundert unserer deutschen Nationalität vorbehalten bleiben? Numerisch wird sie sich in einer kläglichen Minderheit befinden — vorausgesetzt, daß bis dahin nicht ein kriegerischer Geist in ihr erwacht und eine künftige deutsche Regierung sich entschließt, sich durch „Blut und Eisen" Luft zu machen und dem unaufhaltsamen Volkszuwachse der Nation irgendwo neue Territorien gewaltsam zu eröffnen, sodaß derselbe nicht mehr sich gezwungen sehen müsse, dem engbegrenzten und nahrungsbeschränkten vaterländischen Staatenverbande für immer den Rücken zuzudrehen!

Ich möchte die kosmopolitische Verbreitung der angelsächsischen und der teutonischen Nationalität ein paar Eichbäumen vergleichen, die seit zwei Jahrhunderten jedes Jahr ihren reichen Eichelsamen auf den Boden niederfallen ließen. Der englische Stamm, obgleich ursprünglich viel schwächer als der deutsche, hatte den Vortheil, daß alle seine Eicheln im Boden keimten und als junge kräftige Bäume aufgingen. Infolge dessen ist jetzt nach zwei Jahrhunderten der altenglische Eichbaum von einem reichblühenden Kranze junger Eichenstämme umringt, in denen sich sein Geschlecht fortsetzt und die wieder ihrerseits fortwährend neue Stämme hervorbringen, sodaß das Wachsthum des jungen Waldes unaufhaltsam nach allen Seiten hin vorwärts schreitet. Der deutsche Stamm jedoch hatte das Unglück, auf steinigem Boden zu stehen, sodaß alle seine zahlreichen Eicheln fortwährend ganz unnützerweise auf den Boden fielen. Und dort, könnte man maliciös hinzufügen, wurden sie von den Schweinen aufgefressen, die dadurch schwer und fett wurden. Die letztere Vergleichung — wegen deren unästhetischer und nur durch das Gleichniß von der „Eichel" provocirten Form ich übrigens jeden Yankee höflichst und beschämt um Verzeihung bitte — ist gewiß nicht unpassend zur Bezeichnung des materiellen Gewinnes, welchen die deutsche „Völkerdüngung" so anhaltend den weiten Territorien des amerikanischen Westens zugeführt hat.

Wie die Sachen nun einmal stehen — dank dem Umstande,

daß das große, aber immer jammervoll zerrissene und daher schwache und flottenlose Deutschland jahrhundertelang sich nicht mit der Anlage von überseeischen Colonien befassen konnte — sind nun allerdings die Zukunftsaussichten der teutonischen Nationalität gegenüber denen der angelsächsischen und slawisch-russischen keineswegs glänzend und verheißungsvoll. Im Hinblick auf das unvergleichliche Riesenwachsthum der angelsächsischen Rasse bin ich für meine Person zwar gern bereit, mich mit der großen Idee des Pangermanismus zu trösten — sind ja doch Engländer, Amerikaner, Holländer, Skandinaven und Deutsche alle nur Zweige Einer germanischen Bruderfamilie! Weniger aber kann ich mich gegenüber dem slawisch-russischen Nachbar beruhigen, der uns wie ein gespenstischer Riese über den Kopf zu wachsen droht und in 100 Jahren, wenn nicht unvorherzusehende Ereignisse den jetzt nicht mehr thönernen, sondern eisernen Riesen vorher in Stücke zerschlagen, voraussichtlich über eine Kriegsfußarmee von über 5 Millionen Soldaten gebieten wird.*)

---

*) Freilich haben die Ereignisse des neuesten Invasionskrieges in der Türkei den Glauben an die Macht und kriegerische Leistungsfähigkeit des russischen Kaiserreiches mächtig bei uns erschüttert und wird daher für die nächsten Jahrzehnte unser deutsches Publikum nicht leicht mehr geneigt sein, sich mit dem „russischen Popanz" bange machen zu lassen. Indessen man darf wol sicher annehmen, daß eben gerade diese innern Schäden und Mängel, welche bei dem russischen Kriegswesen neuerdings zu Tage getreten sind, die Anstoßbewegung zu einer durchgreifenden Reform und Regeneration desselben liefern werden, gerade wie der unglückliche Verlauf des Französisch-Deutschen Krieges von 1870/71 eine totale Neubildung der französischen Armee zur Folge hatte. Rußland hat schon in frühern Zeitperioden stets aus seinen Niederlagen gelernt und es später besser gemacht. Tröstete doch schon der große Peter I. nach den ersten Niederlagen gegen die Schweden seine Umgebung mit dem Worte: „Der Knabe Karl wird uns siegen lernen!" Und wenige Jahre später war der Siegesstolz Karl's XII. überwunden!

Ist nun also auch in den nächsten Jahrzehnten für Deutschland noch nichts von seiten Rußlands zu befürchten — und am wenigsten solange der deutschfreundliche Kaiser Alexander II. dieses Reich beherrscht, da er in unwandelbarer Treue allezeit an dem engen Freundschaftsbunde festhalten wird, der ihn mit unserm Kaiser verbindet, so ist es doch eine

Wie schnell ändern sich die Machtkreise von Völkern! Dasselbe russische Volk, das zwei Jahrhunderte lang als Sklave das Joch der rohen Mongolen und Tataren tragen mußte, und das noch im Jahre 1611 seine Hauptstadt Moskau von Grund aus durch die übermüthigen Polen zerstört werden sah, hat seitdem beiden Nationen seinen Fuß auf den Nacken gesetzt und sie zu seinen unterthänigen Knechten gemacht. Seit einem Jahrhundert schwillt nun seine Menschenzahl im Verein mit den ihm unterthänigen Vasallenvölkern wie eine hinter Mauern aufgestauete Seeflut immer mehr und mehr zu einem Ocean an. Wird nicht eine Zeit kommen, wo dieser Ocean einmal seine Dämme und Mauern durchbricht, und könnte er dann nicht alles dahinterliegende Land mit allmächtiger Gewalt überfluten? Wol nur wenige Leute kennen bei uns die prophetischen alten Slawenlieder, die von einer künftigen „Befreiung des Slawenvolkes" vom Joche „des Türken, des Ungarn und des Deutschen" singen und die noch heute im russischen Volke fortleben!

Gegenüber der immer zunehmenden Bedenklichkeit der Nachbarschaft einer solchen Riesenmacht, für deren dauernd freundliche Haltung zu Deutschland doch keine ewigen Garantien vorliegen, ist mir daher die Idee der Gründung eines sicher gelegenen, großen, compacten und expansionsfähigen Neudeutschlands jenseit der Meere geradezu ein patriotisches Bedürfniß, da es der deutschen Nationalität für alle Zeiten einen mächtigen Stützpunkt gewähren würde. Und ich glaube, daß der Anfang dazu nur entweder durch Ankauf von großen Colonialterritorien in Südamerika, oder durch den, vermuthlich billigern, Ankauf der Delagoa-Bai in Südafrika gemacht werden könnte. Würde nur erst dieser Grundstein gelegt und dann ein con-

---

Möglichkeit der entferntern Zukunft, daß einmal unter einem der später folgenden Regenten die sogenannte altrussische, d. i. chauvinistisch-nationale und panslawistische Partei unter bessern Aussichten als den heutigen die Zügel der Regierung an sich reißen könnte, und dann bei Gelegenheit mit einer bedeutend verbesserten und zahlreichern Armee, und vielleicht in Verbindung mit dem ebenfalls militärisch regenerirten und revanchedurstigen Frankreich, einen Eroberungskrieg gegen Deutschland vom Zaune brechen könnte!

stanter Auswandererstrom von jährlich 50—100000 Deutschen dorthin gelenkt, so würden binnen einem Jahrzehnt schon eine halbe oder ganze Million, in 20 Jahren 1—2 Millionen Deutsche dort beisammen sein, die sich in Südamerika um die schon dort bestehenden deutschen Colonien in Südbrasilien, Patagonien und Südchile, in Südafrika um den festen soliden, echt teutonischen Kern der Boer-Freistaaten herum sammeln und dann in fortschreitender Entwickelung allmählich die Germanisirung einerseits eines großen Theils von Südamerika, andererseits der gesunden und fruchtbaren Hochlandsterritorien von Südafrika, vom Oranjestrom bis zum Aequator und von den Drakensbergen bis zum Congo, bewirken könnten. Die noch unbevölkerten Territorien der nördlichen Halbkugel sind überall schon definitiv von Engländern, Amerikanern und Russen in Beschlag genommen und für uns Deutsche auf alle Zeiten verloren. Auf der südlichen Halbkugel aber wäre es jetzt noch so leicht, durch käufliche Acquisition eines Territoriums, das als Ausgangspunkt für künftige deutsche Staatenbildung dienen könnte, die nationale Macht unserer Rasse für die entfernteste Zukunft sicherzustellen und unsere nothwendige und unvermeidliche alljährliche Massenemigration dauernd vor Entdeutschung zu bewahren.

Es wird Zeit, daß ich von dem unerschöpflichen Thema abbreche, auf das mich der Wunsch der afrikanischen Boers nach deutschem Schutze gebracht hatte! Ich konnte den Drang nicht unterdrücken, meinen patriotischen Phantasien, denen doch gewiß sehr bemerkenswerthe Thatsachen zu Grunde liegen, ihren freien Lauf zu lassen, und ich wünschte nur, der große „eiserne Staatsmann", der uns endlich ein nationales Reich geschaffen hat — nach jahrhundertelanger vergeblicher Sehnsucht der deutschen Nation — möchte einmal in einer seiner seltenen Mußestunden einen Fernblick in die Zukunft des Volkes werfen, das er für unsere Zeit zum ersten des europäischen Continents erhoben hat! Ein Entschluß von ihm könnte der bis heute noch „kinderlosen" deutschen Eiche eine hoffnungsreiche kleine Familie schaffen und der deutsche Eichenkranz dann auf beiden Halbkugeln des Erdballs ewig grünen!

Nur ein paar Worte möchte ich noch über die nächsten politischen Folgen eines eventuellen Ankaufs der Delagoa-Bai durch Deutschland hinzufügen. Daß deshalb jemals ein Krieg mit England losbrechen könnte, ist ganz undenkbar. England ist ein zu guter Rechner und weiß, was die guten und freundlichen Beziehungen zu Deutschland für es werth sind, seit das Deutsche Reich die erste Continentalmacht Europas geworden ist. Die Zeit, wo die „Times" über die neue deutsche (schwarz-roth-goldene) Seeflagge zu spotten beliebte, ist vorüber und England wird dem consolidirten und ruhmreichen neuen Deutschen Reiche nicht mehr verweigern, was es dem damaligen räthselhaften Embryo einer noch unbewährten Weltmacht zu versagen solche Lust zeigte. Ueberdies haben beide Reiche, das deutsche und das englische, in ihrer europäischen Machtstellung so identische Interessen und sind durch natürliche Verhältnisse so sehr auf eine permanente gegenseitige Allianz angewiesen, daß eine solche doch nur untergeordnete Frage, wie die über den Besitz der Delagoa-Bai, ganz gewiß nicht eine Trübung der gegenseitigen Beziehungen herbeiführen, sondern sicher mit einer freundschaftlichen Verständigung der beiden aufgeklärtesten Regierungen Europas abschließen würde. Und außerdem würde die Bai im Kriegsfalle sehr leicht durch Fortificationen und weittragende Batterien auf der 200 Fuß hohen Berea, und nebenbei durch Torpedos und ähnliche moderne Küstenvertheidigungsmittel geschützt werden und dann so uneinnehmbar gemacht werden können wie die stärkste Festung der Welt. Auf solche Anlagen versteht sich ja die deutsche Artillerie- und Ingenieurtruppe besser als irgendeine andere in der Welt. Und was das Binnenland betrifft, so bedürfte es gar keines weitern Schutzes, denn die 15000 Chasseurs à Cheval, die schon jetzt die Boers im Nothfalle aufstellen können, genügen für sich allein schon vollständig, um einer jeden fremden Macht alle Eroberungsplane unmöglich zu machen. Ich muß übrigens gestehen, daß ich wol gern den neugierigen Berlinern das Vergnügen gönnen möchte, einmal eine Compagnie „Afrikanischer Garde" zur Wachparade aufziehen zu sehen. (Es würden sich ja doch wol eine genügende Zahl von Freiwilligen zu einer

solchen finden.) Dieselbe würde in der Pracht ihrer Erscheinung, durch die kolossalen und breiten Hünengestalten der jungen Boers an die alte Riesengarde des Königs Friedrich Wilhelm I. erinnern und durch ihr imponirendes Aussehen die elegante Tscherkessengarde in Petersburg und die stattlichen Horse Guards in London in den Schatten stellen, zumal wenn man die jungen afrikanischen Löwen zu Küraſſieren drillen wollte! Daß Südafrika eine solche Riesengeneration aufzieht, ist nicht der kleinste Vortheil, den sein Klima bietet! Wie schwächlich und storchenhaft nehmen sich die dünnhalsigen und magern Yankees der Ostküste von Nordamerika gegen diese urkräftigen und breitschulterigen „Africanders" aus! Freilich, alles hat seine zwei Seiten, und artistische Liebhaber dürften wol ein für allemal die feine und vornehme Erscheinung einer sylphidenhaften jungen Amerikanerin oder eines europäischen Balletschmetterlings dem massiven und elefantenhaften Körperbau einer breitköpfigen Boerfrau vorziehen. Doch Südafrika hat bisher ja fast ausschließlich nur eine Bauernrasse aufgezogen; das Stadtelement war bisjetzt hier nur in einer sehr kleinen Minorität vertreten. Südafrika hat daher in der Creirung eines neuen germanisch-afrikanischen Menschentypus wol noch nicht sein letztes Wort gesagt und wird hoffentlich noch einmal eine besondere Charakterform von Frauenschönheit hervorbringen, die sich zu derjenigen der gegenwärtigen Boerfrauen verhalten wird wie die Erscheinung einer Dame der berliner oder wiener Aristokratie zu der einer pommerschen Viehmagd oder eines westfälischen „Küchendragoners".

Ich kehre nach dieser politisch-nationalökonomischen Luftballonfahrt und ihrem vogelperspectivischen Blicke auf die Statistik der Zukunft nun zur Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse zurück.

Nachdem ich mit meinem Gefährten meinen Rundgang durch die Stadt Lorenzo Marques vollendet und mit ihm noch verschiedene englische, holländische und französische Kaufleute besucht hatte, bei denen er (aber leider vergebens) anfragte, ob er in ihren Bureaux eine Anstellung erhalten könnte, wanderten wir zum Ufer der Bai zurück, wo jetzt auf einem weiten

sandigen Platze vor dem neuen Zollgebäude ein großes Negercamp meine Augen auf sich zog. Es waren auf unserm Schiffe viel mehr schwarze Passagiere gewesen, als ich mir hatte träumen lassen. Nachdem sie sich alle ausgeschifft, sah ich, daß es ihrer ein paar Hundert waren, die nun von einer Menge von hier wohnenden Kaffern ihres Stammes besucht und umringt wurden und sich mit Provisionen für ihren Weitermarsch versahen. Die Frauen und Mädchen hielten sich alle von den Männern getrennt, und wenn ich an ihrem dichten Knäuel vorüberschritt, machte mir das allgemeine Geschnatter und Gekicher dieses lustigen Schwarms viel Vergnügen.

Eine Gruppe von Frauen, die wahrscheinlich von irgendeinem der weißen Ansiedler einen schönen Bullenhals zum Geschenk erhalten hatten und jetzt mit dem Zerschneiden desselben beschäftigt waren, trennten davon sorgsam die sehnigen Theile ab und brachten dieselben den nächststehenden Männern, da nach Kaffernsitte kein Weib die Rückensehnen des Rindes essen darf. Es liegt diesem Gebrauche offenbar die Idee zu Grunde, daß der Genuß dieser Sehnentheile männliche Kraft und Tapferkeit verleihe und daher ein nur dem Manne gebührendes Vorrecht sei.

Eine komische und zugleich tragische Scene fesselte meine Blicke in der Bai. Ein französischer Ansiedler hatte sich ein großes Billard aus England verschrieben, das soeben solid verpackt mit unserm Schiffe angekommen war und wovon er sich viele Geldeinnahmen versprach. Da aber die neuprojectirte Landungsbrücke noch nicht in Angriff genommen war, so war der Transport der riesenhaften Holzkiste vom Schiffe ans flache Ufer ein äußerst schwieriges Unternehmen. Das große Boot, welches sie vom Schiffe empfangen hatte, konnte der Seichtigkeit wegen nicht bis ans Ufer kommen und mußte daher ein paar hundert Fuß weit vom Uferrande im Wasser verbleiben. So wurden denn nun 30—40 Kaffern beordert, das unförmliche Behältniß auf ihren Schultern durch das Wasser bis aufs Trockene zu tragen. Aber nach ein paar Schritten vorwärts rutschte ihnen die schwere Last von den Schultern und das schöne und theuere neue Billard plantschte

ins Meer hinein, was für seine glatte grüne Tuchoberfläche jedenfalls sehr unvortheilhaft gewesen sein muß. Das ganze Geld für diese kostspielige Acquisiton möchte infolge dieses Unfalls wol ein weggeworfenes gewesen sein. Der Besitzer erging sich vergebens am Ufer in den aufgeregtesten Ausbrüchen seiner Indignation — das Unglück war einmal geschehen und nicht wieder gut zu machen.

Gegen 5 Uhr begaben wir uns wieder an Bord unsers Schiffes, das jetzt voll von Besuchern war. Unter den letztern befand sich auch der liebenswürdige Gouverneur de Castilho. Es ging lebhaft her in unserm Cabinensalon. Wir hatten nämlich drei neue Passagiere erhalten: den portugiesischen Consul auf den Goldfeldern, Graf Nellmapius (einen Polen), den Landdrost von Leydenburg und einen französischen Doctor der Medicin. Alle drei kamen direct von den Goldfeldern und hatten Plätze nach Mozambique genommen. Diese Herren wollten sich nun der genossenen Gastfreundschaft des Gouverneurs dankbar erweisen, der sie in seinem Hause so freundlich aufgenommen und verpflegt hatte, und der Champagner floß daher in Strömen. Natürlich kamen wir hierdurch sämmtlich in eine festlich erregte Stimmung, und in dieser angenehmen Laune dampften wir wieder auf der glatten Silberfläche der prachtvollen und unabsehbaren Bai nach dem Indischen Ocean hinaus. Noch lange weilte mein Blick sinnend auf dem hohen Uferberggürtel der Berea und vor meinen Augen schimmerte wie eine Fata Morgana das Zukunftsbild einer langen Reihe von glänzenden weißen Palästen und Villen, die künftig hier das Bestehen einer reichen Handelsstadt verkünden und deren flimmernder Lichterkranz des Abends dem herannahenden Schiffer bis in weite Ferne entgegenleuchten wird. Ich mache nicht Anspruch auf einen Prophetenblick, aber daß die Delagoa-Bai einer großen Zukunft entgegengeht, ist eine aus natürlichen Verhältnissen sich ergebende Gewißheit. Und welches wird die glückliche Macht sein, welche den hier seines neuen Besitzers harrenden Zauberschlüssel zu dem Besitze eines halben Continents aufheben wird?

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Weiterfahrt. — Graf Nellmapius. — Berichte von den Goldfeldern. — Goldclaims. — Scenerie. — Pilgrims Rest. — Statistische Notizen über Transvaal. — Die Insel Madagascar. — Ankunft in Mozambique. — Lächelnde Fiebergesichter. — Arabische Einwohner. — An Land. — Tropenvegetation. — Frühstück beim englischen Consul. — Ankunft in Zanzibar. — Englische Flotte. — Panorama der Stadt. — Erster Gang an Land. — Eindrücke des äquatorialen Afrika. — Die Suahelis. — Allgemeine Lustigkeit. — Gefangene. — Ein Kind in Ketten. — Die Araber und Perser. — Die Leibgarde des Sultans. — Eine pittoreske Armee. — Kaserne und Marstall. — Die Artillerie und die Flotte. — Die Hindi und Banyanen. — Heidnische Ehrlichkeit. — Straßenbilder. — Marktproducte. — Geldwesen.

Am 23. Juni nachmittags waren wir also wieder aus der schönen Delagoa-Bai ins Indische Meer hinausgedampft und fuhren nun, des starken Seestromes wegen, der nahe der Küste von Norden nach Süden zieht, so weit vom Ufer ostwärts, daß dasselbe bald unsern Augen entschwand. — Trotzdem, daß die eigentliche Seekrankheit mich nicht ergriff, so litt ich doch auf der ganzen Reise bis Zanzibar an einer fortwährenden Unbehaglichkeit, verbunden mit dem Gefühle eines wüsten, drehenden und schwindelnden Kopfes, sodaß mir die baldigste Beendigung dieser Reise sehr wünschenswerth erschien. Das Meer war nicht gerade sehr erregt, dennoch gab das übermäßige Rollen und Schaukeln unsers Schiffchens vielen der Passagiere die Seekrankheit. Namentlich litt daran unser neuer Reisegefährte Graf Nellmapius, der am zweiten Tage

ganz kreidebleich auf Deck erschien und alle die drastischen Phasen der abscheulichen Krankheit vor unsern Augen durchmachen mußte. Seine beiden Genossen jedoch schienen „alte Seewölfe“ zu sein, denn sie lachten, scherzten und pafften ihren Cigarrendampf in die Luft, als wenn sie ihr ganzes Leben auf solch einer schwankenden Schiffsnuß verbracht hätten. Während der fünftägigen Reise von Lorenzo Marques nach Mozambique hatte ich reichliche Gelegenheit, ihren Berichten von den Goldfeldern zu lauschen, auf denen der Consul und der Doctor schon seit ein paar Jahren wohnten. Graf Nellmapius ist einer der größten Claimbesitzer von Pilgrims Rest und der Doctor sein Partner. Der letztere brachte aus seiner Koje einen großen und schweren Sack aufs Deck herauf, der mit lauter Nuggets (Goldklumpen) angefüllt war. Dieselben waren theilweise so groß wie eine Mannes-, andere nur wie eine Kinderfaust, und boten eine prächtige glänzende Erscheinung, da sie sorgfältig in Säure gereinigt worden waren. Die drei Herren reisten nach Mozambique, um dort von dem Generalgouverneur die Erlaubniß zum Betriebe von Goldminen im Lupatagebirge zu erwirken, welches eine nördliche Fortsetzung der Drachengebirge von Natal und Transvaal bildet und von ganz fabelhaft reichen Goldquarzadern durchzogen sein soll.

Der bösartige Charakter der umwohnenden Eingeborenen hat bisher die Ausbeutung dieser Goldreichthümer durch Europäer noch immer verhindert. Gelingt es den Herren, ihre Pläne zu realisiren, so werden sie hoffentlich nach einigen Jahren sich als Millionäre aus dem Eldorado am Zambesi nach Europa zurückziehen können. Die Nachrichten, die sie mir über die leydenburger Goldfelder gaben, will ich hier in Quintessenz mittheilen.

Die Goldfelder liegen 40 englische Meilen östlich von der Stadt Leydenburg und sind nur auf sehr schwierigen Bergwegen zugänglich. Ochsenwagen können über diese steilen Berge nur dann herübergebracht werden, wenn dieselben mittels Seilen gehalten und in dieser Weise nur ganz langsam den Abhang hinuntergelassen werden. Von Leydenburg gelangt

man per Ochsenwagen in zwei Tagen nach den Goldfeldern. Ein Fußwanderer legt die Strecke von Lorenzo Marques nach denselben leicht in zehn Tagen zurück (160 englische Meilen). Von den Goldfeldern nach den Diamantenfeldern ist die Distanz 500 englische Meilen und von den letztern nach Port Elisabeth 452 englische Meilen. Die gesammte Strecke von Port Elisabeth nach den Goldfeldern wird mittels zweier wöchentlichen Eilwagenlinien, zuerst von Port Elisabeth nach Kimberley in fünf Tagen (ohne Nachtfahrt für 12 Pfd. St.) und dann von Kimberley nach Leydenburg in sieben Tagen (für $20\frac{1}{2}$ Pfd. St.), also zusammen in zwölf Tagen zurückgelegt. Zur See aber gelangt man von Port Elisabeth in sechs Tagen nach Lorenzo Marques und hat dann von dort die sehr mühselige Fußreise anzutreten. — Die Führer der langsamen Ochsenwagen, die von Zeit zu Zeit von Kimberley nach Leydenburg abgehen, lassen sich von jedem Passagier 10 Pfd. St. zahlen und gewähren ihm dabei 100—200 Pfd. St. Freigewicht.

Die größte Ansammlung von Goldgräbern befindet sich zu Pilgrims Rest (Pilgersruhe), wo jetzt circa 500 Diggers auf einer Länge von drei bis vier englische Meilen im Bette und zu den Seiten eines Baches graben. Die Gesammtmasse von Gold, die hier gefunden worden, ist eine sehr große; der Ertrag der einzelnen Claims aber war natürlich immer ein sehr verschiedener. Es gibt drei Arten von Claims: 1) Creek Claims, im Flußbette, 150 Fuß lang und 50 Fuß breit auf jeder Uferseite; 2) Terrace Claims, 150 Fuß im Geviert, terrassenförmig an den Uferabdachungen und Berghängen gelegen. Sie sind sehr reich, haben aber kein Wasser zu ihrer Verfügung, da die Kostspieligkeit eines Aquäducts die finanziellen Kräfte eines einzelnen Diggers weit übersteigt. Wenn sich aber eine Gesellschaft mit 10—20000 Pfd. St. zusammenthun wollte, so könnten alle diese reichen Claims vermittels einer gemeinschaftlichen Wasseranlage nutzbar gemacht werden. 3) Die Riff Claims, die 250 Fuß lang der Goldquarzader im Felsen folgen.

Die Arbeit in den Claims ist schrecklich mühsam, da hier

ebenso gigantische Felsblöcke auszuheben und zerkleinert wegzuschaffen sind wie in den Diamantendiggings am Vaalflusse. Dieselben müssen theilweise mit Pulver zersprengt werden, und schon verschiedenemal ist es vorgekommen, daß ein Digger durch das plötzliche Abrollen eines solchen Blockes getödtet wurde. Die Claims sind von 2—40 Fuß tief, je nachdem das ihren Grund bildende Granitlager mehr oder weniger in der Tiefe liegt. Die Diggers leiten das Wasser durch sogenannte Sluice boxes (hölzerne Stromrinnen), die oft bis 40 Fuß lang sind und in denen die wilde Strömung den Sand, die Erde und Steinchen mit sich hinwegschwemmt, während der schwere Goldsand und die Goldklümpchen sich am obern Theile oberhalb kleiner Querrippen ablagern und liegen bleiben. Es gibt Claims, welche für 40000, selbst 60000 Mark Ertrag gegeben haben. Ihr Kaufpreis ist ungleich geringer als der der Diamantenclaims in den Dry Driggings, da sie ja bei ihrer beschränkten Tiefe viel rascher erschöpft sind. Derselbe schwankt zwischen 200 und 1500 Mark, für einen notorisch sehr reichen Claim sind aber auch schon 12000 Mark bezahlt worden. Die Claims werden auch in Halben und Vierteln verkauft.

Das Diggerglück ist, wie ich schon früher hervorgehoben, ein sehr verschiedenes. Folgendes sind einige Beispiele davon: Herr Morris fand mehrere Tage lang 4—18 Unzen Gold täglich, ein anderer in einem Tage 17 Unzen, ein dritter an einem Sonnabend Morgen innerhalb drei Stunden 13 Pfund Gold! Zwei Diggers hatten in ihrer schlechtesten Woche 40 Unzen gefunden. Herr Nellmapius hatte bei einzelnen Diggers einen angesammelten Vorrath von 1—2000 Unzen gesehen. 1 Pfund Gold hat 12 Unzen und die Unze im Durchschnitt zu 3 Pfd. St. 15 Schillinge (= 75 Mark) gerechnet ergibt für das Pfund Gold einen Kaufpreis von 45 Pfd. St. (= 900 Mark). Eine Unze zählt 20 Pennyweight (à 3 Mark 75 Pfennige). Die Banken zahlen an Ort und Stelle nur 3 Pfd. St. 12½ Schilling für die Unze, während die Diggers sie nicht gern unter 3 Pfd. St. 17½ Schilling hergeben, weshalb die meisten, die es können, ihre Goldvorräthe an sich

halten. Das Finden von einer Unze täglich würde einer Einnahme von 22000 Mark im Jahre entsprechen, und man braucht also nur $^1/_4$ Unze täglich zu finden, um aus seinem Claim den gewöhnlichen Jahrgehalt eines Handelscommis in den Colonien herauszunehmen. Im allgemeinen möchte man mit Grund annehmen, daß die durchschnittlichen Funde aller Diggers zusammengenommen nicht über $^1/_2$ Unze täglich pro Kopf betragen, sodaß nach Abzug der theuern Arbeitskosten $^1/_2$ Pfd. St. täglicher Reinertrag verbliebe. (In Californien war die durchschnittliche Geldeinnahme der Golddiggers vor einigen Jahren 79 Pfd. St. jährlich pro Kopf, in Australien 88 Pfd. St.) Nicht über 10 Procent der Diggers finden täglich durchschnittlich mehr als 5 Unzen (wenn auch manche Claims 10—12 Unzen täglich hergeben) die übrigen theilweise von $^1/_2$—5 Unzen täglich, während ein guter Theil auch ganz leer ausgeht oder höchstens seine Ausgaben wieder einbringt. Der Mangel an Wasser und an Transportmitteln, um den goldhaltigen Stoff der Bergclaims hinunter zum Bache zu bringen, ist bisjetzt die größte Schattenseite der Diggings. Es könnte ihr nur durch Wasseranlagen abgeholfen werden, die für den einzelnen Digger zu kostspielig sind. Würden aber solche Aquäducte hergestellt, so würden dadurch die sämmtlichen Terrassenclaims abbauwürdig werden und dann für verschiedene einander folgende Generationen ein reiches und lohnendes Arbeitsfeld abgeben. — Es sollte überhaupt kein Digger hierher kommen, der nicht wenigstens 50—100 Pfd. St. zu seiner Verfügung hat, er müßte denn als Lohnarbeiter sein Leben machen wollen, in welchem Falle er 3$^1/_2$—4 Pfd. St. wöchentlich (und die Kost) verdienen wird, aber freilich bei sehr sauerer und anstrengender Arbeit. Zwei Männer vermögen täglich 200 Eimer goldhaltiger Erde durchzuwaschen. Größere Goldklumpen (Nuggets) werden gar nicht selten in Pilgrims Rest gefunden; in der letzten Zeit wurden z. B. solche von 3, 4, 5, 8, 10 und 10$^1/_4$ Pfd. St. in den Claims ausgegraben. — Sechs englische Meilen von Pilgrims Rest sind die Golddiggings von Mac Mac, wo mehr feiner Goldsand gefunden wird, während Pilgrims Rest

sich reicher an Nuggets erwiesen hat. Unterhalb Pilgrims Rest sind die Blyde Fluß Diggings, die jetzt noch in ihrer Kindheit liegen, und 12 englische Meilen davon die Wasserfall-Diggings, in reizender Gegend bei einem prächtigen Wasserfalle. Ueberhaupt sind Wasserfälle ein bedeutender Schmuck der Landschaft dieser südafrikanischen Goldfelder. Der in drei Abstufungen herabtosende Macheeka-Fall, der malerische Pic-Nic-Fall, der eng von Felsen umschlossene Sabie-Fall, der über 250 Fuß hohe Lisbon-Fall, vor allem aber der prachtvolle breite Mac-Mac-Fall bieten sämmtlich ganz entzückende Landschaftsbilder und geben dem ermüdeten Digger Gelegenheit zu den herrlichsten Lustpartien. —

Das Leben in den Goldfeldern ist jetzt noch sehr theuer, da der Transport von Gütern von der Küste her so kostspielig ist. Der Transport von jeden 100 Pfund Gewicht kostete in der letzten Zeit von Port Natal her 2 Pfd. St.! Die hauptsächlichsten Lebenspreise betrugen:

Für 1	Muid (196 Pfd. englisch)	Türkischen Weizen	60 Mark.	— Pf.
» 1	»	Boermehl (Kaffernkorn)	75 »	— »
» 1	Pfund Rindfleisch	. . . .	— »	50 »
» 1	» Hammelfleisch	. . . .	— »	58 »

Die monatliche Claimlicenz kostet 5 Mark. Fast alle Gebäude von Pilgrims Rest sind aus Segeltuch auf Holzrahmen errichtet, so die anglikanische und die wesleyanische Kirche, die beiden Banken, das Postamt, das Magistratsgebäude, viele Kaufmannsläden, die Musikhalle, Mrs. Hopkins Hotel, und zwei Zeitungsbureaux (in denen die Zeitungen „Gold Fields Mercury“ und „Gold News“ erscheinen). Ja sogar — was würde man bei uns dazu sagen? — ein öffentlichen Vergnügungen gewidmetes Gebäude mit dem prunkenden Namen „Alhambra-Palast“ und das Staatsgefängniß sind nur einfache „Kartenhäuser“ aus Segeltuch! Eine Sodawasserfabrik und ein paar photographische Ateliers machen gute Geschäfte. Schwarze Arbeiter sind sehr gesucht, aber wenig zu haben; sie verdienen monatlich 1 Pfd. St., inclusive Beköstigung

gung. Die Zulukaffern von Natal sind den hiesigen Kaffern an Kraft überlegen und daher vorzugsweise gesucht. Im Winter ist der Anblick der Landschaft trocken und verbrannt, im Frühling und Sommer aber erscheint sie als ein lachendes grünes Paradies. Feuchte, echt schottische Nebeltage sind, ebenso wie tropische Stürme, im Sommer nichts Seltenes. Mit der Regierung sind die Diggers im allgemeinen zufrieden, und dies ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen den Gold- und den Diamantendiggings. Allerdings fallen die beiden Hauptgründe der Unzufriedenheit der Diamantendiggers: die absolute Wehrlosigkeit gegen den durch die Regierungspolitik so enorm begünstigten Diamantendiebstahl der Kaffern und die Erdrückung mit Steuern und Abgaben, hier ganz weg, denn Gold läßt sich nicht so leicht stehlen wie Diamanten, indem die Sluice box nur alle Abende vom Besitzer selbst entleert wird und tagsüber sehr leicht zu beaufsichtigen ist. Auch hat sich die Regierung der Transvaal-Republik noch nicht zu der unverantwortlichen Industrie der englischen erhoben, an die Schwarzen Verkaufslicenzen für Diamanten oder Gold zu ertheilen, nur um für die aus dem Staatsseckel zu fütternde übermäßig große Beamtenzahl hinreichende Fonds zur Verfügung zu erhalten. Und was Steuern und Abgaben betrifft, so ist die Verwaltung der Transvaal-Republik gleich derjenigen des Oranje-Freistaates auf so einfache und bescheidene Verhältnisse basirt, daß eben nur die unumgänglich nöthigsten Steuern erhoben werden, und die Zahl der auf öffentliche Kosten zu erhaltenden Beamten ist auf das unentbehrlichste Minimum reducirt. Einige statistische Angaben, die ich hier mittheilen will, legen dies deutlich dar. Der Präsident der 5400 deutsche Quadratmeilen und 40000 weiße Einwohner zählenden Republik erhält nur 1500 Pfd. St. (nicht wie der Gouverneur der nur 800 deutsche Quadratmeilen und 8000 Weiße zählenden englischen Provinz Griqualand 3500!), sein Minister, der „Regierungssecretär", 500 (in Griqualand 1000), dessen erster Clerk 300, der Generalschatzmeister 400 (in Griqualand 1000), der Oberpostmeister 300 (in Griqua-

land 600) Pfd. St. Die Einnahmen und Ausgaben der Republik waren in den Jahren:

1873/74	Einnahm.	59660	Pfd. St.	Ausg.	52502	Pfd. St.
1874/75	»	59212	»	»	67023	»

Welcher Unterschied im Ausgabenbudget: bei einer Gesammtbevölkerung von 40000 Weißen in Transvaal nur 67000 Pfd. St. und bei einer Bevölkerung von 8000 Weißen in Griqualand 78000 Pfd. St.!!

Von den weitern Mittheilungen des Consuls über das Transvaalland will ich nur noch bemerken, daß die Schafheerden meist aus Merinos bestehen, und ihr jährlicher Zuwachs 50—75 Procent beträgt — daß der Preis eines Schafes von $7\frac{1}{2}$—10 Mark ist, und die Schur zweimal in 15 Monaten stattfindet, wobei jedesmal $1\frac{1}{2}$—2 Pfund Wolle auf ein Schaf kommen. Leider sind keine weißen Schafhirten zu beschaffen wie in Australien; ein schwarzer Schafknecht erhält monatlich 5 Mark und die Kost. Ein Pfund Rindfleisch kostet im Innern des Landes 25, Hammelfleisch 41, Schweinefleisch 75 Pfennige. Von den periodischen Dürren der Kapcolonie ist Transvaal ganz frei. Die Steuerbelastung der Farmen beträgt nur 30—60 Mark für eine Farm von 6000 englischen Ackern. Der Transport von Port Natal nach Potschefstroom oder Pretoria kostet je nach der Saison 400—800 Mark per Tonne (zurück nur die Hälfte), die Fracht von England nach Port Natal per Segelschiff 40 Mark, per Dampfschiff 120 Mark per Tonne.

Ich kehre nun zu meinem Dampfer Natal zurück.

Eine Seefahrt in diesen Meeren ist nicht so unterhaltend wie eine auf dem Nordatlantischen Ocean, da das Meer dort, zwischen England und Nordamerika, einer vielbesuchten Fahrstraße gleicht, auf der man Hunderten von Schiffen begegnet. Hier, im Kanal von Mozambique, sahen wir kein einziges Schiff und hatten daher das Gefühl, uns ganz vereinsamt auf unbesuchten und verödeten Wassern zu befinden. Ich hätte wol gewünscht, daß wir etwas weiter östlich gefahren wären,

denn dann hätten wir etwas von der großen geheimnißvollen Insel Madagascar sehen können, die so viele fabelhafte Naturseltenheiten in sich bergen und dabei die schönsten und malerischsten Landschaften der Welt bieten soll. Ein englischer Missionar in Natal, der einmal an der Küste dieser Insel gewesen war, erzählte mir von den versteinerten Rieseneiern, die man dort gefunden hätte — so kolossal, daß nach der vergleichenden Anatomie der solchen Eiern entsprechende Vogel die fünffache Höhe eines Straußes gehabt haben müßte!*) Und weiter berichtete er von einer gigantischen Species der in unsern Gewächshäusern als „Fliegenfalle" bekannten Carnivorenpflanze, deren Blätter so ungeheuer groß und muskulös seien, daß sie damit kleine Antilopen finge! Eine der niedlichen Zwerggazellen nämlich, welche arglos über ein solches am Boden hingebreitetes Blatt hinwegschreite, würde im Augenblick der Berührung plötzlich von den heftig wie ein Fangeisen zusammenklappenden dicken fleischigen Blättern gefangen und eingeschlossen. Da nun die lederartigen Blätter wie zusammengeleimt in dieser Lage verblieben und fest aneinanderhielten, so habe das arme Thierchen nicht mehr die Kraft, um sich von ihnen wieder loszumachen, und müsse ersticken, worauf sich die mörderische Pflanze von den Säften des allmählich verfaulenden Thieres ernähre. Auf meine Frage, warum sich denn die kleine Antilope nicht durch die Blätter hindurchfresse, wurde mir die Antwort, daß sie in der erstickenden Umarmung dazu nicht mehr die Fähigkeit habe. Ein sehr empfehlenswerthes Motiv für einen Dichter als Beispiel für eine leidenschaftliche, brennende und tödtende Liebe — das zarte, feingegliederte und delicate kleine Wesen unter den wüthenden Umarmungen und Küssen eines liebestollen Pflanzenriesens verendend! — —

---

*) Die Nachbildung eines solchen Eies befindet sich im Zoologischen Museum in Dresden. Es mißt 38 Zoll Länge und 30¼ Zoll Querumfang. Sein kubischer Inhalt entspricht 8¾ Litern und enthielt so viel Eiweiß und Dotter, wie 5⅓ Straußeneier oder wie 148 Hühnereier zusammengenommen! Die Schale des Eies war über ⅛ Zoll stark.

Wann wird die seit Jahrtausenden dem großen Weltverkehre beinahe verschlossen gebliebene prächtige Insel Madagascar endlich, gleich Japan, den Europäern eröffnet werden? Die Franzosen haben seit Jahrhunderten sich vergeblich abgemüht, den wenigstens theilweisen Besitz dieser Insel zu erlangen, aber ohne nennenswerthen Erfolg. — Der Besitz einiger Küsteninselchen und einer Bai am Nordende sind die einzigen Früchte ihrer langen Mühen. Daß die große Masse der Bevölkerung von Madagascar von australisch-malaiischer Rasse ist und überhaupt die Insel in Hinsicht ihrer Landschaften wie ihrer Naturproducte die Eigenthümlichkeiten dreier Welttheile: Afrikas, Südasiens und Australiens, in sich vereinigen soll, macht sie nur um so interessanter. Auf beinahe 11000 deutschen Quadratmeilen Flächeninhalt hat sie eine Bevölkerung von nur $2\frac{1}{2}$ Millionen, könnte aber ihrer Fruchtbarkeit zufolge bei vollständigem Anbau künftig vielleicht 40—50 Millionen ernähren! Welch eine Chance also für eine unternehmende Macht, welche diese Insel dem Weltverkehre öffnen oder eventuell für sich acquiriren wollte! Die Küsten freilich sind theilweise sehr ungesund, allein dies war ja auch bei so vielen andern Ländern der Fall, z. B. bei Mexico, Cuba, Java, Bengalen und Birma, ohne daß deshalb die Inbesitznahme der höher und gesünder gelegenen Binnenländereien durch europäische Mächte versäumt worden wäre und für dieselben nicht reiche Früchte getragen hätte. Das Innere von Madagascar soll ein ganz prachtvolles Bergland sein. Norwegische Missionare wohnen an verschiedenen Punkten der Insel.*)

Am 28. Juni näherten wir uns wieder der flachen Küste des afrikanischen Festlandes und etwa um 10 Uhr vormittags verkündete ein Kanonenschuß unsere Ankunft im Hafen von

*) Neuesten Nachrichten zufolge hat (im September 1877) der britische Consul in Madagascar es beim Könige der Howas, Ranavalo, durchgesetzt, daß derselbe den sämmtlichen 300000 Sklaven in seinem Lande die Freiheit geschenkt hat! Also humanistischer Fortschritt überall, selbst auf dem als so wild verschrienen Madagascar!

Mozambique. Mozambique ist eine kleine, als höchst ungesund, als eine wahre klimatische Pesthöhle verschriene Insel, die nur durch einen engen Kanal vom Festlande getrennt ist und ihre Existenz, wie alle Inseln an dieser Küste, unterseeischen Korallenbauten verdankt. Es ist darauf die Hauptstadt der sämmtlichen portugiesischen Besitzungen der ostafrikaschen Küste gegründet worden und befindet sich hier daher die Residenz des Generalgouverneurs und der obersten Regierungsbehörden. Der jetzige Generalgouverneur ist der General di Cavalho y Menezes. Er bewohnt ein sehr stattliches, ganz nahe am Landungsplatze stehendes, palastähnliches Gebäude. Dasselbe wird von einer prächtigen, thurmartig sich erhebenden und auf Säulen ruhenden Veduta überragt, von wo man eine weite Aussicht auf die See und die Umgegend hat und wo an den kühlen Abenden den Thee einzunehmen, sich vom frischen Seewinde anfächeln zu lassen und dann die süße Mondscheinnacht zu verträumen, ein hoher Genuß sein muß. Diese thurmähnlich die Wohnhäuser überragenden Veduten sind allen portugiesischen und südspanischen, überhaupt allen südlichen Seestädten eigenthümlich und tragen nicht wenig zu dem so ungemein poetischen und malerischen Anblick derselben bei. Wer erinnerte sich nicht mit Entzücken dieser eleganten, seewindumfächelten Thürmchen mit ihren herrlichen Vogelperspectiven in Lissabon, Madeira, Cadix, Malta und Beirut? Auch hier in Mozambique sind solche sehr häufig und mögen allerdings bei der ungesunden Morastluft dieser so tief gelegenen Stadt deren Bewohnern doppelt nützlich sein. —

Es dauerte nicht lange, so war unser Schiff von Booten umringt, von denen ein Theil Besucher vom Lande brachte, andere mit seltenen und prachtvollen großen Muscheln und schneeweißen Korallenbouquets, und wieder andere mit saftigen Tropenfrüchten von allen möglichen Arten angefüllt waren, die zu billigen Preisen zum Verkauf ausgeboten wurden. Was die uns besuchenden Gäste vom Lande betraf, so ging hier das Gegentheil meiner Erfahrung von Delagoa-Bai vor sich. Statt einer Anzahl von frischen, rosig blühenden Gestalten, die alle unisono und mit bekümmerten Mienen die Tödlichkeit

ihres Klimas beklagten, fand sich hier eine Gruppe von jämmerlich abgemagerten Fiebergerippen mit gallegelbgefärbter, zusammengeschrumpfter Gesichtshaut ein, die auf unsere Fragen nach dem Klima dasselbe mit sanftem Lächeln als ein ungefährliches und zuträgliches rühmten, an das ein Fremder sich sehr bald gewöhne! Es möchte nach diesem scheinen, als ob die Leute von Mozambique neue Ansiedler bei sich zu sehen wünschten, während die Lorenzo-Marques-Leute sich um jeden Preis fremde Einwanderung und Concurrenz vom Halse halten möchten!

Der Hafen von Mozambique bot uns das Schauspiel einer großen Ansammlung von sogenannten Dhows (Dhauen), d. i. arabischen Segelschiffen mit einem Maste, hochaufragendem Hintertheile und lang vorgestrecktem und aufwärts gerichtetem Schnabel. Je nach der differirenden Masten- und Segelstellung zählt man ihrer sieben verschiedene Arten. Mit Hülfe dieser Dhauen hauptsächlich wird der Sklavenhandel an der ganzen ostafrikanischen Küste von Delagoa-Bai bis nach dem Rothen Meere betrieben, meistens von arabischen Kaufleuten und Banyanen (Indiern von der Halbinsel Gudscherat). Ueberhaupt beginnt schon von dem südlichen Theile der portugiesischen Küstenbesitzungen an das arabische Volkselement unter die Handel treibenden Klassen sich zu mischen; schon in Lorenzo Marques, mehr aber in Inhambane, Sofala, Quilimane und Mozambique befinden sich eine Anzahl arabischer Kaufleute und von da an setzt sich dann die arabische Küstenbevölkerung als herrschende Klasse durch das Sultanat von Zanzibar und an der ganzen Ostküste bis zum Rothen Meere fort. Auch die zwischen Mozambique und der Nordspitze von Madagascar gelegenen schönen Comorischen Inseln, die jetzt alle Monate einmal von englischen Postdampfschiffen (von Zanzibar aus) angelaufen werden, sind von arabischen Sultanen beherrscht.

Ich habe mich stets außerordentlich für dieses große und in der Weltgeschichte so ausgezeichnete Volk der Araber interessirt. Seit ich ihre Wunderbauten in Südspanien, die schlanke Giralda und den Alcazar von Sevilla, die elegante Moschee

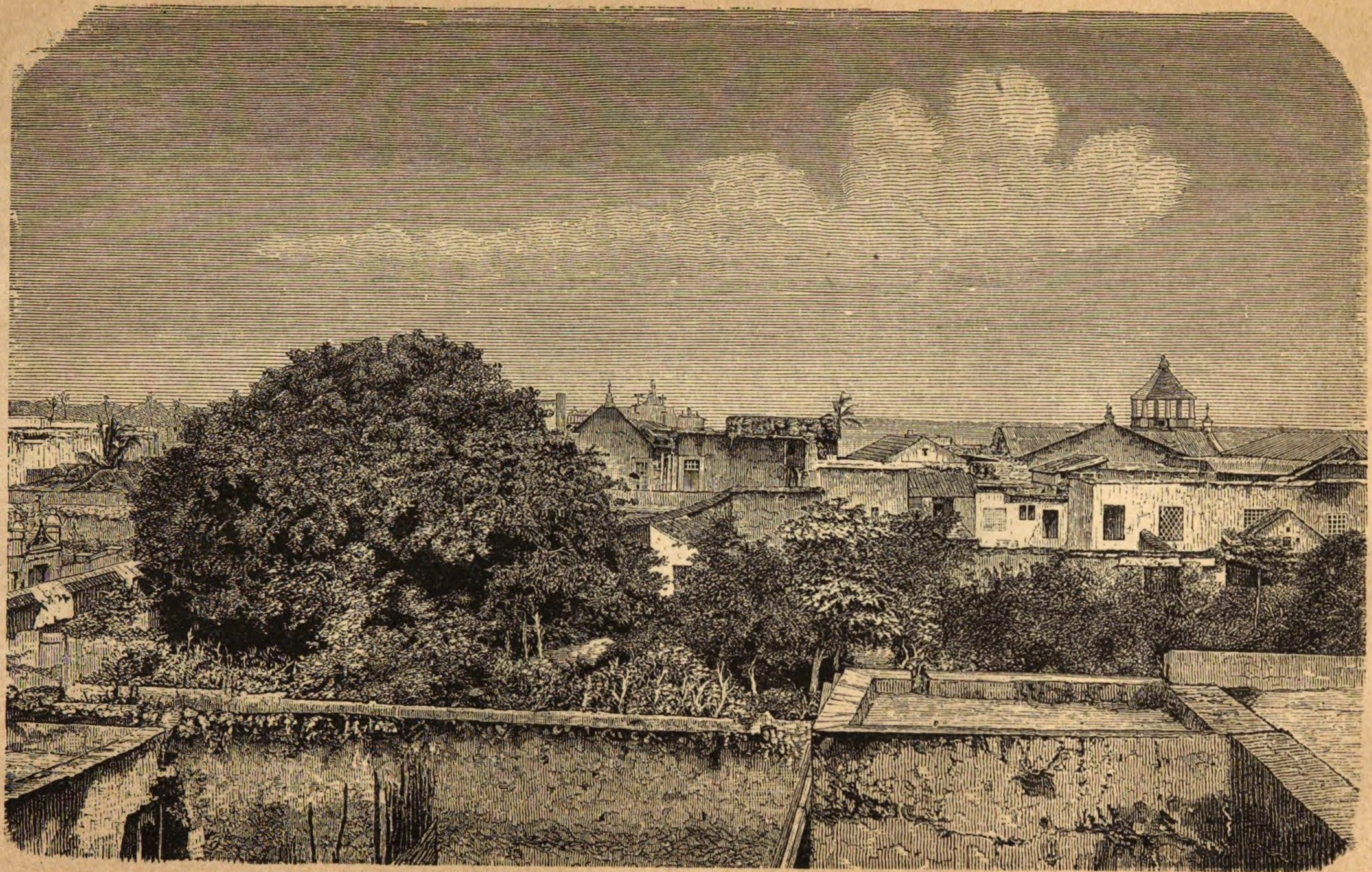
von Cordoba, und die prachtvolle Alhambra von Granada, mit ihren entzückenden innern Höfen und ihrer Spitzen- und Filigran-Architektur, gesehen — seit ich ferner die glühenden Eingebungen der reichen arabischen Phantasie in ihren unvergleichlichen Märchenerzählungen (Tausendundeine Nacht u. a.) bewundert, hatte dieses dichterische, ritterliche und hochsinnige Volk meine ganze Sympathie gewonnen, und es war daher eine große Freude für mich gewesen, als ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Syrien und Aegypten (so wie schon früher ein zweiwöchentlicher in Tanger in Marokko) mir die Gelegenheit geboten hatte, mit arabischen Volkselementen in nähere Berührung zu kommen.

Was für eine Rolle könnte doch diese Nation in der Welt spielen, bei ihrer ungeheuern Verbreitung über ganz Arabien, Syrien, Mesopotamien, Aegypten, Tripolis, Tunis, Algerien, Marokko, einen großen Theil der Sahara und des Sudans, und über die ganze Ostküste von Afrika bis nach Mozambique hinunter! Daß die Lethargie, worin sie in den meisten dieser Staaten und Landstriche jetzt versunken liegt, nicht ihr natürlicher und unvermeidlicher Zustand sei, beweisen einerseits die ehemalige Glanzepoche der Khalifen Harun-al-Raschid und Almamun in ihrer prächtigen Residenz Bagdad, sowie die reiche Culturgeschichte des blühenden Reiches, das die Araber später in Spanien gestiftet, andererseits die außerordentliche Activität, womit dieselben noch heutzutage den Handel an der afrikanischen Ostküste betreiben und bis weit in das Innere von Afrika hinein, vom Nil bis zum Niger und Congo und von Marokko bis zum Kap Delgado, ihren herrschenden Einfluß ausgedehnt haben. Es fehlen dieser Nation nicht die glänzendsten Geisteseigenschaften: natürliche Intelligenz, Lernbegierde, Tapferkeit, Ritterlichkeit, Gastfreiheit und ein glühendes Gefühl für persönliche Freiheit und für Familienehre, und sie wird in ihrem heutigen elenden politischen Gesammtzustande nur erhalten theilweise durch ihre in den letzten Jahrhunderten erstarrte und versteinerte und zu einem Hemmnisse alles geistigen Fortschrittes gewordene mohammedanische Religion, anderntheils durch das vollständige

Entbehren politischer Einheit und Einigkeit, eine Folge des totalen Mangels an dem, was wir „Gefühl fürs Vaterland“ nennen. Zu allen Zeiten herrschte in diesen patriarchalischen Semiten der locale Stamm- und Kastengeist vor und ließ die Idee eines großen und allgemeinen arabischen Vaterlandes niemals in ihren Köpfen entstehen. Wird dieser Volksrasse, gleich den so lange durch ähnliche Stammesrivalitäten zerspaltenen deutschen und italienischen Völkern, in Zukunft auch einmal ein politischer Einiger, ein Bismarck oder Cavour, erscheinen, der alle ihre, über so immense Territorien verstreuten Stämme politisch zusammenbringen und ein arabisches Nationalreich, eine arabische Staatenconföderation gründen wird?

Auf der Ostküste von Afrika freilich folgen die Araber bisjetzt einer sehr wenig lobenswerthen Culturmission, indem sie die Hauptbeförderer des Sklavenhandels sind und die Gewalt, welche ihnen ihre höhern Culturmittel und ihre vollkommenern Waffen geben, hauptsächlich zur Unterjochung und Plünderung der schwächern Negervölker misbrauchen. Hierüber werde ich bei der Besprechung des Sklavenhandels im Kapitel über Zanzibar mehr Gelegenheit finden zu sprechen.

Ein halbes Stündchen, nachdem unsere Anker in die Tiefe gerasselt waren, nahm ich mit meinem englischen Freunde, der nun sein Glück in Mozambique versuchen wollte, ein Boot, um ans Land zu gehen. Wir landeten an einer bequemen Treppe vor dem Regierungspalast und befanden uns nach einigen Schritten auf einer ebenen und mit zierlichen Topfbäumchen geschmückten Terrasse, in deren Mitte ein kleiner sonnenschirmartiger Pavillon mit Notenpulten uns verrieth, daß hier, unmittelbar vor den Fenstern der Wohnung des Generalgouverneurs, öfters, namentlich an Sonn- und Festtagen, Militärmusik stattfinde. Wir ließen uns nun durch die trottoirbelegten und von echt tropischen, niedrigen und flachdachigen Steinhäusern eingefaßten Straßen nach den Bureaux verschiedener Kaufleute führen, welche wir sämmtlich in immens großen luftigen und kühlen Salons antrafen, die aber leider meinem Freunde auch hier keine Anstellung verschaffen konnten.



Banyanen-Feigenbaum in Mozambique. II. S. 396.

Dann überschritten wir einen öden grünen Platz mit einer Säule und Rundtreppe in der Mitte, die wol eine historisch monumentale Bedeutung haben mußte. Ueber den Gartenmauern sahen wir viele prachtvolle dichtbelaubte Banyanen-Feigenbäume sich gen Himmel erheben, die mit ihrem dunkeln schwarzgrünen Laube einen kohlschwarzen Schatten warfen und Riesen-Sonnenschirmen glichen, unter denen, im Vergleich mit den sonnenglühenden Straßen, eine auffallende, erfrischende Kühle herrschte. Ich fand diese finsterschattigen Baumkolosse so außerordentlich schön und wahrhaft majestätisch, daß ich ihnen zu Liebe mich versucht fühlen könnte, hier in Mozambique monatelang zu bleiben, nur um mich an dem herrlichen Anblicke dieser dunkeln Baumriesen recht satt sehen zu können. An Formenpracht, an imponirendem Umfange und an erquickender Schattenkühle kommt ihnen meines Wissens keiner unserer europäischen Bäume gleich; nur ein tausendjähriger Eichbaum mit seinem Labyrinth von zackigen Aesten dürfte in seinem malerischen Effect und seiner Majestät mit ihnen verglichen werden. Sie unterscheiden sich jedoch von einem solchen sehr wesentlich dadurch, daß man wegen der Dichtigkeit ihrer Blätter beinahe gar nichts von den Aesten sieht und ebendeshalb der Baum fast wie ein gigantischer Pilz erscheint, dessen glatte halbkugelförmige Oberfläche mit einer weich und wellig schwellenden, graziösen Draperie von brillant-dunkelgrünem Laube überhangen ist.

Auch Cocospalmen ragten zahlreich aus den Gärten empor. Dieser schöne Baumschmuck, im Verein mit dem mir so sympathischen echt portugiesischen Baustil der Häuser und Kirchen, den dann und wann durch die Luft hallenden melodischen Tönen von Kirchenglocken, und der friedlichen Ruhe, der stillen Oede der im Sonnenglanze schlummernden und halb mit Gras überwachsenen Straßen ließen in meiner Seele von der Stadt Mozambique einen sehr poetischen, süß-melancholischen und elegischen Eindruck zurück.

In den Straßen sahen wir Neger von sehr ähnlicher Gesichtsform wie die Kaffern, gelbbraune Araber und Banyanen, letztere oft halb nackt; dann und wann wurde auch von

vier schwarzen Trägern ein eleganter Palankin vorübergetragen, worin der Länge lang ein weißgekleideter Europäer mit gelbem Fiebergesichte ausgestreckt lag, und an den Straßenecken lungerten hier und da schwarze oder gelbbraune Soldaten in weißen Jacken.

Zuletzt geleitete uns unser Führer, ein portugiesischer Soldat, zur Wohnung des englischen Consuls und verließ uns hierauf, entzückt durch eine kleine Silbermünze, die ich ihm in die Hand drückte, mit einem dankbaren Muito obrigado. Dieses letztere Wort brachte mir recht deutlich wieder die zahlreichen kleinen Kinder in Erinnerung, die ich einst am Seestrande von Cascaes bei Lissabon im Ufersande spielend fand und wovon jedes, als ich ihnen Früchte schenkte, mir mit ernster ritterlicher Verbeugung sein Muito obrigado (Sehr verbunden!) erwiderte. Es waren darunter ganz kleine, kaum dem Laufkorbe entwachsene Dingerchen mit noch grün fließenden Näschen, von denen die so ernst und würdig vorgebrachte ritterliche Dankesformel doppelt komisch klang. Aber die Portugiesen sind ja wol die höflichste Nation der Welt, und was ein Häkchen werden will krümmt sich bei zeiten. (Die Briefadresse: Al illustrissimo Senhor, mit der sich die gewöhnlichsten Leute, wie z. B. Droschkenkutscher und Lastträger, in Portugal tituliren, ist ebenfalls ein charakteristisches Merkzeichen dieser übertriebenen Höflichkeit, eines letzten Ueberbleibsels des alten lusitanischen maurenbekämpfenden Ritterthums.)

Im englischen Consul, Kapitän Elton, an den ich von Natal aus einen Brief hatte, machte ich die Bekanntschaft eines höchst liebenswürdigen und sympathischen und dabei sehr fein gebildeten, echten „englischen Gentleman“. Seinem jugendlich frischen und eleganten Aeußern (er ist erst 25 Jahre alt) sieht man es nicht an, daß er schon so viel in seinem Leben hat durchmachen müssen. Er hat erst in Indien und dann in Natal als Offizier gedient und in ersterm Lande die arabische, persische und indische (Hindoostani) Sprache, in letzterm die Zulusprache gelernt, sodaß er mit den meisten Einwohnern von Mozambique in ihrer eigenen Sprache verkehren kann.

Die Zulusprache ist mit der Sprache der Mozambiqueneger nahe verwandt und überhaupt reicht ja der Stamm der schönen wohlklingenden Kaffernsprachen sehr weit nach Norden, bis zu den centralafrikanischen Seen hinauf. Ein genauer Kenner der Kaffern- und Betschuanenidiome, Herr Stevens, versicherte mir, daß er in allen den von Livingstone, Stanley, Burton und andern Reisenden in Aequatorialafrika genannten Ortsnamen nur sehr geringe Veränderungen der ihm bekannten Kaffernsprache erkenne.

Herr Elton hat 1000 Pfd. St. Gehalt und bewohnt ein schönes Gebäude mit geräumigen luftigen Sälen, in denen er sich als echter Brite äußerst behaglich eingerichtet hat. Er lud uns zu einem reichlichen Frühstück ein, wobei uns wohldressirte junge Neger in langen bis auf die Füße herabwallenden schneeweißen Hemden schnell und geräuschlos bedienten. Während der Frühstücksunterhaltung kam Herrn Elton plötzlich die glückliche Idee, uns auf dem Steamer nach Zanzibar zu begleiten. Der rasche Entschluß wurde ebenso rasch zur Ausführung gebracht, und nach vollendetem Frühstück ging er mit uns und gefolgt von einem seiner Diener an Bord des Natal. Auf dem Wege zeigte er uns eine Sklaven-Dhau, die erst vor sechs Wochen vom britischen Kriegsschiffe Fliegender Fisch mit 45 Sklaven an Bord aufgebracht worden war. Die britischen Kriegsschiffe sind überhaupt an der portugiesischen Küstenstrecke von Ostafrika sehr thätig und senden ihre Boote zwischen die zahlreichen Uferinselchen in die versteckteften Baien hinein, um Sklavenschiffe darin aufzuspüren, wozu sie von der portugiesischen Regierung jetzt die Ermächtigung erhalten haben.

Unsere Reisegefährten von der Delagoa-Bai her, Graf Nellmapius, der Landdrost und der Doctor, hatten sich ausgeschifft und waren vom Generalgouverneur eingeladen worden bei ihm zu wohnen. Auch ein paar portugiesische Reisende hatten uns verlassen, sodaß unsere Passagierzahl jetzt sehr eingeschrumpft war. Nachmittags 3 Uhr lichteten wir wieder die Anker und bald war Mozambique, diese schöne und anmuthige „Pesthöhle“, unsern Augen entschwunden. Meinen Empfehlungsbrief an die Herren N., ein großes deutsches

Kaufmannshaus, abzugeben, hatte ich leider nicht die Zeit gehabt. Auch in Mozambique, wie fast in allen großen Seestädten der östlichen Meere, sind die ersten und reichsten Kaufmannshäuser deutsche, Filiale von Hamburger Firmen, die speciell hier in Mozambique große Geschäfte in Goldstaub, Elfenbein, Rhinoceroshörnern, Giraffenknochen und Fellen machen. —

Ohne weder die Küste im Gesicht zu behalten noch irgendein Schiff zu sehen, setzten wir unsern Curs jetzt direct nach Norden fort und liefen, nach vier Tagen, am Abend des 2. Juli, in den Meerkanal ein, welcher die Insel Zanzibar vom Festlande trennt. Bei allmählicher Annäherung bietet die Stadt Zanzibar eine äußerst stattliche und brillante Erscheinung. Eine Reihe von schneeweißen Palästen leuchtet weit in das Meer hinaus und erinnerte mich lebhaft an das ähnlich in blendendem Glanze aus den dunkeln Meeresfluten aufsteigende Cadix. Näher kommend fanden wir, daß eine englische Kriegsflotte von fünf Schiffen hier vor Anker lag. Als wir an deren einzelnen Schiffen: London, Thetis, Flying Fish u. a. vorüberfuhren und die Flaggen derselben zur Erwiderung unsers Grußes auf- und niederflogen, wurde Kapitän Elton von den Offizieren jener Schiffe erkannt und mit donnerndem Hurrah und toastandeutendem dreimaligem Armausschnellen begrüßt, woraus wir auf seine große Beliebtheit beim Offiziercorps der Flotte schließen konnten. Endlich rasselten unsere Anker in die Tiefe, und ein an Bord unsers Schiffes abgefeuerter Kanonenschuß verkündete der Stadt Zanzibar die Ankunft des allmonatlichen Poststeamers. Kapitän Elton wurde sofort von dem Boote des britischen Generalconsulats abgeholt; wir übrigen Passagiere blieben jedoch der späten Stunde wegen für diese Nacht noch an Bord. Noch lange wanderte ich erregt auf dem Deck auf und ab; das Schauspiel der prächtig im Abendlichte herüberschimmernden echt orientalischen Stadt, des geräumigen Hafens, der mit sonderbaren, in bunten Farben bemalten arabischen Dhauen angefüllt war, und der grünen Umgebungen mit ihren endlosen Cocospalmenwäldern war ein überaus fesselndes und wurde

in seiner Schönheit nicht gemindert, als bei zunehmender Dunkelheit die Fenster der großen Häuser am Ufer zu leuchten anfingen und von den Spitzen der zahlreichen Masten der größern Schiffe grüne, blaue und rothe Lichter erglühten, welche sich zitternd in der dunkeln Meeresfläche widerspiegelten.

Am folgenden Morgen um 11 Uhr hatte mir Kapitän Elton ein Rendezvous im englischen Generalconsulat bestimmt. Ich ging aber schon um 8 Uhr an Land und benutzte die kühle Morgenfrische zu einem Spaziergange durch die Stadt. Es umdrängten mich auf dem sandigen Ufer sofort einige mit langen weißen Hemden und rothen Fes bekleidete Negerjungen, die mir in gebrochenem Englisch ihre Dienste als Führer anboten. Ich acceptirte den am schlauesten aussehenden und überließ mich nun seiner willkürlichen Führung durch die Stadt. Ich fand sofort, daß diese mit allen orientalischen Städten die Eigenthümlichkeit theile, nach dem Plane von wüst verschlungenen Darmwindungen gebaut zu sein. Die europäischen Häuser, worin die Consuln und die reichen Kaufleute wohnen, sind prächtige, palastartige und umfangreiche Steingebäude und liegen fast sämmtlich dem Meere entlang; diejenigen der innern Stadt haben die bekannte arabische Form fensterarmer und weißgetünchter Würfel ohne Dächer. Alle Gärten und Höfe sind mit hohen Mauern umgeben. An die innere Stadt schließt sich eine regellose und unabsehbare Masse von dunkeln Hütten an, die aus mit Lehm beworfenen Zweigen errichtet und mit Dächern aus Palmenfächern gedeckt sind und worin das niedere Volk gedrängt beisammen wohnt. Eine gekrümmte sehr lange und enge Straße, in welcher viele Hunderte von kleinen Verkaufsläden sich befinden, bildet den Bazar der Stadt und wird fortwährend von einem bunten Gewoge von Menschen durchflutet. Welches Gewimmel von schwarzen, braunen, gelben und weißen Gesichtern, von orientalischen und afrikanischen Costümen, von Kamelen, Eseln, frei herumlaufenden weißen Buckelochsen, Hunden und Hühnern! Die Hauptmasse der zwischen 80- und 90000 Köpfe betragenden Bevölkerung von Zanzibar bilden

die Suahelis (Wassawahili), die ursprünglichen schwarzen Eingeborenen dieser Küste und der dazu gehörigen Inseln. Sie sind im Aeußern durchaus den Kaffern ähnlich, zu deren Völkerfamilie sie ja auch gehören, haben aber den malerischen Vorzug vor diesen, daß sie nicht die europäische Tracht tragen, welche alle Schwarzen so widerwärtig kleidet (weil dieselbe bei ihnen gewöhnlich nur als Caricatur erscheint), sondern das für sie unvergleichlich angemessenere und kleidsamere orientalische Costüm. Die Aermern tragen nur ein langes weißes, vom Hals bis zu den Füßen burnusartig herabwallendes Hemd (Nguo); die Vermögendern kleiden sich ähnlich den Arabern und bedecken ihren Kopf mit einem Fes oder Turban. Sie bekennen sich sämmtlich zur mohammedanischen Religion, welche überhaupt für die kindlichen Negervölker ganz besonders geeignet erscheint, da sie es mehr mit leichten äußerlichen Formen als mit schwierigen und Opfer auferlegenden moralischen Geboten zu thun hat. Denn wie viel leichter ist es, gewissenhaft die alltäglich zu fünf verschiedenen Zeiten vorgeschriebenen Gebete und Waschungen vorzunehmen, als sich den harten Gesetzen der Selbstbeherrschung und Selbstbezwingung, der Demuth und Entsagung, der Sittenstrenge und Selbstaufopferung zu unterwerfen, welche das Christenthum seinen aufrichtigen Bekennern auferlegt! Die fünf täglichen Gebete haben jedes seinen besondern Namen:

1) Magaribi, bei Sonnenuntergang
2) Esha, ein bis zwei Stunden später
3) Alfajiri, vor Sonnenaufgang
4) Athuuri, des Mittags
5) Alasiri, drei Stunden später.

Ich bemerkte unter den Suahelis viele schlanke und große Leute; ihre Gesichter waren zwar in der Regel nicht schön, sahen aber doch recht gutmüthig und freundlich aus. Es fiel mir in den Straßen die außerordentlich große Zahl von blinden Männern und von pockennarbigen Gesichtern auf. Die Narben der letztern waren oft so tief, daß man bequem eine Erbse hätte hineinlegen können! Die Gesichtsfarbe der Suahelis

variirt vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Braun, da im Laufe der Zeiten eine vielfache Vermischung mit arabischem und, bei der großen Anzahl hellfarbiger Indier, wol auch mit indischem Blute stattgefunden hat. Die Suahelifrauen sind ebenso wenig wie die Männer hübsch von Gesicht, wohl aber sehr schlank und elegant gebaut und von stattlichem Aussehen infolge ihrer superben Büste, deren schöne Form jedenfalls hauptsächlich von der auch hier herrschenden Sitte, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, herkommt. Hohe Schwanenhälse, eine gerade und stolze Körperhaltnng und ein edler aristokratischer Gang sind die natürliche Folge dieses Gebrauchs, während die bei unsern Bauerfrauen herrschende Sitte, ihre Rücken mit schweren Körben zu belasten, das Rückgrat beugt und eine gedrückte, plebejische Erscheinung und Haltung zur Folge hat.

Die Suahelifrauen wissen sich sehr malerisch in lange Stücke von Baumwollzeug (Kisuto, gewöhnlich von dunkelblauer Farbe) zu kleiden, mit denen sie dicht unter den Armen eng und knapp den ganzen Leib umwickeln. Sie tragen die Brust verdeckt, das Gesicht aber, obgleich sie doch Mohammedanerinnen sind, ganz frei und unverschleiert. Um den wolligen Kopf pflegen sie ein dunkelblaues Tuch (Ukaya) zu rollen, welches um das Kinn mit einem Bindfaden befestigt ist, von dem ein eleganter, bei jeder Kopfbewegung anmuthig hin- und herzitternder Silberschmuck herabhängt. Ueberdies hängt die Ukaya auf der Rückseite in zwei langen Tressen bis auf den Boden herab; beim ersten Anblicke möchte man diese beiden Tressen für natürliche und mit blauem Zeug umwickelte Haarzöpfe halten, wenn man nicht wüßte, daß der wollige Negerkopf keinen solchen Haarschmuck hergeben kann. Diese Imitation von Haarzöpfen bei den Suahelifrauen ist ganz analog der Nachahmung der hohen Chignons seitens der Kaffernmädchen, die in europäischen Häusern in Natal und in der Kapcolonie dienen. Auch diese pflegen nämlich ihren Kopf mit einem brennendrothen Tuche zu umwickeln und dann unter dieses voluminöse Tuch weiche Stoffe zu stopfen, wodurch die Höhe des Kopfschmuckes vermehrt und eine größere

Aehnlichkeit mit einem europäischen Frauenkopfe hervorgebracht wird. Die Negerinnen scheinen also, sobald sie mit weißen Frauen — Europäerinnen oder Araberinnen — in Berührung kommen, in ihrem kurzwolligen und männergleichem Kopfe einen Schönheitsmangel zu empfinden, dem sie nun durch künstliche Mittel abzuhelfen suchen. Außerdem suchen die Suahelifrauen nicht nur durch vielfachen Schmuck von Perlen und Metallringen um Arme, Waden und Füße, sondern auch durch schwere und unförmliche silberne Ohrringe (oft zwei bis drei zusammen in einem Ohrläppchen!), einen großen silbernen Ring (Azama) durch die Nase und einen Metallknopf in einem der Nasenflügel ihre persönlichen Reize zu erhöhen. (Ich bewunderte oft, wie ein dünnes Ohrläppchen und ein gleich dünner Nasenflügel so unverhältnißmäßige Gewichte zu tragen vermögen.) Dieser phantastische Schmuck gibt ihren Köpfen nach europäischem Schönheitssinne freilich einen sehr wilden Charakter, dieser letztere wird jedoch durch ihre gutmüthigen Gesichtszüge und ihre ewig lachende Miene bedeutend wieder abgemildert. Was überhaupt einem jeden frisch gelandeten Fremden zunächst hier auffallen muß, das ist die allgemeine Heiterkeit und Lustigkeit der eingeborenen schwarzen Bevölkerung (d. i. der Suahelis und der vom Innern gekommenen Sklaven, denn die Araber und Indier sind im höchsten Grade ernst und schweigsam). Die schwarze Einwohnerschaft von Zanzibar, hauptsächlich die Frauen und Kinder, machten auf mich in der That den Eindruck, das allerglücklichste Volk unter der Sonne zu sein; des Lachens und Singens ist unter ihnen kein Ende und sie freuen sich fortwährend über alles und jedes. Es kommt in ihnen so recht die echte und unverfälschte, sorglose und unbekümmerte Kindernatur der Negerrasse zum Ausdruck! Namentlich amusirte mich ein eigenthümlicher, äußerst schriller und hochtöniger Chorgesang, der von Banden von Frauen und Kindern an solchen Stellen der engen Straßen aufgeführt wurde, wo der Fußboden derselben mit neuem kalkigem (asphaltartigem) Steinkitt bestrichen worden war, der nun festgestampft werden mußte. Das Stampfen des Bodens ging in regelmäßigem Takte,

entweder in langsamem Marsch- oder rascherm Polkarhythmus vor sich, mittels hölzerner Stampfer, die genau wie unsere Stubenbesen aussehen, denen man die Borsten ausgezogen hätte. Der Gesang, womit 30—40 Frauen und Kinder dieses regelmäßige taktförmige Aufstoßen des Stampfers begleiteten, wurde von einem eigenen Kapellmeister, dem einzigen Manne in der Gesellschaft, in langem weißem Hemde geleitet. Er sang immer jede einzelne Strophe erst vor, und zwar in der höchst möglichen Fistelstimme, worauf die andern alle jubelnd einfielen und die Strophe nachsangen. Das Allerlustigste aber war die Freude, die man auf allen Gesichtern der alten und jungen Sängerinnen glänzen sah, und die angestrengte Kraft, mit der jedes Mitglied dieses straßenreparirenden Gesangvereins, namentlich die kleinen Jungen, eins das andere zu überschreien suchte. Ich mußte beim Anblick aller dieser ohrenbetäubenden Schreihälse mit ihren freudeleuchtenden Augen unwillkürlich an das Wort Schiller's denken:

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!

Freilich wird diese allgemeine Heiterkeit hier und da auch von düstern Bildern unterbrochen. Hier passirt eine Reihe von einigen zwanzig Gefangenen vorbei, die jeder einen schweren Eisenring um den Hals haben und durch eine lange schwere Eisenkette, die durch alle diese Halsringe hindurchgeht, in langer Linie immer einer hinter dem andern aneinandergekettet sind — dort schleicht ein Kind von höchstens sieben Jahren durch die Straßen, nur ganz langsam mit den Füßchen von der Stelle rückend, denn dieselben sind durch einen kurzen schweren Eisenstab beinahe unbeweglich gemacht. Dieser Eisenstab verbindet zwei eiserne Ringe, die dem Kinde an den Knöcheln um die Beine gelegt sind, sodaß es nur äußerst langsam durch mühsames allmähliches Vorschieben der Füße sich vorwärts bewegen und so sehr leicht von den in den engen Straßen sich drängenden und stoßenden breitbeladenen Kamelen, Buckelochsen und Lastträgern überrannt und hingeworfen werden kann. Ein Kind in Ketten!! Welchen Sturm der Empörung

würde ein solches Bild in unserm humanen Europa erregen! Diese armen, unglücklich aussehenden Sklavenkinder mit ihren schon tiefgerunzelten Stirnen und den schweren Eisenketten an den zarten Füßchen bieten eine recht traurige Erscheinung in den Straßen dieser Stadt. Sie waren wol fern im innern Afrika ihren Aeltern geraubt, dann an die Küste transportirt und hier an einen harten Herrn verkauft worden. Diesem hatten sie dann einmal zu entlaufen versucht, worauf zur Verhütung der Wiederholung eines Fluchtversuchs ihre weichen Füßchen in hartes Eisen geschmiedet worden waren! Die Engländer haben nun freilich den Sklavenhandel über See zum Verbrechen gestempelt und verboten; jedoch sie konnten ungeachtet dessen bisher noch nichts gegen die Haussklaverei thun, die viel zu sehr in die gesammten Verhältnisse und Gewohnheiten des Orients verwebt ist. Und solange diese besteht, hat ein Herr jederzeit das Recht, seinen Sklaven zu bestrafen oder selbst zu tödten, ohne daß die Justiz des Sultans sich in solche rein häusliche und private Angelegenheiten hineinzumischen hat.

Da die Suahelis die große Majorität der Gesammtbevölkerung von Zanzibar ausmachen, so ist auch ihre Sprache hier die vorherrschende, und wird sowol in den Familien des Sultans und der arabischen Großen, als auch von den Indiern, Persern und Europäern allgemein gesprochen oder wenigstens verstanden. Da sie zum Stamme der Bantusprachen gehört, deren Gebiet sich über den dritten Theil von ganz Afrika, nämlich über Mittel- und Südafrika vom 5. Grad nördl. Br. bis zum 33. Grad südl. Br., erstreckt, so ist sie den schönen Sprachen der Zulu- und Amakosakaffern sehr nahe verwandt und theilt deren außerordentlichen, an das Spanische und Italienische erinnernden, melodischen Wohlklang. Die Herren Krapf, von der Decken und Kersten haben schon früher fleißig die Wörter dieser Sprache gesammelt; ein Wörterbuch wurde von Herrn Steere, sowie auch von den hiesigen Vertretern des hamburger Hauses Oswald (Witt und Schultz) zusammengestellt; eine vollständige Grammatik der Sprache hat jedoch erst im Jahre 1870 der Missionar Wakefield ver-

faßt. Ihr Studium ist für alle künftigen Reisenden im südlichen Theile von Centralafrika ganz unentbehrlich, um so mehr, als die Suahelisprache die verbreitetste Handelssprache von Aequatorialafrika ist und ein Reisender auf der langen Strecke von der Ostküste bis zur Westküste überall Leute finden wird, die sie verstehen. Sie hat, wie sämmtliche Bantusprachen, die Eigenthümlichkeit, daß die Beugung der Wörter nicht, wie bei unsern europäischen Sprachen, durch Umänderung des Wortstammes oder Anhängungen an den Endsilben, sondern durch Voranstellung von Silben geschieht; auch kennt die Suahelisprache keine Artikel, kein Masculinum, Femininum und Neutrum. Die Zeitwörter werden durch vielfachste Umänderung zur Bezeichnung der mannichfaltigsten Modificationen der Grundbedeutung verwendet, sodaß in dieser Sprache oft ein einziges Wort denselben Sinn wiedergibt, der in unsern Sprachen nur durch zwei bis fünf verschiedene Worte detaillirt und nuancirt werden kann. An Zeitwörtern ist die Sprache sehr reich, an Adjectiven und Präpositionen aber arm. Ein paar kurze Phrasen mögen hier Platz finden, nur, um den Wohlklang der Suahelisprache zu illustriren:

Mimi hapa = Ich bin hier
Jambo sana! = Guten Morgen, guten Tag!
Nasikamoo! = Ich küsse (umarme) deine Füße!
Marahaba = Ich danke dir
Ati! = Hör' einmal!
Imependeza! = Wie hübsch ist das!
Sema mara ya pili = Ich verstehe dich nicht
Sikusikia! = Sage es noch einmal!
Bwana yupo? = Ist dein Herr zu Hause?

Was mich höchlich überraschte, war die Entdeckung, daß das Wort Kuß (und in welcher Sprache der Welt dürfte wol die Bezeichnung dieses süßesten Vergnügens, dieses beseligendsten Gefühlsreizes, welchen das irdische Dasein uns Sterblichen bietet, fehlen?) im Suaheli durch das Wort Busu wiedergegeben wird. Wer dächte hierbei nicht gleich an die gemüthliche Einladung des frischen tiroler „Bua“ an sein „Schatzerl“: „Kathi, gib mir a Busserl!“ Wie in aller Welt

kommen der nordländische, indogermanische Tiroler und der schwarze Sohn der Aequatorialsonne auf ein und dasselbe Wort zur Bezeichnung eines so zarten, platonischen Begriffes? Ich überlasse dieses etymologische Problem dem Scharfsinn unserer gelehrten vergleichenden Sprachforscher!

Die Suahelis bilden zwar, wie schon bemerkt, numerisch den Haupttheil der Bewohner der Stadt und der Insel Zanzibar, sowie überhaupt des ganzen Sultanats, nehmen aber gesellschaftlich nur einen untergeordneten und dienenden Rang ein. Die herrschende Klasse sind vielmehr die Araber, die daher auch ausschließlich die „vornehme Welt" unter der eingeborenen Bevölkerung repräsentiren. Ihre Herrschaft datirt schon seit dem Jahre 1698, indem zu dieser Zeit Sef, der Sultan von Oman, mit einer gewaltigen Kriegsflotte vor Zanzibar erschien und die Portugiesen daraus vertrieb.

Man sieht die Araber häufig auf Pferden oder Eseln reitend, zuweilen auch zu Fuß durch die Straßen sich bewegen. Ihre Gesichtsfarbe nuancirt infolge der zahlreichen Kreuzung ihrer ursprünglich weißen Rasse mit schwarzen Sklavinnen in allen Schattirungen von südeuropäischem Teint bis zu abyssinischem Rabenschwarz. Sie tragen lange, enge, um Brust und Hals mit Goldstickereien verzierte Kaftans und mächtig hohe Turbane. Als Zeichen ihres vornehmen Standes dient ihnen ein sehr langes und breites gerades Schwert mit einfachem oder reich mit Juwelierarbeit verziertem Horn- oder Holzgriff. Ihre Frauen sieht man nur selten in den Straßen; diejenigen, welche ich sah, ritten auf Eseln wie Männer, hatten einen höchst ungraziösen, weiten, mantelähnlichen Ueberwurf von schwarzer Seide (Jebwani) und dazu noch eine grausliche schwarze Maske (Barakoa) mit herabhängenden Fransen vor dem Gesicht, und verriethen überdies unter ihrer unförmlichen Umhüllung einen sehr in die Breite entwickelten Körperumfang. Jedenfalls gehörten sie wol sämmtlich bereits dem kanonischen Alter an und sind mir die anmuthigen Perlen der Harems, welche unsere europäische Phantasie so gewaltig zu reizen pflegen, leider vollständig unsichtbar geblieben.

Die Araber Zanzibars sind sehr tolerant und gehören verschiedenen religiösen Sekten an. Die Mitglieder der Sultansfamilie sind Abaditen. Die Moscheen in Zanzibar sind höchst einfach und zeichnen sich äußerlich nur durch die vor ihnen stehenden Brunnen aus, während der im nördlichen Orient so gebräuchliche Schmuck von schlanken, weithin sichtbaren Minarets hier ganz wegfällt. (Nur eine einzige von den 40 Moscheen, welche die Stadt zählt, besitzt ein Minaret.) Neben der Toleranz der Araber von Zanzibar wird auch ihre Gastfreiheit sehr gerühmt.

Der regierende Sultan, Seyyid Burghash bin Sayyid Sa'id, ist ein außerordentlich frommer Mann, ohne deshalb intolerant gegen Andersgläubige zu sein. Da er gerade jetzt, in Begleitung des britischen Generalconsuls Dr. Kerk, eine Reise nach England angetreten hatte, so mußte ich auf die Ehre, Sr. Hoheit vorgestellt zu werden, leider verzichten. Ich sah jedoch seinen Neffen, Seyyid Ali bin Su'ud bin Ali, welcher für die Dauer der Reise des Sultans die interimistische Regentschaft führt. Gegen distinguirte Fremde, die ihn besuchen, hat sich der Sultan immer sehr liebenswürdig bezeigt und mit großer Liberalität pflegt er allen gebildeten Europäern, die ihn darum ersuchen, die schönen Vollblutpferde seines Marstalls zu beliebigen Spazierritten zur Verfügung zu stellen. Auch gegen die englische Regierung hat er sich hinsichtlich ihrer Forderungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels immer sehr gefügig und willfährig gezeigt. Die freundliche Gefälligkeit, mit welcher er bei jeder Gelegenheit den Wünschen des englischen Generalconsuls entgegenzukommen pflegte, haben das große Publikum in England sehr für ihn eingenommen, sodaß er bei seinem jetzigen Besuche dort mit einer für ihn außerordentlich schmeichelhaften Sympathie und einem wahren Paroxysmus von Enthusiasmus empfangen worden ist und in einer Art fetirt wird, wie solche Ehre nur selten einem England besuchenden Monarchen zutheil wird.

Die dritte Bevölkerungsklasse in Zanzibar sind die Perser und Beludschen vom Sultanat Oman (Maskat), das früher (bis 1856) mit dem Sultanat Zanzibar vereinigt war,

von welcher Zeit sich noch der Gebrauch erhalten hat, daß die Leibgarde des Sultans von Zanzibar aus den Küstenländern des Persischen Meerbusens rekrutirt wird. Diese persischen Soldaten, ihrer Religion nach sämmtlich Schiiten, bieten eine wilde, unheimliche Erscheinung und scheinen ganz jenen typischen Charakter zu haben, den in der Regel in allen Ländern der Welt gemiethete Landsknechte zu zeigen pflegen: treu und unterthänig dem Herrn, der sie bezahlt, aber hart, tyrannisch, stolz und grausam gegen seine Unterthanen, zu deren Unterwürfigerhaltung sie angeworben worden sind. Sie tragen eine kurze dunkle Jacke, weiße türkische Pumphosen, die bis auf die Füße herabfallen, und einen hohen, steifen, einem schwarzen Blumentopfe gleichenden Fes. Was ihren schlauen Fuchsgesichtern eine sehr judenähnliche Erscheinung gibt, sind ihre tief nach unten gekrümmten Nasen und die nach vorn gekämmten langen Schläfelocken, die sie gerade wie die polnischen Juden zu tragen pflegen. Die meisten derselben waren mit schönen, nach türkischer und chinesischer Mode lang nach unten hängenden Schnurrbärten geschmückt. Ihre Bewaffnung besteht in einer altmodischen Flinte und einem langen Säbel als Seitengewehr. Außer dieser nur einige Hunderte von Köpfen zählenden regulären Leibgarde hat der Sultan noch eine viel zahlreichere aus Persern, Arabern, Suahelis und andern Negern zusammengesetzte irreguläre Truppe, welche mir als ein Nonplusultra malerischer, aber am besten par distance zu genießender baschi-bosukartiger Kriegergestalten erschien. Ich kam auf meiner Frühwanderung auch zum Palaste des Sultans, dessen Gebäulichkeiten an einem freien Platze am Meere gelegen sind. Längs des Grundes des Palastes laufen divanartige Steinbänke hin, die alle von jener wilden und pittoresken Soldateska besetzt waren. Ihre bunten Kriegercostüme und ihre verschiedenartigen Waffen, die jeder nach seinem eigenen Geschmacke trägt, erregten in mir beinahe die Illusion, als sei ich etwa in das Kriegslager eines sarazenischen Feldherrn zu den Zeiten der Kreuzzüge zurückversetzt. Welche für eine Opernvorstellung geeignete bunte Auswahl von Schwertern, Handschars und Bauchaufschneidern, Lanzen und Schil-

dern, daneben auch mittelalterlichen, reich mit Silberarbeit verzierten Flinten und Pistolen, die jeden Sammler entzücken würden! Ein kleines kurzes, aber breites Dolchmesser, dessen stumpfe, reich mit Silber verzierte Scheide sich am Ende wie die Tabackspfeife eines deutschen Studenten wieder aufwärts krümmt, fiel mir namentlich durch seine Häufigkeit in den Gürteln auf. Als ich diese mittelalterliche Soldateska mit ihren finstern wild funkelnden Augen und überladen mit so gefährlich aussehenden Mordinstrumenten in ernster, unheildrohender Schweigsamkeit beisammensitzen sah, da dachte ich unwillkürlich: wie pikant müßte es doch sein, wenn diese interessante Truppe einmal an einem sonnigen Sommertage über den dresdener Altmarkt marschiren könnte! Mit welchem panischen Schrecken würden da unsere biedern Obstweiber auseinanderstieben, und mit welcher mistrauischen Neugierde unsere jungen Nähterinnen und Putzmacherinnen diese so grimmig aussehenden Kriegergestalten anstaunen!

Der Sultanspalast selbst, erst im Jahre 1840 erbaut und bezogen, ist eine Verbindung von hohen zwei- und dreistöckigen Gebäuden mit sehr spärlichen Fenstern. Ein Theil desselben ist mit niedrig ablaufenden Dächern bedeckt, ein anderer Theil oben ganz flach und mit crenelirten Mauerzinnen umringt. Ein verandaartig bedeckter und umgitterter, sehr geräumiger Balkon nach der Seeseite hin dient als Empfangssalon für hohe Gäste.

Neben dem Palast des Sultans befinden sich die Hauptwache und die Stallgebäude. Die erstere ist nichts weiter als ein langer und schmaler und auf drei Seiten offener Holzschuppen, der einer Mauer entlang läuft und in welchem in langen Reihen die einfachen Bettstellen der persischen Garde stehen. Gegen Sonne und Regen ist dieselbe also geschützt, nicht aber gegen den Wind. Ihre Waschtoilette des Morgens, wenn dieselbe überhaupt für nöthig erachtet wird (worüber mir keine Information zugegangen ist), können die Gardisten nicht anders als vor den Augen des Publikums vornehmen, welches auf dem anliegenden großen freien Platze fortwährend vorüberschreitet. Dieser Schuppen oder vielmehr dieses Schup-

pendach bietet auch sonst für den ganzen langen Tag den einzigen häuslichen Comfort dieser anspruchslosen Krieger, sodaß man immer und zu jeder Tageszeit sicher ist, dieselben entweder auf der langen Steinbank am Palast oder auf ihren Bettstellen im Schuppen à la Turca kauernd zu finden.

Gegenüber dem Palast am Meere in einem großen und geräumigen offenen Holzschuppen sind in stattlicher Reihenfolge eine Anzahl von Hunderten von Kanonen von allen Größen und Formen aufgestellt, die zu verschiedenen Zeiten aus Europa gekommen und wol meist als Geschenke von der englischen Regierung dem Sultan übersandt worden sind und auf welche derselbe gewiß nicht wenig stolz ist. Es sind darunter Riesen-Schiffskanonen, die beinahe an die große Krupp'sche Kanone der pariser Weltausstellung von 1867 erinnern. Die persische Leibgarde ist hauptsächlich auf die Bedienung dieser Geschütze einexercirt und gibt sich dieser Arbeit mit großem Gaudium hin, bei den zahlreichen Gelegenheiten, welche die mohammedanischen Festtage, oder die Ankunft eines englischen Kriegsschiffes, oder die Auswechselung von officiellen Besuchen zwischen dem Sultan und seinen Ministern und den europäischen Consuln oder Schiffscommandanten bieten. Die gesammte stehende Landarmee des Sultans besteht überhaupt nur aus 1000 Mann, mit welcher geringen Zahl er die Bevölkerung seiner 450 Stunden langen Seeküste und der dazugehörigen Inseln in Ordnung und Unterthänigkeit zu erhalten hat. Ein Eroberungskrieg eignet sich also schwerlich für diese Armee, bei dem Umstande jedoch, daß das ganze Land des Sultans hauptsächlich nur ein Küstengebiet ist, ist für ihn seine Kriegsflotte die Hauptsache. Dieselbe zählt einige ganz gute europäische Schiffe (deren eins den bescheidenen Namen „König der Welt" führt) und wird von einem deutschen Admiral (einem Hamburger) commandirt.

Ich nahm auch flüchtig den Marstall des Sultans in Augenschein und fand in einem großen Hofe, in den mich die Thorwache ohne weiteres einließ, eine Anzahl theilweise sehr hübscher weißer Pferde mit orangegelb gefärbten Schweifen und Füßen frei herumlaufend, außerdem auch einen schönen

weißen abyssinischen Reitesel, ein paar Kamele, einen Strauß und ein paar Affen. Rings um den Hof herum laufen Bogenarcaden, welche die eigentlichen Stallungen repräsentiren.

Die vierte Bevölkerungsklasse Zanzibars (oder Ugujas, wie es bei den Suahelis heißt) sind die Hindi und Banyanen: Indier von Bombay und von der Halbinsel Gudscherat, die eine vollständig europäische Hautfarbe und Gesichtsbildung haben und viel äußere Aehnlichkeit mit Türken oder Montenegrinern zeigen. Sie bilden ein im ganzen Orient weitverbreitetes Handelsvolk und sind daher gewissermaßen als Indiens Phönizier oder Juden zu betrachten. Die Hindi sind Mohammedaner (Sunniten), die Banyanen aber Buddhisten. Sie sind sämmtlich Kaufleute, theils Groß-, theils Kleinhändler und Ladenkrämer. Durch ihre einfache sparsame Lebensweise und ihre unermüdliche Activität pflegen sie sich mit der Zeit ein Vermögen zusammenzusparen, womit sie dann gern nach Indien zurückkehren. Einzelne darunter haben sich große Reichthümer gesammelt, und nehmen infolge dessen eine sehr angesehene Stellung in der Gesellschaft von Zanzibar ein. So ist z. B. der Bankier und Finanzminister des Sultans Tarya Topan ein steinreicher Hindi, der so gut wie der geriebenste europäische Börsenspeculant zu rechnen versteht. Auch der Zollhausinspector und alle seine Beamten in den sämmtlichen Küstenstädten des Sultans sind Indier (Banyanen); die Steuererhebung ist jenem obersten Zöllnerchef vom Sultan in Pacht gegeben und bildet derselbe mit seinen Unterbeamten gewissermaßen einen Staat im Staate.

Die europäischen Kaufleute pflegen ihre Kassenbeamten, Magazinaufseher, Engros-Lieferanten und Detail-Abnehmer durchweg aus der Klasse der Banyanen zu nehmen. Neben ihrer Rührigkeit, Nüchternheit und Klugheit ist es hauptsächlich die große Ehrlichkeit, durch welche sich diese Indier den Kaufleuten für solche Aemter empfehlen und sich denselben geradezu unentbehrlich machen. Diese Redlichkeit geht so weit, daß jeder Diebstahl in Zanzibar durch die Banyanen rasch entdeckt zu werden pflegt, indem dieselben alle muthmaßlich gestohlenen, ihnen von verdächtigen Persönlichkeiten zum Kaufe

angebotenen Waaren sofort bei den sämmtlichen europäischen Kaufleuten herumsenden, um die ursprünglichen Eigenthümer ausfindig zu machen. O, könnte man doch eine Anzahl von solchen heidnischen Banyanen nach den Diamantenfeldern übersiedeln an Stelle des dortigen nichtswürdigen Vereins von christlichen und jüdischen Hehlern gestohlener Steine!

Im Anfang hielt ich, ihres Aeußern wegen, auch alle die zahlreichen Lastträger, die ich in den engen Straßen unter ihren riesenhaften Lasten dahinkeuchen sah, für Indier, bis ich belehrt wurde, daß sie sämmtlich von Südarabien kommen. Sie tragen nach Art der armenischen Hamals von Konstantinopel die größten und schwersten, frachtwagenartigen Kolosse aus zusammengebundenen Kisten palankinmäßig aufgehangen in der Mitte zweier starken Stangen, deren Enden auf den Schultern von 10—20 athletischen Männern ruhen. Diese Leute mit ihren nackten und schweißtriefenden gelbbraunen Oberkörpern und ihren langen schwarzen Vollbärten pflegen sich das mühsame Schleppen ihrer gigantischen Lastenungethüme durch einen taktförmigen abgebrochenen Chorgesang zu versüßen und zu erleichtern. Wenn eine solche Trägerkaravane mit schwerem, dröhnendem, elefantenhaftem Tritt und unter dem unaufhörlichen Geschrei: Platz! Platz! durch die engen hühnersteigartigen Straßen trappst und ihr dann etwa noch ein Zug breitbeladener Kamele entgegenkommt, so riskirt der Fußgänger jedesmal überrannt oder an die Mauer der Häuser gedrängt und zerquetscht zu werden, wenn er nicht zeitig genug sich in einen der die Straßenseiten bildenden kleinen offenen Kaufläden hineinflüchten kann. Wie unter solchen Umständen die vielen langsam dahinschreitenden Blinden und die einzelnen an den Füßen eng zusammengeketteten Sklaven es möglich machen, die engen Straßen zu passiren, ohne öfters an die nächste Häuserwand angepreßt und zerrieben zu werden, ist mir ein Räthsel geblieben.

Außer diesen vier Klassen der Bevölkerung von Zanzibar gibt es hier noch zahlreiche Vertreter fremder Volksstämme: einzelne Parsikaufleute aus Indien (die von weißer Farbe sind, auf einer hohen Culturstufe stehen und der schönen

Religion Zoroaster's huldigen), eine große Anzahl von Malgaschen, d. i. Malaien von Madagascar und den umliegenden Inseln, die ein ganz besonderes Stadtviertel (im Osten der Stadt, jenseit der sogenannten Lagune) einnehmen, Negersklaven von allen möglichen Stämmen des innern Afrika, zumeist aus dem Lande der großen centralafrikanischen Seen, und endlich die europäische Bevölkerung, die in ihrer Aristokratie durch englische, deutsche, amerikanische und französische Kaufleute, in ihren niedern Klassen durch braune Portugiesen vertreten ist. Diese letztern, deren Voraltern allerdings aus Portugal gekommen, haben nach einer Reihe von Generationen eine so dunkle Farbe angenommen, daß man sie leicht für Hindus halten könnte.

Ich kam auf meiner Wanderung auch über einen dreieckigen Marktplatz, wo eine für mich höchst interessante bunte Menschenmenge durcheinanderwogte. Theilweise auf kleinen Tischen mitten in der Sonnenglut ausgelegt, theilweise von ausrufenden Trägern in der Hand gehalten, gab es hier alle möglichen Dinge zu kaufen: Haus- und Küchengeräthschaften, Kleidungsstücke und Schuhe, Teppiche und Tischdecken, Waffen, Körner und Früchte aller Art u. s. w. Namentlich zog eine Anzahl Männer meine Augen auf sich, die große zweischneidige und gerade Schwerter (Upanga) in den Händen hielten und mit letztern der in die Höhe gehobenen nackten Klinge eine fortwährend zitternde Bewegung gaben, um die Elasticität und Geschmeidigkeit derselben recht ins Licht zu setzen.

Von Körnern, Gemüsen, Früchten, Nüssen und dergleichen Bodenerzeugnissen der reichen Tropenwelt gab es auf diesem Platze ein sehr buntes Durcheinander. Orangen, Mandarinen, Citronen, Mangoäpfel, Papaven, Bananen, Wassermelonen, Ananas, Feigen, Guavaäpfel, Chiromogas, Cocosnüsse, Tamarinden und Zuckerrohr lagen in leckern und appetitlichen Haufen übereinandergethürmt, immer in kleine Portionen eingetheilt, deren jede mit einer der gebräuchlichen Kupfermünzen (Pice oder Pesa, etwa ¼ Penny oder einem österreichischen Kreuzer entsprechend) bezahlt wird.

Neben den vielen und mannichfach gestalteten Arten von

kleinen und sehr wohlschmeckenden Nüssen fiel mir namentlich eine längliche weiße Wurzel auf, ungefähr von der Stärke eines Aales, die in gurkengroße Stücke zerschnitten massenhaft verkauft wird und infolge des großen Nahrungsgehaltes ihres wohlschmeckenden schneeweißen Mehles eins der Hauptnahrungsmittel des niedern Volkes bildet. Sie kommt von der Mhogo-Pflanze, einer strauchartigen Wolfsmilchart, und ist den Negern als Nahrungsmittel dasselbe, was den Südseeinsulanern ihre Brotfrucht. In Südamerika wird diese Pflanze Manioc oder Kassava genannt und bildet auch dort ihres reichen Stärkemehlgehaltes wegen ein vorherrschendes Nahrungsmittel der Creolen, Neger und Indianer. Um sie fortzupflanzen, braucht man nur abgeschnittene Stengel in die Erde zu stecken; nach 4—5 Monaten sind die 1—2 Fuß langen mehligen Wurzelknollen schon eßbar. Unsere wohlschmeckenden Tapioca-Puddings haben wir dieser nützlichen Pflanze zu verdanken.

Neben den Mhogo-Wurzeln nahm einen Hauptplatz in den Vorräthen der Victualienbuden eine Körnerfrucht ein, in welcher ich sogleich das mir von Thaba-Nchu und Natal her so bekannte Kaffernkorn wiedererkannte (Sorghum Caffrense). Es führt hier den Namen Mtama, während es in Aegypten Durrha, in Westindien Guineakorn genannt wird. Die Felder mit Kaffernkorn erscheinen dem Auge ganz ähnlich wie Maisfelder, und ein hundertfältiger Ertrag des Samenkorns ist ein ganz gewöhnlicher.

Auch Bataten und Yamswurzeln — der hier beliebte Ersatz für unsere Kartoffeln — sowie Bohnen und Erbsen fehlten nicht in dieser Ausstellung von Bodenerzeugnissen. Das Hauptnahrungsmittel der Indier und Araber, der Reis, war natürlich ebenfalls reichlich vertreten; er wird jedoch nicht hier cultivirt, sondern von Indien und Madagascar bezogen.

In den zahlreichen dicht aneinandergedrängten kleinen offenen Kaufläden, welche auf beiden Seiten der Bazarstraße sich in langen Reihen hinziehen, sind die Körner- und Fruchtvorräthe gleichfalls schon vorsorglich für den Verkauf in lauter kleinen Kreuzerportionen vorbereitet und eingetheilt, indem

immer eine entsprechende Quantität davon in eine flachrunde aus Gras geflochtene Schüssel eingeschüttet ist. Dies sieht denn sehr sauber aus und der Vorübergehende sieht hieraus sofort mit einem einzigen Blick, wieviel Kreuzerportionen jeder einzelne Händler von einer gewissen Körner- oder Fruchtsorte noch übrig hat. Zugleich erweist sich aus diesem Gebrauche sehr deutlich, daß der Großhandel in diesen Ladenbüdchen seine Stätte noch nicht aufgeschlagen hat. Das herrschende Zahlungsmittel ist Kupfergeld, und wer daher einigermaßen bedeutende Einkäufe bei diesen Kleinhändlern zu machen hat, muß immer einen großen und schweren Sack von Kupfermünzen mit sich herumschleppen. Für den großen Handelsverkehr ist die landesübliche Münze nur in Silber, nämlich die indische Rupee (2 Mark), und wer eine Kaufsumme in englischem Golde zahlen wollte, würde darauf zehn Procent verlieren, da Gold zehn Procent höher im Curse steht als Silber. Die Dampfschiffspassagepreise und Hotelrechnungen thut also der Fremde wohl, nur in Silber zu bezahlen, und sein Gold lieber an die Banyanenbankiers zu verkaufen, die dasselbe ihm stets mit Begierde abnehmen werden. Auf dem benachbarten Festlande besteht die cursirende Kleinmünze in den Kauries, den bekannten kleinen Muschelchen, die auch von Zanzibar nach andern Punkten der Küste und des Innern ausgeführt werden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gastfreundlichkeit der Herren vom britischen Generalconsulat. — Sklavenhandel und Flintenimport. — Statistisches über die Sklavenausfuhr. — Die drei großen Territorien der Sklavenjäger. — Unheilvoller Einfluß des muselmanischen Elements auf die Negerrasse. — Zukunftshoffnungen. — Wer wird Afrika vom Fluche des Sklavenhandels erlösen? — Einzug in die Villa Livingstone. — Eine tropische Villeggiatur. — Orientalischer Hauscomfort. — Meine Dienerschaft. — Gartenfreuden. — Ein imitirter Rohrsperling. — Orangenbäume und Cocospalmen. — Malerische Procession. — Die Schönen am Brunnen. — Drastische Kamelwäsche. — Poesie äquatorialen Landlebens. — Klimatisches und Sanitarisches. — Unser graugefiederter Landsmann.

Nachdem ich an dem augenverwirrenden und malerischen Gedränge dieser neuen, an einen europäischen Opernaufzug erinnernden Welt meinen Blick einigermaßen gesättigt und ein Frühstück von Bananen, meiner süßen Lieblingsfrucht, eingenommen hatte, begab ich mich — denn es war unterdessen 11 Uhr geworden — nach dem englischen Generalconsulat, um Kapitän Elton zu besuchen. Das Consulat, über dem eine gewaltige britische Flagge in den Lüften wehte, ist ein prächtiges weißleuchtendes Palais mit herrlicher Seefronte. Das Dach ist flach und mit crenelirten Mauerzinken umgeben und bietet bei seiner köstlichen Aussicht und dem oben immer kühlenden Seewinde eine sehr genußreiche Promenade. Die wie ein Ofen glühende freie Terrasse am Meere überschreitend, wo aus Grün und Blumen hervor mich einige Papagaien und Affen mit unverständlichen Zurufen begrüßten, trat ich in den

Palast ein. Ein Diener führte mich in den ersten Stock in einen großen, schönen und luftigen Empfangssaal, dessen hohe Fenster eine entzückende Aussicht nach der kornblumenblauen See und der dort ankernden britischen Kriegsflotte boten. Bald kam Kapitän Elton, der aber leider heute recht schwach und elend aussah; er hatte wieder einen seiner Fieberanfälle, was bei seinem fortwährenden und mit so vieler anstrengenden Arbeit verknüpften Aufenthalte in dem ungesunden Mozambique freilich nicht wundernehmen konnte. Seine Liebenswürdigkeit wurde aber durch sein körperliches Leiden nicht um ein Jota gemildert; er stellte mich sofort dem Major Smith von der Bombay-Armee vor, der während der Abwesenheit des Generalconsuls Dr. Kerk (der den Sultan nach Europa begleitet hatte) die Geschäfte des Generalconsulats interimistisch verwaltet, und dieser lud mich sogleich zu einem sybaritischen Frühstück ein, das unserer in einem gewaltig großen und hohen, bei offen stehenden Fenstern prächtig kühlen und luftigen Speisesaale wartete. Es war im Vergleiche zu der Ofenhitze der Straßen so kalt in diesem Saale, daß mich in meiner dünnen weißen Leinwandkleidung ein starkes Frösteln ergriff, welches jedoch durch die feurigen Weine des Consuls und die schmackhaften warmen Gerichte rasch beseitigt wurde. Es nahmen am Frühstück noch der Viceconsul Herr Holmwood und ein paar Kapitäne von hier ankernden englischen Kriegsschiffen theil. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um den Sklavenhandel und neuerdings gekaperte Sklaven-Dhauen — eine Conversation, die in Zanzibar als eine überwiegende in der officiellen Welt ebenso natürlich ist als wie in Kimberley die über Diamanten und Diamantenpreise oder in Natal die Unterhaltung über die Zucker- und Kaffeeernte und über den fortwährend befürchteten allgemeinen Kaffernaufstand. Der Viceconsul gab mir eine interessante Proclamation, betreffend das Verbot des Sklavenhandels, welche vom Landesherrn der Halbinsel Gudscherat, dem Rao von Kutch, an seine in Zanzibar so zahlreich lebenden Unterthanen gerichtet und in fünf Sprachen: Englisch, Arabisch, Persisch, Hindustani und Gudscherati, gedruckt ist. Sie lautet folgendermaßen:

Proclamation.

Maharadscha Dhiraj Mirza Maha Rao Shree Pragmulji Bahadoor, an alle Unterthanen von Kutch, die in Zanzibar wohnen: Es ist zu unserer Kenntniß gekommen, daß ihr in Zanzibar den Einkauf und Verkauf von Sklaven betreibt. Das ist eine ganz schreckliche Sache, und auf den Wunsch der ehrenwerthen englischen Regierung, diesem Handel ein Ende zu setzen, haben wir sowol als unser Vater schon früher Proclamationen erlassen. Ungeachtet dessen habt ihr dennoch nicht diesen abscheulichen Handel aufgegeben, was von euerer Seite sehr schlecht ist. Ihr erhaltet deshalb hiermit den Befehl, auf keinen Fall in diesem Handel zu beharren, und wenn ihr ihn noch betreibt, demselben nach Lesung dieser Proclamation zu entsagen. Der, welcher trotzdem den Handel fortsetzen oder andern zu dessen Fortsetzung behülflich sein wird, soll durch die ehrenwerthe britische Regierung streng bestraft und von derselben behandelt werden, als wäre er ein directer Unterthan der britischen Krone, welche Gewalt wir derselben ausdrücklich verliehen haben, und dieser Durbar wird all sein in Kutch gelegenes Eigenthum confisciren. Daher beherziget diese Warnung! Gegeben in Gegenwart Sr. Hoheit, diesen Montag den 1. Magsur Bud Sumvut 1929 des Vikram Era (entsprechend dem 16. December 1872).

Auf Befehl des ehrenwerthen Gouverneurs im Rathe

Bombay Castle, 2. Juli 1873. (Gez.) C. Gonne,
Regierungssecretär.

Nota: Eine gleiche Proclamation ist von Sr. Hoheit dem Rao an seine Unterthanen im Sultanat Maskat erlassen worden.

Bombay Castle, 2. Juli 1873. (Gez.) C. Gonne,
Regierungssecretär.

Als der Lunch vorüber war und nun der Kaffee aufgetragen wurde, kam ich mit einem der anwesenden Kriegsschiffskapitäne in eine sehr lebendige Unterhaltung über den Sklavenhandel. Der Kapitän drückte sich gegen mich ungefähr folgendermaßen aus: „Die britische Flotte thut alles, was in ihren Kräften steht, um den Sklavenhandel an dieser Küste zu unterdrücken. Aber die Längenausdehnung der ganzen afrikanischen Küste von Kap Gardafui bis zur Delagoa-Bai ist so ungeheuer groß, daß selbst eine zehnfache Anzahl von Kriegsschiffen den Sklavenhandel, der auf allen Punkten dieser Küste von arabischen und

portugiesischen Speculanten betrieben wird, vollständig zu unterdrücken unvermögend sein würde. Die Küste ist reich an Baien und seichten Meerkanälen, die zwischen unzähligen kleinen Inseln versteckt liegen und in welche unsere großen Schiffe nicht einfahren können. Selbst wenn wir also eine genügende Anzahl von Mannschaften dazu disponibel hätten, könnten wir alle diese abgelegenen Verstecke nur durch kleine bewaffnete Boote überwachen, die fortwährend in diesem Labyrinth von Küsteninseln auf- und abfahren müßten. Die Sklavenhändler sind aber durch zahlreiche Spione fortwährend ganz genau darüber instruirt, wo sich in jedem Augenblicke die verschiedenen britischen Kreuzer befinden. Nichts ist nun leichter, als daß aus den nicht fern von der Küste an fortwährend wechselnden Orten unterhaltenen Sklavendepots auf das erste von einem Spion gegebene Warnungssignal die dort unterhaltenen Sklavenbestände in forcirten Eilmärschen nach einem in dem betreffenden Moment gefahrfreien Punkte der Küste dirigirt und dort auf leichten, schnellen Dhauen — wenn es sein muß in finsterer Nacht — eingeschifft werden. Und einmal auf hoher See, kommen von hundert Dhauen achtzig unbemerkt von einem britischen Kreuzer durch und landen später ihre lebendige Waare an irgendeinem Punkte der Küsten von Madagascar, Arabien, Beludschistan, Persien, Nubien oder Aegypten. Der Profit der Verkäufer ist ein so kolossaler, daß er nie aufhören wird viele Hunderte von Unternehmern zu diesem gewinnreichen Geschäft anzureizen, und man müßte alle europäischen Kriegsflotten zusammen längs der ostafrikanischen Küste stationiren, um vollständig den in so ungeheuern Dimensionen betriebenen Handel unterdrücken zu können. Auf der Westseite Afrikas war dessen Unterdrückung viel weniger schwierig, da der Export von dort nur nach Westindien, Brasilien und Nordamerika gerichtet war und nur in großen, viel leichter zu überwachenden Schiffen vor sich gehen konnte. Hier aber an der Ostküste ist der so massenhaft Negersklaven verbrauchende islamitische Orient zu nahe und zu gewinnverlockend und wird der Export in viel kleinern Schiffen bewerkstelligt, von denen fortwährend ganze Schwärme in See gehen, sodaß

die hier stationirte kleine englische Flotte mit einem Dutzend von schwimmenden Bulldoggen verglichen werden könnte, die etwa einen Schwarm von Hunderten von Wasservögeln hindern sollten in die See hinauszuschwimmen. Die Zahl der auf dem Landwege vom Innern Afrikas nach der vom Sultan von Zanzibar beherrschten Seeküste transportirten Negersklaven betrug allein in einem Jahre, vom October 1873 bis October 1874, circa 100000 Köpfe! *) Davon wurden 32000 nach Pangani, 15000 nach Pemba, 16000 nach Gasi u. s. w. dirigirt. Die Preise wechselten je nach verschiedenen Gegenden; junge männliche Sklaven kosteten in Pangani per Kopf 20—25, in Mombasa 25—30, besonders schöne und kräftige bis zu 50 Dollars. Weibliche waren etwa 7 Dollars billiger, ausgenommen junge und hübsche, zu Concubinen geeignete Mädchen, die mit 40—70 Dollars jede bezahlt wurden. Das Verhältniß der infolge ihrer Strapazen und übeln Behandlung mit Tode abgegangenen Sklaven betrug auf einigen dieser Strecken nicht weniger als 75 Procent!"

Der Kapitän sagte weiter, und ganz speciell gegen mich gewandt: „Was mehr als alle übrigen Ursachen zu der stets zunehmenden und endlose Landstrecken entvölkernden Sklavenjagd im Innern von Afrika beiträgt, das ist der Engrosimport von Schießgewehren, der von europäischen Kaufleuten an der Küste mit solchem enormen Profit in Gang gehalten wird und dem sich namentlich auch viele Ihrer Landsleute, die

*) Nach einer Correspondenz aus Zanzibar von Mitte August 1877 soll der Sklavenexport von der Küste Zanguebar in den letzten Monaten gänzlich lahm gelegt worden sein, infolge einer sorgsamen Cooperation des Sultans mit dem englischen Generalconsul Dr. Kerk. Allein diese Nachricht verräth deutlich, daß sie einer sehr optimistischen Feder entsprungen ist, denn wer will für den „gänzlichen Stillstand" des Sklavenhandels die Beweise beibringen, bei der ungeheuern Länge einer nur in so kleinen und unterbrochenen Abschnitten überwachten Küste? — Dieselbe Nachricht besagt auch, daß der Sultan jetzt ein Regiment von 500 Negern mit modernen Martini-Henry-Gewehren bewaffnet und durch den englischen Marinelieutenant Matthews hat europäisch einexerciren lassen; sogar eine Gatling-Kanone ist demselben beigegeben.

reichen deutschen Kaufleute auf der Küste von Delagoa-Bai bis Zanzibar ergeben haben. Dieser Handel macht sie natürlich rasch zu Millionären, und wenn sie dann als solche nach Hamburg zurückgekehrt sind und sich fürstliche Villen bei Blankenese bauen, so treten sie dort in den Genuß einer höchst ehrenvollen und angesehenen Stellung und kein Mensch fragt danach, wie sie zu ihren Millionen gekommen sind. Und doch klebt Blut, massenhaftes Blut an ihren durch den «unschuldigen Flintenhandel» zusammengehäuften Schätzen!*) Denn die zahllosen kleinen Häuptlinge im Innern Afrikas gebrauchen diese unaufhörliche Flintenzufuhr (die ihnen allerdings nicht direct von den Europäern, sondern durch die Vermittelung arabischer Zwischenhändler zukommt) ausschließlich nur zur Führung innerer Kriege, um sich gegenseitig Sklaven abzunehmen und diese dann den von der Küste kommenden arabischen Händlern zu verkaufen. Die Häuptlinge, welchen es gelungen, die meisten Flinten sich anzueignen, überfallen, einen nach dem andern, alle ihre schwächern Nachbarn, die nur mit Bogen und Pfeilen sich wehren können. Auf jeden lebendig gefangenen Sklaven gibt es natürlich 5—10 Todte, sodaß, um 100000 Sklaven bis an die Küste zu bringen, das Binnenland von einer halben oder ganzen Million entvölkert wird! Meinem Wunsche nach sollte unsere englische Regierung den Handel mit Schießgewehren nach dem Innern der directen Theilnahme am Sklavenhandel gleichstellen und die betreffenden Landesregierungen veranlassen, die ehrenwerthen Speculanten, die sich damit befassen, welcher Nation sie auch angehören mögen, durch ihre Consuln mit den strengsten Strafen zu belegen."**)

Ich hatte den erregten Kapitän ruhig ausreden lassen, da ich vollkommen seine Meinung theilte und mich schon auf

*) Vgl. meine Bemerkungen hierüber im 24. Kapitel bei Gelegenheit meines Besuches von Delagoa-Bai.

**) Die europäischen Kaufleute haben ihre Flintendepots in Bagamoyo (gegenüber der Insel Zanzibar auf dem Festlande gelegen) und theils hier, theils bei den Zwischenhändlern in Unjanjembe kaufen die arabischen Sklavenhändler ihre Bedürfnisse an Feuerrohren und Munition regelmäßig ein.

den Diamantenfeldern so oft geärgert hatte, wenn ich jeden Sonnabend den massenhaften Flintenverkauf an heimkehrende Schwarze vor sich gehen sah und dies unter den Augen der für die Negerrasse in allen andern Richtungen (und das zum großen Nachtheil ihrer weißen Unterthanen) so übermäßig zärtlich besorgten und väterlichen englischen Regierung. Aber nach dem Grundsatze „Audiatur et altera pars!" führte ich dem Kapitän, nicht beschönigend, aber entschuldigend, einige der Gründe an, welche die Händler mit Schießgewehren, zugleich eifrige Verfechter des Freihandelsprincips, für die rechtliche und moralische Zulässigkeit ihrer Speculationen anzuführen pflegen.

„Der Handel", sagen diese Herren, „kennt in der ganzen Welt keine sentimentalen moralischen Rücksichten. Geschäft ist Geschäft und hat nur den Einen Zweck: Geldmachen! und das so rasch als möglich! Denn das menschliche Leben ist kurz und die Zeit zum Genusse eines durch Aufopferung der besten Mannesjahre erworbenen Vermögens so beschränkt! Soll also ein Kaufmann, der auf 10 oder 15 Jahre allen Freuden und Genüssen der Heimat entsagte, um in einem weit entlegenen und mit einem tödlichen Klima behafteten Lande zu leben, sich hier nur ängstlich auf solche Geschäfte beschränken, die ihm nur 20—50 Procent Gewinn geben, wenn er im Flintenhandel 4—500 Procent machen kann? Der kolossale Import von Opiumgift, den die englische Regierung von Ostindien nach China betreiben läßt und dem zu Liebe sie sogar, weil derselbe ihr eine so hohe Einnahmerente abwirft*), einen Krieg mit dem Reiche der Mitte nicht scheute — ist er etwa moralischer als unser Flintenhandel? Und der massenhafte Import von Kriegsmaterial, Kanonen, Flinten und Pulver, nach Frankreich, den sich beim Kriege zwischen Deutschland und Frankreich zahlreiche englische und amerikanische Speculanten erlaubten und dadurch den Widerstand Frankreichs noch

*) Im Jahre 1870 bezog die englisch-indische Regierung allein aus dem Verkauf von Opium, dessen Cultur bekanntlich von ihr monopolisirt ist, nicht weniger als 240 Millionen Mark!!

um mehrere Monate in die Länge zogen, ist er nicht viel straffälliger als unser Flintenimport in Länder von thierisch dahinvegetirenden Wilden, welche, absolut gezwungen durch die Uebervölkerung ihrer infolge der allgemeinen Unsicherheit nur wenig angebauten Länder, fortwährend in Hungerfehden miteinander liegen und daher so wie so lebenslang keine andere Beschäftigung kennen, als nur immer sich gegenseitig zu bekriegen und sich einander so viel Leute zu tödten oder als Sklaven abzunehmen, als nur immer möglich, und diese letztern dann an die Händler von der Küste zu verkaufen! — Kommt es denn nun nicht ganz auf Eins heraus, ob diese nun einmal vollständig unvermeidlichen und unhemmbaren Kriege zwischen ihnen nur, wie früher, mit Bogen und Pfeilen, oder wie jetzt, mit Schießgewehren ausgefochten werden?"

Es läßt sich nicht leugnen, diese Selbstvertheidigung der Flintenhändler hat einigen Anschein von Logik und ist geeignet, ein wenig kitzeliges und erregbares Gewissen vollständig über den Punkt der Immoralität des Geschäfts hinwegzubringen. Und wie gern und leicht läßt nicht eine menschliche Seele sich beruhigen in allen solchen Fällen, wo ihr Interesse und ihre Wünsche eine solche Beruhigung erheischen!

Der Kapitän, den sein Dienst für fünf Jahre auf der ihm keineswegs zusagenden Station von Zanzibar festhielt, mochte wol ganz besonders gegen alle directen und indirecten Beförderer des Sklavenhandels gereizt sein, weil dieselben die Ursache waren, daß er hier fünf kostbare Jahre seines Lebens freudlos verlieren mußte. Er ließ daher meine zur Entschuldigung der deutschen und fremdländischen Flintenimporteurs vorgebrachten Gründe wenig gelten. Den Vergleich mit dem englischen und amerikanischen Waffenimport in Frankreich fand er unpassend, da hier intelligente und mündige Völker gegeneinander in Krieg gestanden hätten; solchen gegenüber sei ein Waffenhandel (sowenig er denselben auch sonst in Schutz nehmen wolle) sicher ein weniger unmoralisches Geschäft als gegen eine uncultivirte, noch in ihrer Kindheitsperiode liegende und weiser Bevormundung bedürfende Negerbevölkerung, deren blutdürstige Triebe durch die massenhafte Zuführung schrecklich

wirkender Zerstörungsmittel verzehnfacht und deren Selbstausrottung durch die infolge derselben wüthenden und zehnmal blutiger gewordenen Kriege außerordentlich beschleunigt werde.

Und ich denke, die neuesten bekannt gewordenen Nachrichten bestätigen hinreichend diese letztere Thatsache. Das Sklavenjägerterrain des innern Afrika erstreckt sich über einen Flächeninhalt so groß wie ganz Europa und umfaßt drei getrennte geographische Hauptregionen: das westliche, das östliche und das südliche Territorium.

Das erste (westliche) bilden die Staaten des Sudan; sein Hauptmarkt ist Kuka, von wo die Sklavenkaravanen nördlich nach Murzuk und von dort östlich nach Kairo dirigirt werden. In Kuka kostet ein Knabe 15—30 preußische Thaler, ein Mädchen 30—60, ein alter Mann, ein altes Weib oder ein Kind 3—10 Thaler. Jeden Montag ist großer Sklavenmarkt, welcher allwöchentlich mit 5—6000 Sklaven versorgt wird. Zahlreiche von Arabern geführte Karavanen bringen von hier einen Theil der Sklaven nach Norden, durch die brennende Wüste 200 deutsche Meilen weit nach Murzuk, der Hauptstadt des türkischen Vasallenstaates Fezzan. Die alljährliche sogenannte Große Karavane allein führt circa 4000 Sklaven nach Murzuk. Was diese unterwegs auszuhalten haben, das zeigt die von G. Rohlfs wahrgenommene „Knochenstraße“ durch die Wüste! „Zu den beiden Seiten der Straße“, sagt dieser berühmte Reisende, „sehen wir unzählige gebleichte Skelete liegen, die von den unterwegs gefallenen Sklaven herrühren. Selbst ein Mann, der den Weg von Bornu nach Murzuk nicht kennt, braucht nur der Spur der vielen rechts und links liegenden Menschenskelete zu folgen, um den Weg ganz sicher zu finden.“ Im Sudan sind die Lieferanten der Sklavenhändler die eingeborenen Herrscher selbst; es ist dies ihre hauptsächlichste Einnahme. Da dieselben selbst sich zum Islam bekennen, so betrachten sie die ihnen unterworfenen oder benachbarten heidnischen Negervölker als vogelfreie Leute und organisiren daher alljährlich mehreremal Sklavenjagden en gros, bei welchen sie ihre Offiziere und Soldaten durch einen regel=

mäßigen Antheil an der Beute speciell für das Einfangen von Negern zu interessiren pflegen. Bei Gelegenheit dieser Sklavenjagden werden ungeheuere Territorien verwüstet und vollständig entvölkert. Sämmtliche Negerdörfer, welche die Raubbande durchzieht, werden von derselben niedergebrannt, alle die Neger, welche Widerstand leisten oder sich nicht zu Sklaven eignen, mitleidslos niedergemacht, und der Rest nach Kuka zum Markt transportirt. In Murzuk lassen die türkischen Beamten, die vom Händler für jeden Sklaven 10 Francs Gratification erhalten, die Sklavenkaravane bei Nacht ein und von dort wird dieselbe nachher nach Kairo — wiederum eine Wüstenreise von 250 deutschen Meilen! — dirigirt. Der Rest, welcher lebendig in der ägyptischen Metropole ankommt, erzielt dort einen so hohen Preis, daß alle die zahlreichen Abgänge, die unterwegs durch den Tod erfolgten, durch den verbleibenden Geschäftsgewinn reichlich aufgewogen werden. Infolge der steten innern Kriege in den Ländern des Sudan, die einzig zum Zwecke des Fanges von Sklaven unternommen werden, beträgt die Menge der von dort alljährlich nach Murzuk und von dort weiter nach Aegypten transportirten Sklaven mindestens 15000, während sicher wenigstens die vierfache Anzahl von Negern in den verschiedenen Kämpfen auf dem Platze bleiben. Welche fortdauernde Entvölkernug des innern Afrika durch diesen Massenmord und die gezwungene Massenauswanderung!

Das zweite Hauptterritorium des afrikanischen Sklavenhandels liegt so recht im Herzen Afrikas. Es umfaßt das Thal des obern Nil, die Länder der Schelluks, Denkas, Djurs u. s. w. Hier sind unter die arabischen Sklavenhändler auch Europäer, der Abschaum unserer Rasse, gemischt, die unter der täuschenden Benennung von Elefantenjägern kleine Expeditionen für Sklavenjagd organisiren, wozu sich immer einige Hundert zusammenthun. Seit den letzten 20 Jahren hat sich hier die Menschenjagd in demselben Maße ausgebreitet wie im Sudan. Man kann sich eine Vorstellung von solchen Expeditionen machen, wenn man erfährt, daß eine einzige solche Jagd im Jahre 1864 den Unternehmern nicht weniger als 8000 Sklaven in die Hände lieferte.

Vom obern Nil werden die Sklaven auf dem Wasserwege nach Chartum geschafft, wo die bestochenen ägyptischen Beamten sie ohne Schwierigkeit einlassen. Die lange Reise, während welcher die Sklaven zusammengekettet und wie Vieh in engen Booten zusammengepfercht sind, kostet immer viele Opfer, welche unterwegs von den Blattern und von der Pest hinweggerafft werden. Solcher Sklavenjägerexpeditionen gehen alljährlich am obern Nil einige zwanzig vor sich. Jeder Anführer wählt sich einen gewissen Landstrich aus, in dessen Mitte er ein befestigtes Lager anlegt, von dem aus dann die Menschenraubzüge nach den einzelnen Negerdörfern, meistens durch plötzliche Ueberraschung und Ueberfall bei Nacht, eine nach der andern in aller Ungestörtheit ausgeführt werden.

Sir S. Baker schätzt den persönlichen Antheil, der nur auf jeden der zwanzig Anführer dieser Expeditionen allein kommt, auf 450 Sklaven, außerdem erhalten die sämmtlichen einzelnen Bewaffneten noch jeder seinen besondern Antheil an der lebendigen Beute. Man muß die Sklaven, welche auf solche Weise jährlich am obern Nil eingefangen und von dort nach Chartum gebracht werden, auf wenigstens 30000 veranschlagen, und die Zahl der gesammten Opfer dieses unmenschlichen Raubkrieges auf mindestens die fünffache Anzahl. Von Chartum werden die Sklaven nach dem türkischen Hafen Massauah am Rothen Meere geschafft, von wo sie sich nach verschiedenen Gegenden von Arabien und Aegypten vertheilen. Ein großer Theil der aus dem Sudan vom obern Nil exportirten weiblichen Sklaven wird auf den beiden großen Messen, die alljährlich in Tanta (im Nildelta) stattfinden, an die dort aus allen Gegenden der islamitischen Welt zusammenströmenden Händler verkauft, welche die zahlreichen Harems der Paschas und Kaimakams fortwährend mit „frischer Waare" zu versehen haben. Die ägyptische Polizei drückt ihre Augen zu und verhindert nur den öffentlichen Verkauf dieser Sklavinnen.

Das dritte große, und das allerwichtigste Territorium der Sklavenjäger bildet das große Plateau von Centralafrika, zwischen den großen Aequatorialseen und dem Zambesi. In diesen weiten Regionen wüthen die Speculanten in Menschen-

fleisch mit größerer Energie und Grausamkeit als irgendwo anders; sie sind fast sämmtlich Araber und der ewige Krieg zwischen diesen arabischen Eindringlingen und den eingeborenen Negern hat daher hier ganz den Charakter eines reinen Rassenkrieges angenommen, der von beiden Seiten mit ausgesuchter Grausamkeit geführt wird. Bei der Herzlosigkeit und dem gänzlichen Mangel an Gemein- und Nationalgefühl der Negerhäuptlinge ist es den arabischen Händlern leicht geworden, einen großen Theil der zahllosen kleinen Negerfürsten in ihr Interesse zu ziehen und sie fortdauernd zu gegenseitigen Kriegen anzureizen, um einander Sklaven abzunehmen und dieselben dann ihnen, den Arabern, zu verkaufen. Diese vielen kleinen Negerkönige sind indirect die besten Kunden für die weitherzigen und geldhungerigen europäischen Flintenimporteure. Die arabischen Händler beziehen nämlich von den letztern gegen Lieferung von Elfenbein und andern Artikeln europäische Schießgewehre und Munition und bezahlen dann hiermit wenigstens theilweise die ihnen von den Negerhäuptlingen gelieferten Sklaven. So kommt es, daß alle jene kleinen Negerfürsten von Jahr zu Jahr mehr Kriegsmaterial zur Fortsetzung ihrer Verwüstungskriege in die Hände geliefert bekommen und der Vertilgungskrieg aller gegen alle im Innern von Afrika fortwährend größere Dimensionen angenommen hat. Wenn man bedenkt, daß diese systematische Entvölkerung, hauptsächlich erst seit den letzten 20 Jahren zwischen dem Albert Nyanza, dem Victoria Nyanza, dem Tanganyka- und dem Nyassasee auf einer Oberfläche von 20000 deutschen Quadratmeilen vor sich geht, und dies gerade in den fruchtbarsten Gegenden, welche früher als der Garten von Afrika bezeichnet worden sind, so wird das Uebermaß von Elend, das der Sklavenhandel auch über diesen Theil von Afrika gebracht, recht in die Augen springend. Im Jahre 1851 besuchte der große Livingstone die Gegenden zwischen dem Tanganyka- und dem Nyassasee. Er fand eine zahlreiche und gutmüthige Bevölkerung vor, die friedlich dem Landbau und der Viehzucht lebte und in ihrem schönen und gesunden Klima auf ihrem fruchtbaren Boden eine ruhige und glückliche Existenz führte, wes-

halb Livingstone den Plan faßte, unter diesen wohlwollenden Menschen eine englische Colonie zu gründen. Zehn Jahre später (1861 und 1863) kam er wieder in dieselben Gegenden; aber wie fand er sie jetzt verändert! Er erkannte sie kaum wieder, der Sklavenhandel war in der Zwischenzeit bis hierher vorgedrungen. Die Getreidefelder und Fruchtgärten waren verschwunden, die zahlreichen Dörfer niedergebrannt, die Einwohner auseinandergetrieben, weggeführt, getödtet. An unzugänglichen Plätzen, in Waldgebüsch, Morästen und Felseneinöden hielten sich die spärlichen Reste der ehemaligen Bevölkerung, die sich hatten flüchten können, versteckt und lauerten in diesen Hinterhalten den kleinern Arabertrupps auf, um dieselben, wenn thunlich, in der Nacht zu überfallen und den Tod ihrer Brüder an ihnen zu rächen. Das ganze Land war wie übersäet mit verstümmelten Leichen; die Flüsse selbst schwemmten massenhaft Leichname ans Ufer. An den Aesten der Bäume waren Frauen und Greise aufgehangen, die den eilig vorwärts getriebenen Sklavenkaravanen aus Erschöpfung nicht hatten folgen können, zur Warnung und Abschreckung der übrigen, welche noch laufen konnten!

In Kazeh (Taboro, Unjanjembe), 50 deutsche Meilen vom Tanganykasee und 90 Meilen von der Ostküste entfernt befindet sich der Hauptsklavenmarkt dieses Theils von Afrika. Am Nyassasee ist der übliche Preis, den die Sklavenhändler zahlen, für einen Mann 20 Yards (= 17½ Meter) Kattun, für eine Frau oder ein Kind 12 Yards. Zu Kinyani am Tanganykasee pflegt der Preis für einen Mann zwischen 16 und 24 Yards zu schwanken. Am schlechtesten pflegen die eingeborenen Verkäufer selbst ihre lebendige Waare zu behandeln. Westlich vom Tanganykasee haben dieselben die Sitte, ein Stück Holz wie eine Trense in den Mund ihrer Sklaven zu legen, deren Hälse in schwere Holzgabeln zu stecken und die Hände ihnen auf den Rücken zu schnüren. Auf diese Art gesichert werden die Aermsten außerdem noch durch einen Strick, der ihnen sämmtlich um die Hälse geschlungen ist, aneinandergefesselt, während der Sklaventreiber das Ende des Strickes um seinen eigenen Leib befestigt hält. Auf diese Art

wird freilich jedes Entlaufen unmöglich gemacht. Die arabischen Sklavenhändler sind erst seit den letzten acht Jahren bis Nyangwe am Lualaba (Congo) vorgedrungen, welches schon ganz im Centrum von Aequatorialafrika liegt (unter 4° 20′ südl. Br. und 26° 30′ östl. L. von Greenwich), und werden sich nun jedenfalls bestreben, ihren entvölkernden Menschenhandel von hier aus weit über das ganze Flußgebiet des Congo hin zu verbreiten. — Von Kazeh sucht der arabische Negerhändler mit seiner Sklavenkaravane so rasch als möglich nach den verschiedenen Einschiffungsplätzen an der Seeküste zu kommen, um der vielen Hinterhalte, wo die wüthend gemachten Eingeborenen auf die vorbeiziehenden kleinern Karavanen lauern, sobald als möglich hinter sich zu haben. Es werden also angestrengte Eilmärsche gemacht; diejenigen unter den gefesselten Sklaven, welche trotz der auf sie herabregnenden Peitschenhiebe nicht mehr vorwärts können, überhaupt alle Kranken und Schwachen werden mitleidslos in der Einöde zurückgelassen oder durch Keulenhiebe getödtet. Auch hier bezeichnen daher, wie zwischen Kuka und Murzuk, Tausende von menschlichen Gerippen die verschiedenen Wege von Kazeh nach der Küste. Je näher der Händler der Küste kommt, desto mehr sucht er den Rest seiner Karavane zu schonen. Die auf dem weitern Wege Erkrankten und Entkräfteten werden den noch Stärkern auf den Rücken geladen und ihrer Ernährung nun mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Der ganze Zug wird aus hintereinander her vereinzelt marschirenden kleinen Gruppen gebildet — eine traurige, schwankende Procession von abgemagerten Skeleten, bis er endlich an der Küste ankommt, wo der übriggebliebene Rest der Sklaven in dunkle, enge, unreine Schiffsräume verladen wird, in deren fauliger Luft gekettet und zusammengedrängt noch ein guter Theil der armen Opfer an Krankheiten dahinstirbt.*) Und dennoch ist bei der Landung des nach allen

*) Auf zwei kürzlich erst aufgebrachten Dhauen war die Sterblichkeit unter den zusammengepferchten Sklaven (meist Kindern von 4—14 Jahren!) so groß gewesen, daß innerhalb zehn Tagen von 200 Gefangenen nicht weniger als 78 hatten über Bord geworfen werden müssen, nach-

diesen Leiden noch übriggebliebenen Restes von Sklaven in den islamitischen Ländern der Gewinn bei deren Verkauf noch immer ein so großer, daß er alle Kosten der Unternehmung deckt und daneben noch einen großen Gewinn abwirft!

Livingstone nimmt an, daß die Anzahl von Sklaven, welche schließlich die Küste erreicht, nicht mehr als den fünften Theil der Gesammtzahl von Negern repräsentire, welche dem Menschenraubhandel im ganzen alljährlich zum Opfer fallen; in solchen Gegenden, wo ein energischerer Widerstand geleistet werde, sei es sogar nur etwa der zehnte Theil. Bei ihren Ueberfällen auf die Negerdörfer pflegen die Sklavenjäger alle erwachsenen Männer, welche Speere tragen, zu tödten und deren zerfetzte Körper stückweise an Bäumen aufzuhängen, um der harmlosern Bevölkerung der Weiber und Kinder einen rechten Schrecken einzujagen. Die ungeheuere Mehrzahl der gemachten Sklaven sind daher Weiber und Kinder. Bei den oben angegebenen Ziffern eines jährlichen Sklavenexports von 15000 Köpfen aus dem Sudan, 30000 aus dem obern Nilthale und 100000 vom Plateau von Centralafrika würde sich hiernach die jährliche Entvölkerung Afrikas durch den Sklavenhandel mindestens auf $5 \times 145000 = 725000$ Köpfe belaufen. Da aber die beiden ersten Ziffern entschieden zu niedrig sein dürften und wir der Wahrheit wol näher stehen werden, wenn wir sie verdoppeln, so würde dann die Gesammtzahl der jährlichen Opfer des Sklavenhandels sich auf 950000 Köpfe stellen, mit welcher Annahme auch die Schätzungen des Admirals Sir Bartle Frere, der fünf Jahre lang die Flottenstation an der Ostküste commandirte, und des katholischen Missionspriors in Zanzibar übereinstimmen, indem dieselben den jährlichen Menschenverlust Afrikas durch den Sklavenhandel auf eine Million veranschlagen. Freilich vertheilt sich diese jährliche

---

dem der anhaltende Hunger sie vollständig entkräftet gehabt hatte! Kapitän Sullivan in seinem Buche: „Dhow Chasing in Zanzibar Waters" („Jagden auf Sklavenschiffe in den Gewässern von Zanzibar"), schildert in lebhaften Farben die Leiden, welche die armen Neger noch zuguterletzt auf den Sklaven-Dhauen durchzumachen haben.

Entvölkerungsziffer auf ein immenses Territorium, das so groß ist wie ganz Europa und eine Bevölkerung von circa 80 Millionen Negern enthält.

Und wo fließt dieser fortwährend erneute Menschenstrom hin, der nun schon seit einem Jahrtausend regelmäßig das innere Afrika entvölkert? Ausschließlich nach den Ländern des Islams! Der Islam, diese welthistorische Schöpfung des Araberthums, gab zuerst dem afrikanischen Sklavenhandel seine ungeheuern Dimensionen, und heutzutage sind die Abnehmer der regelmäßigen Sklavenausfuhr ausschließlich nur die mohammedanischen Länder Afrikas und Asiens: Aegypten, Tripoli, Tunis, Marokko, Arabien, die europäische und asiatische Türkei, Persien, Beludschistan und Afghanistan. Denn der Export nach den europäischen Colonien von Amerika ist durch die englische Kriegsflotte schon seit längerer Zeit vollständig unterdrückt worden. Wenig arbeitsam für sich selbst, empfinden die Muselmanen mit jedem Jahre mehr das Bedürfniß, andere Arme für sich arbeiten zu lassen. Das Verlangen nach Sklaven steigert sich von Jahr zu Jahr in diesen vertrockneten und stationären Staatsgesellschaften, deren Bevölkerung so langsam zunimmt, daß dieselbe durch eigenen innern Zuwachs erst in einem halben Jahrtausend sich verdoppeln könnte! Welcher Contrast mit den Yankees und englischen Australiern, deren Volkszahl sich jetzt alle 25 Jahre verdoppelt und die also in einem halben Jahrtausend sich vermillionenfachen könnten, wenn dies nicht infolge des Mangels an Platz und Nahrung auf unserm Erdplaneten überhaupt eine physische Unmöglichkeit wäre.

Gegenüber der Negerrasse haben die dem Islam huldigenden Völker des Orients überhaupt bisjetzt eine recht traurige Culturmission offenbart. Sie scheinen für sich selbst nur noch zum Kriege, zur Gewaltregierung, zur Plünderung und Erpressung geeignet zu sein und sind für alle arbeitsamern ihnen unterworfenen Völker zu einem Fluche geworden. Je mehr ihre eigene Lebenskraft hinschwindet, desto mehr scheinen sie das Bedürfniß nach Auffrischung und Unterstützung durch eine gesündere und urwüchsigere Rasse zu fühlen. Und die fort-

währende Zuführung von neuem Negerblut ist ihnen nothwendig, weil im Orient die Neger sich nicht durch Geburten zu vermehren pflegen. Schon die zweite Generation ist selten, die dritte kaum zu finden. Dazu noch die in der Türkei und in Aegypten herrschende Sitte der Castration so vieler Negerknaben, um Eunuchen für die zahlreichen Harems zu gewinnen — eine Operation, die einem nicht geringen Theil der ihr unterworfenen Kinder das Leben kostet!

Was eine der schlimmsten Seiten des Sklavenhandels ist, ist die durch ihn bewirkte Perpetuirung des innern Kriegszustandes, eines unaufhörlichen Bürgerkrieges in den schönsten und fruchtbarsten Ländern von Afrika. Der Gewinn, welchen er den Landesfürsten wie den Kaufleuten bietet, ist ein so ungeheuerer, daß damit kein anderer Handel, kein anderer Zweig menschlicher Thätigkeit concurriren kann. Die Eingeborenen haben gar kein Interesse mehr, den Boden zu bebauen, weil sie die Früchte ihrer Arbeit nicht zu ernten hoffen dürfen, und fremde Kaufleute, die in andern Gegenständen als in Menschenfleisch handeln wollen, können sich in diese Gegenden gar nicht hineinwagen, da sie von den erregten Negerstämmen für Sklavenhändler angesehen und ermordet werden würden.

So ist denn jeder Möglichkeit des Eindringens von Cultur und Civilisation in den ungeheuern Territorien der Menschenjagd ein Riegel vorgeschoben, und der versteinerte, erstorbene Zustand des innern Afrika, der nun schon so lange andauert, wird und kann nicht eher gehoben werden, als bis es einer großen und kraftvollen civilisatorischen Macht gelingen wird, sich im Herzen von Afrika festzusetzen und dem Sklavenhandel von innen heraus seine Nahrung zu entziehen, indem sie die gesammten socialen und politischen Zustände des afrikanischen Binnenlandes umändern, die Negervölker von den gegenseitigen Vertilgungskriegen mit Gewalt entwöhnen und sie zur friedlichen Gewinnung von Bodenerzeugnissen durch Landescultur und Arbeit anregen und anhalten würde.

Der große Reisende Cameron sagt im zwölften Kapitel seines Reisewerkes „Quer durch Afrika“ (London und Leipzig

1877) bei Gelegenheit der Schilderung der durch den Sklavenhandel entvölkerten Gegend von Liowa:

„Wenn man den gegenwärtigen Zustand noch länger andauern läßt, so wird sich das Land bald völlig in Dschungeln und Wildnisse verwandeln und für Handelsleute und Reisende immer unzugänglicher werden. Daß man an diese Möglichkeit überhaupt nur denken kann, ist ein Schandfleck der gerühmten Civilisation des 19. Jahrhunderts. Und sollte England, mit seinen nur die Hälfte der Zeit arbeitenden Fabriken und dem Elende in den Industriebezirken, die Gelegenheit vorübergehen lassen, einen Markt zu eröffnen, der Tausenden aus der arbeitenden Klasse Beschäftigung zu geben vermöchte, so würde das immer ein unerklärliches Räthsel bleiben. Doch wollen wir hoffen, daß die angelsächsische Rasse keiner andern Nation den Vorrang gönnen wird, wenn es sich darum handelt, Tausende, ja Millionen von Mitmenschen aus Elend und Erniedrigung zu befreien, die fast unfehlbar ihrem Schicksal verfallen werden.“

Der Wunsch, daß England dieser humanen Aufgabe sich unterziehen möge, welche zugleich neben ihrer ethisch-moralischen Seite noch eine sehr vortheilhafte mercantilische und politische Seite hat, ist für einen patriotischen Briten sehr natürlich. England hat im Süden Afrikas, in Basutoland und Kaffrarien einen kleinen Anfangsversuch gemacht, die Negervölker zur Arbeit zu erziehen, und nicht ohne Erfolg. Es hat aber bei seinem ungeheuern indischen Reiche und seinem immensen amerikanischen und australischen Colonienbesitze zu wenig Hände übrig, um dem innern Afrika davon rasch genug so viel zuwenden zu können, daß dessen Culturverhältnisse dadurch bald eine durchgreifende Veränderung erfahren könnten. Eine so volkreiche Macht wie Deutschland wäre wol eher in der Lage, diese Riesenaufgabe mit Hoffnung auf Erfolg aufnehmen zu können, und zwar in allmählichem und stufenweisem Vorschreiten, in der Art, wie ich im 25. Kapitel bei Gelegenheit der Besprechung der Delagoa-Bai angedeutet habe. Deutschland hat Hände im Uebermaß für eine solche Arbeit zur Verfügung! Und dazu ist es ja die Nation der Denker und Lehrer, der

Philosophen und Pädagogen, und also vor allen andern dazu geeignet und berufen, die physische und geistige Rettung einer verlassenen und verlorenen Rasse zu übernehmen!

Es würde recht wohl thunlich sein, zunächst am Küstenrande und dann allmählich immer weiter nach dem Innern Afrikas vorschreitend, an verschiedenen günstig gelegenen Punkten ein dünnes Netz von deutschen Ansiedelungen zu begründen. Dieselben müßten natürlich untereinander und mit der Küste in steter Verbindung erhalten werden. Denken wir uns nun eine solche Reihe von Handelsniederlassungen, die dabei zugleich als Lehr- und Schulstationen dienen und gewissermaßen ein Versuchsfeld darstellen könnten, worauf die Samenkerne christlicher Cultur auszustreuen wären. Nach und nach würde hier eine größere Anzahl von intelligenten Negern anzusammeln sein, die von den Ansiedlern in der Cultur werthvoller Landesproducte, in europäischen Handwerken und Künsten u. s. w. unterrichtet werden müßten. Selbstverständlich wäre für den kräftigen Schutz der kleinen Colonien durch Blockhäuser und verschanzte Lager mit bewaffneter Bemannung Sorge zu tragen. Diese zerstreuten Niederlassungen würden die Kerne abgeben, um welche sich mit der Zeit kleine Culturdistricte von Eingeborenen gleichsam herumkrystallisiren könnten, indem angegriffene und verfolgte oder sonst culturfreundliche Häuptlinge sich zu ihrem eigenen Schutze gern in deren Nähe niederlassen und nach und nach den kleinen Friedensstaaten eine immer größere Bevölkerung zuführen würden. Was für eine mächtige Anziehungskraft die Nähe eines friedliche und gesicherte Zustände bietenden Culturstaates mit einer humanen Regierung auf die Eingeborenen afrikanischer Despotenstaaten ausübt, das haben wir ja bei der Colonie Natal gesehen, die Jahrzehnte hindurch durch Massen von freiwilligen Einwanderern aus dem benachbarten Königreiche der wilden Zulus förmlich überschwemmt wurde. Eine ähnliche Erscheinung möchte also wol auch auf den zerstreuten Culturinseln im innern Afrika sich zeigen, immer vorausgesetzt natürlich, daß denselben durch hinreichende Schutzmaßregeln eine respectgebietende Stellung gesichert bliebe. Allmählich würden so die

benachbarten kleinen Negerfürsten neue Mittel kennen lernen, um sich ihre nothwendigen Bedürfnisse durch ehrenhaften Handel und Bodencultur zu verschaffen und um sich auch ohne Sklavenfang und Sklavenverkauf eine reiche Jahreseinnahme zuwenden zu können. Dieses Cultursystem dürfte um so mehr Erfolg haben, je rascher durch Beschlagnahme aller wichtigen Punkte auf der Küste und durch Etablirung von befestigten Posten an derselben die ganze Küste in die Hände einer europäischen Culturmacht gelangen würde. Der theilweise Ankauf der portugiesischen Küstenbesitzungen an der Ostküste wäre zu diesem Zwecke sehr anzuempfehlen, damit die bisher blos nominelle Küstenherrschaft eines christlichen Culturvolkes endlich in eine effective umgewandelt würde. An gesund und günstig für Niederlassungen gelegenen Punkten ist ja auf der portugiesischen Ostküste kein Mangel. Nur eine Macht, welche an der Küste festen Fuß faßt und dieselbe wenigstens theilweise in ihren Besitz bringt, kann sich überhaupt darauf einlassen, das innere Afrika der Cultur eröffnen und den Sklavenhandel gründlich ausrotten zu wollen. Ist freilich, wie ich fürchten muß, in Deutschland keine Disposition für die Ausführung einer derartigen Culturmission vorhanden, so ist die einzige Nation, welche dieselbe übernehmen kann, die britische. Die Früchte, welche dieselbe davon ernten wird, werden unermeßliche Reichthümer sein. Im Schatten der zerstreuten „Freiheitsbäume", die aus den Kernen der kleinen im Innern Afrikas angelegten Handelsniederlassungen hervorwachsen werden, wird nach und nach ein junges Afrika mitten in dem alten abgestorbenen Continent entstehen, von dem sich die Segnungen der Cultur und Civilisation allmählich in immer weitern Umkreis ausbreiten werden. Friedliche Arbeit und Bodencultur werden dann die immensen Territorien Centralafrikas zu einem blühenden Paradiese umwandeln, wo heute wie blutige Vampyre nur die Sklavenhändler und Menschenjäger hin- und herziehen, hinter sich nichts als Haß und Mord, Verwüstung und Leichen, Elend und Verthierung zurücklassend, ein Land des Jammers und endlosen Blutvergießens. Und sollten große Territorien schon so weit ent-

völkert sein, daß sie einer Masseneinwanderung von Arbeitskräften dringend bedürftig wären, so würde außer den übervölkerten Districten Europas auch leicht das übervölkerte China zur Beihülfe herangezogen werden können. Welch ein reiches Frucht- und Kornland würde eine organisirte chinesische Masseneinwanderung dann aus den fruchtbaren Gefilden des innern Afrika machen und welches zur Nachahmung reizende Beispiel würde dieses fleißige und friedliche Bienenvolk der Arbeit den in Indolenz und Nichtsthun versunkenen Negervölkern vor Augen halten!

Die Unterhaltung mit dem englischen Marinekapitän hat mich wieder in die Gefilde meiner patriotischen Wünsche und Zukunftsträume verlockt und ich kehre nun zu der mit reichem Silberzeuge, Blumenbouquets und feinen Weinen bedeckten Frühstückstafel des britischen Generalconsuls zurück.

Ich erzählte den Herren von dem traurigen Anblick, den ich in den Straßen der Stadt gehabt hätte, nämlich eines Kindes in Ketten. Wie ist es möglich, sagte ich, daß solch ein Schauspiel unter den Augen von Ihnen, dem britischen Generalconsul und Agent of Her Majesty, sich zeigen darf, da Ihnen hier doch eine so gewaltige Uebermacht zu Gebote steht und es nur eines Winkes von Ihnen bedürfte, um solche Vorkommnisse ganz unmöglich zu machen? Der Consul lächelte und antwortete, daß er sich in landesgesetzliche Einrichtungen wie die der Haussklaverei nicht einmischen könne und dürfe. Es sei natürlich, daß nicht alle Negersklaven sich bei ihren Herren wohl und glücklich fühlen könnten, daß daher Fluchtversuche nichts Seltenes seien und namentlich den englischen Schiffscommandeuren schon viele Unannehmlichkeiten aus dem Zuschwimmen flüchtiger Haussklaven erwachsen seien. Indessen der Schutz, den ein englischer Commandant nach seinem Ermessen an Bord seines eigenen Schiffes, das als britischer Grund und Boden gilt, einem weggelaufenen Sklaven zuwenden könne und dürfe, sei auf dem Lande, in dem unbestreitbaren Bereiche der Gerichtsbarkeit des Sultans, vollständig unzulässig. Es komme nun z. B. öfter der Fall vor, daß ein Araber als einziges Eigenthum nur einen störrischen und

arbeitsunlustigen Negersklaven besitze. Wenn der letztere nun etwa schon mehreremal seinem Herrn wegzulaufen versucht habe, so sei es dann sehr natürlich, daß dieser den künftigen Fluchtversuchen seines Dieners durch Anlegung von Beinschienen und Ketten vorzubeugen suche. In eine solche rein häusliche Angelegenheit könne nun er, der britische Generalconsul, unmöglich sich einmischen, selbst wenn der so am Entlaufen gehinderte Haussklave nur ein schwaches und hülfloses Kind sei.

Nachdem wir dem reichlichen Frühstück Genüge gethan hatten, zeigte mir der Kapitän einige Photographien, welche ein Offizier vom Flying Fish aufgenommen hatte und die sämmtlich auf den Sklavenhandel Bezug hatten. Eine der interessantesten zeigte eine kleine lebendige Sklavenladung, die erst neulich einer arabischen Dhau abgenommen und dann von dem britischen Kriegsschiffe an die nächsten Missionsanstalten abgeliefert worden war, da sie größtentheils aus Knaben bestand. Die Vertheilung war dabei nach den löblichen Principien toleranter Gleichbegünstigung so erfolgt, daß der anglikanischen Mission die eine Hälfte, der römisch-katholischen die andere Hälfte zugewiesen worden war.

Eine halbe Stunde nach dem Frühstück erschien, um dem Generalconsul und dem Kapitän Elton seinen Besuch zu machen, ein prächtig costümirter Orientale in langem und feinem weißen Haik und mit reich mit Goldfäden durchwirktem weißen Turban. Es war ein indischer Bankier (Hindi), und daher von vollständig weißer Gesichtsfarbe und Mohammedaner, Djaffa, der Sohn des in London abwesenden Bankiers des Sultans, Tarya Topan, den Kapitän Elton hatte zu sich bitten lassen, um mit ihm in meinem Interesse zu sprechen. Dieser reiche junge Indier, schon verheirathet und von ziemlichem Embonpoint, hatte vollständig das Benehmen eines europäischen Gentleman und sprach fertig englisch. Kapitän Elton fragte ihn, ob er wol so freundlich sein würde, mir die, eine halbe Stunde von der Stadt prächtig am Meeresufer gelegene Villa seines Vaters, die jetzt zufolge des letztern Abwesenheit in Europa leer stand, für einen Monat zur Woh-

nung zu überlassen, was der liebenswürdige Indier sofort mit großer Höflichkeit bewilligte. Ich war dem Kapitän Elton für diese außerordentliche Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit um so dankbarer, als ich bei meinem Frühgange durch die Stadt die Auffindung eines angenehmen Logis als ein Ding der Unmöglichkeit gefunden hatte. Die einzigen beiden Hotels der Stadt, das eines Franzosen und eines Deutschen, waren gerade infolge der gleichzeitigen Ankunft von drei verschiedenen Steamers, von Aden, von Natal und von den Comorischen Inseln, vollständig überfüllt und in dem einen mir nur noch ein Schlafplatz auf einem Billard offerirt worden, nach dessen Genusse es mich keineswegs gelüstete. Und außerdem gewährte mir das generöse Anerbieten die verführerische Aussicht, eine Zeit lang eine echte arabisch-indische Villa bewohnen und eine pikant neue Erfahrung über „Landleben auf der Insel Zanzibar" machen zu können.

Das Landhaus war aber nur mit Möbeln, nicht mit Betten, Kochgeschirren, Hausutensilien aller Art versehen — sollte ich nun alles Nothwendige für einen nur einmonatlichen Aufenthalt neu kaufen? Auch dafür wußten meine gefälligen Wirthe Rath. Kapitän Elton bat den Viceconsul Herrn Holmwood, mir eine Matratze, Bett- und Tafelwäsche, Silberzeug, Küchengeräthe, Lampen und Leuchter, Waschbecken und Krüge, Teppiche und Tischdecken, kurz alles, was nur möglicherweise in einer kleinen Hauswirthschaft gebraucht werden kann, zu leihen und nach der Villa hinauszusenden. Und nicht genug mit aller dieser splendiden Liebenswürdigkeit, sogar auch noch zwei schwarze Diener wurden vom Viceconsul für die ganze Zeit meines Aufenthaltes in der Villa vollständig und ausschließlich zu meiner Verfügung gestellt! — Wo in der Welt wird man noch eine so großartige und in wahrem Uebermaße gefällige Gastfreundschaft finden? Auch belehrte mich Kapitän Elton, wie ich am besten mich mit dem Essen einzurichten haben würde; ich solle dasselbe jeden Mittag aus dem französischen Hotel holen lassen, bei der nur halbstündigen Entfernung und der heißen Lufttemperatur würde es noch hinreichend warm draußen auf der Villa ankommen. Mir

noch den sehr werthvollen Rath ertheilend, daß ich mir mein Trinkwasser nicht von einem der nahen Brunnen, sondern nur von der dreiviertel Stunde entfernten Mtoni-Quelle holen lassen sollte, und mir für den nächsten Morgen die Zusendung zweier Boote mit Ruderern und Trägern versprechend, verabschiedete sich Kapitän Elton von mir, um seines Fieberanfalles wegen sich wieder zu Bett zu legen.

Es war schon Nachmittags 4 Uhr geworden. Ich begleitete nun den Viceconsul Herrn Holmwood in sein nahe gelegenes, mit einem schönen kühlen Hofe und einer inwendig ringsherum laufenden Veranda versehenes Haus, wo ich den Kaffee einnahm und Zeuge einiger interessanten orientalischen Visiten war. Dann stattete ich noch dem Herrn Jenssen, dem deutschen Consul und zugleich Vertreter des hamburger Hauses Oswald und Comp. (oder wie sie auch sich zu schreiben belieben O'Swald und Comp.), in seinem gegenüberliegenden palastähnlichen Hause einen Besuch ab. Es ist dieses eins von jenen großen hamburger Häusern von „Merchant Princes", die über ungeheuere Mittel gebieten und daher von Jahr zu Jahr mehr und mehr ihre Millionen vervielfältigen. Es hat eingeborene Agenten in allen Hauptplätzen des gegenüberliegenden Festlandes, verschiedene Dampfschiffe und sogar ein eigenes kleines Kriegsschiff, das schützend seinen Handelszwecken dient. Das Hauptgeschäft des Hauses besteht im Export von Elfenbein, Kopalgummi, Gewürzen und Droguen, Cocosnüssen und Oel u. s. w. und im Import von allerhand europäischen Culturerzeugnissen; ob es auch „in Flinten macht", ist mir nicht speciell bekannt geworden. Das Hauptgebäude des Hauses ist ein stattlicher weißer Palast mit Seefronte und hat eine herrliche Aussicht auf den schiffeerfüllten Hafen; seine ebene Oberfläche ist mit einem großen Holzdach überwölbt und bietet daher eine den ganzen Tag über schattige und kühle Promenade mit weitem prächtigen Rundblick. Die Salons im ersten Stock sind außerordentlich geräumig und bei immer offen stehenden hohen Fenstern sehr kühl und luftig; ein lebensgroßes Oelbildniß des regierenden Sultans zog in einem dieser eleganten Säle meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Herren

in dem Comptoir zu ebener Erde durften sich über Tropenhitze in ihrem kühlen Arbeitszimmer wahrlich nicht beklagen; sie gingen der europäischen Landessitte zufolge sämmtlich in Jacken und Pantalons von schneeweißer Leinwand einher.

Ich kann übrigens an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterlassen, daß es für die Interessen des Deutschen Reiches im allgemeinen wie deutscher Unterthanen im besondern bedeutend vortheilhafter sein würde, wenn an einem so wichtigen Centralverkehrspunkte wie Zanzibar statt eines bloßen kaufmännischen Consuls ein von der Regierung expreß hierher gesandter und honorirter Berufsconsul placirt würde. Denn es sind in den letzten Jahren Schwierigkeiten vorgekommen, in denen deutsche Unterthanen schwer darunter zu leiden gehabt haben, daß kein energisch ihre Rechte wahrender und durchsetzender kaiserlicher Vertreter sich hier befand, indem ein in seinen Geschäften an den Platz gebundener kaufmännischer Consul natürlich eine Menge ängstlicher Rücksichten zu beobachten hat, durch welche ein Berufsconsul sich nicht behindern zu lassen braucht.

Vom deutschen Consul begab ich mich wieder an Bord, um mein letztes Mittagessen und Nachtlager auf dem kleinen Steamer zu verbringen. Dampfschiffe nach Beendigung einer Reise und vor Beginn einer neuen sind in dieser Zwischenzeit immer ein sehr ungemüthlicher Aufenthalt. Das lärmende Ausladen der Waaren ist keineswegs angenehm und das Einladen von Kohlen für die neue Reise, infolge dessen das ganze Deck mit einer dicken Kruste von schwarzem Kohlenstaube überzogen wird, ist namentlich widerlich und unausstehlich. Ich fand meinen englischen Freund noch an Bord vor; auch hier in Zanzibar hatte ihm das Glück nicht gelächelt, denn er hatte keine Stelle in einem Kaufmannshause finden können. Er war sich nun noch nicht klar darüber, ob er sich jetzt nach den Comoreninseln wenden oder mit dem Steamer Natal nach Delagoa-Bai zurückkehren sollte, um sich dort sofort auf eigene Faust zu etabliren. Am Abende erfreute ich mich wieder an Bord der schönen Rundsicht auf Hafen und Stadt und

begab mich dann zu meiner letzten Nachtruhe auf dem kleinen bösen Steamer in meine Koje.

Am nächsten Morgen, dem 4. Juli, um 9 Uhr erschienen am Schiffe zwei Boote, ein zierliches kleines mit vier und ein breites und großes mit acht Ruderern, die mir das britische Generalconsulat sandte, um mich und mein Gepäck nach der Shamba (d. i. Garten, Gartenvilla) Tarya Topan überzuführen. Bald war mein Gepäck eingeladen, viele entgegengehaltene Hände mit Trinkgeldern befriedigt (ein großer Misbrauch bei solchen entferntern, von kleinen Steamers versehenen Linien) — und meine Boote setzten sich mit plantschendem Ruderschlage in Bewegung. Wir fuhren längs den stattlichen flaggenüberwehten Steinpalästen der Consuln, der großen Batterie, dem Sultanspalast vorüber und näherten uns nach einem halben Stündchen außerhalb der Stadt wieder dem Ufer, wo ein großes und einsames weißangestrichenes Haus von zwei Etagen und auf jeder Seite vier Fenstern Front, überdeckt mit einem Dache von getrockneten Palmenblättern, dicht am Meere stand. Es war rings wie eine Festung mit Mauern umgeben und hatte zur Seite einen ebenfalls hochummauerten schattigen Garten, der in lieblichem glänzenden Grün über das spiegelnde Wasser herüberleuchtete. Hinter dem Hause sah ich eine große Anzahl von Palmenhütten der Eingeborenen und weiterhin einen dichten tropischen Wald von Mangobäumen und Cocospalmen, auf dessen grünem Hintergrunde der weiße Steinbau sich prächtig hervorhob. Ein alter Araber, der Wächter des Hauses, und die beiden vom englischen Consulat mir zur Verfügung gestellten schwarzen Diener empfingen mich schweigsam und respectvoll am Ufer und brachten rasch mein Gepäck auf die Steinterrasse vor dem Hause. „Das also ist eine echte arabisch-indische Villa und hier soll ich eine Zeit lang den orientalischen Schloßherrn spielen!“ dachte ich bei mir und trat voll Spannung durch die mächtige knarrende Hausthür mit ihren dicken braunen Flügeln und mit einem unförmlich großen Riegelschlosse in das Innere ein. Trotzdem, daß die Möbeln im ganzen nur spärlich vertheilt waren und einen gewissen Charakter von Schwerfällig-

keit und massiver Alterthümlichkeit zeigten, machte doch der innere Bau der Villa selbst auf mich einen sehr reichen und prächtigen Eindruck. Zu ebener Erde empfing mich ein großer marmorgetäfelter Saal, auf dessen beiden Seiten breite Marmorbänke hinliefen, die während der Anwesenheit des Herrn mit weichen bunten Teppichen belegt werden und dann als Divans für seine Gäste dienen. In den Ecken waren Marmorbecken mit Springbrunnenröhren angebracht, die aber leider jetzt wasserlos waren. Da die Fensteröffnungen dieses Parterresaales bei Tage immer offen stehen und nur bei Nacht durch inwendige eiserne Läden geschlossen zu werden pflegen, so strich fortwährend die frische Seebrise hindurch, und dieser erfrischende Luftzug im Verein mit dem kälteausströmenden Marmorboden und den murmelnden Springbrunnen in den Ecken mußte den Aufenthalt in diesem Empfangssaale selbst an den heißesten Tagen zu einem äußerst angenehmen und kühlen machen. Zu beiden Seiten dieses großen Saales befanden sich zwei längliche ebenfalls mit Marmorboden versehene Zimmer, die mit Sofas und alterthümlichen ungeheuern Lehnstühlen reichlich versehen waren; auch ein paar riesengroße runde Tische mit kostbar geschnitzten Rändern und Füßen dienten diesem Gesellschaftszimmer zu weiterm Schmuck. An diese Zimmer schlossen sich zur Seite noch kleinere Räumlichkeiten für Küche und Dienerschaft an. Zum ersten Stock führte eine Steintreppe und öffnete sich mir hier wieder ein großer länglicher Salon, dessen Fußboden aus prachtvollem und schönpolirtem Alabastergetäfel in schachbretartigen weißen und schwarzen Vierecken zusammengesetzt war. Die Wände bestanden auch hier wie überhaupt in allen Zimmern des Hauses aus glänzend polirtem und daher Abends bei Lichterglanz prächtig spiegelndem und schimmerndem Marmor, sodaß man sich fast in eine katholische oder griechische Kirche hätte versetzt glauben können. Die Decken waren in allen Zimmern aus mit schönen bunten Farbenmustern, grün, braun und roth, bemalten hölzernen Querbalken gebildet, die abwechselnd hervor- und zurücktraten, wie man es ähnlich in vielen unserer alten deutschen Schlösser findet. Ueber den



Villa Livingstone bei Zanzibar.

II. S. 444.

großen Flügelthüren lenkten arabische Sprüche, vermuthlich aus dem Koran, die Augen auf sich, die sorgfältig ins Holz eingeschnitten waren. Zu beiden Seiten dieses Mittelsalons befanden sich (auf der Seeseite) wieder zwei längliche Zimmer, in deren jedem eine kolossale, für einen Riesen Goliath sehr geeignete hölzerne Bettstelle mit Himmelbaldachin stand; rückwärts entdeckte ich zu meiner Freude auf der einen Seite ein reizendes Badezimmer mit zwei kleinen Fensteröffnungen, mit Marmorbädern im Fußboden, in welche saubere Treppchen hinabführten, und Springbrunnenbassins in den Ecken. In die Mauer eingelassene Wandschränke mit Etagèren dienten in allen Zimmern statt unserer Kommoden und Secretäre zur Aufbewahrung von allerhand Gegenständen. Der sehr große runde Tisch im Salon des ersten Stocks repräsentirte ein wahres Meisterwerk chinesischer Holzschneidekunst: sein Rand war wie ein feines Spitzenmuster durchbrochen und zerfranst und sein gewaltig dick ausgeschweiftes Bein mit allerhand eleganten Arabesken verziert. Die Fenster waren im ganzen Hause wie überhaupt in allen nicht europäischen Häusern Zanzibars ohne Glas und Rahmen, nichts als hohe bis auf den Fußboden hinabreichende und mit senkrechten Eisenstäben vergitterte länglich-viereckige Maueröffnungen, was dem ganzen Hause einen gefängnißartigen Anblick gab, der mir speciell in diesem Punkte allerdings nicht ganz zusagte. Man konnte jedes Fenster durch inwendig angebrachte schwere eiserne Läden verschließen und dann dem Sonnenlichte, dem Regen und Wind oder der Nachtluft vollständig den Eintritt wehren. Durch Oeffnen oder Schließen der Fensterläden zu den verschiedenen Tageszeiten und auf den verschiedenen Sonnenseiten hatte man es in seiner Gewalt, die Temperatur der Zimmer ganz nach Belieben zu reguliren. Auf der jedesmaligen Sonnenseite geöffnet ließen die Fenster hier eine äquatoriale Wärme einströmen, auf derselben verschlossen ließen sie dem kühlen Monsunwinde, der unausgesetzt durch die andern Fenster einzog, die Freiheit, die Zimmer zu einer wonnig-kühlen Temperatur abzukühlen, welche, unterstützt durch die marmornen Wände und Fußböden, inwendig die Frische eines Eiskellers

herstellte, während draußen die Atmosphäre im Sonnenfeuer wie Ofenluft zitterte und vibrirte.

Die Reinigung der Zimmer war sehr erleichtert durch die sanfte Neigung der Fußböden nach einer Seite hin; es genügte demzufolge, ein paar Eimer Wasser über die Alabasterfläche hinzugießen, worauf dieses alle Unreinigkeiten hinwegschwemmte und durch eine Röhrenmündung in der Ecke nach außen abführte.

Den angenehmsten Theil des Hauses bildete jedoch für mich die Dachetage. Dieselbe bestand eigentlich nur in einer glatten Dachterrasse mit Seitenmauern und Gitterfenstern, welche von einem hohen und sehr lückenhaften Palmenblätterdache überwölbt wurde. Es lag hier vor den sechzehn Fensteröffnungen nach allen vier Weltgegenden hin ein so wunderbar schönes Panorama ausgebreitet, und war dabei der Aufenthalt hier oben durch den fortwährend von irgendeiner Seite her einströmenden Wind so außerordentlich kühl und erfrischend, daß diese Dachterrasse ein wahres Ideal von tropischem Landaufenthalte darbot. Augen und Lungen konnten sich hier gleich ergötzen, erstere an der entzückenden Vogelperspective und dem Fernblicke in das grüne Palmenparadies der Umgegend, letztere im Genusse der herrlichen frischen Luft, die entweder von der See kam, und dann den kühlen Wasserhauch des Oceans mitbrachte, oder vom Lande, und dann mit süßen Blumendüften überladen war. Nach Osten genoß man von hier einen weiten Fernblick auf einen Wald von Cocospalmen und dunkeln hohen und buschigen Mangobäumen, innerhalb dessen zahlreiche Orangegärten und Pflanzungen von Gewürznelken, Indigo, Sesam, Cacao, Zuckerrohr u. s. w. eingeschlossen lagen. Gegen Norden plätscherten die langen Wellenlinien des Meeres ans sandige flache Ufer; im Westen und Süden lag die Stadt Zanzibar im hellsten Sonnenglanze ausgebreitet mit ihren flachen weißen Häuserwürfeln, zahllosen mit Palmenblättern gedeckten dunkelbraunen Hütten und hier und da von hoch emporragenden schlanken Palmenbäumen oder von dickstämmigen Baobabs malerisch unterbrochen.

Das Meer spülte nur zur Zeit der Flut bis an die Ter-

rasse meiner Villa heran, während es zur Ebbezeit weit zurücktrat und dann ein selten unterbrochener Zug von Eingeborenen hier über den flachen Sand hinwanderte, der reich an abwechselungsvollen Bildern war. Es wurde hier in der Nähe eine Anzahl von rundbauchigen arabischen Schiffen gebaut, die bei Flutzeit im Meere schwammen und bei Ebbezeit auf dem Trockenen standen, zu beiden Seiten gestützt auf hölzerne Pfosten. In der Entfernung von etwa einer halben Stunde an einer Einbuchtung des Meeres im Nordosten schimmerte ein umfangreicher weißer Steinbau über den Wasserspiegel herüber: Bet el Ras, ein stattliches Sommerpalais des frühern Sultans, wo derselbe seinen Harem hatte unterbringen wollen, aber nie dazu kam, da er gerade zur Zeit der Vollendung des Baues vom Tode hinweggerafft wurde.

An mein Haus stieß auf der Landseite ein kleiner hochummauerter Hof mit ebenerdigen Seitengebäuden für die Dienerschaft, der zugleich auf eine sehr belebte Straße der Vorstadt hinausging, wo täglich von Sonnenaufgang bis Untergang Tausende von Eingeborenen vom Lande nach der Stadt herein- und zurückströmten.

Aber die herrlichste Beigabe meiner Villa war der hochummauerte Garten, der sich auf der Westseite ihr anschloß. Das Vergnügen, welches mir dieses kleine tropische Paradies bereitete, kann ich nicht beschreiben. Es kam mir wirklich vor, als sei ich hier in einen Feengarten unserer Opern versetzt. Welch ein Blühen, Duften und Leuchten von Blumen von allen Farben und Formen! Welche reichvariirten Schattirungen von Blättergrün, durch welche das Licht der Tropensonne golden strahlend hindurchbrach! Welche dichte und schwarze Schatten unter den Mangobäumen — welches Hin- und Hergeflatter von im herrlichsten Gold- und Silbermetallglanz schimmernden Schmetterlingen überall zwischen den schönen und brennendgefärbten Blumen! Es war ein wahrer Augenschmaus, in diesem lieblichen Garten zu lustwandeln und sich an seinen echt tropischen Naturgenüssen zu ergötzen. Und diese Musik von Singvögeln und Baumgrillen, die namentlich des Morgens und Abends hier erschallte — wie sym-

pathisch war sie meinen Ohren! Es würde mir schwierig sein zu entscheiden, welcher von den menschlichen Sinnen hier mehr Genuß fand: ob der Gesichtssinn durch die Pracht und Schönheit der Baumformen, der Blumen und Blüten, der Schmetterlinge und Käfer — oder der Geruchssinn durch den süßen Duft der Aushauchungen von Laub und Blumen — oder der Gehörsinn durch das Rauschen der Meereswellen, den leisen Vogelsang und das tausendfache Zirpen der Baumgrillen — oder endlich der Geschmackssinn durch die reiche Auswahl von süßen und saftigen Tropenfrüchten, welche der Garten bot: Orangen, Bananen, Papaven, Guayaven, Ananas, Loquatäpfel, Melonen und Cocosnüsse. Die verschiedenen, aber alle sehr anmuthsvoll gewachsenen Arten von Palmen bildeten mit den dunkellaubigen Mango- und Orangenbäumen und den mannichfaltigen Sorten von blühenden Sträuchern ein ganz reizendes buntes Durcheinander.

Nachdem ich mich flüchtig in meinem neuen tropischen Königreiche orientirt hatte, richtete ich mich in den Zimmern des ersten Stockes häuslich ein, indem ich den Salon zu meinem Speisezimmer und den östlich daran stoßenden Raum zu meinem Schlafzimmer machte. Meine beiden Neger zeigten sich als ein paar gutgezogene und wohldressirte Diener. Der eine, ein sehr hübscher und flinker junger Mensch von circa 18 Jahren, war ein Galla, ein interessantes Exemplar dieses tapfern und schönen Volksstammes, welcher die weiten Regionen zwischen den großen centralafrikanischen Seen und den abyssinischen Hochgebirgen einnimmt. Schon als Kind war derselbe von einem Sklavenhändler eingefangen und dann einmal gelegentlich von einer englischen Kriegsschaluppe befreit worden. Der zweite war etwa 30 Jahre alt und ein Suaheli. Beide trugen im Gürtel schöne gekrümmte Dolchmesser mit Sammtscheiden und mit geschmackvoller Verzierung in getriebenem Silber. Die schwierigen Namen meiner beiden Diener mir zu merken, mußte ich zu einem mnemotechnischen Mittel meine Zuflucht nehmen. Der Galla hieß Watidju, der Suaheli Puläti; ich behielt diese beiden fremdartigen Namen dadurch leicht in meinem Gedächtniß, daß ich beim ersten

dachte: What eat you? (Was essen Sie?) und beim zweiten: Poux-Lady (Läuse-Dame). Das Costüm beider war das landesübliche reinliche und schneeweiße lange Hemd, das vom Halse bis auf die Füße herunterfällt.

Was die schöne Villa mir noch besonders interessant machte, war der Umstand, daß sie vor dem Kapitän Elton, der sie ihrer gesunden Lage wegen gemiethet hatte, lange Zeit von dem großen Livingstone bewohnt worden war. In ländlicher Ruhe und in denselben Zimmern, in denen ich jetzt meinen Aufenthalt genommen, hatte sein reger Geist die Projecte zu seinen wiederholten Reisen ins Innere von Afrika ausgebildet, die Details seiner Zukunftsplane ausgearbeitet, sowie auch die Erfahrungen seiner bereits vollendeten Reisen zu Papier gebracht.

Auch ich führte nun eine Zeit lang ein liebliches und mir unvergeßliches Stillleben in dieser reizenden Gartenvilla. Der Viceconsul Holmwood hatte mir einige interessante Bücher über Zanzibar und Centralafrika geliehen (unter andern zwei Werke unserer berühmten deutschen Afrikareisenden Schweinfurth und Rohlfs: „Im Herzen von Afrika" von Schweinfurth und „Reise von Tripoli nach Kuka" von Rohlfs), und so konnte ich mich denn jetzt nach langer Zwangspause wieder einmal meiner alten Lieblingspassion: der Lektüre spannender Bücher inmitten eines entzückenden und heiter stimmenden Naturparadieses, hingeben. Tage, Wochen und Monate verrinnen unter solchen Verhältnissen ja so rasch wie Stunden, und den Kalender und seine Zeiteintheilung pflegt man dann beinahe zu vergessen!

Schon früh öffnete ich meine schweren Fensterladen und sofort flutete das Licht der Morgensonne wärmend in mein über Nacht immer sehr kühles Schlafzimmer herein. Unter den Fenstern meiner Schlafstube war ein dichtes Gebüsch von hohen Sträuchern, die mit Tausenden von großen sammtartigen und scharlachrothen Blumen mit sehr langen Staubfäden bedeckt waren. Zahlreiche bunte Schmetterlinge in allen Farben des Regenbogens schwirrten und schaukelten wie Lichtfunken und Diamantensterne über diesem reichen, luftigen

Blumenteppiche auf und nieder. Gegenüber auf einem der großen und dickbuschigen schwarzgrünen Mangobäume schienen mir am ersten Tage Hunderte von gelben Früchten ähnlich den Orangen zu hängen; aber bald schwand mein Irrthum: bei einem plötzlichen Geräusche lösten sich alle diese gelben Körper vom Baume los und umflatterten denselben in wirrem Gezwitscher; es waren lauter kleine citronengelbe Vögel, welche diesen Baum zu ihrem gemeinsamen Hauptquartier ausgewählt hatten.

Nachdem ich auf der Steinterrasse vor der Villa meinen Kaffee eingenommen und mich dabei am erfrischenden Seewinde und am Blicke auf das in der Morgensonne so schön herüberglänzende Zanzibar erlabt hatte (was mich immer lebhaft an den „Blick auf Genua" in Schiller's „Fiesco" erinnerte), begab ich mich mit meinen Büchern in den Garten und ließ hier meinen langen chinesischen Lehnstuhl an den Rand eines schönen länglich viereckigen steinernen Wasserbassins setzen (ähnlich dem im Löwenhofe der Alhambra in Granada), welches von Palmen, Mangos und süßduftenden Jasminsträuchern anmuthig überwölbt war und in seinem krystallgrünen durchsichtigen Wasser ein reizendes schattiges und verstecktes Bad darbot. Hier las ich nun den ganzen Vormittag und ließ die wunderbaren Bilder und Scenen centralafrikanischen Lebens an meiner Seele vorübergleiten, dabei mit innigem Behagen die von süßem Blumendufte gewürzte Gartenluft einathmend und dem Flüstern des Windes in den Palmenkronen, dem Plätschern der nahen Meereswellen und dem einschläfernden Massengezirpe der Baumgrillen lauschend. Was mein Entzücken vollendete, war, daß jeden Morgen und Abend in dem dichten schattigen Labyrinth der Jasminzweige ein kleines graues Vögelchen sein leises Morgen- und Abendlied sang, dessen Melodien in allen ihren Nuancen genau den Gesang des norddeutschen Rohrsperlings wiedergaben. Alles, was recht lebhaft an die süßen Tage der Kindheit erinnert, bereitet uns in spätern Lebenstagen immer eine unendliche Freude. Ich, der ich meine früheste Jugend in einem von schilfigen Teichen umgebenen Hause verbrachte und

dort so oft mit innigem Vergnügen dem bald leisen, friedlichen und empfindungsvollen Gezwitscher, bald freudvoll aufjubelnden Geschrei unsers gelben Rohrsperlings zugehört hatte, ward hier unter dem Aequator durch den ganz ähnlichen Gesang eines mir unbekannten kleinen Vogels so lebhaft in das Paradies meiner Kindheit zurückversetzt, daß ich nicht müde wurde, mit wonniger Wehmuth dem kleinen Sänger zu lauschen und meine Phantasie längstentschwundene Scenen meiner frühesten Jugend wieder durchträumen zu lassen.

Während ich so an meinem arabischen Wasserbassin saß — lesend, denkend und träumend — pflegte der Gärtner zu kommen und vor mir süße Bananen, Cocosnüsse, Orangen und Papaven hinzulegen. Von den Bananen (im Suaheli Ndizi genannt) gibt es hier ein halbes Dutzend von Sorten von verschiedenem Geschmack. Die Orangen von Zanzibar (Machungwa) sind außerordentlich schön und weithin bis Arabien und Persien berühmt, wohin sie massenhaft exportirt werden. Blüten und Früchte schimmern silberweiß und golden nebeneinander das ganze Jahr hindurch aus dem dunkeln Laube hervor. Auch die kleinere, süßere Sorte der Mandarinen (Kangaja) ist hier reichlich vorhanden. — Die Papaven (Mapapayi) haben einen etwas weichlichen Geschmack, halb wie Melonen und halb wie Erdbeeren, dabei ein rosenrothes Fleisch und einen erdbeerartigen Parfum. Das Bäumchen, das sie liefert, sieht aus wie eine kleine graziöse Palme, seinen Namen Melonenbaum führt es, weil die Frucht allerdings äußerlich einer fünfkantigen Melone gleicht.

Die „Milch" der frischen Cocosnüsse war für mich ein höchst erfrischendes, kühles und angenehmes Morgengetränk und schmeckte etwa wie ein aromageschwängertes Zuckerwasser. Man rieth mir davon nicht zu viel zu trinken, da ich dann davon leicht das Fieber bekommen könnte; ich halte dies jedoch für eine ungerechte Verleumdung des gesunden Getränks.

Zuweilen erschien am Rande meines Wasserbassins eine riesige, beinahe krokodilartige Eidechse von der Größe eines Pinscherhundes, die mich am ersten Tage durch ihren plötzlichen unerwarteten Anblick unmittelbar neben mir nicht wenig

erschreckte, an deren friedliche und harmlose Promenade ich mich aber sehr bald gewöhnte.

Wenn die Sonne dann höher gestiegen war und nun den Garten wie ein türkisches Badezimmer durchwärmte, begab ich mich unter den Thorweg, der von dem ummauerten Gebiete meiner Villa auf die menschenwimmelnde Straße hinausführte, und verbrachte hier, bequem in meinem Lehnstuhl hingestreckt, ein Stündchen in der Anschauung des bunten und malerischen Gedränges. Welche Variationen von Costümen und Gesichtern! Welch eine Sammlung von prächtigen Sujets für einen Maler von Porträts oder Genrebildern! Es wurde einem hier so recht die große Bevölkerungszahl der Umgegend von Zanzibar einleuchtend, denn der dichte Strom der Passanten blieb von früh bis Abend, mit nur wenig Unterbrechung in den heißesten Mittagsstunden, derselbe. Eine endlose Procession, zu Fuß und zu Pferd, zu Kamel und zu Esel — geschwätzige Frauen und Mädchen mit Lasten auf dem Kopfe und in graziösem Bogen die stützende Hand darunter haltend — freundlich blickende Landleute, die auf hurtig trippelnden Eselchen ihre Gartenproducte zur Stadt schafften — ernste und schweigsame Araber und Banyanen auf Pferden oder Eseln reitend — Kamele mit mürrischen und müden Gesichtern, in langsamem phlegmatischem und schwerem Tritt dahinschreitend und durch die vor- und zurückgehende Bewegung ihres langen Halses eine dumpfe schwermüthige Glocke in Bewegung setzend — und sehr selten einmal ein weißgekleideter Europäer, der einen Spazierritt in die Umgegend machte. Gegenüber dem Thorwege war ein Ziehbrunnen, der den ganzen Tag von wassertragenden Negerinnen umlagert war. Eine jede derselben trug einen langen Bambus quer über die Schultern, an dessen beiden herabgebeugten Enden die Wassereimer aufgehangen waren. Welches Geschnatter und Geflüster, Gelache und Gekicher unter diesen ebenholzfarbigen Wassernymphen! Was für eine Unzahl von hochinteressanten Neuigkeiten hatten sie sich jeden Morgen zu erzählen! Von diesem Wasser zu trinken hatte mir aber Kapitän Elton ausdrücklich widerrathen, denn es würde einem jeden Europäer, der nicht

daran gewöhnt ist, sicher das böse Fieber geben, das schon eine so große Anzahl unserer Landsleute in Zanzibar hinweggerafft hat. Zuweilen begab ich mich auch nach vorn auf die Meerterrasse vor meiner Villa und sah mit Behagen dem allmorgendlichen Baden einer Heerde Kamele im Meere zu. Sie wurden von den Treibern erst sämmtlich bis an den Bauch ins Wasser getrieben und dann von denselben gemeinschaftlich eins nach dem andern hergenommen und festgehalten, und nun die langen zottigen Hälse und die rauhen Rücken mit Wassereimern überflutet und mit Bürsten abgerieben. Den Kamelen schien die ganze Procedur entschieden nicht zu behagen, denn sie gaben ihrem Misvergnügen durch nicht miszudeutende unmuthige und grunzende Kehltöne lebhaften Ausdruck, und dann und wann sprangen sie plötzlich auf, schlugen zornig mit den Hinterfüßen aus, und plantschten mit niedergelegten Ohren und plumpen schweren Tritten eiligst aus dem Wasser heraus ans Ufer, ihren erbost nachlaufenden und schreienden Treibern reichlich das ihnen zugedachte Seebad durch rücksichtslose Bespritzung zurückerstattend. Und dann warfen sie sich gern auf den weichen trockenen Sandgrund nieder und wälzten sich voll Wonne darauf herum, die vier knorrigen Beine steif in die Luft emporhaltend und mit dem Buckel vergnügt im Sande wühlend — eine Freude, welcher dann durch die Prügel der erbitterten Treiber, deren ganzes Baden, Waschen, Bürsten und Reiben nun umsonst gewesen war, ein rasches Ende gemacht wurde.

Wenn unter diesem Zeitvertreibe die Mittagsstunde herangekommen war und die Sonne nun wie ein Feuerherd vom Himmel herunterbrannte, begab ich mich hinauf in die kühlen alabastergetäfelten Zimmer meiner Villa und setzte mich hier in den immer wehenden kalten Zugwind zwischen zwei einander schräg gegenüberliegende Fenster. Dieser Zugwind umgab mich trotz der draußen brennenden Ofenglut mit einem köstlich frischen Luftstrome und konnte ich also in seiner Kühle meine Lektüre hier ruhig fortsetzen. Von Zeit zu Zeit warf ich dabei einen Blick durch das vergitterte Fenster, konnte mich aber nie recht an diese abscheulichen Eisengitter gewöhnen, da

sie mir immer das Gefühl gaben, als sei ich in einem Gefängnisse eingesperrt! So kam die Essenszeit heran. Um 2 oder 3 Uhr Nachmittags erschien einer von meinen Dienern mit dem Essen, das mir Herr Charles, der Inhaber des französischen Hotels (von den Engländern French Charley genannt), alltäglich heraussandte. Nach dem Essen hielt ich eine einstündige Mittagsruhe und machte hierauf einen Spaziergang in die Umgegend, der etwa zwei Stunden lang dauerte und welchem dann bei Sonnenuntergang ein Bad in der See vor den Mauern meiner Villa folgte. Bei Ebbezeit wimmelten hier auf dem sandigen, vom zurücktretenden Meerwasser verlassenen, Boden Milliarden von schnellläufigen krebs- oder crevettenartigen Thierchen durcheinander, die bei der Annäherung eines Menschen oder Thieres sofort in den zahllosen kleinen runden Löchern verschwanden, mit denen der weiche Sandboden wie ein Sieb durchbohrt war. Nach Sonnenuntergang blieb ich, um nicht die Nachtluft einzuathmen, welche von vielen Leuten hier für sehr gefährlich gehalten wird, in meinen Zimmern, mit Lektüre beschäftigt, und nahm dann um 9 Uhr mein frugales Abendessen ein. Dieses bestand aus einer in Leinwand eingenähten deutschen Cervelatwurst, welche ihrer riesenhaften Länge wegen nie ein Ende nehmen wollte, nebst schönem Weißbrote und wohlschmeckender preservirter dänischer Butter. Hierzu mundete mir eine Flasche ausnahmsweise gutes englisches Bier ganz vortrefflich und versetzte mich daher jeden Abend in eine sehr befriedigte Stimmung, worin ich dann stillvergnügt dem mohnbekränzten Morpheus in die Arme sank.

Gänge nach der Stadt und in die Umgegend unterbrachen angenehm dieses poetische Stillleben. Ging ich zur Stadt, so hatte ich, mochte ich auch so früh gehen als ich wollte, immer einen brennenden Ocean von Licht und Sonnenglut zu durchschreiten und kam, nachdem ich die lange Madagascarstadt durchschritten hatte, immer in Schweiß gebadet im europäischen Viertel an, wo ich in den kühlen Salons des Viceconsuls Herrn Holmwood mich ausruhte und in der Regel von ihm oder vom Generalconsul zum Frühstück eingeladen

wurde. Kapitän Elton ging schon nach drei Tagen mit dem Steamer Natal nach Mozambique zurück, nachdem er mir auf einem, vom Sultan dem Viceconsul Holmwood geschenkten prächtigen arabischen Vollblutrappen in meiner Villa noch einen Abschiedsbesuch gemacht und sich erkundigt hatte, ob ich noch über irgendeinen Mangel zu klagen hätte. (Das herrliche Pferd, das er ritt, zeigte seine vornehme Abkunft außer durch seine schöne und stolze Erscheinung auch darin, daß es wie ein enfant gaté behandelt werden mußte; nicht plebejische Hafer- und Gerstennahrung durfte ihm geboten werden, sondern nur Reis, Datteln und Zuckerrohr!) Ich trennte mich mit schmerzlichen Gefühlen von diesem liebenswürdigen und gefälligen Manne, in dem ich einen der reinsten Vertreter des unvergleichlichen Typus eines „englischen Gentleman" kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, und konnte leider nur mit großer Unsicherheit mich mit der Hoffnung trösten, daß ich ihn vielleicht später noch einmal in meinem Leben wiedersehen würde, da ja das heimtückische Küstenklima von Aequatorialafrika seine Feindseligkeit gegen europäische Constitutionen zu allen Zeiten so häufig documentirt hat.*)

Das Klima von Zanzibar speciell ist, wie das von Mozambique, bekanntlich sehr übel verrufen. Viele Reisende haben die Stadt eine der gefährlichsten Pest- und Fieberhöhlen der afrikanischen Aequatorialküsten genannt. Der geringste Verstoß gegen die Regeln der Diät zieht leicht tödliche Folgen nach sich. Die französische Fregatte Berceau, die in Zanzibar Trinkwasser einnahm, verlor hier 90 Mann von ihrer Mannschaft! Fünf englische Briggs, die gleichfalls sich hier mit Wasser versorgten, verloren zusammen 125 Mann! Das hier stationirte französische Kriegsschiff Ducouëdic mußte, um seine Mannschaft permanent auf 125 Mann zu erhalten, von den

*) Laut Nachrichten, die im November 1877 in Europa eintrafen, befand sich Kapitän Elton Ende August in Livingstonia am südöstlichen Ufer des Nyassasees. Daß diese Nachricht überhaupt so rasch bei uns eintreffen konnte, zeigt uns einen sehr günstigen Fortschritt des Communicationswesens in diesem bisher so unwegsamen Theile von Afrika.

Flottenstationen von Bourbon und Madagascar nach und nach 226 Mann sich zusenden lassen! Commodore Nourse vom Schiffe Andromache ging mit fünf seiner Offiziere an Land und schlief mit denselben nur eine einzige Nacht in einer eine kleine Strecke vom Ufer entfernten Villa. Alle sechs starben an den folgenden Tagen am Fieber! Der Marinekapitän Guillain, der von 1846—1848 die hier stationirte französische Flottenabtheilung commandirte, sagt von Zanzibar: „Zwischen 8 Uhr Abends und Sonnenaufgang am Lande bleiben, heißt sich einem nicht nur sehr wahrscheinlichen, sondern ganz sichern Tode exponiren.“ Von 44 Europäern, die sich in Zanzibar niedergelassen hatten, waren nach drei Jahren nur noch vier übrig! Der Aufenthalt im Innern der Insel zumal soll allen Europäern sichern Tod bringen. Es ist nun allerdings ein einigermaßen beklemmendes Gefühl, an einem Orte sich aufzuhalten, wo die leichteste Unvorsichtigkeit, sei es eine unbedeutende Erkältung oder der geringste Verstoß gegen die Diät, ein zu reichliches Fruchtessen u. s. w. so leicht und rasch tödliche Folgen nach sich zieht. Der nächtliche Landwind von den Mangrovesümpfen, die nebelartig aufsteigenden Ausdünstungen des feuchten Bodens nach Regengüssen sollen namentlich die Ursachen schnell entstehender tödlicher Krankheiten sein, und außerdem ist es vorzüglich das Trinkwasser, das schon Tausenden von Europäern das Leben gekostet hat. Hätte ich nicht von Kapitän Elton die freundliche Anweisung erhalten, nur Wasser von der gesunden Mtoni-Quelle zu trinken, so würden auch meine Gebeine vielleicht den melancholischen und uneingehegten Kirchhof bereichert haben, der sich auf der Südseite der Stadt lang am Meeresufer hinzieht und auf dessen Grabsteinen ich unter vielen andern europäischen Namen auch den eines österreichischen Consuls in Aden las. — Die meisten Schiffe pflegen jetzt ihre nothwendigen Wasservorräthe auf der Insel Nossi Beh bei Madagascar oder auf den Sechelleninseln einzunehmen und entgehen dadurch dem tödlichen Fieber und der Dysenterie, die früher so vielen Matrosen nach dem Wassereinnehmen in Zanzibar das Leben gekostet hat.

Es sind freilich nicht alle Jahreszeiten gleich ungesund in

Zanzibar. Der Monat Juli, in dem ich da war, und der December sind die gesundesten Monate. Zanzibar hat zwei Sommermonate: Februar und September, zwei Wintermonate: December und Juli, und zwei Regenzeiten: vom April zum Juni und vom October zum November. Diese letzten beiden Saisons gelten als die gefährlichste Fieberzeit, namentlich soll dann der Abendthau verderbenbringend sein. Die Luft ist in dieser Zeit schwer und feucht, mit Elektricität überladen und daher das menschliche Gehirn einschläfernd und ermattend. Die Spiegel laufen an, das Eisen überzieht sich mit Rost, Lederschuhe zerfallen an der Luft in eine gelatinöse, verschimmelte Masse, die Dächer lassen das Regenwasser in die Häuser ein, die Möbeln in den Zimmern „schwitzen", die Pianosaiten verrosten, die Tinte schimmelt und die Wäsche sowie die menschlichen Haare fühlen sich ganz naß und schwammig an. Der Regenfall ist ein sehr starker; während er in Mitteldeutschland 20, in Frankreich 25, in England 32, in Kalkutta 56, in Bombay 76 Linien betrug, war er in Zanzibar 167 Linien! Man zählt hier ungefähr 100—130 Regentage im Jahre; die Jahreszeiten sind aber in diesem Punkte sehr unregelmäßig; es kommen sehr trockene Jahre vor, und wieder solche, wo die Sonne sechs Wochen lang ganz unsichtbar bleibt. — Was jetzt im Juli die Luft sehr angenehm machte, war der constant wehende erfrischende Monsun. Es regnete allerdings öfter bei Tage und bei Nacht, manchmal sehr heftig, aber die danach im schnell wieder erschienenen Sonnenlichte aufsteigenden weißen Nebeldämpfe, die ich als so tödlich gefährlich hatte schildern hören, übten auf mich nicht den geringsten ungünstigen Eindruck. Ueberhaupt befand ich mich während meines ganzen einmonatlichen Aufenthaltes in Zanzibar immer vollkommen wohl und bin daher auch hier wieder auf meine schon so oft gemachte Erfahrung zurückgekommen, daß ein Europäer, der vorsichtig und regelmäßig lebt, kein unreines Trinkwasser zu sich nimmt, und sich sonst vor Diätfehlern und Erkältungen möglichst in Acht nimmt, in in den für ihre Gesundheitsgefährlichkeit berüchtigtsten Gegenden des Erdballs sich bei dauernder Gesundheit erhalten und

die Einflüsse eines bösen Klimas auf sich unschädlich machen kann. Auch die Offiziere der hier liegenden englischen Flotte, die Herren vom englischen Consulat und die Beamten des deutschen Hauses Oswald schienen sich hier alle ganz wohl zu befinden; sie haben allerdings sämmtlich sehr gesunde Wohnungen, was jedenfalls ein Haupterforderniß für das Gesundbleiben ist, die Offiziere auf ihren Schiffen, die andern Herren in ihren luftigen, kühlen, weiten und geräumigen Steingebäuden am Seeufer.

Was mich recht angenehm berührte bei diesem exotischen Landaufenthalte, war der Umstand, daß unser gemüthlicher deutscher Sperling auch hier in meinem tropischen Garten sein munteres Wesen trieb. Wo ich auch hingekommen bin in der Welt, überall habe ich diesen immer aufgeräumten und lustigen heimatlichen Vogel wiedergefunden. Am meisten, fand ich, wird ihm von den Menschen in Neuyork der Hof gemacht, wo für ihn speciell in den hohen Bäumen der Parks und Squares reizende und zierlich bemalte Holzhäuschen mit den einladenden Aufschriften: Sperlingshotel, Sperlings-Clubhaus, Sperlingsheim u. s. w. aufgehangen sind und die kleinen emsigen Insektenvertilger auch regelmäßig im Winter auf Kosten der Stadt gefüttert und im Frühlinge mit Baumwollklümpchen zu ihrem Nesterbau beschenkt werden. (Es ist hauptsächlich unser deutscher Landsmann, Herr Kampfmüller in Brooklyn bei Neuyork, welcher sich um die Einführung unsers Sperlings in Nordamerika verdient gemacht hat und der neuerdings sich auch bemüht, unsere Lerche und Nachtigall sowie den deutschen Laubfrosch in Amerika einzuführen und zu acclimatisiren.) Auch nach Australien sind von Leipzig einige Hunderte von Pärchen vor einigen Jahren exportirt worden, um auch diesem fernen Welttheile die Segnungen dieser unermüdlichen würmer- und raupenvertilgenden Vogelmagen zuzuwenden. Ich glaube sicher, auch bei einer Reise nach Island, Grönland und Sibirien würde ich dort den kleinen intelligenten graubraunen Landsmann wieder antreffen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Einzug in die Stadt. — Vom Pferd auf den Esel. — Schwarze Sklavinnen. — Baobabs. — Elsässer Jesuiten. — Englische Missionen. — Ein gelehrter Parsi. — Matrosenamusement. — Ankunft des Admirals Macdonald. — Theatervorstellung am Bord eines Kriegsschiffes. — Nachtfeste der Suahelis. — Hochzeit. — Mücken und Ameisen. — Ein hamburger Kapitän. — Spaziergänge in die Umgebungen. — Ziegen als Wegweiser. — Kopaldiggings. — Einschiffung. — Meine Geldtasche auf dem Wege zum Meeresgrunde. — Hindugesellschaft. — Seekrankheit. — Malaiische Pilger. — Enthüllungen über die Diamantenfelder. — Eine Zuckerdose voll Diamanten. — Veränderungen am Himmel. — Der lustige Schiffslieutenant. — Ein seiltanzender Maki. — Küstenansichten. — Ankunft in Aden. — Der schöne Somali. — Hôtel de l'Europe. — Noella im Schleier. — Klima von Aden. — Einschiffung mit Hindernissen. — Doch noch an Bord! — Eine Erinnerung von Gibraltar.

Trotz der herrlichen gesunden Lage und des häuslichen Comforts meiner Villa und der Naturgenüsse ihres reizenden Gartens, waren doch auch gewisse Unannehmlichkeiten mit diesem isolirten Landleben verbunden, die mich nach vierzehn Tagen veranlaßten, die schöne Wohnung aufzugeben und in die Mitte der Stadt zu ziehen, wo der Wirth des deutschen Hotels, Herr Falmon aus Danzig, mir ein Logis anbot. Erstens war nämlich das Essen, welches mir der Wirth des französischen Hotels alltäglich hinausschickte, ganz außerordentlich schlecht und bestand gewöhnlich in lederzähem, ganz geschmacklos zubereitetem Fleisch und harten trockenen Gemüsen. Zweitens war die Distanz von der Stadt, obgleich nur eine

halbe Wegstunde, doch in diesem Klima eine sehr störende, denn bei der Sonnenglut, worin ich immer den Weg nach der Stadt zu Fuß zu machen hatte, kam ich jedesmal so furchtbar in Schweiß und Ermüdung, daß ich alle Lust verlor, überhaupt nach der Stadt zu gehen, und mir daher nun sagen mußte: „Wenn du hier wohnen bleibst, so wirst du von der Stadt nur sehr wenig zu sehen bekommen.“ Gleichwol war dies aber doch wünschenswerth, da ich wol schwerlich erwarten durfte, jemals in meinem spätern Leben wieder hierher zu kommen! Endlich drittens, und das war der Hauptpunkt, fühlte ich mich mit meinem vielen Golde nicht recht geheuer in der so isolirt außerhalb der Mauern der Stadt gelegenen Villa. Oefters, wenn ich des Abends in der Finsterniß nach meinen Negern rief, antwortete mir in den weiten hallenden Räumen nur ein leeres Echo. Die Diener waren in die Stadt gegangen, und dem Ueberfalle einiger Räuber oder sonstiger Spitzbuben hätte in solchen Stunden meines Alleinseins nicht das kleinste Hinderniß im Wege gestanden. War nun auch ein solcher Ueberfall gerade nichts Wahrscheinliches, so lag er doch im Bereiche der Möglichkeit, und einige Europäer hatten mir von mehrern ähnlichen Raubanfällen erzählt, wobei sich der Mangel einer Polizei in dieser Stadt sehr fühlbar herausgestellt hatte. Ich dachte also: besser bewahrt als beklagt! und zog nach vierzehntägigem süßen Stillleben in dieser schönen Gartenvilla, welche dauernd den Namen „Villa Livingstone“ führen sollte, hinein in die Stadt, in das Hôtel de l'Europe, das auf der Straße Nazi Moja, ganz nahe bei dem öffentlichen Kirchhofspromenadenplatze von Nazi Moja (d. h. ein Cocosnußbaum), gelegen ist. Nun freilich, hinsichtlich des häuslichen Comforts war der Umzug aus den fürstlichen alabastergetäfelten Sälen der indischen Villa in die von weißgetünchten Lehmwänden eingeschlossenen, engen und heißen, bauernhausartigen Räume des „Hotels“ entschieden, wie ein Sprung vom Rücken des Elefanten des Großmoguls auf den kleinen Esel eines seiner Diener! Auch die Luft war an Frische, Reinheit und aromatischen Beigaben nicht mit derjenigen der Villa zu vergleichen — ich war hier nunmehr

mitten in den übeln Gerüchen einer engen Straße der innern Stadt! Aber auf der andern Seite befand ich mich nun viel näher allen Leuten, die ich zu besuchen Lust hatte, fühlte mich hinsichtlich meiner Geldschätze bedeutend sicherer und wurde von Herrn Falmon und seiner Frau, einer genuesischen Jüdin, mit einer ausgezeichneten und schmackhaften Küche verpflegt, was ja doch auch ein nicht zu unterschätzender Vortheil war. Dazu hatte ich eine im ersten Stocke nach der Hofseite zu liegende Veranda zu meiner alleinigen Disposition, nebst langen chinesischen Armstühlen und Divankissen, sodaß ich auch hier den ganzen Tag die freie Luft genießen konnte.

Herr Falmon hatte früher in Delhi in Ostindien ein Hotel innegehabt und wußte daher gut mit Engländern umzugehen. Sein Hauptgeschäft bestand im Ausschenken von Spirituosen an die häufig sein Haus besuchenden Mannschaften der englischen Kriegsflotte und in der Lieferung en gros von Champagner, Rhein- und Bordeauxweinen u. s. w. an die Offiziercorps der Kriegsschiffe.

Meinen Diener Watidju behielt ich noch während meines ganzen Aufenthalts in Zanzibar bei, da Herr Falmon nur zwei monatlich gemiethete Haussklavinnen eines nebenwohnenden Arabers zur Bedienung seiner Gäste hatte. Es erschien mir eigenthümlich, daß diese schwarzen Sklavinnen — Salimeni und Taussi waren ihre Namen — ihrem arabischen Herrn so anhänglich waren, daß sie um keinen Preis im Hause des Herrn Falmon übernachtet haben würden, sondern regelmäßig jede Nacht unter dem Dache des Arabers zubrachten und dann am nächsten Morgen zu ihrem Tagewerke ins Hotel zurückkehrten. Sie waren ein paar sehr interessante Exemplare von kohlschwarzen Sklavenmädchen, stammten aus den Gegenden am Tanganykasee und trugen um Ohren und Kinn einen höchst sonderbaren mit glänzenden Metallplättchen verzierten Schmuck.

Der weite arabische Kirchhof nahe bei meinem Hotel, in dem eine große Masse von mit steinernen Turbanen geschmückten Grabsteinen unter Büschen und Sträuchern herumstehen, bot in seiner Mitte ein für mich höchst interessantes Naturbild.

Es stand nämlich hier ein großer Baobab (Mbuyu) — ein Exemplar jener Riesenbäume, die in Guinea und in Centralafrika einen von allen Reisenden so viel bewunderten Schmuck der Landschaft bilden. Ich sah deren mehrere in Zanzibar (einen ganz nahe beim Sultanspalast in einem alten Kirchhofe). Diese sämmtlichen Exemplare hatten einen unverhältnißmäßig und unförmlich dicken kegelförmigen Stamm, aber eine nur sehr wenig umfängliche Verzweigung mit hellgrünen handförmigen Blättern. Sie repräsentirten daher diese berühmte Baumgattung der Adansonias (Affenbrotbäume) nur unvollkommen. Kein Baum der Welt gibt, der Form seines ungeheuern Stammes wegen, so den Eindruck des Klumpigen, Massigen und Aufgedunsenen. Der fahle, graue und glatte Stamm ist oft unten so breit, als seine ganze Höhe beträgt und hat zuweilen sogar einen Umfang bis zu 150 Fuß, bei einer Höhe von 60 Fuß! Die Aeste sitzen daran wie Keulen und von ihren dicken Stümpfen verästelt sich unmittelbar ein ganz feines Gezweig. Ein Durchmesser des Stammes von 30 Fuß soll auf ein Alter des Baumes von 5000 Jahren schließen lassen (nach der Anzahl seiner Jahresringe), ein Durchmesser von 2 Fuß zeigt ein solches von 30 Jahren an.

Ich machte während meines Aufenthalts im Hotel Falmon nun alle die Besuche, die ich vorher wegen der großen Entfernung meiner Wohnung von der Stadt unterlassen hatte. Zunächst in der französischen römisch-katholischen Mission, die dem Jesuitenorden zugehört. Vater N., der Prior, empfing mich sehr höflich und erzählte mir vieles Interessante über Land und Leute. Das Hauptetablissement der Mission liegt gegenüber auf dem Festlande in Bagamoyo. Ich hätte gern dort einen Besuch gemacht, unterließ ihn aber, weil ich dazu eine eigene Dhau hätte miethen und dann allerhand Reisenothwendigkeiten, Betten, Kochgeschirr u. s. w. wieder einkaufen müssen, nachdem ich mir doch in Natal all diese beschwerliche Bagage kürzlich erst vom Halse geschafft hatte. Vater N. meinte, die Mission sei von dem Gedanken, erwachsene Mohammedaner und Heiden zu bekehren, infolge der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen ganz abgekommen; es würden

jetzt nur noch Negerkinder von ihr aufgenommen und christlich auferzogen. Ich hatte Gelegenheit, eines Sonntags dem Gottesdienste in der römisch-katholischen Kapelle neben dem Hause des Herrn Holmwood beizuwohnen und war überrascht, den Chorgesang der jungen Neger von einem Harmonium und von Posaunen und Trompeten begleitet zu hören, welche Instrumente sämmtlich von Negerknaben gespielt und geblasen wurden.

In den Hülfspriestern des Priors lernte ich zu meiner Ueberraschung ein paar Elsässer kennen, gute ehrliche Häute, die mir aber zu Jesuiten zu passen schienen, wie etwa ein deutscher Scheunendrescher zu einem Gesandtschaftsattaché. Sie befanden sich hier übrigens ganz wohl und führten mich in heiterster Stimmung auf dem mit einem Holzdache überwölbten, im übrigen offenen platten Dache herum, wo sich mir eine hübsche Aussicht auf die nächste Umgebung bot. Auch diese Elsässer — ebenso wie ihr Landsmann, jener protestantische Missionar, den ich in Bethulia im Oranje-Freistaate angetroffen — optirten in ihrer Geistesunklarheit für Frankreich. „Nous sommes nés Français, nous mourerons Français!“ sagten sie mit Pathos im wohlklingendsten Französisch, und fuhren dann wieder fort, unsere schöne deutsche Muttersprache mittels ihres groben alemannisch-schweizerischen Bauerndialekts zu mishandeln. Nun, ich suchte deshalb keinen Streit mit ihnen; absolute philosophische Toleranz gegen alle religiösen und politischen Glaubensbekenntnisse ist nun einmal eine meiner Haupteigenschaften, vielleicht einer meiner Hauptfehler, und denke ich gern mit Friedrich dem Großen, daß man doch jeden „nach seiner Façon“ selig werden lassen möge.

Einen zweiten Besuch machte ich in der englisch-protestantischen (anglikanischen) Mission, die dreiviertel Stunde von der Stadt in reizender Gegend am Meere liegt. Der Weg dahin führt von dem Nazi Moja-Platze, an dem schönen, mit einer Säulenhalle geschmückten indischen Tempel vorbei, zunächst über den europäischen Begräbnißplatz, wo gewöhnlich frei herumlaufende Kamele und Ziegen zu weiden pflegen, und dann südlich am Meere entlang. Es ist dies eine äußerst

angenehme Promenade, welche ich später fast täglich wiederholte, da das abwechselnd violett und tief dunkelblau schillernde Meer Einem immer zur Seite bleibt und seine langen Wellenmauern zur Flutzeit fortwährend eine Menge der reizendsten und buntesten Muscheln und von weißen und rothen Korallen ans Ufer spülen, die man dann bei der Ebbe nur aufzulesen braucht. Die umliegenden kleinen Inseln sind lauter Korallenbauten und ein Liebhaber kann sich dort mit der Axt die prachtvollsten Riesenbouquets und der feinsten Spitzenarbeit gleichende Korallentafeln von beliebiger Größe heraushauen. Freilich müssen dieselben dann einige Wochen lang an der Sonne getrocknet werden, damit die Polypen darin absterben und verfaulen. Diese Trocknung wird man wohlthun, so fern als möglich von seinen Wohnzimmern vorzunehmen, da der von den faulenden Polypen exhalirende Pestgeruch Einem leicht das Fieber zuziehen kann. Eine Spazierfahrt nach diesen Koralleninselchen soll übrigens einen hohen Genuß gewähren, da man unter den klaren transparenten Fluten einen unterseeischen Feengarten erblickt, von dem Tausende von bunten lebendigen Korallenblumen in den entzückendsten und zartesten Farben zitternd heraufleuchten.

Die Mission liegt auf einer kleinen waldigen Anhöhe und hat daher eine herrliche Aussicht auf das Meer. Ein junger Priestercandidat führte mich herum und zeigte mir die zweckmäßigen Anstalten zum Lernen verschiedener Handwerke (Zimmerei, Drechslerei, Holzschneiderei u. s. w.), die Schlafsäle der Negerkinder, ihre Gartenbeete u. s. w. Dann führte er mich auf das platte Dach, wo man eine weite herrliche Fernsicht hatte. „Dort hinter den bewaldeten Hügeln", sagte er mir und zeigte nach Osten, „liegt die Frauenmission, ebenfalls eine anglikanische Anstalt — dort werden junge Negermädchen von englischen «Schwestern» erzogen." Ich hätte auch dieser Anstalt gern einen Besuch gemacht, allein ich hätte noch eine Stunde laufen müssen und die untergehende Sonne mahnte zur Heimkehr. Die beiden englischen wie auch die jesuitische Missionsanstalt erhalten ihre Zöglinge in den durch englische Kriegsschiffe befreiten Sklavenkindern und scheinen in bester

Eintracht miteinander zu leben. Ein paar der englischen Schwestern sah ich öfter auf Eseln durch die Stadt reiten, wo sie täglich ihre Einkäufe machten.

Es ist ein neues, großes, zweistöckiges, englisches Missionsgebäude in Bau auf einem Grunde innerhalb der Stadt, welcher der Mission zum Geschenke gemacht worden ist. Ich stieg mittels Leitern auf diesen Bau hinauf und auf dessen plattes Dach und fand, daß das letztere zwar eine herrliche Aussicht nach allen Seiten bot, daß aber das neue Haus unmittelbar am Rande der „Lagune“ (Ngambo), eines breiten, aber sehr seichten Meeresarmes steht, der nur bei Flutzeit voll Wasser ist, bei Ebbe aber sich in einen üble Dünste exhalirenden Morast verwandelt. Die Lage ist daher eine sehr ungesunde und wird, fürchte ich, der das Haus künftig beziehenden Missionsgesellschaft manches Leben kosten.

Bei einer meiner Promenaden durch die Stadt passirte ich an einem Hause vorbei, an dessen Thür mich ein Mann in indischem Costüm freundlich grüßte. Als ich deshalb einen Moment stehen blieb, lud mich derselbe ein, in das Haus einzutreten, was ich auch gern that. Er war ein Parsi, ein Mitglied jener auf einer so hohen Culturstufe stehenden Religionsgesellschaft der „Feueranbeter“ und war erst kürzlich von Bombay angekommen, um hier ein Handelsgeschäft und ein Hotel zu gründen. Da ich die Absicht hatte, von Zanzibar über Aden nach Bombay zu gehen und dort über den Preis gelber Diamanten genaue Erkundigungen einzuziehen, so interessirte mich die Bekanntschaft dieses Parsi um so mehr, und ich lud ihn ein, mich zu besuchen. Das that er denn auch. Nach einer mehrstündigen Conversation mit ihm war ich erstaunt, in diesem Indier so viele historische, philosophische und geographische Kenntnisse vorzufinden. Sesostris, Nebukadnezar, Cyrus, Darius u. s. w. waren ihm ganz geläufige Namen; über die mannichfaltigen Arten von Beeinflussung der Menschen durch die verschiedenen Religionssysteme sprach er ohne alle Voreingenommenheit und nur wie ein ganz unparteiischer Philosoph. Er sah in unserer hochentwickelten christlichen Religion nur ein Kind älterer Religionslehren,

namentlich auch seiner eigenen, der Zoroaster'schen, die er seinerseits für die erhabenste und ehrwürdigste aller Religionen hielt. Er kannte genau die Culturverhältnisse aller europäischen Staaten und richtete an mich viele wißbegierige Fragen über das Leben und Treiben in Berlin und Wien u. s. w. Die Parsi zählen unter sich die reichsten Kaufleute Indiens und werden selbst von den Engländern als social ebenbürtig angesehen und in der Gesellschaft sozusagen al pari angenommen. Sie sind ja auch von ganz europäischer Gesichtsfarbe, nur haben sie ihr orientalisches Costüm noch nicht abgelegt. Einer der reichsten Parsis von Bombay, berühmt durch seine großartigen wohlthätigen Stiftungen à la Peabody, ist sogar von der Königin von England zum Baronet des Vereinigten Königreiches ernannt worden, eine Ehre, die wol einem schwarzen Hindu oder Kaffern trotz aller Schwärmerei der Engländer für deren Menschenrechte nicht so leicht erwiesen werden möchte!

Mein Parsi besuchte mich öfter, begleitete mich als Führer durch die Straßen, da er schon die Sprache der Eingeborenen sich zu eigen gemacht hatte, und gab mir bei meiner Abreise Empfehlungsbriefe an mehrere seiner Religionsgenossen in Bombay mit, die ich aber leider infolge der Aenderung meines Reiseplans später nicht die Gelegenheit hatte abzugeben.

Die Matrosen der englischen Flotte kehrten häufig in den untern Räumlichkeiten meines Hotels ein und gaben sich dann bei starker Consumtion von Spirituosen erregten und sehr unmelodischen Rundgesängen hin; ihre unsympathischen Schnapsstimmen ließen sich dann bis zu meinen obern Räumen sehr stark vernehmen und störten wesentlich meine Ruhe. Allein die armen Teufel, welche die humane Politik Englands zur Unterdrückung des Sklavenhandels jedesmal fünf Jahre hier in diesen Wassern festhält, haben ja während dieser langen Zeit so wenige Vergnügungen und Zerstreuungen, daß man ihnen das rasch vorüberfliegende heitere Stündchen, welches ihnen der Schnapsfusel bereitet, wol gönnen darf. Ich bezweifle übrigens nicht, daß es auch auf der Flottenstation von Zanzibar Logen von „Good Templars" oder Teatotallers gibt. — Die Offiziere unterhielten sich alle Nachmittage mit dem Criquetspiel auf einem

weiten und sandigen Platze, der unmittelbar vor der Stadt neben der Lagune und dem europäischen Kirchhofe gelegen ist. Ein paar große Zelte waren dort aufgeschlagen, in denen für die vornehmern unter den zuschauenden Gästen Stühle gestellt und Erfrischungen bereit gehalten wurden.

Eines Morgens donnerten zahlreiche Kanonenschüsse und verkündeten die Ankunft des Admirals Macdonald mit seiner Flying squadron (fliegenden Flottenabtheilung) von den Comoreninseln. Weitere Kanonenschüsse an demselben Nachmittage wurden zwischen den englischen Schiffen und den Uferbatterien ausgewechselt und verherrlichten den Besuch des Admirals beim Bruder des Sultans. Am folgenden Tage erdröhnten fortwährend wieder ähnliche Salven, da der Admiral die Gegenvisite des Sultans sowie die Besuche aller hier residirenden Consuln erhielt. Auch ich machte dem Admiral meinen Besuch und fand in ihm einen kurzen und wohlbeleibten, in der französischen Sprache wohlgeübten Mann, dem das Klima der tropischen Meere physisch sehr wohl zu bekommen schien. Er bekleidet neben dem Admiralsrange noch eine in der britischen Aristokratie hochgeltende Würde; er ist nämlich Häuptling eines der schottischen Clans, was zugleich das hohe Alter seiner Adelsfamilie documentirt (Chief of Clanranald). Ein Kenner kann es nach den Farben des Umschlageplaids sofort unterscheiden, welchem Clan ein in seine Nationaltracht gekleideter Bergschotte angehört. Es sind zwar bei allen Clans dieselben Farben üblich, aber bei jedem in einer andern Zusammenstellung und Reihenfolge.

Ich wurde von dem Offiziercorps des mächtigen Dreideckers und permanenten Stationsschiffes London zu einer theatralischen Abendunterhaltung eingeladen, welche die Mannschaften der hier liegenden englischen Flotte zu Ehren der Ankunft des Admirals veranstaltet hatten. Ein Boot des Kriegsschiffes holte mich Abends 7½ Uhr von dem Platze vor dem englischen Consulat ab. Die Fahrt ging eine halbe Stunde lang auf den dunkeln, vom silberklaren Lichte des Vollmondes überglänzten Wogen dahin. Als wir uns dem schwarzen Schiffskoloß, einem Dreidecker der guten alten

Zeit, näherten, machte die von dem erleuchteten Schiffsungeheuer herabtönende rauschende Musik der Militärbande einen feenhaften Eindruck. Die Schiffstreppe, die ich hinansteigen mußte, erschien mir wie eine zum vierten Stock eines Hauses hinaufsteigende Leiter.

Es waren an Bord wol gegen hundert Offiziere der Flotte und Gäste vom Lande versammelt, die sämmtlich in das übliche Gesellschaftshabit der Tropenländer: schneeweiße Leinwandjacke und weiße Halsbinde, und schwarze Beinkleider und Weste gekleidet waren, sodaß ich in meinem Frack eine ganz vereinzelte Figur spielte. Vom Admiral bis zum jüngsten Midshipman hatten alle Offiziere ganz genau das nämliche weiße und schwarze Costüm; die Uniform anzuziehen, könnte ja bei solchen Gelegenheiten keinem englischen Offizier einfallen. Auch zwei Damen waren zugegen — mit Ausnahme der englischen Missionsschwestern die einzigen europäischen Damen von Zanzibar. Die eine, die Frau des französischen Consuls, war eine junge und schöne Brünette aus Beirut und sprach daher fertig arabisch, was derselben bei ihrem hiesigen Aufenthalte sehr dienlich sein muß. Auch einige aristokratische Araber von stolzer Haltung und in malerischen Costümen, geschmückt mit großen langen Schwertern und schön verzierten Dolchen, waren unter den Gästen. Das oberste Deck des Schiffes war mit Hülfe von übergespannten Segeln in einen großen Theatersalon verwandelt worden. Im Parterre saßen mehrere Hunderte von Matrosen und Soldaten auf Bänken, auf dem dahinter sich erhebenden Quarterdeck waren vorn einige Fauteuils für den Admiral, die beiden Damen und die distinguirten Gäste vom Lande, und dahinter ein Dutzend Stuhlreihen für die Offiziercorps der verschiedenen Schiffe aufgestellt. Gegenüber war eine kleine Bühne mit Vorhang errichtet, worauf von jungen Matrosen und Soldaten drei kleine Stücke aufgeführt wurden, das erste ernsten und dramatischen, die andern beiden launigen und komischen Inhalts. Ich bewunderte die schönen Rittercostüme, die glänzenden Stahlrüstungen und goldblinkenden Helme mit Straußenfedern in dem ersten Stücke, und schien

es mir danach, als wenn die Schiffsmannschaften schon vor ihrer Abreise aus England sich für solche theatralische Vorkommnisse gehörig vorbereitet hätten. Die Frauenrollen wurden natürlich ebenfalls durch Matrosen gegeben; ein junger, hübscher und glattgesichtiger Seesoldat spielte sehr täuschend erst eine Art Jungfrau von Orléans und dann eine junge Dame mit prächtigem Chignon und Schleppkleid und hätte sicher nicht ermangelt, in den Herzen der zahlreichen bärtigen Zuschauer süße erotische Gefühle zu erregen, wenn sein Geschlecht denselben allen nicht als zweifellos masculin bekannt gewesen wäre.

Während der Zwischenacte wurden von Soldaten Champagner, „B. and S.“, und Portwein unter den Gästen des ersten Platzes herumgegeben, und den beiden anwesenden Damen von Hunderten von eleganten Offizieren mit Passion der Hof gemacht.

Was mich während der Vorstellung einigermaßen störte, war das unbedeutende und langsame Hin- und Herschwanken des Schiffes, welches aber trotzdem hinreichte, um in meinem Kopfe fatale träumerische Reminiscenzen der Seekrankheit zu erwecken.

Gegen Mitternacht war die Vorstellung zu Ende; die zahlreichen unten auf dem Wasser schaukelnden Boote der verschiedenen Kriegsschiffe brachten mit langgezogenem und melodisch-rhythmischen Ruderschlage die Gäste theils ans Land, theils auf die übrigen Schiffe zurück, und hatte ich auf dieser Nachtfahrt noch recht Gelegenheit, die glänzende, weit ins Meer hinausschimmernde Frontfaçade des europäischen Consularviertels im silberweißen Mondlichte zu bewundern und dann bei der langen Rückwanderung durch die todtenstillen Straßen das interessante Bild „Zanzibar bei Nacht“ zu betrachten.

In den hellen Mondnächten fand ich auch hier in Zanzibar meine Erfahrung von Südafrika wiederholt, daß die Neger sich dann gern nächtlichen Tanz- oder Gesangesfestlichkeiten hingeben; es schallte dann immer von dem nahen Nazi-Moja-Platze ein wahrer Mordspectakel herüber, der nach

11 Uhr damit sein Ende nahm, daß freudentolle Banden von schwarzer Jugend in ihren langen weißen Hemden durch die Straßen, unter meinen Fenstern vorbei, tanzten, unter dem lauten Geschrei Horréh! Horréh! was vermuthlich das englische Hurrah repräsentiren sollte, das sie oft von den englischen Matrosen gehört haben mochten.

In einer dieser Mondnächte passirte auch unter Cymbal- und Tamburintönen ein Hochzeitszug unter meinen Fenstern vorüber. Ich erblickte eine lange Procession von Suahelifrauen und Mädchen. Einzelne derselben stießen abwechselnd ganz fabelhaft hohe Fisteltriller aus, die sehr genau wie das Wiehern eines Pferdes klangen. Braut und Bräutigam trugen schwarze Masken vor den Gesichtern, von denen glänzender Metallschmuck herabhing. Nachher auf ihrem Rückwege trugen alle Frauen mit Reis gefüllte Graskörbe auf ihrem Kopfe, die sie als Geschenk von den Hochzeitsgebern erhalten hatten.

Was in diesen Nächten von Zanzibar mir noch besonders schön erschien, war der blutrothe Glanz des Planeten Mars, der jetzt heller als ein Fixstern erster Größe erschien und mit Venus an Glanz wetteiferte.

Jeden Dienstag gab das Musikcorps des Admiralschiffes ein Concert auf der Seeterrasse vor dem Gebäude des englischen Generalconsulats; leider nur fehlte dabei der Hauptreiz aller derartigen Unterhaltungen: das Revuepassirenlassen anmuthiger und graziöser Modesylphiden.

Was mir in meinem neuen Logis äußerst lästig wurde, waren erstens die langbeinigen Stechmücken — genau dieselbe Sorte, wie im leipziger Rosenthale — denen mein hier und da durchlöcherter Bettvorhang leider Eintritt auf den süßen Weidegrund meines Körpers gewährte, und zweitens die Ameisen — eine kleine schwarze Sorte — welche Zugang in meine Koffer gesucht und gefunden hatten und hier nun mitleidslos alles auffraßen, was noch von Zucker, Wurst und Käse darin vorhanden war. Alle meine Versuche, den Rest meiner in Leinwand eingenähten gothaer Cervelatwürste vor diesen Räuberbanden zu hüten, waren vergebens. Ich legte sie in das

oberste Fach eines in die Mauer eingeschlossenen Wandschrankes — nach einer Stunde schlängelte sich ein dicker schwarzer Streifen von kleinen sechsbeinigen Läufern an der Wand hinauf nach jenem Platze. Ich hing die Würste dann mittels langer Bindfaden an Nägeln in der Decke meines Zimmers auf — am nächsten Morgen waren Streifen wie von einem ausgeflossenen Tintenfasse an der Decke hingemalt und die Bindfaden schienen aus lauter Ameisenleibern zu bestehen; die Würste natürlich waren wieder voll davon. Welche feinen Geruchsorgane müssen doch diese Thierchen haben, daß sie so rasch den Weg nach dergleichen verborgenen Schätzen auffinden!

Auch in meinem jetzigen Wohnhause hatte ich wieder Gelegenheit, das Factum festzustellen, daß arabische Architekten niemals eine gerade Linie herstellen können: alle Mauern, Wände, Decken, Treppen u. s. w. bilden ausnahmslos gekrümmte Linien. In alten Zeiten, in ihren Prachtbauten in Granada, Cordova und Sevilla haben die Araber das Bauen freilich besser verstanden.

Eines Abends saß ich auf einem Lehnstuhl hingestreckt im Thorwege meines Hotels und hörte dem englischen Kauderwelsch der immer davor lungernden jungen arabischen Fremdenführer zu, welche hier die englischen Seeleute abzupassen pflegten, denen sie sich als Guiden aufzudringen suchten. Die jungen Araber und Neger haben meist ein gutes Sprachtalent und lernen unsere europäischen Sprachen in der Regel sehr rasch. Da trat mit deutschem Gruße ein Herr ein, der sich mir als den Kapitän eines hier vor Anker liegenden hamburger Schiffes zu erkennen gab. Seeleute haben in allen Ländern das gemein, daß man mit ihnen sehr schnell bekannt wird; selbst die Seeleute der zugeknöpftesten Nation der Welt, der englischen, machen hiervon keine Ausnahme. Wir saßen also bald bei einer Flasche Pale Ale zusammen und erzählten einander von unsern Reisen. Ich fragte den Kapitän, ob denn die Annäherung an diese so korallenriffreiche Küste für ein Schiff nicht sehr gefährlich sei. Er antwortete, daß er für seine Person dieselbe ganz gefahrlos finde, denn ohne

fortwährend die Seekarte zu studiren, sehe er es ja sofort an der Farbe des Meerwassers, wo der Grund für sein Schiff tief genug und wo er es nicht sei. Aber bei Nacht? fragte ich weiter. „Dann gehen wir langsam und fühlen uns sachte mit dem Senkblei vorwärts.“ Die Sache war in der That nach den Worten des Kapitäns einfach genug; mir jedoch wollte es trotzdem nicht recht einleuchten.

Meine Nachmittagsspaziergänge über Land waren entweder nach der englischen Mission hin gerichtet, indem ich auf dem Wege dahin am Ufer Muscheln und Korallen suchte und dann in einem kleinen Meeresarme ein erfrischendes Bad nahm, oder nach dem endlosen Orangen-, Mango- und Cocospalmenwald auf der Ostseite der Stadt. Die Bäume hingen hier alle so übermäßig voll von Früchten, daß es eine wahre Lust war, dieselben anzusehen.

Die Orangenbäume namentlich konnten die Last ihrer Früchte kaum tragen, und die Wege, welche durch ihre Pflanzungen hindurchführten, bildeten förmlich dunkelgrüne, reich mit Goldlichtern durchblitzte Tunnel, in denen man über sich und von den Seiten so viele von diesen herrlichen süßen Früchten (Machungwa) pflücken konnte, als man Lust hatte. Die Mangobäume (Miembe) imponiren durch ihre umfangreichen Formen und durch die prachtvolle Fülle ihres dichten dunkeln Laubes; sie ähneln darin den Banyanen-Feigenbäumen, nur daß diese letztern mehr nach der Breite, jene aber mehr nach der Höhe ihre Laubmassen ausbreiten. Die Früchte des Mangobaumes sind eine große Delicatesse und haben ein äußerst zartes und saftiges Fleisch.

Zum Export dienen von den vielen Sorten von Früchten und Gewürzen, die auf dieser reichen und fruchtbaren Insel wachsen, hauptsächlich nur die Orangen, die Cocosnüsse, die Gewürznelken, der Sesam, der rothe Pfeffer und die Muskatnüsse.

Die Gewürznelkenpflanzungen (Garofuu) geben pecuniär den höchsten Ertrag; sie sind erst seit einem halben Jahrhundert hier in Aufnahme gekommen und verbreiten über die ganze Insel aus ihren zahllosen dunkel- und rosenrothen

Blütenkelchen einen köstlichen Duft. Nicht nur die Blütenknospen, sondern auch die Stengel und Blätter dieses lorberartigen Baumes, den man nicht höher wachsen läßt als 15—20 Fuß, haben einen sehr gewürzigen Geschmack. Der Sesam ist eine werthwolle Oelpflanze, aus deren Körnern ein Oel gepreßt wird, das einen sehr feinen Geschmack hat und nie ranzig wird. Der rothe Pfeffer wird von einem Strauche gewonnen, der am besten in den steinigen innern Theilen der Insel fortkommt; die Muskatnüsse geben gleich den Gewürznelken einen sehr hohen Geldertrag.

Hoch aber über alle übrigen Bäume und Pflanzungen erhebt sich die königliche Cocospalme (Mnazi), deren Früchte zugleich einen der werthvollsten Exportartikel der Insel abgeben. Welcher Baum auf der ganzen Welt könnte wol mit dieser Palme hinsichtlich der Vielseitigkeit seiner Benutzung verglichen werden? Sie liefert dem Küsten- und Inselbewohner beinahe alles, was derselbe für sein einfaches Leben braucht: seine Nahrung, sein Getränk, Baumaterial und Mobiliar, seine Boote, Segel, Ruder, Taue und Netze, ja sogar theilweise seine Bekleidung! Aus dem Stamme oder der jungen Blütentraube wird der wohlschmeckende und berauschende Palmwein (Tembo) gewonnen, woraus weiterhin durch Destillation oder Gärung auch Arak (Zarambo), Zuckersyrup (Asali) und Essig fabricirt werden. Das Holz des Stammes liefert dem Küstenbewohner das Gebälk zum Bau seiner Hütten, sowie die Planken, die Masten, die Steuer, Ruder und Segelstangen für seine Boote. Auch fertigt man daraus schöne Rinnen für Wasserleitungen. Das Holz alter Bäume gibt außerdem ein sehr werthvolles Nutzholz für Drechsler und Kunsttischler ab (Porcupine Wood) und nimmt sich in seiner Orangefarbe mit schwarzen Linien bei eleganter Politur wunderschön aus. Die Blätter (Makuti) dienen zur Verwendung beim Hausbau in mannichfachster Art, theils zusammengeflochten zur Herstellung der innern und außern Wände und Zäune, theils zur Dachdeckung. Ein solches Palmenstrohdach läßt keinen Regen durch und hält das Haus immer frisch und kühl. Weiter werden aus den Blättern, sowie auch aus den Wurzeln

Körbe, Säcke, Taschen, Wannen und Gefäße in allen Formen, Kinderwiegen und Hängematten, Fackeln und Sonnenschirme u. s. w. geflochten. Die jungen Blätter (Shaha) geben als sogenannter Palmkohl eins der wohlschmeckendsten und gesundesten Gemüse; sie dürfen aber nur von solchen Bäumen genommen werden, welche der Sturm umgebrochen hat, da nach ihrer Entfernung der Baum unfehlbar eingeht.

Was nun die Frucht, die Cocosnuß, betrifft (von denen ein einziger Baum im Durchschnitte 120—150 jährlich liefert, im Gewicht von 15—18 Pfd. pro Stück), so wird auch sie zu den mannichfachsten Zwecken verwendet. Zunächst gewinnt man von den jungen Nüssen (Dafu) durch Anbohren das herrliche, gesunde und erfrischende Getränk der Cocosmilch (Maji); eine einzige Nuß gibt davon ein halbes gewöhnliches Bierseidel voll. Ist die Nuß älter (Nazi), so ist ihre Milch nichts mehr werth, dafür aber dann um so mehr die eigentliche weiße Nußsubstanz (Kopra = Kavu), die erstens ein sehr wohlschmeckendes Nahrungsmittel und zweitens ein werthvolles Material zur Bereitung von Brenn- und Speiseöl (Mafuta), Stearin und Seife liefert. Der Rückstand der für solche technische Zwecke ausgepreßten Nüsse (Chicha) dient dann noch als ein ausgezeichnetes Viehfutter, das namentlich Schweine und Federvieh schnell fett macht; daneben ist er auch ein vorzüglicher Gartendünger und wird außerdem unter Zuthat von Pfeffer zu einem guten Curriepulver verarbeitet. Die harte Schale der Nuß (Makumbi) hat ebenfalls einen hohen Werth, sie dient einerseits zum Ausschnitzen von allen Arten von Gefäßen, Bechern, Tassen, Schöpflöffeln, Feldflaschen, Schachteln und Dosen, Kämmen u. s. w., und eignet sich namentlich für den Drechsler zur Verfertigung von allerhand solchen Luxusgegenständen, wie man sie aus Elfenbein, Horn, Bernstein oder Guttapercha herzustellen pflegt — andererseits wird aus ihrer faserigen Umhüllung durch Rösten, monatelanges im Seewasser Liegenlassen und dann Zerschlagen, Klopfen und Trocknen jener werthvolle Cocosbast (Coir) gewonnen, der wieder für sich allein in einer Menge von verschiedenen Richtungen seine Verwendung findet. Derselbe liefert dem Küsten-

bewohner das elastische Flechtwerk für seine Bettstellen, Matten und Teppiche, und grobe, sehr haltbare Gewebe, aus welchen letztern der Fischer sich eine Kleidung anfertigt, während seine Segel, seine Bindfaden, Netze, Stricke und Taue ebenfalls aus diesem Cocosbaste fabricirt werden. Diese Coirtaue sind ebenso haltbar, aber viel leichter und elastischer als die von Hanf geflochtenen und werden daher selbst von europäischen Schiffern sehr gern als Ankertaue verwendet. Sie faulen nie und werden deshalb auch zum Zusammennähen der kleinen Fischerboote benutzt, die in den Korallenmeeren bei dem häufigen Aufrennen auf Riffe nie Schaden nehmen, während ein europäisches zusammengenageltes Boot in solchen Fällen sofort in Stücke zerschellen würde. Auch unverwüstlich haltbare Säcke, eine eisenfeste Packleinwand, Fußabstreicher, Besen und Maurerpinsel, Scheuerwische, Filter u. s. w. werden aus diesem Cocosbaste verfertigt. Als Werch dient er zum Verstopfen der Schiffslecke und durchlässiger Dächer und Seitenwände und gibt zugleich ein gutes Polsterungsmaterial für Sofas und Divans, Stühle, Ruhekissen und Sättel ab. Aus der verkohlten Cocosschale fertigt man ein gutes Zahnpulver. Zur Erzeugung von 6 Pfund Coir ist die Rinde von ungefähr 40 Nüssen erforderlich. Was aber noch neben allen diesen so zahlreichen technischen Verwendungen der Cocospalme in meinen Augen einen nicht genug zu schätzenden Werth gibt, das ist ihre prächtige und vornehme äußere Erscheinung; als Schmuck und Zierde der Landschaft hat sie wol wenige Bäume ihresgleichen, und wer lange unter Cocospalmen gelebt hat, dem wird es nicht leicht an andern Orten, wo sie nicht vorhanden ist, auf die Dauer gefallen können.

Nicht ohne Mistrauen durchschritt ich bei meinen Spaziergängen durch die grünen Pflanzungen die hohen Graswellen; zu meinem Glück begegnete ich aber niemals einer Schlange oder sonst einem bösartigen oder giftigen Thiere. Das ganze Innere der Insel, soweit ich sehen konnte, machte auf mich den Eindruck eines zusammenhängenden Waldes, in dessen üppiges Grün hier und da weißglänzende Shambas (Gartenvillen) eingestreut liegen. Im ganzen ein prächtiges tropisches

Landschaftsbild voll von glänzenden Farbenlichtern und dunkeln Schattirungen! Zahlreiche enge Fußwege schlängeln sich im kühlen Baumschatten durch diesen grünen Ocean von Laub und Zweigen. — Bei einem dieser Spaziergänge außerhalb der Stadt verirrte ich mich dermaßen zwischen Gärten, Höfen und Hütten, daß ich schon befürchtete, die Nacht würde hereinbrechen und ich dann, ohne Waffen, allen Accidents einer „Nacht in Zanzibar" preisgegeben sein. Jedoch ich fand mich doch schließlich noch zurecht, beschloß aber, mich künftig nicht wieder ohne Ariadnefaden, d. i. ohne meinen Galadiener Watidju, in dieses regellose Labyrinth von arabischen, indischen, malaiischen und Negerwohnungen hineinzuvertiefen. Im Innern der Stadt konnte mir ein Verirren nicht so leicht passiren, da einige verschieden gefärbte Ziegen, die an gewissen Straßenecken regelmäßig zu liegen pflegten und kaum je ihren Ruheplatz veränderten, mich so gut wie die gemalten Straßennamen in unsern Städten orientirten.

Meine verschiedenen Wanderungen durch die Umgebungen der Stadt Zanzibar gaben mir ein sehr anschauliches Bild von der bedeutenden Bevölkerungsdichtigkeit der gleichnamigen Insel, die allerdings durch die große Fruchtbarkeit und die Möglichkeit, jährlich zwei bis drei Ernten von Früchten, Körnern und Wurzeln einzuheimsen, sehr befördert wird. (Man denke z. B. an die enorme Ernährungscapacität einer Bananenpflanzung, welche auf gleicher Bodenfläche vierzigmal mehr Menschen ernähren kann als eins unserer Kartoffelfelder, und zwanzigmal mehr als ein Weizenfeld!) Die ganze Insel umfaßt 29 deutsche Quadratmeilen, worauf 250000 Einwohner leben mögen (sodaß also circa 8600 Menschen auf die Quadratmeile kommen)! Sie bietet durchweg eine reiche fruchtbare Ebene, mit Ausnahme des Innern, wo sich bis zu einer Höhe von circa 100 Fuß ein steiniger und unfruchtbarer Hügelrücken erhebt. Große Riesentausendfüße, länger als meine Hand und so dick als mein Daumen, fand ich öfter auf dem Wege, theils lebendig, theils nur in der abgestorbenen Form der hornigen, von Fleisch entleerten Panzerröhre ihres Leibes; dieselben sehen zwar ganz erschrecklich aus mit ihren unzähligen Beinen, sind

aber trotzdem ganz ungefährlich. Mein Gala Watidju nahm dieselben gemüthlich mit seinen Fingern vom Boden auf, um sie mir näher zu zeigen. Auch die fabelhaft gestaltete grüne Mantis, den Hottentotten-Gott von Südafrika, fand ich hier und da in den Büschen sitzen. Eine gewaltig große Schnecke sah ich häufig über den Weg kriechen; sie schleppte ein großes spitzes, weiß und braun gestreiftes Gehäuse mit sich einher, welches ganz einer der spitzigen Seemuscheln glich. Grabmonumenten begegnete ich häufig mitten in den Gärten, da der Mohammedaner gern (wie der Chinese) die Asche seiner verstorbenen Familienmitglieder innerhalb seines eigenen Bodengrundes behält. Ein sprechendes Zeichen seines treuen Familiensinnes und seiner bis über den Tod hinausgehenden Anhänglichkeit an seine nächsten Anverwandten!

Es ist die allgemeine Sitte aller schwarzen Eingeborenen, gewisse allmorgenliche Leibesbedürfnisse immer im Freien zu befriedigen. Naturvölker pflegen ja überhaupt mehr als wir verfeinerten Europäer dem Grundsatze „Naturalia non sunt turpia“ zu huldigen. Dieser unästhetische Gebrauch könnte bei dem gedrängten Zusammenstehen so vieler menschlichen Wohnungen recht gesundheitsschädliche Folgen nach sich ziehen (da hier nicht die so rasch austrocknende und verhärtende Luft der nordafrikanischen Wüste oder des südafrikanischen Plateaus zur Beseitigung der übeln Exhalationen zu Hülfe kommt), wenn nicht die zwanglosen Naturfreunde die weise Vorsicht gebrauchten, den sandigen Meeresstrand oder das Ufer der „Lagune“ für ihre Verrichtungen zu wählen. So kommt denn alle sechs Stunden die Flut und wäscht den weißen Ufersand wieder vollständig rein und sauber. Infolge jener, mit umständlichen Waschungen verbundenen Unsitte (die auch den aus ihren Fenstern schauenden, am Meeresufer wohnenden Europäern des Morgens keine sehr anmuthende Aussicht bietet), war es für mich bei Ebbezeit immer ein einigermaßen schwieriges Unternehmen, einen propern Platz für ein erfrischendes Meerbad aufzufinden. Die Meerflut steigt hier in Zanzibar 12—16 Fuß über den Ebbespiegel empor und ist es daher kein Wunder, wenn die im Osten die Stadt beinahe ganz

umspannende Lagune bei Hochflut eine schöne glatte Wasserbahn für Segelboote abgibt, während ihr bei Ebbezeit mephitische Pestgerüche entsteigen, die den Umwohnern alle wechselnde sechs Stunden das gerade Gegentheil von der gewürznelkenduftigen Atmosphäre der umliegenden Pflanzungen bietet.

Eines Tages bot mir auf der Straße ein Neger ein prächtiges kleines Stück Kopal (Sandarusi) an, in dem ein grillenartiges Insekt wie lebendig in einem transparenten goldgelben Wasser schwamm. Das Stück gefiel mir so, daß ich fortan bei allen indischen Kopalhändlern Nachforschungen nach ähnlichen Stücken anstellte und mir nach und nach eine Sammlung von einem halben Hundert dieser prächtigen Naturseltenheiten zulegte, die ich aus vielen Tausenden von Stücken sorgfältig heraussuchte.

Der Kopal ist ein bernsteinähnlicher Körper von ehemaligem Pflanzenharz, das nach und nach im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende die Härte eines Steines gewonnen hat und nun vom Drechsler in alle möglichen Formen geschnitten werden kann. Er wird am Festlande, der Insel Zanzibar gegenüber, von 10—30 Fuß tief aus dem Boden gegraben. Diese alten Kopallager sollen einst vor Urzeiten durch die Ausschwitzungen der Valeria indica entstanden sein und sind dann infolge von Erdrevolutionen in den Tiefen der Erde ähnlich den Kohlenlagern begraben worden. Die Kopalgräbereien (Copal Diggings) sowie der bedeutende Exporthandel mit Elfenbein, Früchten und Gewürzen werfen dem Sultan durch den auf die Ausfuhr gelegten Zoll einen schönen Gewinn ab, der ihm, im Verein mit der ihm von der britischen Regierung ausgesetzten jährlichen Entschädigungsrente einen hinreichenden Ersatz für die verlorenen frühern reichen Einnahmen aus dem Zoll für exportirte Negersklaven bietet.

Der Kopal, der in mehr oder weniger dicken horizontalen Schichten unter der Erde gefunden wird, und sich durch seine gänsehautartige Oberfläche auszeichnet, wird in Zanzibar das rohe Pfund mit circa 1 Mark bezahlt. (35 Pfund roh kosten 8 Dollars = 36 Mark.) Bevor man denselben aber nach

Europa ausführt, wird er erst in kochendem Wasser mit Soda ausgewaschen und gereinigt. In Europa wird daraus der schönste unserer Wagenlacke verfertigt, der außerordentlich brillant und haltbar ist. Man findet Kopallager nicht nur an der Ostküste von Afrika im Sultanat von Zanzibar, sondern auch an der Westküste in den portugiesischen Besitzungen von Angola und Benguela und auf der Insel Madagascar. Ich besitze unter meinen mitgebrachten Stücken ganz reizende Exemplare; die in dem bernsteinartigen Körper eingeschlossenen Thierchen sind um so interessanter, als sie Exemplare von Insektenspecien sind, die vor Jahrtausenden existirt und sich in ihren brillanten Farben so frisch und unbeschädigt erhalten haben, als warteten sie nur auf den Moment, in dem man ihnen ihr durchsichtiges goldenes Gefängniß öffnen und sie wieder in die freie Luft hinauskriechen und fliegen lassen würde. Löst man solch ein Kopalstück in einer Säure auf, so findet man die Jahrtausende alte Mumie des Thierchens noch ganz weich und kann ihre Beinchen hin- und herbewegen. Die am häufigsten vorkommenden Insekten sind eine kleine Biene, eine noch kleinere mit rothen Beinchen und langen zierlichen Fühlfäden — wunderschön goldfarbige, metallisch grün schillernde und schwarze Fliegen — braune, gelbe und karminrothe Spinnen mit kurzen und mit langen Beinen — chocoladenbraune und krebsrothe Grillen — goldglänzende Motten mit wunderbar fein geäderten Flügelchen — braune Käferchen und baumwanzenartige Thiere. In einem meiner Stücke befindet sich eine Spinne, die gerade im Begriffe steht, auf eine Fliege loszugehen und sie aufzufressen. Sie hatte dieselbe schon in ihre ausgebreiteten Fangarme eingeschlossen, als der erstickende Harzstrom über sie beide dahinquoll, um das Bild der tödlichen Umarmung der spätesten Nachwelt aufzubewahren. In einem andern Stücke besitze ich zwei kleine Fliegen, die sich — man könnte meinen, im Vorgefühl ihres Todes — einen Abschiedskuß zu geben scheinen. Auch habe ich ein Stück mitgebracht, worin inwendig ein kleines Wasserbassin sich befindet, in welchem beim Schütteln das vor Jahrtausenden hineingekommene Regenwasser noch heute hin- und

herflutet. Was den Anblick der in Kopal eingeschlossenen Insekten so besonders schön macht, ist der Umstand, daß sie durch eine sie umgebende Luftschicht wie mit einem feinen Gold- oder Silberpanzer umschlossen erscheinen. Solche Kopalstücke mit bunten Insekten darin würden sich, wie ich meine, ganz vorzüglich für die erfindungsreichen Bijoutiers des pariser Palais-Royal eignen, um, glattgeschliffen, in Broschen, Ohrgehänge, Collierschlößchen und Armbänder eingeschlossen zu werden — solcher Schmuck würde sicher bei unsern Modegrazien reißenden Absatz finden.

Wer mit Elfenbein (Pembe), dem zweiten Hauptausfuhrobject von Zanzibar, handeln will, muß zunächst, wie bei den Straußenfedern, erst die zahlreichen mannichfaltigen Sorten desselben kennen lernen, die alle sehr verschiedene Preise haben. Bei einem Handel, bei dem ich zufällig gegenwärtig war, wurden 53 Pfund Elfenbein mit 90 Dollars bezahlt. Bei der kolossalen Verfolgung, welcher das schöne und edle Geschlecht der Elefanten seit Jahrtausenden ihrer herrlichen Zähne wegen ausgesetzt ist, möchte man sich verwundern, daß sie nicht schon längst ausgestorben sind; im Herzen von Afrika schwärmen aber noch ungeheuere Heerden dieser Riesenthiere umher und wird der schöne Stoff für Billardkugeln, Fächer und Stockgriffe daher sobald noch nicht ausgehen.

Im Jahre 1875 wurden von Zanzibar ausgeführt:

Elefantenzähne	für	925000	Maria-Theresia-Thaler
Orseille	»	148900	»
Kopal	»	214000	»
Gewürznelken	»	722500	»
Sesam	»	96000	»
Häute	»	205000	»
Andere Waaren	»	199400	»
Summa		2,510800	Maria-Theresia-Thaler.

Der Export- und Importverkehr betrug in demselben Jahre:

	Import	Export
	Maria-Theresia-Thaler	
mit England	335400	656100
» Nordamerika	398000	767500
» Deutschland	774787	432200
» Frankreich	59200	144000
» der Schweiz	110500	—
» Indien, Orient, Südafrika	1,090500	511000
Summa	2,768387	2,510800

Fremde Schiffe liefen 1875 ein:

84 englische (darunter 42 Kriegsschiffe von 35950 Tonnen)	63050 Tonnen
13 deutsche	5370 »
10 amerikanische	5950 »
6 französische	3200 »
4 norwegische	2450 »
9 türkische	2250 »

u. s. w., zusammen 131 Schiffe von 85250 Tonnen. Die Steuern sind vom Sultan für jährlich 900000 Mark verpachtet.

Die Zeit meiner Abreise rückte allmählich heran und es überlief mich ein gelinder Schauer, wenn ich an den Trubel dachte, den mir mein zahlreiches, in Zanzibar wieder um zwei Korallen- und Muschelkisten vermehrtes Gepäck auf der Weiterreise verursachen würde. Am 27. Juli traf der Postdampfer Umballah von Aden ein, ein Schiff der British-India Steamship Company, das am 31. Juli wieder nach Aden zurückkehren sollte. Ich bezahlte beim Agenten der Compagnie einen Platz 1. Klasse nach Aden mit 30 Pfd. St. in Rupien (auf das Durchzählen meines hingereichten Ledersäckchens mit seinen inliegenden 300 Silberrupien verzichtete der vielbeschäftigte Agent) und fuhr dann an Bord, um mir die beste Cabine auszusuchen. Das Schiff war ein bedeutend größeres als der Natal und seine Bedienungsmannschaft bestand ausschließlich aus Hindus; nur die Offiziere, Bootsleute und Schiffsbeamten waren Engländer.

Nachdem ich von den Beamten des britischen Generalconsulats mich verabschiedet und ihnen herzlich für die außerordentliche mir erwiesene Gastfreundschaft gedankt hatte, begab ich mich am 31. Juli vormittags bei einem strömenden Regen an Bord des Dampfers. Mein Wirth, Herr Falmon, begleitete mich und dirigirte mit glücklicher Strategie meine Trägerkaravane durch enge Nebenstraßen hindurch, ohne daß dieselbe die Aufmerksamkeit der Douanenbeamten erregte, sodaß ich von dem Trubel nochmaligen Kistenöffnens oder Bakschischzahlens verschont blieb. Auf dem Schiffe angekommen, fiel es keinem Menschen von der Schiffsmannschaft ein, meinen Bootsleuten beim Ausladen meiner Kisten auch nur die geringste Hülfe zu leisten, was zur Folge hatte, daß eine große Kiste, die schon halb von dem Boote heraufgezogen war, in der Luft plötzlich ihrer zu großen Schwere wegen den Stricken, mittels deren sie von oben festgehalten wurde, entglitt und in das Boot zurückplumpste. Ebenso leicht hätte sie auch in das Meer fallen können, da das Boot von den Wellen fortwährend 5—6 Fuß hoch auf- und niedergehoben wurde. Gleicherweise wäre mir selbst persönlich beinahe ein sehr fatales Malheur passirt.

Meine neue Umhängetasche, die ich erst bei der Abreise von Natal gekauft hatte, war von dem vielen Golde, das sie tragen mußte, so strapazirt, daß einer der Metallringe, an denen sie vom Umhängeriemen gehalten wurde, plötzlich losbrach, und dies gerade in dem Augenblick, als ich die schwankende enge Schiffstreppe hinanstieg! Die Tasche fiel sofort nach unten und wäre mit all ihrem reichen Inhalte in den Tiefen des Meeres versunken, wenn ich sie nicht noch im letzten Augenblicke hätte an dem andern Ringe festhalten können, der zum großen Glücke noch unversehrt war. (Ich habe seitdem mir es wohl hinters Ohr geschrieben, nie wieder Geldtaschen zu tragen, bei denen der Tragriemen nicht um die ganze Tasche herumgeht, wodurch ein solches Sichloslösen eines der Metallringe ungefährlich gemacht wird.) Es wäre in der That einer der übelsten Unfälle gewesen, die einem Reisenden passiren können, an der Ostküste von Afrika auf

einmal all sein Reisegeld zu verlieren!! So freundliche und liebenswürdige Gesichter die meisten Menschen, mit denen man in geschäftliche Berührung kommt, Einem machen, solange man die Taschen hübsch voll Geld hat, so widerlich zugeknöpft und ungenirt grob pflegen dieselben lieben Leute zu werden, sobald jener Talisman in Wegfall gekommen ist. Ich kann hiervon um so mehr ein Liedchen singen, als ich einmal früher in Konstantinopel habe drei Wochen lang ohne Geld leben müssen und in dieser Zeit die interessantesten Erfahrungen über menschliche Liebenswürdigkeit zu machen Gelegenheit hatte.

Am Bord des Umballah erwartete mich eine sehr lebendige Scene. Ein Dutzend indischer Männer und Frauen hatten auf dem Schiffe Plätze nach Aden genommen, um dann von Aden mit dem nächsten Postschiffe nach Bombay zu gehen. Beinahe die gesammte indische Colonie: Hunderte von weißen und überreich in Nase und Ohren, an Armen und Füßen mit Gold- und Silberschmuck überhangenen Banyanenfrauen und Kindern hatten den nach Indien zurückkehrenden Landsleuten das Geleit aufs Schiff gegeben und das Deck war nun von diesen in die buntesten Stoffe gekleideten Indierinnen so vollgedrängt, daß beinahe kein Apfel hätte zum Boden fallen können. Alle diese Gäste wollten natürlich etwas vom Innern des Schiffes sehen, und um es ihnen sämmtlich möglich zu machen, arrangirten die Schiffsoffiziere eine regelmäßige Kreispromenade durch den großen Salon der ersten Cabine. Die lange Procession von schneeweiß und scharlachroth, froschgrün, violett, hell- und dunkelblau gekleideten feueräugigen Frauen, Mädchen und Kindern umströmte nun die lange Speisetafel in der großen Cabine, warf neugierige und erstaunte Blicke in die sämmtlichen anliegenden Privatcabinen und stieg dann, gesättigt vom Anblicke alles dieses ungewohnten marinen Luxus, wieder zum Oberdeck hinauf.

Nachmittags 4 Uhr, nachdem endlich das Schiff sich von seinen vielen Gästen entleert hatte, lichteten wir die Anker und setzten uns in Bewegung. Bald entschwand die stattliche weiße Häuserfront der Stadt unsern Augen, aber noch zwei Stunden lang fuhren wir in nördlicher Richtung langsam längs

der Küste der Insel Zanzibar hin, deren reiches Grün von Mangobäumen, Cocospalmen und Gartenpflanzungen durch zahlreiche weißglänzende arabische Landhäuser (sämmtlich mit den landesüblichen gefängnißartigen Gitterfenstern) malerisch unterbrochen war.

Das Hineinsteuern in die offene See war diesmal für mich mit besondern Widerwärtigkeiten verknüpft. Die eigentliche Seekrankheit, die mich auf meinen Reisen von Neuyork nach Liverpool, von Southampton nach Kapstadt und von Natal nach Zanzibar vollständig verschonte, stellte sich diesmal als sehr ungebetener Gast wieder bei mir ein. Dazu wurde die Hitze von Tag zu Tag unerträglicher; alles Holzwerk auf dem Schiffe fühlte sich wie glühendes Eisen an. Wie spurlos hatte ich auf dem Atlantischen Ocean die Tropen passirt — und welche niederdrückende Geduldsprobe war es diesmal! Hatte der lange Aufenthalt in einem heißen Klima meine Leber afficirt und mich dadurch mehr für die Seekrankheit disponirt? Die ganze nur durch 5 Tage Aufenthalt in Aden und Aegypten unterbrochene dreiwöchentliche Seereise (25 Tage insgesammt) von Zanzibar nach Konstantinopel wurde für mich durch Seekrankheit und unausstehliche Tropenglut zu einer höchst unbehaglichen Leidenszeit. Zum Schlimmsten der Seekrankheit kam es freilich nur dreimal, aber des Uebelbefindens, der permanenten Blutcongestionen nach dem Kopfe, des Apetitmangels war kein Ende. Ich möchte nicht ein zweites mal wieder die Reise nach Südafrika um die Ostseite Afrikas herum machen, da dieselbe doch auf der Westseite in den großen Schiffen der Union Line so ungleich angenehmer ist — und dies für nur den vierten Theil des Passagepreises!

Wir hatten außer den Indiern noch eine Anzahl malaiischer Passagiere an Bord, die ebenfalls wie jene weiß von Gesichtsfarbe, aber in europäisches Costüm gekleidet waren. Sie kamen von Kapstadt, wo ja eine so große malaiische Colonie sich befindet, und waren auf einer religiösen Pilgerfahrt nach Mekka begriffen. Eine Pilgerreise von Kapstadt nach Mekka! Ein Weg von 1100 deutschen Meilen — nur, um am Grabe des Propheten zu beten! Wahrlich, diese Leute haben eine

große Glaubenskraft in sich und sind wol um dieselbe zu beneiden! Die Gesellschaft bestand aus dem malaiischen Oberpriester von Kapstadt, dem Imam Saïbo — seinem zwölfjährigen, pfiffig aussehenden Enkelsohne, der auf die Koranschule in Mekka gebracht und dort zum Theologen ausgebildet werden sollte — der siebzehnjährigen Enkeltochter des Imam, Noella, einem prächtigen Exemplar von malaiischer Frauenschönheit — einer Freundin von ihr und circa 20 jungen Malaien zwischen 20 und 25 Jahren. Die letztern trugen zu ihrem europäischen Costüm schmale rothe Turbane oder besser gesagt, bloße Kopftücher. Als Mekkapilger waren diese Malaien während ihres mehrtägigen Aufenthaltes in Zanzibar Gäste des Sultans gewesen und noch bei der Abfahrt unsers Schiffes waren der Bruder und ein Neffe des regierenden Sultans, gekleidet in rosenfarbene Kaftans, an Bord gekommen, um denselben glückliche Reise zu wünschen und ihnen Geschenke von Reis, Hühnern und Rosenöl mit auf den Weg zu geben. Mekkapilger erfreuen sich freilich in allen mohammedanischen Ländern einer großen Unterstützung durch alle Gläubigen, namentlich wenn sie auf der Rücktour begriffen sind; alle Welt reißt sich dann in den von ihnen berührten Städten um die Ehre, sie beherbergen und pflegen zu dürfen, und überschüttet sie mit Geschenken, indem man von ihnen zum Danke beglückende Segenswünsche erwartet. Ich erinnere mich, schon in Vámbéry's „Reisen in Turkestan“ über diese Fetirung der Mekkapilger Erstaunliches gelesen zu haben. Auch in Mekka selbst werden sie auf Kosten der türkischen Regierung beherbergt und verpflegt. Der Umstand, daß alle diese Malaien nur holländisch untereinander sprachen, war mir aufgefallen, und als eine große Welle über Bord schlug und die beiden Mädchen bis auf die Haut durchnäßte, bot ich ihnen galant ein paar trockene Decken an und wurde hierdurch näher mit ihnen bekannt. Ein Reisender sollte es sich immer zum strengsten Grundsatze machen, alle Leute, mit denen der Zufall ihn zusammenführt, sei es im Eisenbahncoupé oder auf dem Deck eines Dampfers, auf einem Fährboote oder unterwegs in einem Zeltkamp, allemal ausnahmslos anzureden.

Was für zahlreiche interessante Mittheilungen und Erfahrungen wird ihm die stetige Beobachtung dieser Regel zuführen! Man sollte sich in dieser Hinsicht nie den zugeknöpften, schweigsamen Engländer zum Muster nehmen, der von einer sechsmonatlichen Tour nach dem Continent leicht nach Hause zurückkehrt, ohne auch nur ein einziges mal mit einer andern Person als mit Hotelkellnern und Führern gesprochen zu haben, sondern den gesprächigen, mittheilungsbedürftigen Sachsen, Thüringer und Schwaben, der gegen sein schönes unbekanntes Vis-à-vis im Post- oder Eisenbahnwagen glauben würde sich einer Unhöflichkeit und eines Mangels an Bildung schuldig zu machen, wollte er ihr nicht durch möglichst anregende und erheiternde Conversation die Zeit zu verkürzen suchen, oder den amerikanischen Zeitungsreporter, der gewohnt ist, alle Passagiergefährten auf Eisenbahnen und Dampfschiffen als werthvolle Quellen von hundertfältiger Belehrung und Neuigkeitsmittheilung für seine zu schreibenden aufregenden Correspondenzen aufzufassen und auszunützen. Die Unterhaltung mit diesen unansehnlichen Malaien, zu der ich ohne die unhöfliche große Welle wol gar nicht gekommen sein würde — welche werthvollen südafrikanischen Geheimnisse enthüllte sie mir! Aufklärungen, die ich wahrlich hier während einer Tour über den Indischen Ocean nicht zu finden erwartet hätte!

Es fiel mir sofort nach einer kurzen Conversation mit den Malaien auf, wie erstaunlich gut dieselben über die in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Kimberley vorgekommenen größern Diamantendiebstähle unterrichtet waren. Sie kannten z. B. genau die Namen der in den Diebstahl und den Verkauf des großen achtzigkarätigen Steines des Herrn Wilson verwickelten Personen; sie wußten wo und für wie viel und an wen dieser Stein verkauft worden war. Sie verriethen mir, daß Sadyk, der Sohn des großen malaiischen Pferde- und Wagenvermiethers Dolly in Kimberley, der aus dem Einkaufe und Vertriebe gestohlener Diamanten sein Hauptgeschäft mache, jenen Stein von dem ungetreuen schwarzen Diener des Herrn Wilson für 40 Pfd. St. gekauft und dann an einen gewissen, mir wohlbekannten reichen Herrn in Dutoits-

pan für 80 Pfd. St. verkauft habe. Auch George Commons, den Dieb meiner eigenen Diamanten, kannten diese Leute sehr wohl, und ohne zu argwöhnen, daß ich selbst, der ich ihnen so ruhig zuhörte, das Opfer der Dieberei jenes Strolches gewesen war, thaten sie mir ganz offen kund, an wen Commons meine Steine verkauft habe, und für welchen Preis! Kurz, ich fand, daß diese jungen Malaien, welche wie ich direct von Griqualand kamen, in alle Geheimnisse der großen Diebsorganisation und des Diebshandels auf den Diamantenfeldern vollständig eingeweiht waren und offenbar active Theilnehmer in dieser großen, zur Beraubung der weißen Diggers organisirten Spitzbubenverbindung gewesen sein mußten. Vermuthlich wollten sie die an ihren Händen haftenden unmoralischen Flecken nunmehr durch ein mehrwöchentliches Beten am Grabe des Propheten wieder rein waschen! Ich bemerke ausdrücklich, daß weder der Imam noch seine schöne Enkelin einen directen Antheil an diesem Diamantendiebsgeschäfte zu haben schienen, denn Noella, deren Sympathie ich durch kleine Geschenke vollständig gewonnen hatte, erzählte mir immer nur solche Dinge, die ihr von den ihren Vater begleitenden jungen Malaien unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden waren. Eigenthümlich war ein Anerbieten, das mir die junge Malaiin machte. Sie offerirte mir — offenbar, um mir ihre Erkenntlichkeit für meine Theilnahme an ihrer Person zu beweisen — wenn ich nach Kapstadt zurückkehren würde, mir dann die sämmtlichen Personen im Dorfe Weinberg bei Kapstadt bezeichnen zu wollen, welche eine Art von Lohnkutschergeschäft nach den Diamantenfeldern betreiben und hauptsächlich vom Vertriebe der dort gestohlenen Steine leben. Durch Mithülfe dieser Leute und durch Theilnahme an ihrem so ungeheuer lucrativen Geschäfte würde ich, wie Noella mir treuherzig versicherte, mir sehr rasch ein großes Vermögen zusammenhäufen können!! Ich dankte der guten Noella für ihre wohlmeinenden Winke, und sah in ihren treuen, aufrichtigen Augen, daß sie wirklich keine Idee von der moralischen Verwerflichkeit eines solchen Handels haben konnte! Zugleich bewies sie mir durch ihre offenen Enthüllungen, daß sie

keinerlei Mistrauen gegen meine Person hatte und namentlich für ihre Reisegefährten aus ihren Geständnissen keinerlei üble Folgen befürchtete. — Wie leicht doch in fernen Ländern durch kleine Zufälligkeiten nähere Beziehungen unter Menschen sich herstellen, die nach ihrer Herkunft, ihrer Vergangenheit und ihren grundverschiedenen Lebenskreisen durchaus nicht für eine gegenseitige Annäherung geschaffen scheinen! Der einzige Umstand, daß wir beiderseitig von den Diamantenfeldern Südafrikas kamen, stellte rasch zwischen mir, dem europäisch-christlichen Culturmenschen, königlich sächsischen Unterthanen und dresdener Bürger — und einer mohammedanischen Malaienfamilie eine Art intimer Landsmannschaft und vertraulichster Familiarität her!

Uebrigens hatte ich auch schon in Zanzibar durch Herrn Falmon eine interessante Thatsache in Bezug auf die Stolen-stone-business (das Geschäft mit gestohlenen Steinen) auf den Diamantenfeldern von Griqualand erfahren. Es war sechs oder acht Wochen vor meiner Ankunft ein mit dem Dampfer von Natal kommender portugiesischer Reisender in Herrn Falmon's Hotel abgestiegen, der ein paar Tage, bis zum Abgang des Dampfers nach Aden, dort geblieben war. Dieser Herr hatte Herrn Falmon eine alte blecherne Zuckerdose gezeigt, die bis zum Deckel mit großen und kleinen Diamanten angefüllt war. Auf die Bemerkung des Herrn Falmon, daß ihn diese Steine doch sehr theuer gekommen sein müßten, hatte der Portugiese mit listigem und lustigem Schmunzeln und Kopfschütteln geantwortet: „O nein, im Gegentheil, sehr billig! Das sind ja alles gestohlene Steine, die ich von meinen Agenten auf den Diamantenfeldern bezogen habe!" Da haben wir sie, die unmittelbaren Folgen englischer Negerbeglückung in Griqualand, die dem schwarzen „Menschen und Bruder" den Erlaubnißschein zum Verkaufen von Diamanten nicht versagen zu dürfen meint, da unmöglich, ja beileibe nicht eine „Klassengesetzgebung" geduldet werden dürfe!

Das schnurgerade Vorrücken des Schiffes gegen Norden ließ jetzt jeden Tag den Himmelsglobus am Horizont ver-

ändert erscheinen und demonstrirte recht deutlich, wie klein doch und wie zusammengeschrumpft heutzutage der Erdball durch die Dampfcommunicationen geworden ist! Von der südlichen Himmelssphäre verschwand jeden Abend ein neues Segment, und von der nördlichen erschien dafür ein neues entsprechendes. Das Südliche Kreuz sank immer tiefer am südlichen, der heimatliche Große Bär stieg immer höher am nördlichen Himmel empor und gab mir mehr als alles andere das Gefühl, daß ich mich nun wieder meiner deutschen Heimat täglich mehr und mehr nähere.

In einem unserer Schiffsoffiziere lernte ich den heitersten und zufriedensten Seemann kennen, der mir bisjetzt noch vorgekommen war. Er gestand mir mit den lustigsten Augen von der Welt ein, daß er noch nie in seinem Leben sich mehr als höchstens fünf Minuten unglücklich gefühlt hätte. Er war zwar erst 27 Jahre alt, hatte aber schon die ganze Welt gesehen, da es bei ihm Princip war, nie mehr als drei Reisen mit ein und demselben Schiffe zu machen. So hatte er denn schon in allen möglichen Dampfschiffscompagnien als Fourth, Third und Second Officer gedient, in Nordamerika und China, in Ost- und Westindien, am Kap der guten Hoffnung und Kap Horn, in der Nordsee und im australischen Archipel, und fungirte jetzt als First Officer auf dem Umballah. Der junge Mann war ein Weltumsegler von Passion, und in seiner Lebensphilosophie ein größerer Weiser, als mir seit lange in der Welt begegnet war.

Der Kapitän des Umballah, ein wortkarger, aber sonst freundlicher Mann mit großem kohlschwarzen Vollbarte, hatte in Zanzibar einen reizenden Madagascaraffen (Maki = Lemur Mongous) gekauft, den er seiner in Aden wohnenden Frau als Geschenk mitbringen wollte. Das Thier glich halb einem Fuchse, halb einem langgeschwänzten Affen und hatte dazu ein reizend weiches, zobelartig feines, röthliches Fell und an jedem Fuße 5 richtige Finger. Unterwegs ließ der Kapitän es von seiner Kette los. Augenblicklich war das Thier auf der höchsten Mastspitze oben und durch keine Lockung zum Wiederkommen zu bewegen. Den ganzen Tag über schlief es nun

entweder oben auf dem Mastkorbe, oder es flog mit fabelhafter Sicherheit und Behendigkeit wie ein Seiltänzer auf den zwischen den Masten in der Luft schwirrenden Seilen und Tauen hin und her, und nur des Nachts in der stillen Dunkelheit kam es aufs Deck herunter, um die für dasselbe dort hingelegten Orangen und Bananen zu verspeisen. Nur einem unvorsichtigen Mittagsschläfchen zwischen den beiden Segeln des doppelten Sonnendaches über dem Hinterdeck, wobei das Thierchen es vergessen hatte, seinen Schwanz zu sich hinaufzuziehen, war es zu verdanken, daß der Kapitän am letzten Tage vor der Ankunft in Aden den lang wie eine Klingelschnur herabhängenden Schwanz ergreifen und so das Thier wieder einfangen konnte, worauf es durch eine Kette gesichert wurde. Diese Mongus sind in ihrer Heimat die größten und passionirtesten Schlangenvertilger. Sie sind gegen die Bisse der Giftschlangen vollkommen unempfindlich, und zwar, wie mir von einem Naturforscher in Natal versichert wurde, infolge des Umstandes, daß sie eine in Natal Cambi genannte Pflanze fressen, welche das Gegengift gegen das Gift aller Schlangen enthält. Hat der Mongus von dieser Pflanze etwas zu sich genommen, so greift er mit Löwenmuth die kräftigste Giftschlange an — sperrt man ihn aber mit einer solchen z. B. in einem Zimmer ein, wo er also keine Gelegenheit hat, sich durch den Genuß jener Pflanze vorher unverwundbar zu machen, so weicht er der Schlange scheu und furchtsam aus, läuft voller Angst im Zimmer herum und sucht auf jede Weise der gefährlichen Nachbarschaft zu entrinnen!

Von Zeit zu Zeit sahen wir die Küste; dieselbe zeigte aber nichts als sonnig herüberglänzende und verbrannte hohe Sanddünen ohne eine Spur von Grün oder Wasser. Zuweilen erschienen malerische Gruppen von schwarzbraunen Felsen, vor denen die anschlagende weiße Brandung hoch sich aufbäumte. Auf einer dieser Felsengruppen bemerkten wir eine Ansammlung von steinernen festungsartigen Gebäuden, die wol irgendeines arabischen Räuberhauptmannes oder Piraten Meerburg sein mußten. Ich dachte unwillkürlich daran, welchen Empfang würde einer von uns Passagieren dort wol

finden, wenn er infolge von Schiffbruch, Feuer an Bord oder einem ähnlichen Unfalle allein in einem Boote dort landete! Wir begegneten auf der ganzen Reise von Zanzibar nach Aden nicht einem einzigen Schiffe.

Am 6. August passirten wir die romantischen hohen Felsenmauern des Kap Gardafui (Ras Asir) und änderten nun unsern Curs von Norden nach Westen. Am 8. August in der Morgendämmerung erhoben sich vor uns die prächtig geformten, überaus malerischen Küstengebirge des südlichen Arabien, und um 7 Uhr früh warfen wir auf der Rhede von Aden Point, eine Stunde von der Stadt Aden, Anker. Der Gedanke, nun wieder einmal in einer asiatischen Gegend zu sein, erregte mich und ich ging um 8 Uhr morgens voller Neugierde ans Land. Auch hier mußten die landenden Passagiere eine Strecke weit auf dem Rücken von Arabern durch das Wasser getragen werden, da die Boote der Seichtigkeit des Uferwassers wegen nicht bis ans Land gelangen konnten. Eine junge und hübsche französische Dame, die mit ihrem Gemahl von Mayotte kam, war seit Zanzibar unsere Reisegefährtin gewesen. Beide Gatten hatten sich aber aus Anlaß der bösen Seekrankheit auf der ganzen Reise nicht ein einziges mal auf Deck oder an der Speisetafel sehen lassen. Jetzt endlich wurden sie wieder sichtbar. Die junge Frau vertraute sich nur mit großer Aengstlichkeit dem menschlichen Reitpferde an, welches sie durch die flutenden Wogen ans Land tragen sollte. Hatte sie nun in ihrer Aengstlichkeit dem jungen Araber, dessen Hals sie mit ihren Beinen krampfhaft umklammert hielt, zu sehr die Gurgel zugeschnürt, oder war derselbe über einen unebenen Gegenstand auf dem Grunde des Wassers gestolpert — genug, plötzlich schlug er um und legte seine schöne Bürde der Länge lang ins Wasser nieder. Nun, solche harmlose Scherze muß sich ein Reisender oder eine Reisende schon gefallen lassen; ich sollte im übrigen meinen, das kühlende Bad könne der von der Seekrankheit und der heißen Cabinenluft echauffirten Dame nur wohlgethan haben.

Ein bildhübscher junger Neger vom Stamme der Somali, aus Berbera, hatte sich sofort nach unserm Ankerwerfen auf

dem Schiffe eingestellt und vertheilte an die Passagiere Empfehlungskarten des Hôtel de l'Europe. Er war wirklich, hinsichtlich seiner edeln feinen Gesichtszüge, der schönste Neger, den ich je gesehen habe. Ich möchte überhaupt schließen, da ich in Aden noch sehr viele andere von solchen hübschen Schwarzen sah, daß die Somali und die Galla wol die schönsten Negerstämme Afrikas sein müssen.

Unser Joseph — so hieß der junge Somali mit dem freundlichen Mädchengesichte — geleitete uns, die durchnäßte Schöne, ihren besorgten Gemahl und mich in ein schneeweiß in heißem Sonnenglanze herüber schimmerndes plattdachiges Gebäude, welches sich mit seinen im ersten und zweiten Stock durch neun Säulen gestützten Verandas und seiner Fronte von elf hohen Bogenfenstern schon äußerlich als ein Hotel kenntlich machte, auch wenn die auf dem Dache mit mannshohen weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde angebrachte Riesenfirma Hôtel de l'Europe gefehlt hätte. Im geräumigen innern Hofe desselben saßen auf Lehnstühlen Damen in hellen Sommerkleidern und weißgekleidete Herren. Das Hotel repräsentirte ein Stück von „dem schönen Frankreich", denn die Gäste, die Wirthsfamilie und die Bedienung waren sämmtlich Franzosen und das elegante französische Sprachidiom herrschte ausschließlich im ganzen Hause. Auch die Table-d'hôte bot uns reichliche culinarische Genüsse, wie es ja bei einer französischen Küche nicht anders zu erwarten war. In einer Volière tummelten sich zahlreiche bunte Vögelchen herum; weiße, grau und rothe und grün und rothe Papagaien schaukelten sich unter der Veranda in großen Ringen hin und her und erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei, auch Affen fehlten nicht. In einem großen Zimmer lagen auf einem mächtigen Tische Hunderte von illustrirten Journalen und Modebildern durcheinander; auch noch ein Verkaufsmagazin und ein photographisches Atelier befanden sich in demselben Gebäude. Die corpulente Aufwartefrau, die mein Zimmer unter ihrer Obhut hatte, war eine biedere Elsässerin. Von allen „Franzosen", die man im fernen Auslande findet, scheinen wirklich fast die Hälfte regelmäßig Elsässer zu sein, die freilich seit der gewaltsamen Abtrennung

ihrer Provinz vom französischen Staatskörper mit mehr Leidenschaft als je vorher Franzosen zu sein vorgeben. Es hat dieses raffinirte Kokettiren der im Auslande wohnenden Elsässer mit der französischen Nationalität auf mich stets einen ähnlichen widerwärtigen Eindruck gemacht, wie in Nordamerika die Abneigung so vieler ungebildeten Leute deutschen Ursprungs, sich an öffentlichen Orten Deutsche zu nennen und deutsch zu sprechen — gerade als wenn in beiden Fällen die französische und die „amerikanische" Nationalität eine vornehmere Nationalität von Herren und Gentlemen, die deutsche aber mehr eine solche von Domestiken und Plebejern repräsentire, mit der man sich bei Leibe nicht brüsten dürfe, und die man so viel als möglich im Interesse seiner persönlichen Geltung verbergen müsse! Hat der vollständige Mangel an deutschen Colonien und Besitzungen in fremden Welttheilen nicht einen wesentlichen Antheil an diesem sich der deutschen Nationalität Schämen, das man so häufig im Auslande bei ungebildeten Leuten deutscher Abstammung findet?

Nachdem ich mich in meinem großen auf die sonnenglühende Straße gehenden Zimmer ein wenig auf dem Bett ausgeruht hatte, ging ich wieder an Bord des Umballah, um mein Gepäck auszuschiffen und Abschied vom Kapitän und vom „immer glücklichen" ersten Offizier zu nehmen. Nachdem ich wieder ans Land gekommen und mich dort nach der Table-d'hôte, die von lauter von Mayotte, Bourbon, Nossi Beh und Sainte-Marie gekommenen oder dorthin bestimmten Franzosen besetzt war, ein Stündchen ausgeruht hatte, setzte ich mich ein wenig unten vor das Haus. Hier hatte ich nun eine sehr lebhafte Ueberraschung. Ein Zug von etwa drei Dutzend Arabern in prächtigen orientalischen Costümen schritt am Hotel vorbei, vor dessen Porticus ich saß; darunter befanden sich ein Greis, etwa 25 junge Männer, ein Bube von 12 Jahren und zwei dichtverschleierte Mädchen, die eine in rosaseidenem, die andere in blauseidenem Jaschmack. Ich setzte sofort meinen goldenen Kneifer auf die Nase, um die interessanten orientalischen Schönheiten, die ihrem leichten und anmuthsvollen Gange nach noch der blühendsten Jugend angehören mußten, zu lorgnettiren. Wie

erstaunte ich aber, als die geheimnißvolle verschleierte Araberin im rosenfarbenen Seidenmantel vor mir stehen blieb und mir heimlich kichernd die Hand drückte, mir leise auf englisch die Worte zuflüsternd: „Kennen Sie denn Noella nicht mehr?“ Ja, in der That, es war die schöne Noella, die, nunmehr auf dem heiligen Boden Arabiens angekommen, unter den bigoten Muselmanen dieses Landes unmöglich ihr europäisches Costüm und ihr Offentragen des Gesichts beibehalten konnte und sich unter dem hülfreichen Beistande der Priesterfamilie, an die sie und ihre Gefährten in Aden empfohlen waren und die sie jetzt begleiteten, in eine Vollblut-Orientalin umgewandelt hatte. Die menschliche Natur ist nun einmal so organisirt, daß alles Fremdartige, Geheimnißvolle und Neue dem Geiste schöner, verlockender und anziehender erscheint als das Gewohnte, Bekannte und Altbackene. Wenn Noella mir auch auf dem Schiffe in ihrem europäischen Costüm immer als ein hübsches, sympathisches und liebenswürdiges Mädchen erschienen war, so hatte sie doch weiter keinen tiefern Eindruck auf mich gemacht und ich hatte mich daher ohne große Schwermuth von ihr getrennt. Jetzt aber, da sie mir in dem theatralischen, poetischen und geheimnißvollen Costüm einer Türkin oder Araberin wiedererschien, kam sie mir vor wie eine ganz neue Person, wie eine poetische Gestalt voll süßen und unwiderstehlichen Reizes, und ich hätte ich weiß nicht was darum gegeben, hätte ich die aus einer unscheinbaren Raupe plötzlich zu einem so lieblichen und farbenschillernden Schmetterling entpuppte junge Orientalin, die mir nun wie eine jener poesieumschwebten orientalischen Prinzessinnen aus Tausendundeine Nacht erschien, auf ihrer weitern Pilgerreise nach Mekka begleiten dürfen. Doch solche pia desideria konnten leider bei der Gesammtlage der Dinge nicht in Erfüllung gehen und ich mußte mich mit wehmüthigem Händedruck von der mir jetzt so prächtig und begehrenswerth erscheinenden Opernfee auf Nimmerwiedersehen trennen. —

Ich war erst seit so wenigen Stunden in Aden und fand doch den hiesigen Aufenthalt schon so unerträglich, daß ich mit Schrecken daran dachte, hier längere Zeit zubringen zu müssen.

Herr Nedey und sein Bruder, die Hoteliers, meinten, ich müsse 14 Tage lang hier bleiben, da das französische Messagerie-Postschiff nicht eher von Bombay hier eintreffen werde und sie mir mit keinem andern Schiffe zu gehen rathen könnten; das fällige englische Postschiff sei übrigens schon gestern nach Suez abgegangen. Wie aber, dachte ich, soll ich einen zweiwöchentlichen Aufenthalt in diesem Backofen aushalten? Hinter dem Hotel erhob sich die schief aufsteigende schwarze Gebirgswand, alles todtes, ödes, verbranntes Gestein ohne ein Atom von Grün — die Hitze, die davon auf das Hotel zurückprallte, war furchtbar und der gänzliche Mangel eines erfrischenden Zugwindes im höchsten Grade erschöpfend. Dazu war die ganze Atmosphäre infolge eines vom Binnenlande kommenden Staubsturmes so dick mit feinem Staube angefüllt, daß man bei jedem Athemzuge sich die Lungen voll heißen Sand sackte; auch die Augen wurden davon sehr angegriffen und das ganze Nervensystem überdies mächtig von der mit Elektricität überladenen Ofenluft afficirt. Die sämmtlichen Hotelgäste lagen wie paralysirt und nach Luft schnappend auf langen Sofastühlen im Hofe und einer klagte dem andern die Unerträglichkeit dieses Klimas. Auf den Balkon tretend, sah man, wie der erhitzte Sand in dicken, gelben, aus Norden kommenden Wolken über das Hotel hinwegqualmte und weiter in das Meer hinaustrieb. Ging man auf den freien Platz vor dem Hotel, so wurde man schnell über den ganzen Körper kohlschwarz angerußt. Es lagen dort nämlich die ungeheuern Kohlenvorräthe für die hier anlegenden Postdampfer aufgestapelt; der heiße Wind trieb aus diesen haushohen Kohlengebirgen mächtige Wirbelwolken von Kohlenstaub und Ruß auf, die dann dick in der Luft hin- und herwogten. Der Name „The Coal hole of the East“ (das Kohlenloch des Ostens), den die Engländer Aden zu geben pflegen, ist daher wirklich sehr bezeichnend. Eine wahre Staub- und Gluthölle, wie solche für zum Fegfeuer verurtheilte arme Seelen recht geeignet erscheinen möchte! — Vergebens warf ich mich in der Nacht auf meinem breiten französischen Bette hin und her; an erquickende Schlafruhe war bei der glühenden und ersticken-

den Temperatur der Luft in den durchhitzten Zimmern gar nicht zu denken! Die Staubstürme von Aden scheinen sich von denen Griqualands nur durch die Farbe zu unterscheiden — die einem glühenden und qualmigen Sandocean ähnelnde Luft erscheint hier schwefelgelb, dort aber trübroth.

Am folgenden Morgen erhob ich mich schon um 6 Uhr, um eine Promenade zu machen. Es war draußen im Freien wenn auch nicht kühl, so doch wenigstens eine noch erträgliche Temperatur. Ich wanderte daher erst am Ufer hin und stieg dann eine lange steile Felsentreppe hinauf auf ein Plateau vor einer Villa, wo ich eine weite Aussicht erwarten durfte. Es war auch in der That hier oben ganz hübsch; auf dem blauen Seespiegel schaukelten sich zahlreiche Schiffe, und von der See her wehte ein frischer Wind, der in der Tiefe sich gar nicht fühlbar gemacht hatte. Ein großer Salon, nach Art eines unserer „Wintergärten", war mit Topfpflanzen, Sträuchern und Blumen vollgestellt; es schien mir dies die öffentliche Promenade von Aden vorstellen zu sollen, die künstlich den traurigen Mangel an Grün in dieser Gegend ersetzen sollte. Ich promenirte noch zwei Stunden lang weiter und sah mir die zahlreichen steinernen Kasernengebäude an, in denen es von englischen Soldaten in Leinwandjacken, die unter den Verandas ihr Frühstück einnahmen, durcheinanderwimmelte. Eine traurige Garnison — dieses Aden — und mit Recht von allen englischen Offizieren als Garnisonsort gefürchtet! Nachdem ich zwischen den glühenden Häusern und Felsen hinreichend mich umgesehen hatte, kehrte ich zu dem „Gartensalon" zurück und trat nun in das ganz nahe dabei gelegene Comptoir der Peninsular and Oriental-Dampfschiffahrtsgesellschaft ein, welches von einem Parsi aus Bombay versehen wird, um zu fragen, wann denn eigentlich das englische Postschiff von Bombay nach Suez hier ankommen würde. (Denn in dieser Saison noch nach Indien zu gehen, dieses Project hatte ich infolge der schauerlichen, Haut und Hirn verkohlenden Augusthitze, die hier in Aden meine Lebensgeister paralysirte, rasch wieder aufgegeben!) Welches war aber meine halb freudige, halb peinliche Ueberraschung, als mir der phleg-

matische brillenäugige Parsi die kurze Antwort zuwarf: „Der englische Postdampfer ist heute Morgen um 5 Uhr hier angekommen und geht um 11 Uhr in See nach Suez!“ Also mein französischer Hotelwirth hatte mich zum besten gehabt, indem er mir weisgemacht, daß kein englisches Dampfschiff nächstens zu erwarten sei — er hoffte mich auf diese Weise noch 14 Tage länger schröpfen zu können! Leider war es schon $9\frac{1}{2}$ Uhr — ich hatte also nur noch anderthalb Stunden zu meiner Disposition, wenn ich mit dem englischen Dampfer fortzukommen wünschte! Beim ersten Ueberschlagen schien es mir eine Unmöglichkeit, alle die nothwendigen Geschäfte, die ich noch vor mir hatte, in dieser haarsträubend kurzen Zeit besorgen zu können, denn erstens mußte ich in der Sonnenglut einen Weg von 25 Minuten nach Hause zurücklegen, dort das Geld zur Bezahlung des Schiffsplatzes aus meinem Koffer nehmen, dann nach dem Dampfschiffsbureau die halbstündige Distanz zurückeilen, dort in Rupien den Passagepreis von 30 Pfd. St. aufzählen — das Hinlegen und Durchzählen von 300 Rupien kostete auch noch einige Zeit — dann zum dritten mal die halbe Stunde weit nach dem Hotel zurückkehren, hier meine aus den Koffern genommenen Sachen einpacken, Träger besorgen — dies konnte auch leicht eine halbe Stunde in Anspruch nehmen — dann die Rechnung bezahlen und verificiren, und endlich zwei Boote miethen, um nach dem eine englische Meile weit draußen auf dem Meere liegenden Schiffe zu gelangen. Allein auf der andern Seite grinste mich die gräßliche Nothwendigkeit an, noch 14 Tage länger in diesem Höllenorte zu bleiben, wenn ich nicht mit diesem Schiffe fortkommen könnte! Ich jagte daher die Treppe hinab, rannte athemlos auf der sonnenglühenden Straße nach dem Hotel zurück, riß einen Beutel mit Rupien aus meinem Koffer und stürzte wieder die Treppe hinunter. Zum Glück stand gerade ein Miethwagen vor der Thür, ich warf mich hinein, schrie dem Kutscher zu: „Zum Peninsular and Oriental Office! Rasch! Bakschisch!“ und fort flog der Wagen zum Bureau des Parsi. Ich warf hier den Inhalt meines Rupiensackes auf den Tisch und zählte in fieberhafter Eile die Silbermünzen in Reihen von je zehn

Stück hin. Als hierauf der indische Clerk des Parsi die hingebreitete Summe bedächtig und mit einer mir unerträglichen pedantischen Langsamkeit überzählte, fehlten nach seiner Rechnung noch 3 Pfd. St.! Wiewol ich nun ganz sicher war, daß ich volle 300 Rupien, also 30 Pfd. St. hingezählt hatte, von denen der Clerk, als ich mich zur Beantwortung einer Frage einen Augenblick nach dem Agenten umgewandt hatte, 30 Stück schnell abgestrichen haben mußte, so zahlte ich doch die 3 Pfd. St. nach, nur um nicht die kostbare Zeit mit einem voraussichtlich fruchtlosen Disput zu verlieren. Mit der tröstlichen Versicherung des Agenten, daß ich wol jedenfalls zu spät zum Schiffe kommen und daß dann mein Billet für das nächste in 14 Tagen kommende englische Postschiff seine Gültigkeit behalten würde, stürzte ich wieder nach meinem Wagen, der mich rasch ins Hotel zurückbrachte. Einpacken, die Rechnung bezahlen (dieselbe war — natürlich aus eiligem Versehen — auf zwei statt auf einen Tag ausgestellt), Träger aus der Nachbarschaft zusammenrufen, zwei Boote miethen — alle diese Geschäfte wurden binnen 20 Minuten besorgt. Ich hatte jetzt nur noch 15 Minuten übrig, denn es war schon dreiviertel auf 11 Uhr, und überdies lag das Dampfschiff eine halbe Stunde weit in der See draußen! Aber ich hoffte auf einen mir günstigen Zufall, der die Abfahrt des Steamers ein wenig verspäten würde. Die Träger keuchten also eilig mit meinen schweren Kisten über eine lange Strecke bis nach dem Seeufer. Hier nahm ich in einem leichten Boote Platz, um vorauszufahren und möglichst rasch an Bord zu kommen — das andere Boot, mit meiner Bagage, sollte unter Joseph's Leitung schnell nachkommen. Mit den Trägern gab es leider noch einen Disput wegen der Bezahlung. Sie verlangten eine unerhörte Summe; ich bot die Hälfte davon, die noch immer zu viel war — diese Scene kostete wieder 5 Minuten. Endlich wurden die Boote im Augenblicke der Abfahrt noch von ein paar schwarzen Zollhausbeamten angehalten, welche durchaus die Kisten öffnen und durchstudiren wollten! Das fehlte mir gerade noch! Ich warf ihnen indignirt ein großes Silberstück zu und stieß selbst mit einem Ruder die beiden

Boote vom Ufer ab. Es war nun schon 11 Uhr; ich sah in der Ferne den Dampf rasch aus den Schornsteinen des Schiffes emporwirbeln und mußte hiernach schließen, daß das Schiff sich schon in Bewegung setzte. Die Post, die immer das allerletzte ist, was an Bord gebracht wird, war schon seit einer Viertelstunde vom Lande abgefahren worden — es war also in der That nur sehr wenig Chance übrig, daß es mir noch gelingen würde, an Bord zu kommen. Dennoch aber mußte nach so vielen strapaziösen Vorbereitungen wenigstens der Versuch gewagt werden. Es begann nun eine aufregende und wilde Jagd nach dem Schiffe. Mein Boot flog wie ein Pfeil voran — leider kam das Bagageboot nur sehr langsam nach, trotz der leidenschaftlichen Zeichen und Winke, die ich seinem Führer unausgesetzt gab. Es war eben zu schwer, um meinem leichten Canot so rasch zu folgen. Endlich, nach einer halben Stunde, war ich in meinem Boote an dem schwarzen rauchenden Schiffskoloß angelangt. Die langen Falltreppen waren schon aufgezogen und es wurden soeben die Anker gelichtet; auf meinen lauten Ruf „Passenger for Suez!“ wurde jedoch die Treppe wieder heruntergelassen und schweißüberströmt und mit fieberisch klopfendem Pulse kletterte ich sie hinan.

Ich hatte das beinahe Unausführbare durch Ueberanstrengung doch möglich gemacht und war gerade noch im letzten Augenblicke des Abfahrens an Bord gelangt! Aber wo war mein Bagageboot? Es war noch weit entfernt und brauchte wenigstens noch 10 Minuten, um heranzukommen. Der Gedanke durchblitzte mich plötzlich: sollte der Neger Joseph die günstige Gelegenheit benutzen und mit all meinem Gepäck umkehren, nachdem er mich an Bord des Steamers wußte und mein Boot zum Lande umkehren gesehen hatte? Das wäre eine schöne Geschichte gewesen! Aber in der Welt ist ja alles schon dagewesen! Warum könnte nicht auch mir noch ein solches Pech passiren? Der Kapitän wollte nicht länger warten; ich bat ihn, nur noch 10 Minuten sich zu geduldigen — wenn diese verflossen, so möge er meine Bagage in Stich lassen. Er bewilligte dies und glücklicherweise kam das Boot in dieser Zeit richtig an — die Sachen wurden rasch mit dem

Krahn auf Deck gewunden, ich warf Joseph 1 Pfd. St. für ihn und die sechs Ruderer ins Boot hinunter, und in demselben Augenblicke setzte sich die Schraube des Riesenschiffes Deccan in Bewegung und wir steuerten nach Westen vorwärts.

War das eine Hetzerei, eine Jagerei in der sengenden Tropenglut gewesen!! Ich erinnere mich in meinem Leben nur Einer ähnlichen Scene, die an aufregendem Reize mit dieser hätte verglichen werden können: meine Ausschiffung vor Gibraltar. Es war ein schauerlicher Seesturm, die haushohen schwarzen Wogen dröhnten und donnerten in kochender Wuth durcheinander, dabei war es Mitternacht und rabenschwarze Finsterniß, und ein strömender Platzregen überschwemmte das schrecklich hin- und herschaukelnde Schiff von oben, während die Wogen es unaufhörlich von unten überschlugen. Auf dem Schiffe polterte alles Bewegliche wild durcheinander; sämmtliche Passagiere waren schwer seekrank. Und in einer solchen Höllennacht mußten sich mitten auf dem tobenden Meere die für Gibraltar bestimmten Passagiere auf kleinen Nußschalen von Booten ausschiffen, die, am Vordertheile mit Laternen versehen, vom Lande gekommen waren, um die durch eine blaue Rakete signalisirten Passagiere abzuholen. Es waren junge und alte spanische Damen unter den Passagieren — welches Geschrei! welche Angst, sich den jeden Augenblick in der Finsterniß 8—10 Fuß auf- und niederfliegenden Booten anzuvertrauen, die durch Stricke an die Schiffstreppe gehalten wurden! Es schien wirklich ein Löwenmuth dazu zu gehören, in dem kurzen Augenblicke, wo das Boot momentan unter der Treppe sich befand, in den schwarzen Abgrund hinabzuspringen — denn im nächsten Augenblick tanzte die Laterne des Bootes wieder in einer Tiefe von 10 Fuß unter dem Treppentritte. Wie leicht war da ein Fehlsprung möglich, und wie gering war die Chance, im Falle des Hinunterstürzens in das empörte Meer rasch genug in der Finsterniß bemerkt und gerettet zu werden!! Und dann die Ausschiffung des Gepäckes! Erst das mühselige Aufsuchen desselben bei schwachem Laternenlichte unter den Hunderten von Koffern, Kisten und Fässern,

die im schwarzen Schiffsraume hin- und herrollten! Und das alles mit seekrankem Kopfe, unter fortwährendem Erbrechen und unter den groben Flüchen der müden, abgehetzten und ungeduldigen Matrosen! Dann das Hinunterlassen der Koffer an Stricken und Hineinfallenlassen derselben ins Boot, das gerade in dem günstigen Moment erfolgen mußte, wenn nicht alles ins Meer plumpsen sollte! Ach, in solchen Augenblicken verwünscht man seine Reisepassion und beneidet die begnügsame und ruhige Existenz jener immobilen Menschen, welche nie von ihrem häuslichen Heerde sich entfernen, gleich lebenslang in ihrem Bauer wohnenden Vögeln, und ihr enges heimisches Nestchen dermaßen mit anmuthigem sympathischem Federschmuck ausgekleidet haben, daß es ihnen schöner dünkt als alle Paradiese der lebendigsten Reisephantasie!

Nun, glücklicherweise war für diesmal der „Drasch", wie man in Sachsen sagt, d. i. die strapaziöse und fiebererregende Hetzerei der Einschiffung vorüber, und mit Triumphgefühl sah ich nun zurück auf das an meinen Augen vorüberziehende Panorama von Aden, wo ich dem gewinnsüchtigen Eigenthümer des Hôtel de l'Europe ein solches Schnippchen geschlagen hatte. Nur Eins that mir leid, daß ich mein Empfehlungsschreiben des Generalconsulats von Zanzibar an den Gouverneur von Aden nicht hatte abgeben und keinen Besuch der eine Stunde entfernten Stadt Aden hatte machen können, die mir gewiß den Anblick einer sehr interessanten Bevölkerung geboten haben würde.

Bis zum letzten Augenblicke war unser Schiff von merkwürdigen schüsselartigen Bootchen — ähnlich kleinen Wassertönnchen — umschwärmt gewesen, in deren einen ausgehöhlten Kürbis nicht viel an Geräumigkeit übertreffenden Höhlung kleine Somaliknaben saßen, die mit einem kleinen Ruder sich rasch vor- und rückwärts bewegten und auf das Zuwerfen von kleinen Silbermünzen speculirten, welche einzelne Passagiere vom hohen Schiffsrande aus in das Meer hineinschleuderten. Die schwarzen Jungens folgten dem Sprunge der Silbermünze mit Falkenaugen und tauchten ihr sofort in die grüne krystallene Tiefe nach; nach 10—20 Secunden waren

sie wieder an der Oberfläche mit der Münze zwischen den Zähnen. Diese Somalikinder sind ganz allerliebste Erscheinungen und haben so feingeschnittene, intelligente Köpfchen, so vornehm modellirte, beinahe griechische Nasen, daß man versucht sein möchte, sie nur für schwarzgefärbte Europäer zu halten. Die unflätige Negerschnauze, die übermäßige Entwickelung des Unterkiefers, welche den Negerköpfen gewöhnlich ein so niederes und thierisches Aussehen gibt, fällt bei ihnen fast ganz weg. Die Kinder sind auf den Märkten im Somalilande sehr billig und zu Zeiten von Hungersnoth, wie man mir sagte, manchmal ganz umsonst zu haben. Die Europäer in Aden, welche Diener brauchen, pflegen sich daher Kinder von der gegenüberliegenden Somaliküste kommen zu lassen, die sie dann (freilich nicht mehr unter der Benennung von Sklaven) zu den Verrichtungen von Hausdienern abrichten. Im Hôtel de l'Europe befand sich ein Dutzend von solchen Kindern; darunter war ein hübscher Junge, den ich gefragt hatte, ob er mich nach Europa begleiten wollte? Er hatte dies für Ernst genommen und lief im letzten Augenblicke an meiner Seite mit, um mich an Bord des Dampfers zu begleiten, sodaß ich große Mühe hatte, ihn wieder durch ein kleines Geldgeschenk los zu werden. Ich hörte, daß schon mehreremal europäische Reisende solche aufdringliche hübsche Negerknaben, die gern mit nach Europa wollten, mit sich aufs Dampfschiff genommen hätten, daß aber in mehrern Fällen die Kinder, denen es schließlich auf dem Schiffe nicht gefallen mochte, plötzlich zum Entsetzen ihrer neuen Pflegeältern oder Lohnherren mitten im Meere über Bord gesprungen und dem stundenweiten Lande zugeschwommen seien. Sie schwimmen wie die Fische und sie werden daher wol in allen Fällen unversehrt am Lande angekommen sein, da es Haifische im Rothen Meere entweder nicht zu geben scheint, oder dieselben wenigstens von Schwimmern nicht gefürchtet werden, da sie nur stillliegende Gegenstände attakiren sollen.

Noch will ich schließlich bemerken, daß der französische Hotelier mir lebhaft seine Noth hinsichtlich der Verproviantirung seines Hotels klagte. Nichts, auch gar nichts sei in

diesem verbrannten „Kohlenloche“ zu haben, und alles Fleisch, Geflügel, Gemüse und Früchte müßten von Bombay und Zanzibar mittels Dampfschiffes herübergebracht werden. Unser Schiff Umballah hatte selbst eine große Ladung von Orangen von Zanzibar nach Aden gebracht, und da ein Theil davon schlecht verpackt gewesen und daher verdorben war, so waren diese über Bord geworfen worden, sodaß das Schiff zuletzt inmitten einer aus Orangen gebildeten Insel festzuliegen schien. Die Somalijungens, welche das Schiff umschwammen, pickten mit entzückten Mienen Hunderte von diesen Früchten im Meere auf und schienen ihrerseits dieselben noch sehr schmackhaft zu finden.

Dreißigstes Kapitel.

Eine schwimmende Stadt. — Pracht der Peninsular and Oriental-Schiffe. — Comfort und Ofenglut. — Eine zugeknöpfte Gesellschaft, die aber im Hemde sehr aufgeknöpft wird. — Lichttäuschung am Sinai. — Reminiscenz einer Rettung von zwölf Seeleuten auf dem Atlantischen Ocean. — Ankunft in Suez. — Confusion bei der Ausschiffung. — Der Suezkanal. — Das Project zur Verwandlung der Sahara in ein Binnenmeer. — Ueberland-Expreßzug. — Wiedererlangung eines desertirten Koffers. — Mondscheinfahrt durch die Wüste und das Nildelta. — Ankunft in Alexandria. — Italienische Eindrücke. — Civilisationsstudien junger Araber im Café chantant. — Einschiffung nach Konstantinopel und Lebewohl an Afrika. — Konstantinopel, Odessa, Kiew, Moskau und Petersburg. — Russische Eindrücke und Charakter des russischen Volkes. — Verhältniß zwischen Kaiser und Volk. — Besuch der kaiserlichen Schlösser. — Die Zimmer des Zaren und der Cäsarewna. — Ein Polarwinter. — Erkrankung in einem russischen Dorfe. — Rückreise nach Deutschland. — Glückliche Wiederankunft in Dresden.

Nachdem ich durch eine Flasche Pale Ale meine erschöpften Lebensgeister wieder aufgefrischt hatte, begann ich mich in meiner neuen Heimat umzusehen. Es wurde mir sofort klar, daß der Deccan das kolossalste Schiff sei, worauf ich bisjetzt eine Reise gemacht hatte. War er auch noch kein Great Eastern (denn er hatte 3000 Tonnen), so war er doch ungleich größer als alle Schiffe, in denen ich den Atlantischen Ocean zwischen Havre und Neuyork, Neuyork und Liverpool, und Southampton und Kapstadt durchfahren hatte. Er schien mir vollständig eine schwimmende Stadt zu sein und sein Deck war von ganz immenser Länge und Breite. Auf einem so ungeheuern Schiffe war kaum die Seekrankheit noch möglich,

da es zu kolossal groß ist, als daß einzelne Wogen dasselbe einseitig erheben und niederfallen lassen könnten. Bei einer Seebewegung und Wogenhöhe, wovon das Schiffchen Natal wie ein Ball auf- und niedergeflogen sein und wie eine Schaukel hin- und hergerollt haben würde, zog der Deccan in majestätischer Ruhe wie ein Riesenschwan auf dem Wasser dahin, ohne daß sein Deck die leichteste Neigung auf die eine oder andere Seite verrathen hätte. Herrliche Schiffe für Damen, diese großen Schiffe der Peninsular and Oriental Company! Auf der Ausfahrt befinden sich an Bord dieser fürstlichen Schiffe gewöhnlich einige Hunderte von jungen Damen, die in Indien reiche Männer suchen wollen, und dann geht es immer äußerst lustig auf diesen Schiffen her. Seekrankheit gibt es kaum, brillante Ballsoiréen aber alle Abende, und dabei culinarische Tafelfreuden und einen Comfort und Luxus in den Cabinen, daß eine solche Reise nach Indien nur ein fortdauerndes Freudenfest bieten würde, wenn nicht Ein Umstand einigermaßen behindernd in den Weg träte: die entsetzliche Hitze während der Passage des Rothen Meeres. Jedoch die für Indien bestimmten Passagiere mögen sich hierüber wol trösten, indem sie diese Glut als eine nützliche Vorbereitung für das Klima ihrer neuen Heimat, des indischen Tropenlandes, ansehen dürfen.

Als ich mich zuerst auf dem Deck umsah, war ich einigermaßen überrascht von der außerordentlichen Schweigsamkeit, die hier zwischen fast sämmtlichen Passagieren herrschte. Man merkte es schon hieraus deutlich, daß das Schiff nicht aus England, sondern aus Indien kam und daß es nicht angefüllt war mit jugendlich übermüthigen, hoffenden und heitern Personen, die einem Ziele des Glücks, des Reichthums, des Avancements zureisten, sondern mit theils gesättigten und nun ruhebedürftigen, theils unbefriedigten und gebrochenen, zumeist wol aber leberkranken Existenzen. Jeder Passagier schien nur für sich sein zu wollen und saß lang hingestreckt auf seinem eigenen, mit seinem Namen bezeichneten Lehnstuhle, den er selbst sich aufs Schiff mitgebracht hatte. Diese Stühle sind aus Bambus oder Holz mit Rohrgeflecht hergestellt und meist zum

Zusammenklappen eingerichtet. Ganze Trupps älterer Damen mit blauen Schleiern und Brillen auf den Nasen waren in die Lektüre von Romanen vertieft und schenkten der prächtigen Gebirgsscenerie am arabischen Ufer nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Hörte man doch hier und da noch eine kleine schläfrige Unterhaltung, so handelte es sich immer um Erlebnisse und Verhältnisse in Ostindien, China und Japan; es kam mir hierdurch sehr lebhaft zum Bewußtsein, daß ich von dem afrikanischen Nebenstrome nunmehr auf den großen Hauptstrom des englisch-indischen Weltreiches eingemündet war. Und in der That war das ganze Schiff schon ein Stück indischen Bodens, denn die ganze Mannschaft von über 100 Mann, die es bediente, waren schwarzbraune Hindus mit bunten Turbanen — die Küche vollständig indisch, die Früchte des Desserts desgleichen, und über der langen Speisetafel gingen während der Essenszeit fortwährend die bekannten indischen Punkahs hin und her, d. i. mächtige wol 100 Fuß in ihrer Gesammtlänge habende Riesenfächer in rothem Stoffe, die mittels Schnuren durch am Boden kauernde Hindus in steter Bewegung erhalten wurden und allerdings die Hitze im Speisesaale sehr erheblich abminderten. Die Speisetafel war überladen mit fürstlichem Küchenluxus; viermal täglich rief die große Schiffsglocke die Passagiere zum Essen zusammen. Aber was halfen uns alle die leckern Schüsseln, die sich auf den Tischen drängten? Es fehlte fast uns allen infolge der Tropenhitze vollständig am besten Erforderniſſe für den Genuß einer so reichen Tafel: am Appetit, und nur die kühlenden indischen Früchte und Süßigkeiten des Desserts fanden eine allgemeine Abnahme. Das Schiff hatte nur Passagiere erster Klasse, und es bestand daher keine aristokratische Gliederung zwischen den verschiedenen Schiffsräumen. Die Ladies waren sämmtlich in der prachtvollen hintern Hälfte des Schiffes untergebracht, wo jede ihr geräumiges, reich mit Sammtsofa, Goldleisten, Spiegelglas und großen luftigen Fenstern versehenes Zimmerchen hatte. Der Rest der Herren, welcher nicht mit in der hintern Hälfte des Schiffes Platz fand, war im Vordertheile desselben untergebracht, wo die einzelnen Cabinen weniger

luxuriös eingerichtet waren. Zwei endlos lange Gänge führten wie in einem großen Hotel von dem vordern Schiffstheile nach dem hintern, oder, wie ich lieber sagen möchte, verband die beiden dichtbevölkerten Stadttheile miteinander. — Wir durchfuhren noch am selben Abend die berühmte Straße Bab-el-Mandeb, wo die Gebirgsgruppirung der Ufer eine äußerst malerische war, und traten nun in das Rothe Meer ein. Das Rothe Meer!! Ein jeder, der einmal das Schicksal hatte, dasselbe in den Sommermonaten, im Monat August wie ich, zu durchfahren, weiß was das sagen will!! Es ist bekannt, daß Todesfälle infolge der Hitze auf der Durchfahrt dieses Meeres zur Sommerszeit gar nichts Seltenes sind. Die entsetzliche Sonnenglut machte den Aufenthalt in allen Theilen des Riesenschiffes jetzt fast gleich unerträglich. Man wußte nicht wohin man sich vor den unbarmherzigen Pfeilen des Sonnenungeheuers hinflüchten sollte. Alles Holzwerk fühlte sich wie glühendes Eisen an — die Kopfkissen waren wie aus einem Backofen gezogen — weder zum Essen noch zum Schlafen, weder zum Lesen noch zum Sprechen hatte man Lust — man hätte nur den ganzen Tag sich unter die Douchen in den Badezimmern stellen mögen, die daher sehr fleißig von allen Passagieren benutzt wurden. Am unerträglichsten heiß war es bei Nacht in den Cabinen; die sämmtlichen Herren schliefen daher jede Nacht auf dem großen geräumigen Hinterdeck. Um 9 Uhr Abends wurde dasselbe für die Promenade der Damen unmöglich, denn von allen Seiten schleppten die Stewarts die Schlafmatratzen aufs Deck herauf und belegten das ganze Verdeck mit Hunderten von Betten, auf denen allmählich die männlichen Passagiere halb entkleidet, d. h. im Hemd und in leinenen Unterbeinkleidern sich niederlegten und im kühlenden Nachtwinde dem Morgen entgegenschliefen. Diese Nächte auf dem Deck gewährten mir eine herrliche Erfrischung; in meiner Cabine hätte ich infolge von deren eingeschlossenen, zuglosen Luft und Backofenhitze beinahe wol ersticken müssen. Aber oben auf Deck, wie war es da so schön und frisch! Der Nachtwind, in dessen stärksten Zug ich mich immer zu legen suchte, umfächelte meinen erhitzten Körper mit seinen köstlich

kühlenden Schwingen; das Segeldach war bei Nacht aufgerollt und daher der prächtig glänzende Sternenhimmel den Augen offen, und die mächtige Maschine des Dampfers mit ihrem anmuthigen Polkarhythmus trug nicht wenig dazu bei, um die müde Seele sanft einzuschläfern und sie in einen erquickenden Schlaf zu versenken. Die armen Damen waren weniger gut daran; sie mußten in der heißen Cabine bleiben und erleichterten sich die Schwüle der Nacht nur dadurch etwas, daß sie ihr Nachtlager auf dem langen und breiten Speisetische unter den Skylights (Lichtfenstern) aufschlugen, wodurch bei geöffneten Fenstern immer etwas von dem kühlen Nachtwinde in den heißen Salon einzudringen vermochte. — Der Kapitän des Schiffes hatte über seinem Bett eine eigene Punkah, welche durch die Dampfmaschine des Schiffes Tag und Nacht in unaufhörlicher luftfächelnder Bewegung erhalten wurde — in der That eine äußerst comfortable und gesundheitszuträgliche Vorrichtung!

Am Morgen vor Sonnenaufgang wurden wir Deckschläfer in ungemüthlicher Art durch das alltägliche Waschen des Decks aufgeweckt und von unserm reizenden Nachtlager schonungslos vertrieben. Dieses Waschen ging mittels langer Schläuche vor sich, welche durch die Dampfmaschine mit Meerwasser gespeist und wodurch das Deck und alle darauf befindlichen Gegenstände gleichwie durch Feuerspritzen mit Strömen von Wasser überflutet wurden. Die zahlreiche indische Schiffsmannschaft machte sich darauf an ein fanatisches Reiben und Scheuern des überschwemmten Bodens, dessen Lärm alle Schläferinnen unten in den Kajüten nothwendig aufwecken mußte. Die männlichen Passagiere vertheilten sich nunmehr theils in die verschiedenen Badecabinets, theils gingen sie in Hemd und Unterbeinkleidern und barfuß auf Deck auf und ab spazieren, ihre Morgencigarre rauchend und mit Vergnügen die frische Morgenluft einathmend. (Manche Swells hatten für diese halbnackte Morgenpromenade sich mit einem ganz eigenen sehr propren und koketten Costüm, entweder schneeweiß oder buntgestreift, vorgesehen, welches elegante Négligé für die kühlen Nächte und Morgen wol im heißen Indien Sitte sein muß.) Diese zwei-

stündige Morgenpromenade en négligé, bei welcher selbst der Kapitän des Schiffes, ein kurzer dicker Mann, es nicht unter seiner Würde erachtete, in schneeweißem Nachtcostüm und barfuß ernst und gravitätisch das Deck auf- und abzuschreiten, schien für alle Herren das Hauptvergnügen des ganzen Tages zu sein. Um 8 Uhr mußte jedoch das Deck „salonklar" sein, d. h. alle Herren durften von da an nur in voller Toilette auf demselben erscheinen, denn nun hatten die Damen das Recht aufs Deck zu kommen, und welcher Gentleman möchte sich wol den keuschen Augen einer Lady im Nachtcostüm präsentiren?

Mir waren diese Schlafnächte auf Deck auch deshalb sehr angenehm, weil sie außerordentlich das Anknüpfen von Bekanntschaften erleichterten, welche ohne dieselben sich wol nie gemacht haben würden. Denn im Morgennégligé, oder als Schlafnachbarn, waren alle diese stolzen, steifen und zugeknöpften reichen angloindischen Nabobs und Civilians ganz andere Wesen als später in Full Dress. So verschlossen, schweigsam, mürrisch, selbstgenügend und unzugänglich sie später bei aufgestiegener Sonne sich zeigten, so aufgeknöpft, gemüthlich, mittheilsam und humoristisch waren sie des Nachts und des Morgens im Hemde, und keiner derselben nahm es dann übel, wenn ihn ein fremder Mitpassagier anredete, ohne ihm zuvor in aller Form vorgestellt worden zu sein.

Ich machte also bei dieser Gelegenheit der gemeinschaftlichen Nachtruhe Bekanntschaft mit meinen nächsten neben mir ausgestreckt liegenden Nachbarn: einem Kaufherrn aus Birmah in Hinterindien, einem desgleichen aus Shanghai in China, einem dritten aus Nangasaki in Japan und einem aus Surabaya auf Java. Sie waren sämmtlich bei näherer Bekanntschaft ganz liebenswürdige Leute, und dasselbe Interesse, das sie mir als aus so entfernten Gegenden kommend einflößten, schien auch ich, als von den ihnen so fernen afrikanischen Diamantenfeldern kommend, für sie zu haben. Sie erzählten mir von ihren kühlen luftigen Wohnungen in jenen Tropenländern, den dortigen Landschaften, der Ausdehnung ihrer Geschäfte und viele andere interessante Dinge. — Als ich eines Morgens in der Cabine auf dem

Piano den Marsch aus dem „Tannhäuser" spielte, setzte sich ein noch ziemlich junger Mann zu mir, der auch gern und nach dem Gehör spielte, und fing mit mir eine Unterhaltung an. Er stellte sich mir als einen britischen Magistrat aus Ostindien vor, der nicht weniger als zwei Millionen von Einwohnern in seinem Gerichtssprengel hatte. In welchen großen Verhältnissen bewegt sich doch alles in einem so gewaltigen Reiche wie dem englisch-indischen! — Indische Privatdiener und Ayas (Ammen) gab es eine ziemliche Anzahl auf dem Schiffe, und die Wohlhabenheit der meisten Passagiere wurde hinreichend dadurch illustrirt, daß Eischampagner das gebräuchlichste Getränk bei Tische war. — Wenn nur nicht die entsetzliche Hitze gewesen wäre, welchen Genuß würde dann das Reisen auf einem so großen und prächtigen Meerfahrzeuge bereitet haben! Schiffe sahen wir alle Tage, namentlich Dampfschiffe, die von Suez kamen; das Rothe Meer erschien mir als eine förmliche Heerstraße, auf der man alle Stunden fremden Reisenden begegnet. Eins der vorbeifahrenden Schiffe war die Peninsular and Oriental Mail für Bombay; es war gerade Mittag, seine Segel hingen schlapp herunter, kein kühlendes Lüftchen wehte, auf dem Deck sah man nichts als der Länge lang ausgestreckte schlafende Gestalten. Das Schiff machte beinahe den Eindruck eines bewegungslos dahinschwimmenden, von der glutausströmenden Sonne gebratenen und gerösteten Cadavers auf uns.

Vom Lande bekamen wir leider nichts als ferne blaue Schatten oder hier und da einmal eine todte, verbrannte Felseninsel zu sehen. Eines Abends um 9 Uhr — wir befanden uns schon gegenüber dem Sinaigebirge — sahen wir am Lande, dem wir auf eine halbe Stunde nahe waren, eine blaue Rakete aufsteigen; es befand sich hier auf einem Felsen ein Leuchtthurm mit englischen Lichtwärtern. Unser Kapitän nahm sofort infolge dieses Signals an, daß sich die Wächter dieses Thurmes in Noth befinden müßten, und ließ gegen das Ufer steuern. Ein Boot wurde ins Wasser niedergelassen und an Land gesendet, um sich nach den Bedürfnissen der Leute zu erkundigen. Wir Passagiere waren alle sehr erregt; einige glaubten, Räuber

hätten die Thurmwärter überfallen, andere meinten, dieselben hätten wol keine Nahrungsmittel mehr, wieder andere muthmaßten, sie litten an der Cholera — kurz wir alle sahen mit größter Spannung der Rückkunft des Bootes entgegen, das auch schließlich mit der Nachricht zurückkam, in dem Thurme sei alles All right (Alles wohl) und das ganze Signal nur Folge eines Misverständnisses gewesen.

Die Aufregung, die uns sämmtliche Passagiere bei dieser Gelegenheit ergriffen hatte, vergegenwärtigte mir lebhaft eine ähnliche Scene der Erregung der gesammten Schiffsbevölkerung, deren Zeuge ich im Jahre 1869, in der Zeit der Aequinoctialstürme, auf dem Atlantischen Ocean gewesen war. Ich war Passagier auf dem hamburger Dampfer Westphalia, Kapitän Schwensen, den ich in Havre, um damit nach Neuyork zu gehen, bestiegen hatte. Die ganze Reise war nur Ein anhaltender entsetzlicher Sturm ohne jede Unterbrechung; das Schiff ward fortwährend von riesenhaften Wogen erbarmungslos hin- und hergeschleudert und der größte Theil der Passagiere war fortwährend seekrank. Da entdeckte eines Morgens der Mann im Mastkorbe (Seeleute haben ja Augen wie Adler) in der Ferne ein Schiff mit Nothflagge, d. h. die Flagge war nur zu halber Höhe aufgehißt. Viele Kapitäne von Postdampfschiffen würden sich nun in ihrer Eitelkeit, eine möglichst kurze Reise zu machen, um so etwas gar nicht gekümmert haben; anders aber Kapitän Schwensen. Er ließ sogleich die Westphalia nach jener Richtung hinsteuern und nach einer Stunde hatten wir das unglückliche Fahrzeug vor uns. Es bot einen jammervollen Anblick, die Masten waren sämmtlich zerbrochen und lagen über Bord, verwickelt in ein wirres Durcheinander von Tauwerk, das mit den Segelstangen und Segeln gleichfalls neben dem Schiffe im Wasser schwamm. Die Nothflagge war eine englische. Obgleich die See nun ganz entsetzlich hoch ging, so ließ Kapitän Schwensen dennoch ein Boot mit acht Matrosen und einem Offizier hinunter. Die sämmtlichen 800 Passagiere, auch die seekranksten, waren jetzt so mächtig erregt über den kühn gewagten Versuch, die Mannschaft jenes Schiffes zu retten, daß der Schiffsrand

und die übrigen über demselben hängenden Boote mit dichten Reihen von aufs höchste gespannten Zuschauern besetzt waren, ja sogar auf die Strickleitern kletterten viele hinan, um besser sehen zu können. Unser Boot war, sobald es aufs Meer hinabgelassen worden war, sofort in dem kochenden und wüthenden Durcheinandergewirbel von himmelansteigenden schwarzen Wogen und tiefgähnenden schaumigen Wellenabgründen spurlos verschwunden. Alle Welt glaubte es verloren — doch nein, dort erschien es wieder auf dem Gipfel eines schaumgekrönten Wellenberges — jetzt war es wieder weg — die Angst um die Leute im Boote war an unserm Bord jetzt ebenso groß wie die um die Mannschaft des unglücklichen fremden Schiffes. Mit furchtsamem Blick folgten wir alle der Spur des sich immer weiter entfernenden Bootes; sobald es wieder von den schnellsten und schärfsten Augen siegreich eine Welle besteigend entdeckt wurde, erschallte auf unserm Schiffe immer ein allgemeines Freudengeschrei. Endlich nach etwa zehn Minuten war das Boot glücklich an der Seite des nothleidenden Schiffes angelangt. Ich sah mit meinem Operngucker, daß auf dem Deck des letztern zwölf Leute versammelt waren, die unserm Boot ein Tau zuwarfen. Nun zogen sie dasselbe an sich heran und sprangen, nachdem sie verschiedene mit Effecten beladene Säcke hineingeworfen hatten, zuletzt selbst hinein. Das Boot war nun mit 21 Leuten beschwert und unsere Angst, daß dasselbe nunmehr erst recht umschlagen und untergehen könnte, war jetzt ärger als je. Die Spannung wurde immer größer, je mehr sich das Boot unserm Schiffe wieder näherte, und als dasselbe nun endlich herankam und aufgehißt werden sollte, da erhob sich unter den 800 Passagieren ein solches Bravorufen und Händeklatschen, daß selbst das Heulen des Sturmwindes und das Tosen der Wogen dadurch momentan übertäubt wurde, und Hunderte von Händen halfen, um das Boot in wenigen Augenblicken heraufzuziehen. Ich selbst mußte mir gestehen, daß ich, trotzdem ich in der bangen halben Stunde wegen des entsetzlichen Schlingerns und Rollens unsers Dampfers mich hatte mehreremale sehr stark erbrechen müssen, bei dieser aufregenden Scene auf hoher See

doch mehr Freude und gehobene Stimmung gefühlt hatte, als das schönste und poetischste Drama einer Hofbühne mir hätte bereiten können. Gegenseitige Hülfsleistung in Seestürmen läßt bei der so sichtbaren großen eigenen Lebensgefahr, in die sich die Rettenden begeben, eine solche Handlung der Humanität und menschlichen Bruderliebe in einem schönern und verführerischern Lichte erscheinen, als in so vielen weniger dramatischen Lagen, wo doch vielleicht ebenso viel Kaltblütigkeit und Todesverachtung entfaltet wird. Ich muß schließlich noch beifügen, daß wir das verlassene Schiff, dessen innerer Raum bei der Ausschiffung seiner Mannschaft schon hoch mit Wasser angefüllt war, nach zwei Stunden nicht mehr, selbst mit dem Fernrohre, am Horizont entdecken konnten; es war offenbar kurz nach der Rettung seiner Mannschaft in die Tiefen des Meeres versunken.

Nach sechs Tagen seit unserer Abreise von Aden, am Morgen des 15. August sahen wir die Stadt Suez vor uns liegen. Ein kleiner Dampfer kam vom Hafen heraus, um unsere Passagiere abzuholen und dieselben zum Eisenbahnhofe zur Beförderung nach Alexandria zu bringen. Das schwere Gepäck der nach England oder Italien durchgehenden Passagiere sollte auf dem großen Dampfschiffe bleiben, welches letztere auf dem Suezkanale nach Port Said und von da nach Alexandria zu gehen bestimmt war, um dann dort seine alten Passagiere wieder aufzunehmen und mit ihnen weiter nach Brindisi und Venedig zu gehen. Ich jedoch, der ich in Alexandria nicht wieder den Deccan betreten, sondern dort ein Dampfschiff nach Konstantinopel besteigen wollte, mußte hier in Suez natürlich all mein Gepäck an mich nehmen. Das Ueberladen des zahlreichen, den Hunderten von Passagieren zugehörigen, kleinen Gepäcks vom großen auf den kleinen Steamer gab nun Anlaß zu einer gräßlichen Confusion. Erst hieß es, die hintere Treppe solle zum Ausladen benutzt werden; in kurzer Zeit war dieselbe daher von einem wüsten Chaos von Hunderten von Koffern, Hutschachteln, Packeten und Reisesäcken umlagert. Dann wurde die Ordre umgeändert und die Vordertreppe zum Ausladen bestimmt, und nun begann eine überstürzte Schlepperei

durch die endlosen langen Gänge im Innern des Schiffes nach der Vordertreppe hin. Ein wildes und eiliges Corps von einander stoßenden, schiebenden und drängenden arabischen Trägern packte ohne Unterschied und Ordnung alle die zahlreichen Colli auf ihre breite Rücken und lief damit nach dem kleinen Schiffchen, das neben dem Deccan wie ein eben erst aus dem Ei gekrochenes Entchen neben einem ausgewachsenen Schwane auf dem Wasser lag. Mir unter dieser heillosen Drängerei und Verwirrung Rechenschaft zu geben, ob meine sämmtlichen acht Colli richtig in des neue Schiff übergeladen worden seien, war bei der allgemeinen Eile und Hetzerei und dem wüsten Uebereinanderthürmen des Gepäcks auf dem neuen Schiffe ein Ding der Unmöglichkeit. Die Verwirrung war um so ärger, als verschiedene Offiziere verschiedene Ordres gegeben hatten. Der eine sagte mir, ich müsse meine sämmtlichen Koffer und Kisten aufs andere Schiff hinübertransportiren, widrigenfalls dieselben mit nach England gehen würde; der andere meinte, mein großes Gepäck müsse auf dem Deccan bleiben und ich hätte es dann in Alexandria von Bord abholen zu lassen, da der am nächsten Abend nach Alexandria abgehende Indische Ueberland-Schnellzug nur verpflichtet und disponirt sei, das Handgepäck der Through Passengers (d. i. der von Indien kommenden und nach England oder Italien durchgehenden Passagiere) mitzunehmen, aber nicht das große Gepäck von Local Passengers, d. i. von unterwegs nur stückweise mitreisenden Passagieren (wie ich einer war, da ich nur von Station Aden bis Suez mitreiste). Das kleine Dampfboot läutete schon zum zweiten mal seine Abgangsglocke; da sah ich noch drei von meinen Koffern und Kisten an der Hintertreppe stehen und bemerkte zugleich, wie einige Matrosen sich eben anschickten, dieselben wieder in das Magazin des Deccan hineinzuschieben und einzuschließen. Ich nahm, da ich keinen der eilig vorüberrennenden Träger veranlassen konnte, sich dieser drei Stücke anzunehmen, den leichtesten meiner Koffer selbst auf den Rücken, während ich die andern beiden, aneinandergebunden, mit dem rechten Arme vorwärts schleifte, um nur noch zeitig genug auf den kleinen Dampfer zu kommen.

Natürlich war ich infolge dieser Anstrengung in der brennenden Lufttemperatur wie in Schweiß gebadet und sehr erschöpft, als ich auf dem kleinen Boote ankam, das nun sofort seine Dampfpfeife und sein drittes Läuten ertönen ließ und dem Ufer zusteuerte. Bei dieser Gelegenheit gab ich mir wieder das heilige Versprechen, nie wieder mit so vielem Gepäck zu reisen, sondern die große Masse desselben allemal einem Spediteur zu übergeben. Der Umstand, daß dasselbe, als Passagiergepäck auf die Schiffe genommen, unentgeltlich mitgeht und auch so leichter die Douanen passirt, hatte mich veranlaßt, meine sämmtlichen 800 Pfund Gepäck bisher auf Schiffen immer direct mit mir zu nehmen.

Als ich den ägyptischen Boden betrat, fühlte ich mich wieder in einem alten wohlbekannten Lande, da ich einige Jahre zuvor in Kairo eine halbe Wintersaison verbracht hatte. Suez hat eine sehr hübsche Lage am Meere, das, beiläufig bemerkt, obgleich es den Namen des Rothen Meeres führt, mir doch nur immer in einer intensiv türkisblauen Farbe erschien. Suez hat eine gesunde schöne Wüstenluft und eignet sich daher ebenso gut zum Aufenthalt von Brustkranken wie Kairo und das neuerdings als Luftcurort aufgekommene Ismaïla. Es hat seit der Vollendung des Suezkanals einen mächtigen Aufschwung genommen, und hübsche Häuser, die durch den, aus dem Nil hergeleiteten Süßwasserkanal mit gutem Wasser versorgt werden, schießen überall auf wie die Pilze. Für den Reisenden, welcher weiter her aus Indien oder Südafrika kommt, hat die Stadt schon ein vollkommen italienisches Gepräge, wozu die zahlreichen, mit grünen Sträuchern und Blumen verzierten Balkonen an den saubern Würfelhäuschen und die grünen Jalousien derselben nicht wenig beitragen.

Das Hotel, wo wir die Zeit bis zum Abend-Expreßzuge nach Alexandria zubrachten, hatte einen prächtigen marmorgetäfelten und mit Topfpalmen und vielen Blumensträuchern gezierten Hof mit zwei sprudelnden Springbrunnen, und bot uns neben seinem kühlen Schatten auch ein Kaffeehaus mit den neuesten europäischen Zeitungen (über welche letztern ich natürlich sofort mit Leidenschaft herfiel) und zwei reichliche

und geschmackvolle Mahlzeiten. Eine Promenade durch die Stadt zu machen, war bei der Hundstagshitze nicht einladend; ich setzte mich daher unter das große Eintrittsthor und verbrachte hier die Zeit mit der Lektüre der neuen Zeitungsblätter, von Zeit zu Zeit meinen Blick nach dem unweit des Hotels vorbeiziehenden großen Kanal hinschweifen lassend. Den tiefliegenden Wasserspiegel desselben konnte ich freilich nicht wahrnehmen, wohl aber sah ich hier und da hohe Schiffsmasten und Dampferschornsteine langsam scheinbar durch die gelbe sonnenglänzende Wüste dahingleiten, welche deutlich die Lage dieses gewaltigen meerverbindenden Riesenkanals andeuteten.

Es ist interessant, daß seit der Vollendung des Kanals die Gewässer des Mittelländischen Meeres um beinahe 3½ Zoll gesunken sind und daß außerdem das Klima der Landenge von Suez seitdem feuchter geworden ist infolge häufigerer Regen. Diese letztere Beobachtung läßt die kühnsten Schlüsse machen in Bezug auf die Folgen, welche die projectirte Umwandlung eines Stückes der in gewissen Theilen tiefer als das Niveau des Meeres liegenden nordafrikanischen Sahara in einen Binnensee mittels eines Seewasser zuführenden Kanals*) nach und nach auf das Klima und die Fruchtbarkeit von ganz Nordafrika äußern würde. Vorausgesetzt die Ausführbarkeit dieser Unternehmung, würde dieselbe jedenfalls nur dann gelingen, wenn ein ganz gewaltig starker Meeresstrom in die Wüste hineingeleitet werden könnte, denn ein unzulänglicher würde auf seinem Laufe bald von den Sonnenstrahlen aufgesogen werden. Das theilweise Versiegen der Wassermassen des Oranje-River in den Sandwüsten, die dieser mächtige südafrikanische Strom auf seinem untern Laufe durchzieht, gibt ein gutes Beispiel hierfür. Welche Folgen würde aber die Schaffung eines Meeres inmitten der heutigen Sahara für Süd- und Mitteleuropa haben? Die häufigen Südwinde würden dann nicht mehr

---

*) Das bekannte englische Project Mackenzie's, Glover's u. a., in der Nähe des Flusses Belta beim Kap Bojador den längs des Seeufers hinlaufenden Hügelrücken zu durchstechen und durch diese Rinnen die Fluten des Oceans in die tieferliegenden Theile der Sahara hineinzuleiten.

als Luftströmungen voll trockener Hitze, sondern mit feuchten Dämpfen beladen aus Nordafrika herüberwehen, wodurch die Regenmasse in Italien und Deutschland sich sicher vermehren würde. Außerdem würde die Schneelinie der Alpen, die ja in alten Zeiten tiefer war als heutzutage, wol wieder wesentlich herabgedrückt und unsere Sommer infolge dessen wahrscheinlich bedeutend abgekühlt werden. Schließlich würde also eine Ausführung dieses großartigen und originellen Projects wol Nordafrika zum außerordentlichen Gewinn, den europäischen Nachbarländern jedoch vermuthlich sehr zum Nachtheil gereichen!

Auch anderweitig haben die Anlage des Suezkanals und die damit verbundenen Arbeiten dem gesammten Terrain der Landenge großen Vortheil gebracht, da nicht nur längs des See- und Süßwasserkanals infolge der nun hergestellten Bewässerungsmöglichkeit zahlreiche Gärten und Villas entstanden, sondern auch die schon aus dem Alterthum her bekannten sogenannten Bitterseen durch die neue Wasserzuführung neuerdings so fischreich geworden sind, daß das Recht der Fischerei in ihnen jetzt für sich allein für 880000 Mark jährlich hat verpachtet werden können! — Sachverständige Ingenieure sprechen die Meinung aus, der Suezkanal, dieses gigantische Werk menschlicher Arbeit, werde sowol in der Breite verdoppelt als auch noch nach unten vertieft werden müssen; auch würden die Einfassungswände in Zukunft mit Steinbau zu versehen sein. Eine solche Arbeit würde natürlich noch kolossale Geldopfer verschlingen! Die Gesammtkosten des Kanals haben sich bisjetzt auf 377,415934 Mark belaufen. Dieses Kapital verzinste sich im Jahre 1876 bei einem Einnahmeüberschuß von 10,787414 Mark (Einnahme 24,583141 Mark, Ausgabe 13,795727 Mark) auf $2^{86}/_{100}$ Procent. Im Anfange hat der Vicekönig von Aegypten etwa 2 Millionen, theils in baarem Gelde, theils in Lieferung von Arbeitskräften, zu den Kosten beigetragen; infolge des Ausbruches der Cholera jedoch wurde das System der Zwangsarbeit verlassen und nun bezahlte Lohnarbeit eingeführt. — Der Kanal ist auf dem Grunde meistens 70 Fuß breit; die Uferwände steigen zu beiden Seiten treppenartig auf, sodaß oben die Wasserbreite 100 Fuß be-

trägt. Die Tiefe ist in der Mitte 27, an den Seiten 10—12 Fuß. Schiffe, die über 25 Fuß Tiefgang haben, können den Kanal nur mit Schwierigkeit passiren; der Great Eastern z. B. muß daher auf die Kanalfahrt verzichten. Alle 6 englische Meilen befindet sich eine Einbiegung zum Ausweichen, bei deren jeder sich ein Wachthaus befindet. Jedem Schiffe ist vorgeschrieben, in nicht weniger als einer Stunde von einer Station zur andern zu dampfen. Auch dürfen die Schiffe im Kanal nicht aneinander vorbeifahren, sondern das eine muß in der nächsten Einbiegung warten, bis das andere vorüber ist. Der Kanal wird fortwährend durch fünf Dampfbaggermaschinen von Versandung freigehalten. Bei rascher Fahrt dauert die ganze circa 43 Wegstunden betragende Tour durch den Kanal etwa 15 Stunden. — Ich erinnerte mich, als ich hier so geschäftig die buntbewimpelten Schiffe scheinbar mitten durch die Wüste hindurchziehen sah, recht lebhaft an die mit Feuer und Begeisterung ausgerufenen Worte des großen Lesseps, welche ich bei einer Conferenz, die derselbe zur Zeit der pariser Weltausstellung von 1867 über den damals noch unvollendeten Suezkanal abhielt, zu hören Gelegenheit gehabt hatte: „La France l'a commencé, la noble œuvre, son honneur demande qu'elle la finisse, pour le bien du monde entier, et elle la finira!!" Herr Lesseps sprach diese Worte mit so leuchtenden Augen und so hinreißender Begeisterung, daß das ganze anwesende Publikum davon elektrisirt in ein stürmisches Beifallsrufen ausbrach.

Wie enorm die Landgrundstücke am Kanal gestiegen sind, geht aus der Thatsache hervor, daß eine sehr enge Landzunge bei der neuen Stadt Ismaïla (in der Mitte des Kanals), welche dem Lord Palmerston einst für nur 16000 Mark angeboten worden war, jetzt von englischen Kapitalisten für 520000 Mark angekauft worden ist!

Im Jahre 1874 betrug die Tonnenzahl der den Kanal zur Durchfahrt benutzenden Schiffe 2,423000 Tonnen (à 20 Centner). Davon kamen

1,797000 Tonnen	(= 74 Proc.)	auf englische	Schiffe
222000 »	(= 9 »)	» französische	»

106000 Tonnen	(= $4^4/_{10}$	Proc.)	auf	holländische	Schiffe
84000	» (= $3^5/_{10}$	»)	»	österreichische	»
63000	» (= $2^6/_{10}$	»)	»	italienische	»
50000	» (= 2	»)	»	spanische	»
39000	» (= $1^6/_{10}$	»)	»	deutsche	»

und der Rest (3 Procent) auf 11 Schiffe anderer Nationen (der Türkei, Aegyptens, Portugals, Griechenlands u. s. w). Der so außerordentlich geringe Procentsatz der deutschen Schiffe, trotz der großen Ausdehnung, die der deutsche Handel an den Küsten von Ostindien, China, Japan, Zanzibar und Mozambique gewonnen hat, ist auffallend und zeigt, daß der Umweg über die Meerenge von Gibraltar nach dem Rothen Meere und die Zahlung des hohen Kanalzolles (ein großer Dampfer hat circa 15000 Mark zu zahlen!) für die norddeutschen Schiffe nicht als vortheilhaft genug befunden worden ist, um dafür den alten directen Seeweg ums Kap der guten Hoffnung aufzugeben. Von der obigen Zahl von 2,423000 Tonnen kamen 509447 Tonnen auf Post- und Handelsdampfschiffe, indem 24 regelmäßige Dampfschiffahrtslinien mit 234 Dampfern den Kanal benutzen. Von dieser Dampferflotte gehören den verschiedenen europäischen Staaten:

England	152	Steamer	mit	350273	Tonnen
Frankreich	18	»	»	112624	»
Holland	15	»	»	36585	»
Oesterreich	18	»	»	29227	»
Italien	10	»	»	15218	»
Rußland	8	»	»	13433	»
Deutschland	8	»	»	11386	»
Spanien	5	»	»	10751	» *)

*) Ueberhaupt ist der Kanal seit seiner Eröffnung bis Ende 1876 schon von 7584 Schiffen benutzt worden, die zusammen eine Last von 13,521758 Tonnen führten; davon kamen auf

England	5317	Schiffe	mit	9,550431	Tonnen
Frankreich	561	»	»	1,639938	»
Oesterreich	394	»	»	589604	»
Holland	222	»	»	452115	»

In aller Seelenruhe sah ich langsam die Dreimaster und Rauchfänge durch die sonnige gelbleuchtende Wüste dahinziehen und dachte an die Hunderttausende von Arbeitern, die zusammen mit vereinten Kräften dieses Riesenwerk des Kanals vollbracht haben. Daß bei der ersten sich zeigenden Nothwendigkeit England sich des Besitzes des Kanals für alle Zeiten versichern wird, ist eine ausgemachte Sache, und hat es, wenn man die Tonnenzahl seiner den Kanal benutzenden Schiffe in Anschlag nimmt, sechs- bis achtmal mehr des handelspolitischen Interesses an dieser Meerverbindung als Frankreich, das doch gleichwol der Erbauer des Kanals gewesen ist.

Bei der Abfahrt von Suez hatte ich wieder einigen Trubel mit meinem Gepäck. Einer meiner Lederkoffer war nicht auf-

---

Italien	339	Schiffe	mit	381443	Tonnen
Spanien	105	»	»	188056	»
Deutschland	143	»	»	174598	»
Aegypten	130	»	»	114174	»
Türkei	143	»	»	113335	»
Rußland	62	»	»	104616	»
Schweden und Norwegen	67	»	»	97739	»
Dänemark	36	»	»	47931	»
Portugal	27	»	»	28649	»
Nordamerika	11	»	»	19310	»
Belgien	9	»	»	17400	»
Andere Nationen	18	»	»	11419	»

Die Zahl der den Kanal benutzenden Seeschiffe ist von 486 im Jahre 1870 (mit 435911 Tonnen) alljährlich stetig gestiegen, sodaß sie im Jahre 1874 1264 Schiffe mit 2,423672 Tonnen, im Jahre 1875 1494 betrug (mit 2,940708 Tonnen). Im Jahre 1876 war die Zahl der Schiffe vermindert, aber die Tonnenzahl erhöht (1457 Schiffe mit 3,072107 Tonnen). Die Größe der durchpassirenden Schiffe ist seit 1870 von einem Tonnengehalt von 897 auf 2108 Tonnen im Durchschnitt gestiegen. Die Zahl der durchgehenden Seeschiffe betrug:

	Englische.	Französische.	Holländische.	Italienische.	Oesterreichische.	Spanische.
1874	898	87	53	62	61	27
1876	1090	89	60	51	53	26

	Deutsche.	Russische.	Türkische.	Andere Nationen.
1874	31 (mit 39842 Tonnen)	7	15	23
1876	27 » 41302 »	14	15	32

zufinden. Ich glaubte schon, derselbe sei auf dem Deccan geblieben, als ich nach vielem erhitzten Hin- und Herlaufen den Vermißten in dem schon verschlossenen Bagagewaggon des Expreßzuges wiederfand, um dessen nochmalige Oeffnung ich den Bagagemeister ersucht hatte. Der Koffer war schon als Gepäckstück für London registrirt worden und kam ich daher gerade noch zur höchsten Zeit, um ihn für mich zu retten. — Mit Mühe erlangte ich noch einen Platz in dem Expreßzuge, alle Coupés waren, in Gesellschaften von je sechs Personen, an die indischen „Durchpassagiere" vergeben und keiner derselben hatte Lust, einem „Localpassagier" seinen Platz abzutreten. Da ich jedoch an meinem Rechte der Beförderung mit dem Ueberland-Expreßzuge festhielt, indem auch ich doch sechs Tage lang ein Passagier des Peninsular and Oriental-Schiffes gewesen war, also die Vergünstigung der raschern Beförderung mit dem angloindischen Nachteilzuge auch mir zukam, so erlangte ich es doch noch im letzten Moment, daß ein Wagen ausschließlich für mich und mein Gepäck angehängt wurde und ich mit dem um 7 Uhr abgehenden, die 224 englische Meilen bis Alexandria in 10 Stunden zurücklegenden „Overland-Expreßzuge" mitfahren durfte. (In dieser zehnstündigen Fahrt waren 1 Stunde 40 Minuten Aufenthalt auf den Stationen inbegriffen.)

Es war diese kühle Nachtfahrt im prächtigsten Mondscheine eine höchst romantische und aufregende Tour. Der Zug stürmte in den ersten vier Stunden der Fahrt in toller Eile durch die Wüste dahin. Der die stille Einöde flimmernd überwölbende, nunmehr schon vollständig nordische Sternenhimmel stimmte recht harmonisch in seiner feierlichen Ruhe zu dieser schlafenden kirchhofsartigen Landschaft. Um 11 Uhr, nach der Station Abu-Hamed traten wir in das reiche, grüne und fruchtbare Nildelta ein. Im silberbläulichen Lichte des Mondes brauste der Zug auf zahlreichen Brücken über verschiedene Haupt- und Nebenarme des Nils dahin. Palmengruppen, zahllose hellschimmernde Häuser und dunkle Hütten spiegelten sich in den Fluten des alten heiligen Stroms. Als die Frühdämmerung herankam, entzückte mich das Anschauen der nun aus dem

Halbdunkel hervortretenden charakteristischen Nilbilder. Zahlreiche Karavanen von langsam hintereinander herschreitenden Kamelen bewegten sich auf den Straßen. Die spiegelnden Kanäle waren mit einer Menge von schwerbeladenen Fahrzeugen bedeckt, die theils durch malerische Segel, theils durch am Ufer nebenherlaufende Zugthiere in Bewegung gesetzt wurden. Schachbretartig voneinander abgetheilte Fruchtfelder und Gärten lagen in endloser Ausdehnung auf allen Seiten in frischen grünen Färbungen ausgebreitet und wurden durch zahlreiche Schöpfräder aus den Kanälen bewässert. Im Verein damit boten Landhäuser und Hütten ohne Zahl dem Auge überall die lachendste landschaftliche Scenerie, welche durch lange Reihen von wie Schildwachen aufrecht dastehenden Flamingos noch mehr belebt erschien. Endlich gegen 5 Uhr Morgens verkündete das häufigere Erscheinen von stattlichen hohen Gebäuden das Herannahen des „afrikanischen Paris", und bald fuhren wir nun in den langen Schuppen des Bahnhofs von Alexandria ein.

Mit Verdruß hörte ich, daß ich hier würde meine Bagage der Revision der Douane unterziehen müssen, da die Zollfreiheit der „Durchpassagiere" der Overland Mail sich nicht mit auf die „Localpassagiere" erstrecke. Ich machte es jedoch durch ein anständiges Trinkgeld, das ich an einen der Eisenbahnbeamten spendete, möglich, ohne diese lästige zeit- und geldraubende Förmlichkeit mit meinem Gepäck nach dem Hotel Abbat durchzuschlüpfen, wo ich mich sofort aufs Bett warf, um ein paar Stunden von den überstandenen Strapazen auszuruhen. Nach 10 Uhr ging ich aus und unternahm eine Wanderung längs des großen Boulevard, der vollständig die Eindrücke des Lebens und Treibens einer großen südeuropäischen Stadt wiedergibt. Ich hatte überhaupt nach vierjähriger Abwesenheit von Europa hier in Alexandria fortwährend das Gefühl, als wäre ich hier nun schon in einer Stadt Unteritaliens angekommen. Die vielen kleinen Kaffeehäuser und Restaurants mit italienischen Kellnern, die italienischen Firmen und Annoncen in den Straßen erhöhten diesen Eindruck. Die italienische Sprache ist überhaupt die weit-

verbreitetste unter der ganzen europäisch-christlichen Bevölkerung im türkisch-ägyptischen Orient, und hätte Italien nicht, ähnlich wie Deutschland, das Unglück gehabt, jahrhundertelang in zahlreiche und sich gegenseitig fortwährend misgünstig befehdende Staaten zerrissen gewesen zu sein, so würde wol heutzutage nicht nur seine Sprache, sondern auch seine politische Herrschaft eine im westlichen Orient vorherrschende sein, und namentlich Tunis, Tripolis und Aegypten als italienische Provinzen und Tochtercolonien umfassen. Was Aegypten betrifft, so wird es allerdings nunmehr bei dem wol bald bevorstehenden Zerfall des türkischen Reiches jedenfalls für Italien ebenso wie für Frankreich zu spät sein, die Hand auf dieses für beide Mittelmeerstaaten so günstig gelegene Land zu legen, da der britische Löwe sich diese Beute jetzt nimmermehr entreißen lassen wird.

Staub und Hitze waren jetzt — im Augustmonat — ganz schauerlich in den Straßen von Alexandria; trotz alledem war es mir ein sehr behagliches Gefühl, nach so langer Zeit wieder einmal vor einem Kaffeehause an einer belebten Promenade im Freien sitzen und mein Glas „Bock" trinken zu können. Das letztere Wort, welches die Franzosen für den deutschen Begriff „Lagerbier" aufgebracht haben, will nun allerdings nichts weniger als ein Glas münchener Bockbier bezeichnen! Man muß von der warmen, jungschmeckenden, bierartigen Tunke, welche einen so hochtönenden Namen führt und der man jetzt in allen Kaffeehäusern in den Uferländern des Mittelmeeres begegnet, schon eine gehörige Anzahl von Gläsern trinken, um dadurch in eine ähnliche angenehme Stimmung zu gelangen, wie die, in welche uns ein einziges Seidel münchener Bock versetzt.

Die zahlreichen Photographenfenster, die ich in großen Städten immer mit besonderer Vorliebe zu studiren pflege, zeigten mir hier in Alexandria so wenig Schönes, daß ich mich zu keinerlei Einkäufen versucht finden konnte.

Am Abend ging ich in ein großes, glänzend erleuchtetes Café chantant am Boulevard. Verführerisch costümirte junge und alte Französinnen, Italienerinnen und Deutsche (letztere

der Sprachbetonung nach sämmtlich aus Oesterreich und Böhmen) gaben hier schlüpfrige Lieder und Tänze zum besten, welche von einer ohrenbetäubenden trompetenschmetternden Musik begleitet und bei denen manche Gesangsstrophen vom ganzen Publikum im Chor wiederholt wurden. Der Saal war voll von Europäern aller Nationen und von auf- und abpromenirenden übermäßig geputzten Damen, sodaß man über den eigentlichen Charakter des Etablissements nicht lange in Zweifel bleiben konnte. Auch junge arabische Efendis in langen Kaftans und mit großen Turbans saßen ernst und schweigsam vor ihren Bockgläsern und waren offenbar hierher gekommen, um sich mit den Culturblüten moderner europäischer Großstadt-Civilisation näher bekannt zu machen.

Nach einem zweiundeinhalbtägigen Aufenthalt in dem, in dieser Saison der Hundstage keineswegs einen angenehmen Aufenthalt bietenden Alexandria begab ich mich an Bord des für Konstantinopel bestimmten Oesterreichischen Lloyddampfers. Mein Gepäck schlüpfte mit Hülfe eines anständigen Bakschisches ziemlich ungeschoren durch die Douane hindurch und bald befand ich mich nun — den Bestimmungen des Seerechtes nach — auf österreichischem Grund und Boden, d. h. auf einem österreichischen Schiffe, was mir ein so eigenthümlich anheimelndes Gefühl gab, als sei ich nun schon halb zu Hause im lieben Dresden. Ich mußte dem sonnigen lichterfüllten Himmel und den durchsichtigen farbenreichen Horizonten Afrikas, die vier Jahre lang mein Auge erfreut, nunmehr Lebewohl sagen und versank darüber in eine ernste, schwermüthige Stimmung. Wird mein Fuß jemals diesen geheimnißvollen Welttheil wieder betreten, in dem noch so viele Räthsel ihrer Lösung harren und der in seinem Innern so wunderbare Extreme von Anziehendem und Abstoßendem, von lichter Schönheit und finstern Schrecken, von lachender primitiver Kindlichkeit der menschlichen Natur wie von entsetzlichster blutdürstiger Wildheit derselben vereinigt? Aus einer nur für wenige Monate beabsichtigten Tour war eine Abwesenheit von vierundeinviertel Jahren, und die Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande nach so langer Zeit natürlich eine äußerst lebhafte geworden. Mit

gemischten Empfindungen von Wehmuth und Freude hörte ich daher am 18. August Nachmittags die Schraube des Lloyd-dampfers sich in Bewegung setzen; bald rückte das prächtig belebte Bild des Hafens von Alexandria mit seinem malerischen Mastenwalde in immer weitere und weitere Ferne, und noch lange schaute ich sinnend nach der Küste des sonnenglühenden Welttheils zurück, der so lange mein Wohnort gewesen war.

Und hiermit sind meine „Vier Jahre in Afrika" zu Ende. Da ich von Alexandria nicht direct nach Dresden zurückreiste, sondern mich noch sechs Monate lang unterwegs in der Türkei und Rußland aufhielt, so würde ich gern den freundlichen Leser, der das Wohlwollen hatte, bis hierher meiner Führung durch die Länder des ewigen Sommers zu folgen, nun auch noch um seine weitere Begleitung durch die eisigen Steppen des Nordens während eines echt polaren Winters bitten. Allein die weitere Reisefortsetzung würde erstens nicht in den Rahmen eines „Vier Jahre in Afrika" betitelten Werkes passen und zweitens dieses letztere jedenfalls in seinem Umfange zu sehr anschwellen lassen. Ich verspare mir daher die eingehende Schilderung meiner weitern Rückreise eventuell für ein eigenes kleineres Werk, das etwa den Titel führen würde: „Vom Nil zur Newa", und von dem ich hoffe, daß es als Pendant zu dieser afrikanischen Reise auch seinen wohlwollenden Leserkreis finden werde.

Nur einige kurze Bemerkungen über meine Rückreise mögen mir hier noch gestattet sein.

Nach einer herrlichen Fahrt durch den Griechischen Archipel — dieses entzückenden und so hochpoetischen sonnigen Inselmeeres — gelangte ich in mein liebes altbekanntes Konstantinopel, in dessen paradiesischen Umgebungen ich vierzehn mir höchst wohlthuende Ruhetage verbrachte.

Konstantinopel ist für mich reich an romantischen Erinnerungen aus meinem Vorleben. Hier war es, wo meine

dreiwöchentliche türkische Kriegsgefangenschaft im Juni 1855 ihr Ende erreichte, die ich einem irrigen Verdachte des Generalissimus der türkischen Donauarmee verdankte. Derselbe glaubte nämlich steif und fest, in mir einen jungen russischen Spion eingefangen zu haben. So oft ich daher seitdem nach Konstantinopel zurückgekehrt bin, glitten alle die dramatischen Einzelheiten meines Kerkerlebens und meines Transports durch eine berittene Escorte von Baschi-Bosuks von Silistria nach Konstantinopel immer wieder als Dissolving views an meiner Seele vorüber und reproducirten bei solcher Rückschau in mir von neuem die seligen Gefühle, die mir damals meine schließliche Befreiung aus der Gefangenschaft gebracht hatte.

Ich fand Konstantinopel seit meinem letzten Besuche im Jahre 1868 sehr verändert und der Aufstand in der Herzegowina warf schon den düstern Schatten des blutigen Gespenstes der orientalischen Frage über das ganze Land, die ja so bald darauf lichterloh aufflammen sollte. Ich bewunderte die prachtvolle und zahlreiche kaiserliche Kriegsflotte, die in so imposanter Reihe im Bosporus vor Anker lag und deren schmucken und eleganten Schiffen leider weiter nichts fehlt als die Hauptsache: geübte und tüchtige Seeleute!

Am 9. September betrat ich, zum ersten mal in meinem Leben, in Odessa den Boden des „Heiligen Weißen Rußland" und wurde durch die hier wehenden eisigen Nordostwinde sofort ernsthaft daran erinnert, daß es nun Zeit sei, die leichte afrikanische Reisetoilette mit einer dichtern nordisch-russischen zu vertauschen.

Von Odessa reiste ich nach dem prunkvollen Kiew, das mir mit seinen zahlreichen, unvergleichlich schönen goldenen Kuppelthürmen außerordentlich imponirte und in dessen malerischen baumreichen Umgebungen mich nach so langem Entbehren einer heimatlichen Naturscenerie die herrlichen Laubfärbungen eines nordischen Herbstes in die freudigste Erregung versetzten.

Hierauf begab ich mich nach der alten Kaiserstadt Moskau, deren bloßer Name schon im Herzen jedes echten Russen stolze und patriotische Gefühle hervorruft, und von da nach zwei-

wöchentlichem Aufenthalt nach Petersburg, der prächtigen neuen Hauptstadt des russischen Kaiserreiches. Hier blieb ich längere Zeit, um mich zunächst etwas in russische Gesellschaft und Sitten einzuleben.

Hochinteressant waren für mich die Besuche, die ich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen den Lustschlössern der kaiserlichen Familie in Peterhof und Zarskoje-Selo abstattete. Infolge besonderer Verwendung erfreute ich mich der Vergünstigung, dieselben in allen ihren Einzelheiten sehen zu können. (Die kaiserliche Familie war nach der Krim übergesiedelt, um dort bis Mitte November zu bleiben.) Ich muß gestehen, daß ich am Abend nach diesen Excursionen wie berauscht war von all den Herrlichkeiten, die ich dort gesehen! Ein solches entzückendes Ensemble von prächtigen und überreich möblirten und dabei doch so wohnlichen und anheimelnden Zimmern, von geschmackvollen Verandas, Balkonen, künstlichen Wasserfällen, herrlichen Statuen, malerischen Aussichten und Fernblicken, daß man lebenslang davon träumen möchte! Wie muß das alles erst im Sommer aussehen, wenn reicher Blumenschmuck alles noch mehr verschönt und mit Leben umkleidet! Wenn ich glaubte, unter den zahlreichen Palästen nun den schönsten gesehen zu haben, da kam immer noch ein neuer hinzu, dem ich nunmehr den Preis des Schönsten zuerkennen mußte. Die Aussicht von den Zimmern des Cäsarewitsch in Peterhof (früher die Zimmer des Kaisers Nikolaus) über das Meer nach Kronstadt und Petersburg hin ist unbeschreiblich schön.

Ach, wenn solche hochgeborene Prinzen und Prinzessinnen den Sinn für derartige sie umgebende überreiche Natur- und Kunstschönheiten sich immer frei und offen erhalten könnten und ihre Seelenruhe nicht so vielen störenden Einflüssen und Aergernissen ausgesetzt wäre, die uns andere Menschenkinder nicht berühren, — wie glücklich, wie selig müßten sie doch in solchen irdischen Paradiesen leben können!

Nachdem ich an allen diesen zauberischen Schönheiten meine Augen geweidet hatte, war es mir als müßte ich dieselben nun schließen, um die köstlichen Eindrücke nicht durch den Anblick gemeiner und alltäglicher Gegenstände wieder verwischen zu

lassen und die Erinnerung an diese herrliche Märchenwelt recht lange frisch in meiner Seele bewahren zu können. Was mich am meisten interessirte, waren die Wohnzimmer des Kaisers und die der Cäsarewna in Zarskoje-Selo. Im Wohnzimmer des Kaisers hätte ich die überaus zahlreichen an den Wänden aufgehangenen Photographien stundenlang studiren mögen; auf seinem Schreibpulte entzückte mich namentlich ein herrliches Lichtbild der Cäsarewna (Prinzessin Dagmar), worauf mir dieselbe wie eine jugendliche Schönheit ersten Ranges erschien. In eine feierliche und gedankenvolle Stimmung versetzte mich das Bewußtsein, mich hier in demselben Raume zu befinden, welchen der Beherrscher der umfangreichsten Monarchie der Welt alle Jahre während der Sommersaison zu bewohnen pflegt. Es war vielleicht gerade dieser Schreibtisch hier vor mir, an dem der edelste und menschenfreundlichste Zar, der je über Rußland herrschte, sinnend oft bis tief in die Nacht gesessen und seinen großen Plan zur Befreiung von 40 Millionen Leibeigenen durchgedacht hatte! Das Band, welches im russischen Reiche die Nation mit ihrem Kaiser verknüpft, ist noch das alte, treue, ideale Familienverhältniß längstvergangener patriarchalischer Zeiten, das sich in dem jüngstentwickelten der europäischen Völker noch in alter Reinheit und Frische erhalten hat und nicht wenig durch den Umstand begünstigt wird, daß der Kaiser zugleich das oberste Haupt der russischen Kirche ist. Es ist ein Factum, daß jeder russische Bauer zu seinem Zaren aufsieht wie zu einem Vater und Beschützer, ein Gefühl, das namentlich in Zeiten großer politischer Erregung immer zum lebendigsten Ausdruck kommt. Es waren mir während meines kurzen Aufenthalts in Rußland schon so viel schöne und edle Charakterzüge des jetztregierenden Kaisers zu Ohren gekommen, daß ich hier in den Räumen, in denen so viele Anzeichen auf sein öfteres und längeres Hierwohnen hindeuteten, mich doppelt ergriffen fühlte. Ich hatte das Gefühl, als stünde ich inmitten eines Tempels, in welchem der Schutzgeist des größten Reiches der Welt still und unermüdlich schaffte und waltete, und es war mir, als müsse er jeden Augenblick eintreten und sich auf diesem reich-

verzierten Lehnsessel vor mir niederlassen. Der schöngeschnitzte Schreibtisch war reich mit Papieren, Briefcouverts, Federn u. s. w. überdeckt, gerade als ob der Kaiser ihn erst ein paar Augenblicke zuvor verlassen hätte. — Aehnliche Gefühle hatte ich freilich nicht in den luftigen, umfangreichen Prachträumen des Sommerpalastes des Sultans an den „Süßen Wassern", den ich kurz zuvor besucht hatte, empfinden können. Wies dort alles — die kühlen, mit mildem Dämmerlicht erfüllten hohen Säle, die weichen bunten Teppiche, die ringsherum laufenden schwellenden breiten Seidendivans und die zahlreichen sprudelnden Springbrunnen auf süßes Ausruhen und üppige Schwelgerei in weichlichen Sinnengenüssen hin, so erinnerte hier in diesen Wohnräumen vielmehr alles an die ernsten Beschäftigungen eines arbeitenden Philosophen, eines gekrönten Denkers, eines Beherrschers, Erziehers und Befreiers von Nationen. — In einem der an das sehr große Wohnzimmer des Kaisers stoßenden Seitensalons war ich überrascht, denselben ausschließlich dem Ruhme der preußischen Armee gewidmet zu finden. Die sämmtlichen Wände waren nämlich von oben bis unten mit den Porträts aller Mitglieder des preußischen Königshauses, denen der sämmtlichen preußischen Minister und Generale und mit Darstellungen aus dem österreichisch-preußischen und deutsch-französischem Kriege geschmückt. Es war mir als Deutschem ganz speciell erfreulich, hier in dieser Bildersammlung die Sympathie des Kaisers für unser neues Deutsches Reich so deutlich ausgesprochen zu sehen, zumal ich kein ähnliches der Glorie der französischen Armee geweihtes Zimmer vorfand. — Und nun die Wohnzimmer der schönen Cäsarewna! Welcher entzückende Comfort vereinigt mit kaiserlicher Pracht und Eleganz und dazu welche köstliche und beglückende Gartenaussicht! Herrliche grünumwachsene Blumenlauben theilten einzelne Ecken der Salons als reizende Boudoirs ab, in denen schwellende Seidenpolster zur Ruhe einluden. Mit erregtem Gefühl betrachtete ich auch den schönen Flügel, auf dessen spiegelnden Elfenbeintasten die kleinen Hände der schönen Erbin der Kaiserkrone auf- und abzufliegen pflegten!

Reich befriedigt von diesen herrlichen Ausflügen kehrte ich

nach Petersburg zurück. — Nachdem ich die vier Meilen weit ausgedehnten Parkanlagen von Peterhof, Zarskoje-Selo, Pawlowsk und auf den Inseln gesehen, mußte ich mir sagen, daß wol kaum eine zweite Stadt der Welt ihren Bewohnern im Sommer den gleichen unentgeltlichen Genuß von so umfangreichen und prächtigen öffentlichen Gartenanlagen bieten wird als wie Petersburg. Im Sommer finden in allen diesen Parks täglich öffentliche Gartenmusiken statt, die von den Musikcorps der 19 Garde- und Cavaleriereggimenter aufgeführt werden, welche in und um Petersburg ihre Garnison haben.

Nach der Beendigung meines Aufenthalts in Petersburg folgte ich einer Einladung aufs Land, auf eine Herrschaft zwischen Moskau und Astrachan, die in einer jener gesegneten Schwarzerde-Districte liegt, deren Anblick jeden deutschen Landwirth mit Gefühlen des Entzückens erfüllen würde. Und hier war es, wo ich nun vollständig in die Geheimnisse und Originalitäten einer russischen Existenz eingeweiht wurde, denn es überfiel mich hier der Winter. Und was für ein Winter! Die ältesten Leute wollten sich hier keiner ähnlichen Kälte seit dem Jahre 1812 erinnern! Jede Woche hörte man von zu Tode gefrorenen Menschen; eisige Schneestürme fegten wüthend dahin über das weite mit einem schneeweißen Leichentuche bedeckte Land, und das hölzerne Haus, worin ich wohnte, war monatelang unter kolossalen Schneewehen beinahe vergraben und von der übrigen Welt abgesperrt.

Der schroffe Uebergang von der Glut des Tropenklimas zu einem der kältesten russischen Winter, von Zanzibar nach Moskau, zog mir eine schwere Erkältungskrankheit zu. Infolge derselben war ich einen Monat bettlägerig und einige Tage lang selbst so gefährlich krank und von Krämpfen gepeinigt, daß nach dem Popen gesandt wurde, um mir das heilige Abendmahl zu verabreichen. Ich erwähne dies hier nur, um ein Beispiel zu geben, wie tolerant die russischen Priester im allgemeinen sind. Obgleich ich ein Protestant bin, zögerte der langbärtige, in seinem Costüm und mit seinen fliegenden Haaren an einen Heiligen oder Apostel der ersten Christenheit erinnernde Priester keinen Augenblick, mir die letzten Tröstungen

der Religion zu bringen. Ueberhaupt habe ich über das russische Volk den Eindruck mit nach Hause genommen, daß dasselbe viel besser ist, als es sich viele Leute bei uns zu Hause vorzustellen pflegen, und daß eine hohe Begabung und zahlreiche Keime der höchsten christlichen und humanen Cultur in ihm schlummern, die jedes Jahr mehr und mehr erwachen und sich in stetigem Wachsthum entwickeln und nach aller Voraussicht die russische Nation in ihren nächstfolgenden Generationen zu einer der gebildetsten und cultivirtesten Europas erheben werden. Der Grundcharakter des Volkes ist ein durchaus guter und achtungswerther, seine geistige Begabung läßt nichts zu wünschen übrig und bedarf nur der Entwickelung durch zahlreiche Schulen und Lehranstalten. Und was wird in dieser Beziehung in Rußland jetzt alles von der Regierung gethan! Es ist der letztern wirklich durch und durch Ernst damit, die gesammte Nation so rasch als möglich auf eine höhere Culturstufe zu erheben!

Ich hatte auf meinem Krankenlager eine recht schwere Leidenszeit durchzumachen. Mehrere Monate lang mußte ich theilweise das Bett, sonst aber wenigstens das Zimmer hüten, und hörte in dieser ganzen Zeit beinahe nichts anderes als das Heulen und Brausen des Sturmwindes in den entlaubten Bäumen des das Haus umgebenden Parks, das Anschlagen dichter Schneeflockenwolken an die mit dicken Eisblumen überzogenen Fensterscheiben und das häufige kurzgehämmerte Gebetläuten der grünkuppeligen Dorfkirche.

Endlich war die größte Kälte vorüber und ich konnte die Heimreise antreten, zu welchem Zwecke ich mir ein dickes echt russisches Wintercostüm zulegte, das in einer Schafwollweste, einem Puluschubuk und einem Bärenpelze, nebst dicken Filzstiefeln bestand. Trotz der kolossalen Schneewehen, die in Rußland manchmal wochenlang allen Eisenbahnverkehr unterbrechen, gelangte ich in meiner warmen Einpackung ohne Unterbrechung nach Moskau und von da nach Warschau. Hier empfing mich schon ein ganz bedeutend milderes Klima und hätte ich mich, nach der Gesammtheit der äußern Eindrücke, die in

der alten Polenhauptstadt auf mich wirkten, beinahe schon in eine deutsche Provinz versetzt glauben mögen.

Von Warschau brachte mich der Eilzug in 15½ Stunden nach Berlin und von da (am 1. März 1876) in vier Stunden nach Dresden. Welche süßen Gefühle mich bei der Wiederankunft in meiner lieben Vaterstadt nach so langer Abwesenheit ergreifen mußten, kann sich jeder denken, der gleichwie ich beinahe fünf Jahre lang vom Vaterlande getrennt und so weit davon entfernt jenseit der Meere hat leben müssen! Nachdem ich mich so lange schon nach dem herrlichen Elbflorenz vergeblich zurückgesehnt, war nun der süße Traum der Rückkehr zur schönen Wirklichkeit geworden! Mit welcher Wonne sah ich die vom Lichte der Abendsonne purpurn gefärbten lieblichen Weinbergshügel der Hoflößnitz, Wackerbarthsruhe, den Jakobstein, das Spitzhaus und das Paradies am Fenster meines Coupé vorüberziehen und mit welchem pochenden Herzen rollte ich ein Viertelstündchen später in einer altgemüthlichen dresdener Droschke über die Elbbrücke, wo mir von links meine liebe Brühl'sche Terrasse, rechts das malerische flaggengeschmückte Italienische Dörfchen und geradeaus der edle und anmuthsvolle Bau der katholischen Kirche alte Freundesgrüße zuwinkten.

Als ich auf der altstädter Seite angelangt war, begann gerade das Abendläuten der katholischen Hofkirche. Die so unbeschreiblich süßen und sympathischen Töne dieser melodischsten aller Abendglocken, denen ich so oft in meiner Kindheit andächtig und mit Entzücken gelauscht hatte, weckten in meiner Seele eine Welt von schönen und wehmüthigen Erinnerungen an längstentschwundene Zeiten, und voll von diesen bewegten Gefühlen langte ich in meinem Hause auf der Amalienstraße an. Als ich in dessen heimische Räume eintrat und nun um mich herum alle meine altbekannten Hausfreunde: Möbel, Bücherschränke, Bilder und Instrumente, noch so unverändert an ihrem alten Platze vorfand, genau so, wie ich sie vor fünf Jahren verlassen hatte, da überkam mich ein Gefühl, als hätte ich mich von denselben überhaupt gar nie getrennt gehabt und als sei mein fünfjähriger Aufenthalt in fremden Zonen nur ein Traum gewesen — ein Theaterstück, das flüchtig wie ein Rausch an

meiner Seele vorübergezogen. Nur am nächsten Morgen, als ich meine Geschwister und Verwandten aufsuchte, wurde mir die Länge der Zeit meiner Abwesenheit wieder recht in Erinnerung gebracht, denn meine Nichten, die ich als rosige Kinder verlassen hatte, waren zu schmucken Jungfrauen, meine kleinen spiellustigen Neffen zu fleißigen Gymnasiasten herangereift. Leider ach! fehlte auch Einer aus der Familie, der seiner Aeltern größte Freude gewesen war und dieselben zu den höchsten Hoffnungen berechtigt hatte — ein Sturmwind hatte den mit den herrlichsten Blüten beladenen jungen Baum plötzlich umgeknickt.

Und so schließe ich denn den Bericht über meinen Pilgerzug nach den Diamantenfeldern Südafrikas, der mich für so lange Zeit dem Vaterlande entfremdet hatte. Auch bei meiner diesmaligen Rückkehr von fernen überseeischen Reisen bestätigte sich mir von neuem die wiederholt gemachte Erfahrung, daß nach mehrjähriger Abwesenheit in der Fremde das Vaterland, die Heimat dem Rückkehrenden in hundertfacher, neuverjüngter Schönheit und Poesie wiedererscheinen und daß große und lange Reisen den Sinn und die Empfänglichkeit für die tausend kleinen Reize und Freuden immer offen und wach erhalten, welche die Heimat mit ihren zahllosen Culturherrlichkeiten einem empfänglichen Gemüth so überreichlich bietet und für deren Genuß das anhaltende monotone Zuhauseleben, ohne Wechsel und Veränderung, viele Menschen infolge der alltäglichen Gewohnheit so sehr abstumpft und indifferent macht.

Einunddreißigstes Kapitel.

Nachschrift.

Neueste Ereignisse in Südafrika. — Kaffernkrieg. — Abkommen zwischen England und dem Oranje-Freistaat. — Annexion der Transvaal-Republik. — Lord Northcote und englische Staatsmoral. — Ein Beispiel zur Nachahmung für Rußland. — Mein Memorandum an die deutsche Reichsregierung und die Antwort des Fürsten Bismarck. — Englisches Go ahead und deutsche Bescheidenheit. — Uebersicht der Volkszunahme in den europäischen Staaten. — Deutscher Kindersegen und unaufhaltsames Wachsthum unsers Proletariats. — Dessen nothwendiges Abströmenlassen durch Auswanderung. — Südamerika und die Vortheile, welche es der deutschen Auswanderung bietet. — Die deutschen Ackerbaucolonien in Rußland. — Der Pauperismus und seine das Deutsche Reich bedrohenden Gefahren. — Englische Auswanderungsgesellschaften. — Die uns bevorstehende socialistische Revolution. — Recapitulation. — Ein Weiser des Meyer'schen „Conversations-Lexikon". — Verunglückter Anlauf eines teutonischen Bruderstammes zur See- und Weltherrschaft. — Eine Diener- oder eine Herren-Nation? — Die Zukunftsprogramme der drei um die Weltherrschaft sich bewerbenden Nationen. — Rolle der deutschen Nation ihnen gegenüber. — Ein Erlebniß in Baltimore. — Fernblick in die Zukunft unserer Nation. — Schluß.

Seit ich dieses Buch niedergeschrieben, haben sich in Südafrika wichtige Ereignisse zugetragen.

Was ich vorausgesagt und was jeder denkende Colonist voraussehen konnte, ist eingetroffen. Der in so großem Maßstabe betriebene und so einträgliche Waffenhandel der weißen Kaufleute mit den schwarzen Völkern des Binnenlandes, der massenhafte Import von Schießgewehren, Pulver und Blei haben begonnen, ihre bittern Früchte zu tragen. Die Schwarzen,

an und für sich begünstigt durch ihr ungeheueres numerisches Uebergewicht, dessen sie sich mit jedem Jahre mehr bewußt werden, fühlen jetzt ihre Kräfte verzehnfacht durch die ungezählten Massen von Feuergewehren, welche ihnen der Gewinndurst zahlreicher weißer Händler fortwährend zukommen ließ, ohne daß es der englischen Colonialregierung eingefallen wäre, diesem schändlichen Handel, der kaum besser und moralischer ist als der von England mit so ungeheuern Kosten verfolgte Sklavenhandel, die mindesten Schwierigkeiten und praktischen Hindernisse entgegenzustellen.

Ernste Friedensstörungen in der Transvaal-Republik waren die unmittelbaren Folgen dieser leichtsinnigen und sorgenlosen Laissez-aller-Politik englischer Staatslenker. Die Boers konnten es nicht hindern, daß die theils auf ihrem Gebiete, theils an ihren Grenzen wohnenden schwarzen Häuptlinge von der Küste her ihre ganze Bevölkerung haben mit Feuergewehren ausrüsten können, sodaß die geringe Zahl von weißen Farmers nun auf allen Seiten von Heeren von wohlbewaffneten schwarzen Kriegsvölkern umringt sind, denen es bisjetzt nur an der nöthigen Einigkeit und Führung fehlte, um das weiße Element in diesem isolirten Binnenlande vollständig zu ersticken und zu vertilgen. Für einen großen Staat mit stehendem Militär würde nun allerdings trotzdem die Situation eine ziemlich gefahrlose sein, denn z. B. ein einziges permanent hier liegendes preußisches Infanterieregiment würde genügen, um die schwarze Bevölkerung von ganz Transvaal, Zululand und Natal im Zaume zu halten. Aber für einen militärlosen Bauernstaat, dessen periodisch aufgerufene „Commandos" zu verschiedenen Jahreszeiten, zur Zeit der Saat, der Wollschur und der Ernte, absolut nach Hause entlassen werden müssen, ist die Gefahr in der That eine sehr große, und dessen spärliche Bevölkerung jederzeit mit grausamer Vernichtung und Ausrottung durch jene Wilden bedroht.

Zunächst war es der im Jahre 1876 ausgebrochene Aufstand des Häuptlings Sekokuni, im nordöstlichen Theile der Transvaal-Republik, welcher durch die Dimensionen, die er annahm, und die Energie, mit der er unterhalten wurde, dem

ganzen Volke der Transvaal-Republik sowol als der Colonie Natal wieder recht greifbar ihre gefährliche Gesammtlage vor Augen führte, nachdem schon ein paar Jahre früher die kurze Aufstandsepisode von Langalebalele so viele Befürchtungen in derselben Richtung geweckt hatte.

Zwar wurde Sekokuni nach einem mit wechselndem Kriegsglück geführten Feldzuge endlich durch den deutschen Anführer des Transvaal-Commandos, den tapfern Hauptmann von Schlickmann (der hierbei an der Spitze seiner Leute einen schönen Soldatentod fand) unterworfen und mußte sich im December 1876 zum Friedensabschluß bequemen und von neuem seine Unterordnung unter die Republik anerkennen, dazu auch 2000 Stück Rindvieh Buße zahlen; allein schon kurze Zeit darauf, als der boerfeindliche Zulukönig Ketschwayo seine alten, nie aufgegebenen Ansprüche auf alles Land östlich von den Drachenbergen wieder aufwärmte und mit einem Heere von 40000 flintenbewaffneten Zulus Miene machte, dasselbe mit Gewalt wieder an sich zu reißen, auch die nordöstlichen Grenzkaffern: die Amaswasis zu gleicher Zeit eine drohende Haltung gegen die Republik annahmen, da wurde auch Sekokuni wieder aufsässig und schickte sich von neuem an, die ihm benachbarten Boerdistricte mit Krieg zu überziehen.

Die Kosten, welche die großen Ausgaben für diesen neuesten Kaffernkrieg der Transvaal-Republik auferlegten, waren für die numerisch so schwache (nur 40000 Köpfe betragende) Farmer- und Hirtenbevölkerung des Landes sehr drückend, um so mehr, als infolge der halbjährigen Dauer des Krieges der Handel und der Export des Landes vollständig lahm gelegt waren, und viele Boers blieben daher im Rückstande mit der zu diesem Zwecke ausgeschriebenen Kriegssteuer.

Diesen günstigen Zeitpunkt der allgemeinen Gedrücktheit und Unzufriedenheit über die gefährliche Gesammtlage des Landes benutzte nun die englische Regierung in sehr geschickter Weise, um den lange gehegten Plan der Annexion Transvaals endlich durchzuführen.

Der soeben mit solcher Mühe von den Boers unterdrückte Kaffernaufstand, und der neue, noch viel gefährlichere, bevor-

stehende Krieg mit der mächtigen und schrecklichen Nation der Zulus, lieferten den herrlichsten Vorwand, um die Einverleibung der Transvaal-Republik für einen Act der politischen Nothwendigkeit zu erklären, unter der vorgeschobenen Verpflichtung einerseits des Schutzes der „armen, unterdrückten, in Sklaverei gehaltenen" Kaffern, andererseits der Sicherung der eigenen Colonien gegen das ansteckende Lauffeuer eines um sich greifenden allgemeinen Aufstandes sämmtlicher Kaffernvölker. Der englischen Partei in den Städten und auf den Goldfeldern wurde daher das mot d'ordre gegeben, beim Volksrathe in Pretoria mittels Petition den sofortigen Eintritt der Republik in die von Lord Carnarvon geplante „südafrikanische Conföderation unter britischer Flagge" zu verlangen.

Nach dem klugen Princip „Divide et impera" war erst vor kurzem die große Erregung, die im benachbarten Oranje-Freistaate immer noch von der gewaltsamen Losreißung der Diamantenfelder her bestand, durch einen Vertrag beruhigt worden, welcher dem Freistaate einige kleine territoriale Concessionen machte und ihm eine Entschädigung von 90000 Pfd. St. gewährte, außerdem auch noch eine Subsidie von 15000 Pfd. St. für eine von Bloemfontein nach Port Elisabeth neu anzulegende Eisenbahn zusicherte. Präsident Brand selbst hatte während seiner Anwesenheit in London, wo er im Mai 1876 als Gast der Königin mit seiner Familie sehr ehrenvoll aufgenommen worden war, in directen Verhandlungen mit Lord Carnarvon einem solchen friedlichen Austrage des alten Disputs die Hand geboten, und es war daher von ihm zu erwarten, daß er nach solcher Liebenswürdigkeit seitens der britischen Regierung nun wol für längere Zeit gut Freund mit derselben bleiben und es unterlassen würde, durch eine doch so wie so schließlich ziemlich aussichtslose active Unterstützung der nationalen Partei in der Transvaal-Republik seine neuhergestellten guten Beziehungen zu einer so unendlich an Macht überlegenen und jetzt so entschieden hier in Südafrika auf dem Wege ihrer Interessen vorgehenden Nachbarregierung von neuem in Frage zu setzen.

Trotz der unleugbaren Vortheile, welche der Anschluß an die vorgeschlagene südafrikanische Conföderation in so manchen

Richtungen hin dem Lande versprach, und trotz des größern Schutzes gegen einen allgemeinen Kaffernkrieg, der von ihm erwartet werden durfte, war jedoch diese Conföderationsidee, eben wegen der englischen Flagge, die dann über dem Lande wehen würde, im Volke von Transvaal so unpopulär, daß die Petitionen, die beim Volksrathe für den Anschluß an die Conföderation einliefen, nur 236 Unterschriften trugen, diejenigen dagegen aber 2326! Die englische Partei betrug also nur ein Zehntel der gesammten Landesbevölkerung!

Um der englischen Regierung den Vorwand zur Intervention zu benehmen, war die Zeichnung eines Nationalanlehens in Gang gesetzt worden, durch dessen angesammelte Gelder man hoffte, sowol die bereits aufgelaufenen Kriegskosten decken, als auch den noch künftig zu erwartenden die Spitze bieten zu können. Viele Boers hatten, um nur die Unabhängigkeit ihres Landes zu retten, ihre Farmen hypothecirt, wodurch schon eine Summe von 15000 Pfd. St. zusammengebracht worden war. Da, mitten im Frieden mit der Republik (gerade wieder so wie bei der Annexion der Diamantenfelder!), überschritt der englische Bevollmächtigte, der uns schon von Natal her bekannte „Zulukönig" Sir Theophilus Shepstone (im December 1876) mit einer Escorte von 25 berittenen Gensdarmen die Grenze der Republik! Mit seiner kleinen Armee, nicht mächtig an Zahl, aber gewaltig durch die Fahne, welche sie deckte, marschirte derselbe direct auf die Hauptstadt Pretoria los. Da kein Boer es gewagt haben würde, in der augenblicklichen bedrängten Lage des Landes dem Vertreter einer so überlegenen Großmacht einen bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen (um so weniger, als es schnell in der Republik bekannt geworden war, daß die Südgrenze derselben, der District von Newcastle, in den letzten Tagen vom 13. britischen Linieninfanterieregiment besetzt worden war), so langte Herr Shepstone unbehindert in Pretoria an und erklärte dort kurz und bündig, daß er gekommen sei: einestheils um eine Untersuchung über angeblich von den Boers gegen Kaffern begangene Greuel einzuleiten (!!), anderntheils um Ordnung im Lande zu schaffen und durchgreifende Maßregeln

zur Sicherung der englischen Nachbarcolonien gegen einen möglichen allgemeinen Kaffernaufstand zu veranlassen. Hiernach richtete sich Herr Shepstone mit seiner Mannschaft sofort häuslich in Pretoria ein, miethete Wohnungen für längere Zeit und sandte an den Volksrath eine officielle Botschaft, des Inhalts, daß derselbe zwischen der unbedingten Annahme der englischen Conföderationsvorschläge oder der Annexion der Republik an das britische Reich zu wählen habe.

Nachdem wiederholte Verhandlungen mit dem Volksrathe keine Lösung im Sinne des Herrn Shepstone gefunden hatten, vollzog dieser am 12. April ohne weiteres die formelle Annexion, indem er die Transvaal-Flagge von den Amtsgebäuden herunter und die britische an ihrer Stelle aufziehen ließ. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er eine Proclamation folgenden Inhalts: Das Land, welches am heutigen Tage von der britischen Regierung übernommen werde, solle ein abgesondertes Gouvernement bilden, die Einwohner sollten im Besitze vollster legislativer Vorrechte verbleiben, die holländische Sprache werde neben der nunmehrigen englischen Amtssprache als eine gleichberechtigte fortgelten, die jetzigen Gesetze blieben vorläufig (!) ungeändert, gleiche Gerechtigkeit würde Weißen und Schwarzen zutheil werden, doch nicht gleiche bürgerliche Rechte. Alle Eigenthumsrechte würden geachtet werden; alle Beamten, die den Willen und die Fähigkeit hätten, verblieben in ihren Stellungen.

Ueber den Inhalt dieser schönen Proclamation war also keine Klage zu führen; freilich zeigt uns aber vielfache historische Erfahrung, daß alles auf die spätere **Ausführung** des so freigebig jetzt Versprochenen ankommt! Es verstand sich von selbst, daß einem zähen, mit solcher Liebe an seiner Unabhängigkeit festhaltenden und in republikanischer Gesinnung aufgewachsenen Volke wie den Boers bei einer solchen gewaltsamen Wegnahme ihrer Landesoberhoheit alles mögliche Schöne und Liebenswürdige versprochen werden mußte. Die freundschaftliche und versöhnende Proclamation — im Verein mit der momentan so niedergedrückten finanziellen und geschäftlichen Gesammtlage des Landes und der wirklich allgemein

gehegten Befürchtung eines großen Krieges mit den wilden und unbändigen Zulus, die 40000 Mann stark und sämmtlich mit Feuergewehren bewaffnet an der Grenze standen — hatte zur Folge, daß das gesammte Volk von Transvaal sich widerstandslos in die ihm aufoctroyirte britische Unterthanenschaft fügte und die ganze Opposition sich nur auf einen Protest seitens des Präsidenten und des Volksrathes beschränkte, der von zwei eigens zu diesem Zwecke nach Europa und Nordamerika abgesandten Deputirten des letztern an alle die Regierungen, welche früher die Transvaal-Republik anerkannt haben, feierlich überreicht werden sollte, was freilich keine weitern praktischen Folgen für das Transvaal-Volk haben wird. *) (Diesem Protest haben sich seitdem auch sehr geharnischte Proteste in Holland angeschlossen, die von den Universitäten Utrecht und Leyden ausgingen, und einer dergleichen der holländischen Einwohnerschaft von Kapstadt.)

Etwas anders könnte wol freilich der Erfolg sein, den dieser, ein würdiges Nachspiel zu der frühern, vom Ministerium Gladstone executirten, Aneignung der Diamantenfelder bietende neue Gewaltact des gegenwärtigen Toryministeriums in andern Richtungen haben wird.

Den Worten des Lord Northcote gegenüber, die derselbe im Juni 1877 bezüglich der befürchteten russischen Annexionen in der Türkei aussprach: „Es handelt sich vor allem darum, im Angesicht Europas das Völkerrecht und die darin geltenden

---

*) Nachdem im Mai 1877 1000 Mann englische Truppen in Pretoria eingerückt sind, ist im Juli Herr Shepstone von der Königin zum Lieutenant-Gouverneur der Provinz Transvaal ernannt worden. Seine Sehnsucht nach einer viceköniglichen Stellung, die ihn früher einmal veranlaßt hatte, die Herstellung eines „kaffrischen Königreichs" (native Kingdom) in Natal vorzuschlagen (mit ihm selbst als Vicekönig an der Spitze), ist also nun erfüllt! Auch in seinem Gehalt ist er, wie vorausgesehen werden durfte, bedeutend anständiger gestellt, als es Präsident Burgers war. Der letztere erhielt nur 1500 Pfd. St. jährlich, während Herr Shepstone 3000 Pfd. St. bezieht; daneben bekleidet noch einer seiner Söhne das Amt eines secretary for native affairs mit einem Gehalt von 800 Pfd. St.

Principien von Ehre und Treue aufrecht zu erhalten", braucht jetzt die russische Regierung nur mit stillem Lächeln die Annexion Transvaals entgegenzuhalten, und fürwahr, eine elegantere Vertheidigungswaffe für ihr eigenes Vorgehen konnte ihr von der englischen Regierung schwerlich in die Hand geliefert werden!

Warum sollte denn Rußland dieselben Gründe, welche England so geschickt für sich benutzt hat, nicht auch seinerseits für seine Actionen anführen? Die Engländer wollten, wie sie den Boers gegenüber immer behauptet haben und wie sie auch jetzt als den sittlichen Hauptrechtfertigungsgrund ihrer Annexion von Transvaal hervorheben, die Kaffern gegen deren angebliche „üble Behandlung" schützen*) und zugleich der Gefahr vorbeugen, daß infolge der ewigen Unzufriedenheit dieser „von den Boers gepeinigten" Kaffern in der Republik ein allgemeiner Aufstand derselben ausbreche, der sich dann leicht auch über die benachbarten britischen Colonien verbreiten könnte.

Haben denn die Russen nicht genau dasselbe Recht, der fortdauernden „übeln Behandlung" der christlichen Unterthanen der Pforte, die ihnen noch dazu als größtentheils slawische Stammes- und Religionsgenossen ungleich näher stehen als den Briten die heidnischen Neger, endlich durch gewaltsame Hülfsmittel ein Ende zu machen, nachdem alle gütlichen Mittel resultatlos geblieben waren? Und ist die fortdauernde Unzufriedenheit und Gärung, welche ein anhaltendes über die Grenze Herübertönen des „slawischen Schmerzensschreies" aus der Bulgarei unter der frommen und bigoten Bevölkerung des „heiligen weißen Rußlands" nothwendig immer unterhalten muß, nicht ein gleich durchschlagender Grund, um solchem sowol dem sittlichen als dem slawisch-patriotischen Gefühl der

---

*) Sie vergessen nur leider hierbei, daß sie in ihren eigenen Provinzen, in Natal und Kaffrarien, die schmählichste Sklaverei unter den Eingeborenen dulden, die Sklaverei nämlich, in welcher die armen schwarzen Frauen und Mädchen von seiten ihrer herzlosen und tyrannischen Eheherren und Väter fortdauernd erhalten werden.

Russen ununterbrochen ins Gesicht schlagenden öffentlichen Skandal so nahe an ihren Grenzen endlich durch Annexion für immer ein Ende zu machen?

So gut also der Zeitpunkt der Annexion Transvaals für die localen Verhältnisse von Südafrika gewählt war, so übel möchte er in Bezug auf die orientalischen Verhältnisse ausgesucht worden sein, denn die russische Regierung braucht nun den Anklagen und Vorwürfen der englischen Regierung nur einfach den Spiegel ihrer eigenen Handlungen vorzuhalten! Ein wenig Warten könnte daher im vorliegenden Falle England vielleicht mehr genützt als geschadet haben. — Jedoch war ja freilich die Annexion Transvaals schon seit so langer Zeit ein brennender Lieblingswunsch der englischen Regierung und ein längeres Warten und ungenützt Vorübergehenlassen einer momentan so günstigen Constellation hätte derselben deshalb natürlich sehr schwer fallen müssen. Und da die britische Colonialregierung in Capetown dem Home Government in ähnlichen frühern Fällen immer nur schon unwiderruflich gewordene faits accomplis vorzulegen und diese dann erst hintennach so hübsch wie möglich zu motiviren und schön zu färben für gut gefunden hatte, so sind viele Leute in Südafrika jetzt der Meinung, daß es wol die englische Regierung selbst gewesen sein möchte, die erst den Sekokuni und Ketschwayo durch Agenten à la Arnot hätte künstlich aufstacheln und zu boerfeindlichen Actionen verleiten lassen, um dann einen schicklichen und willkommenen Vorwand zum Verschlucken des fetten Bissens zu finden, der so lange vergeblich den Appetit des britischen Gaumens gereizt hatte! Und wahrlich, nach den Antecendentien der britischen Politik gegen die Boers wäre der englischen Regierung eine solche Handlungsweise allerdings wol zuzutrauen!

Aus den frühern, bereits in Afrika niedergeschriebenen Kapiteln dieses Buches wird der geehrte Leser schon ersehen haben, daß ich schon im Jahre 1873 ein solches baldiges Ende der Transvaal-Republik voraussah, für den Fall, daß derselben nicht von anderer Seite ein wirksamer Beistand geleistet werden würde.

Diese Befürchtung veranlaßte mich, ihr in einem längern

Artikel in der „Neuen Preußischen Zeitung“ öffentlichen Ausdruck zu geben, der in Nr. 49 derselben (vom 27. Februar 1874) unter der Ueberschrift „Die neuentdeckten Goldfelder in Südafrika und die Delagoa-Bai“ erschienen ist.

Einem patriotischen Drange folgend, der mir keine Ruhe ließ und den ich nicht niederkämpfen konnte, ging ich noch weiter und nahm mir die Freiheit, sowol an Se. Majestät den Kaiser von Deutschland als an Se. Durchlaucht den Fürsten-Reichskanzler ein ausführliches Memorandum zu übersenden, in welchem ich die Wünschenswürdigkeit einer baldmöglichsten Acquisition der Delagoa-Bai durch Deutschland und die Annahme eines, von den Boers selbst so sehr gewünschten Schutzverhältnisses über die Transvaal-Republik dringend befürwortete, und außerdem die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung auch darauf zu lenken suchte, wie leicht es sein würde, in den beiden niederdeutschen Freistaaten Südafrikas eine von Holländern und Deutschen zu zeichnende Petition an die deutsche Reichsregierung zu Stande zu bringen, wenn solche Aussicht auf eine günstige Aufnahme haben würde. (Ich dachte dabei an ähnliche Petitionen von seiten der Bevölkerungen des Kirchenstaates, von Nizza und Savoyen, die ihrerzeit den betreffenden Regierungen bei der Annexion dieser Districte so erleichternd zu Hülfe gekommen waren!)

Ich war der Ansicht, daß in so weit vom Vaterlande abgelegenen Ländern, wo nicht einmal ein deutscher Consul sich befindet, der die vaterländischen Interessen wahrnehmen könnte, es das Recht und die Pflicht eines jeden Deutschen sei, der an Ort und Stelle eine klare Einsicht in die Gesammtverhältnisse erlangt hat und solche für einen Machtzuwachs seines Vaterlands momentan ausnahmsweise günstig findet, daß es, sage ich, dessen Recht und dessen Pflicht sei, sich in einem solchen Ausnahmsfalle direct an die höchste Reichsregierung zu wenden und ihr gewisse patriotische Wünsche und Vorschläge zur Prüfung vorzulegen und zu befürworten.

Ich erhielt nach meiner Rückkehr nach Deutschland vom Fürsten-Reichskanzler auf meine beiden Memoranda die folgende Antwort:

Auswärtiges Amt.

Berlin, 13. Juni 1876.

Die von Ew. Hochwohlgeboren unter dem 5. April v. J. aus Bloemfontein an Se. Majestät den Kaiser und König gerichtete Immediat-Eingabe, sowie Ihr gefälliges, mir von ebendaselbst übersandtes Schreiben vom 15. März v. J. sind seinerzeit hier eingegangen.

In Betreff des von Ihnen darin wiederholt angeregten Gedankens wegen Erwerbung der Delagoa-Bai durch das Deutsche Reich benachrichtige ich Sie ergebenst, daß die kaiserliche Regierung nicht beabsichtigt, diesem Project näher zu treten. Wäre der von Ew. Hochwohlgeboren angekündigte Besuch des Herrn Präsidenten der Transvaal-Republik erfolgt *), so würde ich mich in diesem Sinne gegen denselben geäußert haben.

Für die patriotischen Gesinnungen, von welchen Ihre Vorschläge eingegeben waren, spreche ich Ew. Hochwohlgeboren gleichwol hiermit gern meine Anerkennung aus.

An den Rittergutsbesitzer Herrn Ernst von Weber Hochwohlgeboren Dresden. Amalienstraße 8.

22350. / 15400.

Der Reichskanzler. In Vertretung: B. v. Bülow.

Ich muß gestehen, so sehr es mich auf der einen Seite freute, daß Se. Durchlaucht der Reichskanzler meinen „patriotischen Gesinnungen" Anerkennung werden ließ, so lebhaft bedauerte ich es auf der andern Seite, daß die schönen vaterländischen Ideen, die mir das Memorandum eingegeben hatten, auf keine Annahme und Ausführung zu hoffen hatten. Es kommt mir nicht zu, mich an dieser Stelle in Raisonnements

*) Weshalb dieser Besuch des Präsidenten Burgers in Berlin schließlich unterblieben, kann ich nicht sagen. Zur Zeit seiner Anwesenheit in Bloemfontein sprach der Präsident offen seine Absicht aus, von London nach Berlin gehen zu wollen.

über dieses Schreiben des Herrn Reichskanzlers auszulassen, um so weniger, als ich ja die Motive nicht kenne, welche das „Nähertreten" der kaiserlichen Regierung an das vorgeschlagene Project behinderten. Auch habe ich eine zu hohe Idee von der glühenden Vaterlandsliebe unsers Fürsten Bismarck, welche derselbe durch seine welthistorischen Actionen wahrlich hinreichend für alle Zeiten documentirt hat, als daß ich mir nicht sagen müßte, daß doch wol sehr gewichtige Gründe vorgelegen haben müssen, welche sein Eingehen auf das schöne Project unthunlich machten. (Täusche ich mich nicht, so dürfte wol sein Hauptgrund dagegen der Wunsch gewesen sein, mit der britischen Regierung in keine Art von unliebsamer Correspondenz oder gar in einen Conflict zu kommen, namentlich in so gewitterschwangerer Zeit — zusammen mit der Befürchtung, daß, solange der britische Dreizack so absolut die Meere beherrscht wie immer noch heutzutage, ein von Deutschland erworbener Seehafen jenseit der Meere im Falle eines Seekrieges jederzeit leicht durch eine englische Flotte uns wieder entrissen werden könnte!) Aber ganz unterdrücken kann ich hier doch nicht die Bemerkung, daß die Annexion der Transvaal-Republik durch Großbritannien wol schwerlich stattgefunden haben würde, wenn das Deutsche Reich eine ernste Miene gemacht haben würde, um deren staatliche Selbständigkeit zu beschützen!

Wie die Ereignisse sich nun schließlich gestaltet haben, so sind allerdings durch den Keulenschlag, der mitten im Frieden das unabhängige Staatswesen eines niederdeutschen Volksstammes vernichtete und, nach einem Lebenslaufe von einem Vierteljahrhundert, den Todten der Geschichte anreihte, alle Hoffnungen für ein künftiges Fußfassen Deutschlands in Südafrika, auf deren Basis ich im 25. und 26. Kapitel so schöne Luftschlösser aufgebaut hatte, für lange Zeit zu Grabe getragen.

Als politischer Actus erinnert diese Annexion des freien Transvaalstaates in ihrer Gewaltsamkeit, Rechts- und Rücksichtslosigkeit einigermaßen an die Theilungen Polens, nur daß sie infolge der so vollständig von den Ereignissen des

orientalischen Krieges absorbirten Aufmerksamkeit des großen europäischen Publikums viel unbemerkter vorübergegangen ist, als sie verdient hätte.

Für eine Acquisition der Delagoa-Bai durch Deutschland fällt nunmehr, seit Transvaal zu einer englischen Provinz geworden, jeder Beweggrund weg, denn an die Begründung eines zukünftigen Neudeutschlands ist nach dem Eintritt dieser neuen politischen Verhältnisse in Südafrika gar nicht mehr zu denken. Nun, das deutsche Volk hat schon so oft in der Geschichte die Gelegenheit zur Erwerbung werthvoller Neuländer sich entgehen lassen müssen, daß eben in dieser historischen Erfahrung, wenn man will, einiger Trost gefunden werden kann.

Was Land und Leute der Transvaal-Republik selbst betrifft, so werden sie unter dem neuen Regierungswechsel vielleicht persönlich wenig zu leiden haben. Einerseits wird ihnen freilich die Unterhaltung einer englischen Regierung, nach dem ominösen Beispiel von Westgriqualand, ganz bedeutend höhere Kosten verursachen als ihre ehemalige billige und nationale Regierung. Auch wird ihnen das System der englischen Negergesetze, mit dem sie trotz der Proclamation doch wol über kurz oder lang werden beglückt werden, sehr sauer ankommen; möglicherweise wird hierzu überdies noch der Uebelstand treten, daß ihr Land nunmehr, gleich der unglücklichen englischen Nachbarcolonie Natal, von Massen von Schwarzen aus den Nachbarländern überschwemmt werden wird, die sich auf den öffentlichen Ländereien in ganzen Schwärmen niederlassen werden. Auf der andern Seite wird jedoch den Transvaalern in dem eventuellen reichen Zuströmen englischer Kapitalien für allerhand agriculturistische, industrielle und mercantile Unternehmungen, sowie durch den erhöhten Schutz gegen künftige Kaffernkriege für den Verlust ihres nationalen Staatswesens ein sehr werthvolles Aequivalent geboten.

Die Anglisirung von ganz Afrika, für welche die englisch-afrikanische Regierungspresse schon seit der Aneignung der Diamantenfelder so lebhaft schwärmte, ist durch die gemüthliche Verschluckung eines Landes von 5400 deutschen Quadratmeilen ihrer Realisation einen guten Schritt näher getreten.

Der Oranje-Freistaat, dieser letzte Rest eines teutonischen Staatsorganismus, ist nunmehr eine Enclave geworden, die rings von britischen Provinzen umschlossen und vom völkerverbindenden Meere absolut abgeschnitten ist. In dieser neuen Lage kann er unmöglich noch lange Zeit seine isolirte Existenz nach alter Art und Weise fortsetzen, und wird sich nach dem beliebten Conföderationsschema unter Verlust seiner Nationalflagge der britischen „Union of South Africa“ unterordnen müssen.*) — Das Vorschreiten im Norden, die schon vorbereitete formelle Annexion von Groß-Namaqualand, Damaraland, Batlapinia, von Secheli's, Sekhomo's und des ehemaligen Moselekatse's Reich wird nun nicht lange mehr auf sich warten lassen. Steht England dann erst am Zambesi, so wird nach diesem zunächst das schon jetzt von den englischen Zeitungen so sehr befürwortete und durch den „Sklavenhandel der Portugiesen“ und „die Schwäche der portugiesischen Regierung gegenüber ihren eigenen und den arabischen Sklavenhändlern“ so angemessen motivirte „Auskaufen Portugals“, und nach diesem die Umwandlung der Scheinherrschaft des Sultans von Zanzibar in eine directe englische Vasallenschaft baldigst folgen, sodaß wol schon binnen ein paar Jahrzehnten die Flagge des britischen Reiches vom Tafelberge bis zum

*) Uebrigens nicht alle Engländer schwärmen für dieses Project des Lord Carnarvon. So sprach z. B. Sir G. Campbell am 24. Juli 1877 im britischen Parlament lebhaft dagegen. Er warnte ernstlich vor der Constituirung dieser „großen südafrikanischen Conföderation“, weil dieselbe wegen des großen numerischen Uebergewichts der Bevölkerung holländischer Rasse zu einer wesentlich holländischen und antienglischen Staatenverbindung sich gestalten und dann (wie er sich malerisch ausdrückte) „einen Wendepunkt in der Weltgeschichte“ (!) herbeiführen würde! Ich halte diese Befürchtung des britischen Patrioten für sehr übertrieben. Denn wenngleich das englische Bevölkerungselement in der neuen Conföderation noch für einige Zeit in der Minorität sein wird, so wird doch dieses Verhältniß sich bald durch zuströmende britische Einwanderung ändern und außerdem sind die englischen Colonisten in Erziehung, Intelligenz und politischer Rührigkeit den holländischen Bauern entschieden überlegen und werden daher bei den Wahlen zum künftigen „afrikanischen Parlament“ wol schwerlich den kürzern ziehen!

Rothen Meere die ganze afrikanische Küste und dadurch auch einen guten Theil der dahinterliegenden Binnenländer souverän beherrschen dürfte! Und die einstige Besitzergreifung Aegyptens, woran England wegen des Suezkanals ein so handgreifliches Interesse hat (welches es im Herbst 1875 durch den massenhaften Ankauf von Kanalactien schon so praktisch bethätigt hat), wird dem Triumphzuge des britischen Löwen durch ganz Afrika die Krone aufsetzen.

„Ganz Afrika von Kapstadt bis Alexandria Englisch!!"

Fürwahr, ein großes Programm, für das man sich wol vom englischen Standpunkte aus begeistern darf!

Und wirklich, wenn nun einmal mein deutsches Vaterland absolut immer leer ausgehen soll und muß, so ist es mir persönlich ganz recht, wenn es dann wenigstens keine andere als die stammverwandte englische Nation ist, welche diesen reichen Welttheil mit allen seinen immensen Schätzen für sich ausschließlich in Beschlag zu nehmen sich anschickt. Ist sie ja doch recht eigentlich die Aristokratin unter den Nationen, und eine hohe Verwandte, auf die wir stolz sein und der wir wegen ihrer heroischen Eigenschaften, ihrer auf dem ganzen Erdballe documentirten rastlosen Activität und ihrer eisernen Energie unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen können. „Wäre ich kein Deutscher, so möchte ich wol ein Engländer oder Nordamerikaner sein!" Dieser Ausruf à la Alexander schwebt mir auf den Lippen, wenn ich das fabelhaft rasche Fortschreiten der angelsächsischen Rasse zur künftigen Weltherrschaft in seinem fortwährenden Sturmschritte beobachte!

Als Deutschem freilich war es mir schmerzlich, zu constatiren, daß unser bescheidenes, rücksichtsvolles Volk auch diesmal wieder vom reichen Gabentische der irdischen Herrlichkeiten abgedrängt worden ist und immer wieder von neuem nur auf seine zwar sehr ehrenhafte, aber doch dabei sehr uneinträgliche Schulmeister- und Bücherschreiberrolle beschränkt bleibt. Alle diese großen schönen überseeischen Welten — sie sind ja nicht da für uns arme Denker und Idealisten! Sie ansehen, uns ihres schönen Anblickes freuen, ja sogar sie zu unserer indi-

viduellen Bereicherung ausnützen, das dürfen wir freilich. Aber mit hoher Stirn unsere Nationalität hineintragen und derselben auch jenseit der Meere eine gebietende staatliche Stellung schaffen, mit Einem Worte: ein geachtetes Neudeutschland stiften — das dürfen wir nicht, das sind und bleiben für unsere teutonische, wie man gespottet hat nur zum Völkerdünger bestimmte Rasse verbotene Früchte! Nur dem englischen Bruderstamme sind Kinderfreuden bescheert; wir müssen mit dem Lose eines einsam stehenden alten Hagestolzen fürliebnehmen! Während die Engländer überall herrschen, wo sie hinkommen, und den Völkern ihre Gesetze und ihre Sprache vorschreiben, müssen unsere Kinder sich jenseit der Meere nur dienend fremden Staaten unterordnen und ihre Nationalität und Sprache demüthig darangeben. Kurz, die Engländer leben, als Nation, überall in der Welt als Patricier — uns Deutschen ist, wie so vielen andern schwächern und weicher organisirten Völkern, nur die Rolle der Plebejer übriggeblieben! Fort und fort müssen wir zusehen, wie unser so übermäßig reichlich zuwachsender Kindersegen alljährlich den engen vollgedrängten Raum des Vaterlandes, der nicht allen Brot bieten kann, verläßt und nach fremden Ländern abströmt, ohne daß bis zum heutigen Tage irgendwo jenseit der Meere die deutsche Nationalität es vermocht hätte, tiefe und kräftige Wurzeln zu schlagen und einen nationalen Staat zu begründen.

Seit im Jahre 1682 Pistorius von Frankfurt aus die erste Gesellschaft deutscher Auswanderer nach Pennsylvanien führte, hat sich die deutsche Emigration zu verschiedenen Zeiten nach beinahe allen Windrichtungen hin gerichtet. Wenn auch die Hauptmasse immer nach Nordamerika zog, um dort dem Vaterlande vollständig zu entfremden, so nahmen doch bedeutende Nebenströme auch nach andern Gegenden ihren Lauf: nach Ungarn, Polen, Ost- und Südrußland, dem Kaukasus, Rumänien, der Dobrudscha und Südspanien — nach Südbrasilien, Uruguay, Patagonien, Südchile, Peru und Venezuela — nach Algerien, Kaffrarien und Natal — nach Südaustralien und Neuseeland — ja sogar nach Lappland und Palästina! Und

doch wurde mit allen diesen Auswandererströmen nirgendwo ein nationales Ziel erreicht, und nirgendwo haben dieselben ein selbständiges nationales Staatswesen begründen können! Die deutsche Auswanderung bereicherte und kräftigte fortwährend nur andere Völker, während das unsere keinerlei Ersatz für die verlorenen volkswirthschaftlichen Kräfte erhielt.

An ein dauerndes Anhalten der augenblicklichen Herabminderung unserer Auswanderung ist nicht zu denken, infolge des fortwährenden Wachsthums unserer Volkszahl.

Nach den statistischen Daten des letzten halben Jahrzehnts spricht sich das gegenwärtige (freilich von Jahr zu Jahr wesentlichen Schwankungen unterworfene) Verhältniß der alljährlichen Bevölkerungszunahme verschiedener größerer Staaten in folgenden Durchschnittsziffern aus:

	Auf je 10000 Menschen Ueberzahl der Geburten über die Todesfälle	Also bei einer Gesammtbevölkerung von	Dies gibt einen jährlichen Volkszuwachs von durchschnittlich
in den Nordamerikanischen Freistaaten	280	(1877) 42,000000	1,176000
in Großbritannien	139	(1877) 33,805419	469895
in dem Deutschen Reiche	118*)	(1875) 42,730070	504214
in der Russischen Monarchie	75	(1878) 94,000000	705000
in Italien	63	(1876) 27,769475	174947
in Oesterreich-Ungarn	57	(1876) 37,350000	212895
in Frankreich	54	(1876) 36,905788	199291
in Spanien	25	(1870) 16,835506	42088

*) In den vier Jahren von 1871—75 betrug im Deutschen Reiche der Jahresüberschuß der Geborenen über die Gestorbenen:

	auf je 10000 Einwohner Geborene	Gestorbene	Ueberschuß	also Gesammtzunahme der Bevölkerung (ohne Berücksichtigung der Auswanderung)
1872	410	305	105	431305
1873	411	298	103	473824
1874	416	283	133	561044
1875	423	293	130	552019

Die Bevölkerung des Deutschen Reiches stieg in den vier Jahren von 1871—75 von 41,058792 auf 42,757812 Köpfe, diejenige der Provinzen, welche bis 1866 die preußische Monarchie bildeten, von 18,491220 im Jahre 1863 auf 21,183120 im Jahre 1875 (also in 12 Jahren eine Gesammtzunahme von durchschnittlich jährlich 1,20 Procent) und dies trotz der in manchen Provinzen sehr bedeutenden Auswanderung! In einzelnen Landstrichen sogar, wie im Königreich Sachsen, wuchs die Volkszahl jährlich um beinahe zwei Procent, was wol zu einem großen Theile der furchtbaren Zunahme der Proletarierbevölkerung in den großen Industriedistricten zu danken ist, die ihrer unglücklichen Disposition zu frühen Heirathen und überreichlicher Kinderproduction nicht die mindesten Schranken anlegt und daher im Interesse der Zukunft unsers Nationalwohlstandes ganz speciell durch eine organisirte Massenauswanderung regelmäßig verdünnt und gelüftet werden sollte.

So hat sich allein die Bevölkerung des 84⅚ deutsche Quadratmeilen umfassenden Regierungsbezirkes Zwickau von 584707 Köpfen im Jahre 1836 auf 1,032025 im Jahre 1875 vermehrt, also in 39 Jahren um 76½ Procent, und beträgt infolge dessen jetzt 12165 Menschen per Quadratmeile (1836 nur 6892!), in den Schönburg'schen Bezirken sogar 20865 Menschen per Quadratmeile — eine Bevölkerungsdichtigkeit, welche die durchschnittliche Bevölkerungsziffer gleicher Landdistricte in England, Belgien und Italien bedeutend übertrifft und nur auf der übervölkerten Insel Malta, im Ganges-Tieflande und in den östlichsten Provinzen Chinas noch überstiegen wird! Die in den 39 Jahren zugewachsenen 447318 Köpfe gehören aber leider zur ungeheuern Mehrzahl den vermögenslosen Volksklassen an!!

Wie wir ohne eine im größten Stile zu bewerkstelligende Auswanderung unsere fortwährend in so erschreckenden Dimensionen zunehmende Massenarmuth, unsern, namentlich in den großen Städten, in den erzgebirgischen, schlesischen und andern Fabrik- und Industriedistricten immer trauriger um sich greifenden Pauperismus niederhalten und los werden könnten, scheint mir fast eine absolute Unmöglichkeit. Dieses Schreck-

gespenst unserer Zukunft, die fortwährende Ueberfüllung unsers eng umgrenzten Vaterlandes mit zum Unglück geborenen Geschöpfen ist, wie schon oben erwähnt, das traurige Product der zu frühen und häufigen Heirathen unserer am Hungerknochen nagenden Proletarierbevölkerung. Infolge ihrer übermäßigen, durch keine Zurückhaltung beschränkten Kinderproduction vermehrt sich fortwährend die Zahl der Arbeiter in einem geometrischen Verhältnisse, während die Arbeitskapitalien und die Ernährungsmöglichkeit nur in einem arithmetischen zunehmen. Der Arbeitsmarkt wird dadurch immer überfüllt gehalten und von allen möglichen zufälligen Stockungen fortwährend abhängig gemacht, was einen niedrigen, zur Ernährung einer Familie vollständig ungenügenden Arbeitslohn und einen bei jeder politischen Störung sofort eintretenden Arbeitsmangel zur natürlichen Folge hat. Und aus dieser elenden und unsichern Lage unsers überfüllten Arbeiterstandes folgen dann selbstverständlich schlechte Ernährung, Körperschwäche und Siechthum, Laster und Krankheiten, frühzeitiges Sterben, Immoralität und Verbrechen; auch sichert ein solcher materieller und moralischer Sumpfboden den Giftpflanzen der socialistischen Wühlereien das üppigste Gedeihen, die ja von Jahr zu Jahr mehr in unserer deutschen Arbeiterbevölkerung Wurzel fassen (wie deutlich unsere letzten Reichstagswahlen bezeigen), unsern im Denken ungeübten Proletariern mit ihren chimärischen Hoffnungen die Köpfe verdrehen und auch uns mit künftigen Communeschrecknissen bedrohen. Das bedenkliche Umsichgreifen unserer socialistischen Bewegung wird um so gefährlicher, je mehr sie fortwährenden Zuwachs von intelligentern Elementen aus den gebildeten Ständen erhält, die infolge der allgemeinen schlechten wirthschaftlichen Lage immer zahlreicher ihre Reihen verstärken.

Schon im grauen Alterthume sahen fern blickende Denker diese Gefahren einer zukünftigen Uebervölkerung voraus. Plato wünschte eine Regulirung der Vermehrung der Bürger durch den Staat und eine Verhinderung von deren übermäßiger Zunahme; namentlich hielt er die Tödtung aller schwächlichen und kränklichen Kinder für geboten!! Aristoteles verlangte,

daß die Obrigkeit die Zahl der für eine Familie gestatteten Kinder feststellen und die Männer nicht vor dem 37., die Mädchen nicht vor dem 18. Jahre eine Ehe eingehen lassen sollte! Er meinte, Armuth, Verbrechen und Empörungen würden nothwendig daraus resultiren, wenn jeder Bürger so viele Kinder in die Welt setzen dürfte als ihm beliebte. Die bei den Chinesen übliche massenhafte Aussetzung oder Vernichtung von überzähligen Kindern, das Ertränken der neugeborenen Töchter in den großen Strömen — das fortwährende Verkaufen ihrer Töchter seitens der Bergvölker des Kaukasus — die allgemeine Sitte des Vorbeugens der Kinderproduction unter den Inselvölkern Oceaniens u. s. w. zeigen zwar, einen wie hohen Werth jene Völker auf eine im richtigen Verhältnisse zu ihrem Landesumfange bleibende, beschränkte Bevölkerungsziffer legen, können sich aber natürlich nicht unsern christlich-humanen Anschauungen zur Nachahmung empfehlen. Wir müssen daher nach andern Mitteln suchen, um die großen Gefahren der Uebervölkerung von uns abzuwenden.

Zunächst steigt gegenüber der immer fortschreitenden unverhältnißmäßigen Zunahme der Proletarierbevölkerung unserer Fabrikdistricte mit jedem Jahre die gebieterische Anforderung, den Erzeugnissen der deutschen Industrie durch auswärtigen Handel neue Märkte zu eröffnen. Leider hat sich in neuester Zeit das zweifellose Factum herausgestellt, daß die deutsche Arbeit nur noch schwer mit der englischen, französischen und amerikanischen concurriren kann. Es ist daher von doppelter Wichtigkeit, nach Mitteln zu suchen, um den verstopften Kanälen des deutschen Handelsabsatzes nach außen Luft zu machen. Und eins der besten Mittel würde ganz bestimmt die möglichste Centralisirung der deutschen Massenauswanderung nach eigenen neu zu begründenden Colonien sein!

Der Staat, oder die Gemeinden, oder vom Staate ins Leben zu rufende und zu begünstigende große Auswanderungsgesellschaften müßten eine Auswanderung in großem Maßstabe namentlich unserer ärmsten Bevölkerungsklassen in Gang zu bringen suchen, und dieselbe nach Gegenden dirigiren, wo die Bedingungen gegeben sind, daß sie für die Zukunft dort den

Grund zu neuen, nationaldeutschen Staatenbildungen legen könnten.

Nur eine in großem Maßstabe organisirte Auswanderung wird unsern übervölkerten und vom Pauperismus bedrohten Staaten eine wesentliche Erleichterung schaffen können, denn eine nur in gewöhnlichem Verhältnisse stattfindende Auswanderung ist, wie mit Recht bemerkt worden, als Heilmittel gegen Uebervölkerung und Arbeitsmangel nicht viel anders, als wenn man gegen eine lebensgefährliche Lungenentzündung ein kleines Schröpfköpfchen verordnen wollte.

Was eine richtig in Gang gebrachte Massenauswanderung in großen Verhältnissen leisten kann, zeigt glänzend das Beispiel Irlands, dessen zu einem großen Theile gänzlich verarmte Bevölkerung von 8,175000 Köpfen im Jahre 1841 auf 5,297732 im Jahre 1875 herabgemindert worden ist, und dies hauptsächlich durch Auswanderung! (Im Zusammenhange mit dieser Massenauswanderung sank die Zahl der brotlosen Armen in Irland

von	620700	im Jahre	1849
auf	209200	» »	1851
»	106300	» »	1854
»	45000	» »	1860

und ist erst neuerdings wieder auf 81000 gestiegen.)

Freilich kann niemand dem Staate zumuthen, die großen Kosten für die Expatriirung einer ganzen Bevölkerungsklasse zu tragen, d. h. den im Vaterlande zurückbleibenden Bürgern aufzubürden, wenn ihm daraus absolut keine Gegenleistung erwächst und wenn ihm die dafür vorgeschossenen Ausgaben nicht wenigstens in einer spätern Zeit zurückvergütet werden können. Da nun Staatscolonien, oder wenigstens unter dem Schutze und der Unterstützung des Staates stehende Privatcolonien eine solche Rückvergütung, zwar nicht sofort, aber doch später, nach einer Generation, sicher gewähren würden, so sollte sich unbedingt das Deutsche Reich die Möglichkeit der Anlegung von unmittelbaren oder mittelbaren Reichscolonien offen erhalten und jede günstige Gelegenheit benutzen, um sich die später benöthigten Territorien schon im voraus

zu sichern und nicht auch den letzten noch disponibeln Rest derselben ausschließlich fremden Völkern zu überlassen.

Noch liegen in Südamerika endlose menschenleere Territorien offen, die unserm Volke als Erbtheil zufallen könnten, wenn mit dem Ankaufe großer Landstrecken durch das Reich oder durch große, von demselben begünstigte und geschützte Colonisationsgesellschaften nun nicht länger mehr gezögert würde.

Die argentinische Republik, Uruguay, Paraguay, Bolivia und Patagonien — dieser ganze ungeheuere Flächenraum von 70000 Quadratmeilen, in dessen reichen, fruchtbaren Ländereien heute nur 5 Millionen Menschen von hauptsächlich romanischer und indianischer Rasse leben, könnten und sollten endlich zur Aufnahme eines anhaltenden und hinreichend starken deutschen Einwandererstromes verwendet werden, woraus sich dort allmählich ein Neudeutschland ganz von selbst begründen würde. Wenn nur die Auswanderung dahin erst einigermaßen in Fluß kommen könnte, so würde eine jährliche Einwanderung von 100—150000 Deutschen schon in 30—40 Jahren diese sämmtlichen Länder zu vorwiegend deutschen Staaten machen und dann bei der in neuen Ländern regelmäßig constatirten so großen Fruchtbarkeit der germanischen Ehen deren deutsche Bevölkerung sich ebenso rasch vervielfältigen wie die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die republikanische Staatsform begünstigt schon an und für sich mehr wie jede andere den allmählichen Uebergang eines Staates von einer Nationalität zu der andern, und die hispano-amerikanischen Republiken würden nach und nach ganz unmerklich sich zu germanischen Freistaaten umwandeln, indem in den einzelnen Districten, nach dem Verhältnisse, in dem sie sich überwiegend mit der neuen deutschen Bevölkerung anfüllen, mit fortschreitender Zeit die durch Volksstimme gewählten Beamten immer mehr dem deutschen Bevölkerungselement entnommen werden würden, bis zuletzt bei endlich eintretender allgemeiner Majorität der deutschen Einwohnerschaft auch der Präsident und die obersten Staatsbeamten aus derselben gewählt werden, die Armee und Polizei eine deutsche

und die deutsche Sprache zur Amtssprache des Staates erhoben werden würden.

Dieses günstige Verhältniß könnte schon heute erlangt sein, wenn der phlegmatische und paralysirte deutsche Bundestag die Macht und den Willen gehabt hätte, bereits vor 25 Jahren sich ein wenig mit der Frage der deutschen Massenauswanderung zu befassen und die möglichste Centralisirung derselben in seine Hand zu nehmen. Ein paar Millionen Deutsche könnten dann jetzt schon an dem königlichen La-Plata-Strome wohnen und dessen mächtige Wasserbahn heute zu einem „südamerikanischen Rhein", die Städte Montevideo und Buenos-Ayres zu prächtigen deutschen Kriegshäfen geworden sein! Und einmal nach dieser Seite hin abgelenkt (was namentlich zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges doch so leicht gewesen wäre!), würde der Hauptzweig des deutschen Auswanderungsstromes fortan diese Richtung beibehalten haben und mit jedem Jahrzehnt mächtiger angeschwollen sein.

Aber noch heute ist es nicht zu spät! Sagte nicht Fürst Bismarck im Reichstage das schlagende Wort: „Meine Herren! helfen Sie nur Deutschland erst in den Sattel! reiten wird es schon können!" Gleicherweise möchte auch ich ausrufen: Macht nur erst den ernstlichen Versuch und pflanzt in den fruchtbaren Boden Südamerikas einige junge gesunde Ableger der deutschen Eiche hinüber! Wurzel fassen werden sie schon! darüber seid ohne Sorgen, und dann werden sie wachsen und sich durch Samen fortwährend vervielfältigen; aus den kleinen Anfängen werden allmählich ganz von selbst kräftige volkreiche Colonien, und aus der Vereinigung der letztern in spätern Jahrzehnten eine Gruppe von Freistaaten hervorwachsen, welche letztern dann mit der Zeit sich zu den „Vereinigten deutschen Staaten von Südamerika" fortentwickeln würden, gerade wie in Nordamerika der heutige Riese der angelsächsischen Vereinigten Staaten auch nur erst allmählich aus solchen kleinen Anfängen emporgewachsen ist!

Der ungeheuere Vorzug Südamerikas vor Nordamerika besteht für die deutsche Massenauswanderung darin, daß infolge seiner größern Weichheit und geringern Widerstandsfähigkeit

das deutsche Element der großen angelsächsischen Majorität und dem härtern und energischern englischen Volkselement in Nordamerika fortwährend unterliegen und in ihm aufgehen wird, und also an die Gründung eines nationaldeutschen Staatswesens dort niemals mehr zu denken ist, während in Südamerika der deutsche Volkstypus dem spanisch-amerikanischen an Bildung, Kraft und Zähigkeit gerade so überlegen ist wie der angloamerikanische dem deutschen. Aus diesem Grunde ist eine Entnationalisirung der deutschen Colonien in Südamerika nie zu erwarten, solange nur einigermaßen ihr numerisches Bevölkerungsverhältniß ein respectirliches bleibt. Und außerdem würde der Anlage nationaldeutscher Colonien in Südamerika noch der gewaltige Vortheil zugute kommen, daß hier keine englische oder amerikanische Eifersucht und Concurrenzbefürchtung ihnen so bedeutende Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchen wird, wie dies allerdings wenigstens seitens Englands in Südafrika zu erwarten gewesen wäre, seit die Idee eines „britischen Afrika von Kapstadt bis zum Nil" in den Köpfen englischer Staatsmänner zur Reife gekommen ist.

Die Regierungen der südamerikanischen Freistaaten haben sich in letzter Zeit größtentheils sehr freundlich der deutschen Einwanderung gegenübergestellt. Namentlich Bolivia ist vorangegangen, indem es den Einwanderern funfzigjährige Steuerfreiheit und andere Vortheile zugesichert hat. Wie rasch bei Gewährung solcher Vortheile größere Ackerbaucolonien emporblühen können, das haben z. B. die deutschen Colonien an der Wolga und in Südrußland gezeigt. Dieselben wurden in ihren ersten Anfängen nun gerade vor 100 Jahren gegründet, erfreuten sich jedoch diese ganze Zeit über einer beinahe vollständigen Steuerfreiheit sowie auch der Militärfreiheit. Die Folge davon war ein so rasches Aufblühen derselben, daß sich ihre Bevölkerung heute durch innern Familienzuwachs (eine Folge der unter so günstigen Verhältnissen sehr allgemeinen frühen Heirathen und kinderreichen Ehen!) sich bereits auf 488480 Köpfe vermehrt hat (davon 263084 an der Wolga, 74975 in der Krim und 150421 in Bessarabien

und dem Gouvernement Cherson). Als in den Jahren 1873, 1874 und 1875 infolge anhaltender Misernten die große Hungersnoth im Gouvernement Samara wüthete, infolge deren die in der Nachbarschaft der deutschen Colonien wohnenden Nationalrussen wie Fliegen dahinstarben, hatten die deutschen Colonisten sämmtlich vollauf zu essen, da sie weislich ausgedehnte Kartoffelpflanzungen cultivirt hatten, die von der Calamität der Getreidefelder frei geblieben waren. Wenn trotz ihrer günstigen Lage heute ein Theil der deutschen Bauern an der Wolga an Auswanderung nach Brasilien denkt, so ist daran nur der Umstand schuld, daß ihnen die neue Militärpflicht nicht behagt, und überhaupt es ihnen nicht angenehm ist, daß ihnen das rasch vorschreitende russische Element in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft bald über den Kopf zu wachsen droht.

Sind nun auch diese deutschen Colonien in Rußland für das deutsche Mutterland ein vollständig verlorener Posten, so zeigen sie doch, wie fröhlich Ackerbaucolonien unter geeigneten Verhältnissen gedeihen können, wenn ihnen nur vernünftigerweise der Weg geebnet und ihrer Selbstentwickelung und ihrem natürlichen Wachsthumstriebe schädliche Störungen beseitigt werden. Ganz das gleiche günstige Resultat zeigt uns ja auch die große deutsche Farmerbevölkerung in den westlichen Staaten der Nordamerikanischen Union. Warum sollten denn in Südamerika deutsche Ackerbaucolonien weniger gut fortkommen als an der Wolga und in den nordamerikanischen Prairien? Alle Hauptbedingungen zum Aufblühen solcher Colonien sind ja in Südamerika in reicher Fülle gegeben! Der Boden ist größtentheils fruchtbar und geeignet zur Cultur der werthvollsten Naturproducte — das Klima ist gesund — ein prächtiges System von schiffbaren Flüssen erleichtert außerordentlich Verkehr, Handel und Industrie — derselbe Umstand stellt eine leichte Verbindung mit dem Meere her, woraus wieder einerseits eine mühelose Communication mit dem deutschen Mutterlande und andererseits die Ermöglichung eines directen deutschen Schutzes resultiren. Der spätern Expansion der Colonien nach Norden, Osten und Süden sind

kaum Grenzen gesetzt, und dieselben würden mit der Nachkommenschaft ihrer ersten Bevölkerung und dem fortwährenden neuen Zuflusse aus der Heimat allmählich den größten Theil von Südamerika überfluten, da ihren immer anschwellenden Massen die eingeborene, sich viel weniger rasch vervielfältigende Bevölkerung keinen dauernden Widerstand entgegensetzen könnte. Es würde sich jetzt für den Anfang nur darum handeln, den in den neuen Boden überpflanzten jungen Stämmen einige Jahrzehnte hindurch den directen Schutz des Mutterlandes zukommen zu lassen. Dieser Zweck könnte leicht durch abzuschließende Staatsverträge erreicht werden, deren treues Innehalten von seiten der betreffenden Regierungen dann durch an der Ostküste stationirte oder wenigstens zeitweilig hingesendete deutsche Kriegsschiffe leicht controlirt und eventuell in Nothfalle durchgesetzt werden könnte.*) Auf diese Weise würden den jungen Colonien in Südamerika dieselben Vortheile des staatlichen Schutzes gesichert, welche die deutschen Niederlassungen in Rußland durch die Gunst ihrer neuen Regierung, diejenigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die freiheitliche Organisation des ganzen Staatswesens so dauernd genossen haben.

Wer möchte daran zweifeln, daß unter solchen Verhältnissen dann die neuangelegten deutschen Colonien in Südamerika rasch und mächtig aufblühen würden und aus unserm

---

*) Die Unsicherheit für Leben und Eigenthum, die bis heute in den Staaten der Argentinischen Conföderation herrschte, ist daran schuld, daß die Einwanderung in den letzten Jahren nur eine sehr beschränkte gewesen ist. Es betrug in den Jahren

	die Einwanderung in die La-Plata-Staaten	die Auswanderung aus den La-Plata-Staaten nach andern südamerikanischen Staaten
1872	37073	9153
1873	76332	18236
1874	68277	21340
1875	24066	21578
1876	30965	13487
Summa	236713	83794

jedes Jahr sich mehr und mehr mit Proletariern überfüllenden Vaterlande fortdauernd Hunderttausende dieser immer gefährlicher werdenden und den socialistischen Weltumstürzlern so leicht zur Beute fallenden Armenbevölkerung aufnehmen könnten, zum Segen der zurückbleibenden Bevölkerung wie zur Gründung ihres eigenen Glückes!

Alle deutschen Gemeinden könnten regelmäßig ihren Armenzuwachs, sei es ganz auf Gemeindekosten, sei es mit Staatsunterstützung glücklich los werden und in die Colonien absenden, wenn durch große Colonisationsvereine nach Art der englischen eine Organisation ins Leben gerufen würde, welche den Gemeinden wie dem Staate, nach dem Princip der Ertheilung von Vorschüssen an die Auswandernden, eine spätere allmähliche Wiedererstattung der für den Ankauf der Ländereien und für den Transport und die erste Einrichtung der Auswanderer aufgelaufenen, allerdings beträchtlichen Unkosten ermöglichen würde.

Die Engländer verstehen die Organisation solcher, auf dem sogenannten Self supporting principle beruhenden Auswanderungsgesellschaften meisterhaft und wir brauchen daher nur einfach bei ihnen in die Schule zu gehen. Wir würden dann bei künftigen Unternehmungen wahrscheinlich die großen Fehler vermeiden, welche an dem Scheitern so vieler bisherigen deutschen Colonialprojecte schuld waren. Vor allem darf wol sicher erwartet werden, daß bei dem alljährlichen Stärkerwerden der deutschen Kriegsflotte und der ganzen unvergleichlich kräftigern Politik des neuen Deutschen Reiches künftigen deutschen Colonienanlagen der Schutz des Mutterlandes in ganz anderer Weise zugewendet werden wird, als es zur Zeit des flottenlosen Deutschen Bundes mit seinem ohnmächtigen und an Händen und Füßen gebundenen Bundestage der Fall sein konnte!

Nachdem die englische Auswanderung durch die intelligente und active Organisation von solchen großen Privatgesellschaften so sehr erleichtert und befördert worden ist, sollte diese letztere bei uns Nachahmung finden und würde für Deutschland sicher ähnliche günstige Resultate liefern. Schon John

Stuart Mill sagt in seinen berühmten 1848 erschienenen und seitdem sieben Auflagen erlebt habenden „Principles of political economy", daß eins der productivsten Geschäfte, die es gibt, die gemeinschaftliche Uebersiedelung von Kapitalien und Arbeitern nach einer jungen Colonie ist. Es muß schon sehr schlecht gewirthschaftet und gewaltig große Fehler müssen gemacht werden, wenn man nicht von der außerordentlichen Productivität eines solchen Unternehmens die Mittel gewinnen kann, um dessen anfängliche Kosten baldigst zu decken.

In den letzten 50 Jahren sind nicht weniger als 8,300000 Menschen aus Großbritannien ausgewandert, im Jahre 1872 allein 225000! Die größere Hälfte derselben wendete sich freilich den Vereinigten Staaten zu, und nur die kleinere den englischen Colonien. Ein ansehnlicher Theil der letztern bestand aus armen Arbeitern, die von den großen Auswanderungsgesellschaften unter Vorschuß der Reise- und Einrichtungskosten befördert wurden, zum großen Vortheile des Mutterlandes, der Colonien und ihrer Personen selbst. Einige der größern Auswanderungsgesellschaften, welche in so nützlicher Weise die überflüssigen Säfte des übervölkerten alten Landes nach neuen jungen und menschenbedürftigen Tochterländern ableiten, sind die folgenden:

Die „Londoner Gesellschaft zur Beförderung der Colonisation", die „Gesellschaft für Darlehen an auswandernde Familien" (Family colonisation loan Society), die „Gesellschaft für Frauenauswanderung", die „Gesellschaft für Auswanderung nach Canada", die „Allgemeine Auswanderungs- und Colonisationscompagnie", und eine Menge kleinerer, nur für bestimmte Colonien bestehender Gesellschaften.

Das Princip der meisten dieser Gesellschaften beruht auf einmaligem Vorschuß und allmählicher Wiedererstattung der Auswanderungskosten seitens der Emigrirten. Die Gesellschaft kauft zuerst zu möglichst billigen Preisen hinreichend große Territorien an, die sie dann den auswandernden Armen in einzelnen kleinen Abschnitten zur Bearbeitung übergibt. In einigen Jahren ist das für den Passagepreis und die ersten

Einrichtungskosten vorgeschossene Kapital vom Auswanderer abbezahlt und der Einkaufspreis des Landes durch den infolge der Bearbeitung stetig steigenden Werth desselben zurückerstattet.

Die Gesellschaften haben in allen großen Städten Großbritanniens ihre thätigen Agenten und tragen mächtig dazu bei, das Land fortdauernd und nachhaltig seines Ueberflusses an Proletariern zu entledigen, die beim Verbleiben und bei steter Vermehrung ihrer Familien vom Staate beschäftigt und unterstützt werden müßten und demselben zu Zeiten von Arbeitsstockung oder Revolution zur größten Gefahr gereichen würden. Vielen Hunderttausenden von besitzlosen Arbeitern haben diese für Canada, Neuschottland, Neubraunschweig, Australien und Neuseeland gebildeten Auswanderungsgesellschaften zu Grundbesitz verholfen und sie ihrem heimatlichen Elende entrissen, während andere Hunderttausende, Männer wie Frauen, durch dieselben als Dienstboten nach den Colonien unentgeltlich übergeführt worden sind, wo sie dann ihr gutes und reichliches Brot gefunden haben.

Nun wahrlich, bei uns thäte es auch noth, daß endlich ähnliche große, mit hinreichendem Kapitale ausgerüstete Gesellschaften gegründet würden, denen dann natürlich vom Reiche alle nur mögliche Unterstützung geleistet werden sollte. Ist gleich die Zeit vorüber, wo in Südamerika günstige Territorien in der Größe von europäischen Königreichen noch zu 1 Mark per Morgen gekauft werden konnten, so würde es immerhin für mit gehörigen Kapitalien versehene Compagnien auch jetzt noch thunlich sein, ohne zu große Ausgaben weite, fruchtbare Landstrecken an schiffbaren Flüssen zu erwerben, worauf mit der Zeit viele Hunderttausende von deutschen Proletariern angesiedelt werden und ihr Brot finden könnten. Es würde dann Luft werden in dem erstickenden Gedränge unserer Industriebezirke und der Armenviertel unserer großen Städte, wo infolge der stets zunehmenden Uebervölkerung und der immer häufiger auftretenden Arbeitsstockungen die Unzufriedenheit mit den staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen von Jahr zu Jahr wächst und die socialistische Revolution,

unaufhörlich geschürt durch erhitzte Köpfe und rücksichtslose fanatische Winkelblätter, immer drohender ihr Schlangenhaupt erhebt. Wenn der Staat durch Begünstigung solcher großen Auswanderungs- und Colonisationsgesellschaften allen den Gemeinden, die an Ueberfluß von Armen leiden, es ermöglichte und erleichterte, auf solche Art nach und nach von diesen krankhaften Parasiten unsers staatlichen und gesellschaftlichen Organismus befreit zu werden, so würde einerseits großen politischen Revolutionsgefahren der Zukunft wirksam vorgebeugt werden und andererseits der schöne Traum der Gründung eines neuen Deutschlands jenseit des Meeres allmählich sicher seiner Verwirklichung entgegenreifen. Denn aus den übergeführten, unzufriedenen und hungernden Proletariern würden drüben mit der Zeit gutgenährte, wohlbehäbige und zufriedene deutsche Bauern werden mit kinderreichen Familien; nach und nach würden sich immer dichtere und dichtere Schichten deutschen Volkselementes in jenen hispano-amerikanischen Republiken ablagern, denen zuletzt bei allmählich eintretendem numerischen Uebergewichte (und wahrscheinlich gezeitigt durch schrittweise in Gang kommenden Zufluß auch intelligenterer deutscher Elemente) auch die politische Herrschaft über dieselben naturgemäß zufallen würde.

Recapituliren wir also nach diesem noch einmal in kurzer Uebersicht die gebieterischen Gründe, die eine endliche Organisirung der deutschen Massenauswanderung und ihre Centralisirung nach eigenen deutschen Colonien nothwendig machen.

Der erste Hauptgrund ist die unaufhaltsam vorwärts schreitende Uebervölkerung des Deutschen Reiches. Die Mittel zur Ernährung halten mit der zunehmenden Bevölkerung nicht gleichen Schritt. Das Misverhältniß zwischen der Zahl der Besitzenden und der Besitzlosen steigt mit jedem Jahre. Das Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion wird immer mehr gestört, die Ernährungsmöglichkeit unsers Arbeiterstandes von allerhand zufälligen Einflüssen abhängig. Der Mangel an ausländischen Märkten für deutsche Arbeit wird immer fühlbarer, die Concurrenz mit englischer, amerikanischer, französischer Arbeit für uns immer schwieriger. Je mehr aber

unsere Bevölkerung wächst, desto weniger kann sie ihr Brot durch den heimischen Ackerbau allein finden, sondern muß sich der Industrie zuwenden. Werden nicht sowol für den alljährlichen so ungeheuern Bevölkerungszuwachs wie für die Ueberproduction der deutschen Arbeit regelmäßige weite Abzugskanäle geschaffen, so treiben wir mit Riesenschritten einer socialistischen Revolution entgegen, die dem Nationalwohlstande auf lange Zeit die tiefsten Wunden schlagen und blutige Aufstände und Bürgerkrieg durch ganz Deutschland verbreiten wird.

Um dem deutschen Staatsorganismus eine gesunde Blutcirculation zurückzuführen und die Auswanderung als Sicherheitsventil für alle die bösen Dämpfe und Gase wirken zu lassen, die den Mechanismus unserer Staaten mit Zersprengen bedrohen, müßten alljährlich wenigstens 200000, noch besser 300000 Menschen auswandern, denn unser Bevölkerungszuwachs beträgt ja jährlich eine halbe Million! Und zwar müßte die ungeheuere Mehrzahl dieser Auswanderer aus unsern Proletariern gebildet werden!

Die Kosten, um 100000 Menschen über das Meer zu führen und dort mit den ersten Einrichtungsgegenständen zu versehen, würden nicht unter 30 Millionen, die für 200000 nicht unter 60 Millionen Mark betragen, wozu dann noch die Kosten des Ankaufs der nöthigen Territorien kommen würden. Eine ungeheuer erscheinende Summe! Gewiß, aber sind nicht viel größere Summen für viel geringere Zwecke aufgeopfert worden? Handelt es sich denn hier nicht um einen Act der Selbstrettung, dem Vorbeugen blutiger Revolutionen, die uns in Zukunft mit mathematischer Sicherheit bevorstehen, wenn ihre Ursache, die unaufhaltsam fortschreitende Ueberfüllung unsers Landes mit Proletariern, nicht nachdrücklich eingeschränkt und vermindert wird? Werden diese Revolutionen und ihre Unterdrückung durch Bajonnete und Kartätschen nicht viel mehr Geld kosten als jetzt deren Vorbeugung? Und wäre denn das aufgewandte Kapital ein verlorenes? Nimmermehr, es wäre vielmehr eine der besten Kapitalanlagen von der Welt und nur ein Vorschuß seitens der

deutschen Nation an ihre auswandernden Kinder, der mit der Zeit die reichsten Zinsen tragen und den Nationalwohlstand des zurückbleibenden Theiles des deutschen Volkes durch die bleibende Verbindung mit seinen neuen Colonien, den sich bildenden deutschen Tochterstaaten, dauernd bereichern würde.

Der zweite Hauptgrund für die Centralisirung der deutschen Massenauswanderung nach eigenen Colonien ist die Wünschenswürdigkeit der Verbreitung der deutschen Nationalität.

Es überläuft mich immer ganz heiß, wenn ich Zeuge des namenlosen Stumpfsinns bin, womit so viele selbst der gelehrtesten Leute der bisherigen jammervollen, kopflosen Verzettelung und Zerstreuung der deutschen Auswanderer zusehen, gerade als müßte es so und könnte es gar nicht anders sein; wie es ihnen so vollständig gleichgültig ist, daß alle diese reichen Lebenselemente der Zukunft, diese Ströme lebendigen deutschen Menschenblutes, immer und immer nur dem Riesenmagen eines fremden Staatsorganismus zuströmen und dessen Nationalvermögen und Nationalkraft alljährlich so immens bereichern!

Was soll ich dazu sagen, wenn ich z. B. in dem im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig neu erschienenen Meyer'schen „Conversations-Lexikon" in Band 10 (von 1877) unter dem Artikel „Colonien" (S. 157) lese, wie folgt:

„Die Machtentfaltung des Deutschen Reiches seit 1866 gestattete ihm endlich die Begründung einer imponirenden Seemacht, und seitdem sind patriotische Wünsche vielfach laut geworden, welche nun auch die Begründung deutscher Colonien fordern. Diese Wünsche müssen als anachronistisch und träumerisch mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden. Seitdem die colonisirenden Staaten gezwungen wurden, ihre Colonien freier zu stellen, seitdem uns der Handelsverkehr mit fremden Colonien offen steht, wie dem Mutterlande derselben, sind die volkswirthschaftlichen Nachtheile beseitigt, unter denen wir litten, als wir von dem Verkehr mit der Neuen Welt ausgeschlossen waren.

Andererseits würde die Verwaltung, Bewahrung und Beschützung von Colonien einen Kraftaufwand erfordern, welchem ein entsprechender Vortheil nicht gegenübersteht. Selbst die Begründung einer Flottenstation, für welche man vielfach die Insel Formosa vorgeschlagen hat, ist als kostspielig zu widerrathen. Die Aufgabe jedes Staates und so auch des Deutschen Reiches ist, seine innern Verhältnisse möglichst befriedigend zu ordnen. Außerhalb unserer Grenzen wollen wir nichts suchen als Frieden und einen möglichst ungehemmten Verkehr."

Wo bleibt bei allen den philiströsen Reflexionen dieses weisen Salomo der patriotische Standpunkt? Ist es denn so ganz einerlei, ob unser nationaldeutsches Volkselement gegenüber dem unaufhaltsamen Wachsthum der fort und fort um sich greifenden und allmählich die ganze Welt mit eisernen Armen umspannenden angelsächsischen und russischen Nationen immer nur auf derselben Stufe der Vergangenheit stehen bleibt? Kann und wird denn unser Deutsches Reich in ungeschwächtem Maße seine Macht und seine Geltung in der Welt behalten, wenn die Angelsachsen und Russen ohne Aufhören ihre Volkszahl verdoppeln und verdoppeln, während die Zahl der Unterthanen des Deutschen Reiches, des engen Raumes wegen, worin sie heute eingepfercht und eingestopft sind, nie einer annähernd gleichbedeutenden Zunahme fähig ist, da Massenauswanderung das fortwährend zuwachsende Zuviel der deutschen Bevölkerung continuirlich nach nichtdeutschen Ländern abführen wird?

Immer haben solche principielle Gegner deutscher Colonien in kurzsichtigster Weise nur das persönliche Gedeihen der Individuen im Auge, niemals die Stellung der deutschen Nation als ebenbürtiger Schwester unter den übrigen Nationen! Könnte und sollte das deutsche Volk nicht ebenso eine weit gebietende und über endlose Territorien herrschende Königin unter den Nationen sein wie die englische, die amerikanische, die russische?

Was würde heute unser teutonisches Brudervolk, das holländische, sein, wenn es zwei Jahrhunderte lang eine

politische Macht wie das heutige Deutschland mit seinen 43 Millionen Menschen hinter sich gehabt hätte? Trotz ihrer ärmlichen Volkszahl von nur ein paar Millionen besaßen die Holländer einst den heutigen Staat Neuyork, ganz Guyana, Brasilien, einen Theil Ostindiens und die Insel Ceylon, den ganzen Ostindischen und einen Theil des Westindischen Archipels, Neuholland, Vandiemensland und Neuseeland, Südafrika, Mauritius und viele Inseln in den Oceanen, ja sogar im Eismeere auf Spitzbergen und Nowaja-Semlja gründeten sie periodische Niederlassungen! Der Mangel einer gehörigen Bevölkerungszahl, um alle diese Colonien hinreichend mit holländischen Colonisten versehen und vertheidigen zu können, hatte zur Folge, daß dieselben nach und nach größtentheils in fremde Hände fielen. Dieser niederdeutsche Volksstamm, der eine Zeit lang der ebenbürtige Nebenbuhler Britanniens um die Herrschaft der Meere war und dessen kühne Admirale die Themse hinaufsegelten und Chatham verbrannten, konnte seine große politische Rolle hauptsächlich deshalb nicht fortspielen, weil ihm die enge Verbindung mit seiner Mutter, dem Deutschen Reiche, fehlte und auch dieses noch überdies zu jenen Zeiten sich in einer so traurigen Verfassung und Zerrissenheit befand.

Aber die kurze Geschichte seiner überseeischen Colonien und Eroberungen (von deren einst so ungeheuerm Umfange ihm ja auch heute noch ein Colonialreich von 22 Millionen Unterthanen übriggeblieben ist) zeigt hinreichend, wie ebenbürtig das teutonische Element dem angelsächsischen ist und daß ebenso leicht aus *deutschen* Elementen ein Weltreich hätte zusammengeschmiedet werden können als wie aus angelsächsischen und slawisch-russischen. Statt daß die deutsche Nation ihre Kinder immer nur als *dienende* Elemente fremden Staaten zusendet und die letztern dadurch fortdauernd reicher und mächtiger macht, *würde es denn nicht besser und vernünftiger sein, endlich einmal den Grund zu einer überseeischen deutschen Herren-Nation zu legen*, die auf der südlichen Halbkugel deutschen Ruhm und Ehre fortpflanzen und von der schmählichen und schändlichen Entnationalisirung befreit bleiben würde, der alle bisher ausgewanderten deutschen

Volkselemente rettungslos verfielen? Wäre es nicht patriotisch, danach zu streben, daß die Kinder, welche der mächtige Stamm des deutschen Volkes gleich dem englischen niemals unterlassen wird, zahlreicher wie irgendeine andere europäische Nation in die Welt zu setzen, in Zukunft nicht mehr gezwungen würden, in nothwendiger Massenemigration immer nur fremden Staaten dienend zuzuwandern, den ehrbaren deutschen Namen zu wechseln und sich einer fremden Nationalität, fremden Sprachen und Sitten unterzuordnen?

Die drei Mächte, welche die Kraft und die Lust in sich fühlen, untereinander den Erdball zu vertheilen, die Briten, Nordamerikaner und Russen glauben jede an einen ihr von der Natur zugewiesenen, handgreiflichen und offenbaren historischen Beruf, für den die Angelsachsen das sehr passende Wort „Manifest destiny“ ersonnen haben. So schwärmt der Brite jetzt, ungeachtet seines schon so kolossalen Weltreiches mit seinen 284 Millionen Unterthanen, daneben immer noch für ein „Afrika englisch vom Tafelberg bis zum Nil!“ — der Yankee für ein „Ganz Amerika vereinigt unter dem glorreichen Sternenbanner!“ — der Russe für ein „Slawisch-russisches Weltreich vom Eismeere bis zum Persischen Meerbusen und vom Bosporus bis zum japanischen Meere“! Wäre es denn nicht schöner, stolzer und würdiger, wenn auch der bisher immer phlegmatisch im Winkel gestandene und blöde dem reichen Gabentische der Welt fern gebliebene Deutsche endlich einmal sich einen ähnlichen respectirlichen Zukunftsplan ausdächte, der seinen derben Fäusten und seinem Können angemessen wäre? Wenn er z. B. das stolze Programm auf seine Fahne schriebe: „Nordamerika gehört den Angelsachsen, Südamerika soll uns gehören! Ueber ganz Südamerika, von den Zuflüssen des obern Marañon bis zum Kap Horn, von den Cordilleren bis zum Atlantischen Ocean soll binnen einem halben Jahrhundert die deutsche Flagge wehen!“

Unsere großartigen Erfolge in den Jahren 1870 und 1871, berechtigen sie uns denn nicht, die alte bescheidene, schüchterne

und bedientenhafte Rolle endlich einmal gründlich beiseitezu-legen, uns kühn und stolz unter die drei Bewerber um die künftige Weltherrschaft zu mischen und auch unserm, von seiner jahrhundertelangen Flügellahmheit endlich geheilten Reichsadler nunmehr am Himmel ein Ziel seines „Manifest destiny“ zuzuweisen, nach dem er seinen Siegesflug zu richten hätte? Oder soll der endlich zum Bewußtsein seiner Kraft erwachte deutsche Aar fortfahren, seine Zeit immer nur damit zu vergeuden, lüsterne Feinde von seinem engen Käfige wegzubeißen?

Noch wäre es nicht zu spät, mit der Uebernahme einer solchen neuen, der Kraft und den Bedürfnissen unserer Nation entsprechenden politischen Rolle den Anfang zu machen, wenn dem deutschen Volke der einzige noch disponible und offene Welttheil: das reiche und herrliche Südamerika erschlossen würde! Ziemlich indifferent wäre es dabei für das deutsche Volk im großen und ganzen, ob die gegenwärtigen isolirten Staatenbildungen in Südamerika noch lange Zeit formell erhalten bleiben würden. Es würde sich hauptsächlich nur darum handeln, diesen heutzutage vorwiegend hispanischen und lusitanischen Staatsorganismen allmählich deutsches Blut zu infiltriren, und zwar stetig und so lange andauernd, bis nach und nach das deutsche Volkselement vollständig in der Majorität sein und die spanischen und portugiesischen Elemente dann sicher ebenso vortrefflich verdauen und assimiliren würde, wie die angelsächsische Nationalität mit der Zeit alle übrigen Stammestypen in Nordamerika in sich aufgenommen und „amerikanisirt“ hat. Also eine friedliche allmähliche Teutonisirung der südamerikanischen Staaten durch continuirliche und ununterbrochene deutsche Masseneinwanderung, die sich zunächst in dem großen Flußgebiete des La-Plata ansammeln und ausbreiten müßte und dann mit der Zeit schon von selbst weiter schreiten würde!

Die eingeborene Bevölkerung spanischer und portugiesischer Rasse könnte sich ruhig eine solche deutsche Masseneinwanderung gefallen lassen, da ihre productenreichen Länder sich ungleich rascher entwickeln und im Nationalreichthum, in Cultur und

Wohlstand außerordentlich vorwärts schreiten würden, wenn ihnen ein stetiger Zufluß energischer europäischer Culturelemente gesichert würde. Denn die südamerikanischen Staaten haben ja das gemein mit den Boerdistricten von Südafrika, daß für sie alle Zuströmung nationaler Volkselemente aus ihren ehemaligen Mutterländern schon seit langer Zeit aufgehört hat und sie für die Zunahme ihrer Bevölkerung nur auf die eigene innere Vermehrungskraft angewiesen sind, die aber für sich allein nicht ausreichend ist, um den großen Welttheil, den sie bewohnen, noch zum Nutzen der jetzt lebenden Generation der Cultur zu eröffnen.

Da aber von selbst und aus eigenem Impulse der deutsche Auswanderungsstrom nicht von seiner bisherigen Richtung nach Nordamerika abweichen wird, aus den Gründen, die ich auf Seite 357 (Kapitel XXVI) angegeben, so ist eine solche Ablenkung und Concentrirung unserer Emigration nach der südlichen Halbkugel nur dann thunlich und ausführbar, wenn die Regierung des Deutschen Reiches die Initiative ergreift, um zunächst durch Abschluß von Verträgen mit den südamerikanischen Republiken, durch Inslebenrufen und Begünstigung von großen Colonisationsvereinen, durch Erleichterung des Ankaufes von hinreichenden Territorien mittels Staatsvorschüssen und durch energischen Schutz seitens der jederzeit zur Intervention schlagfertig bereit zu haltenden deutschen Kriegsflotte unsern Auswanderern dort in Südamerika wenigstens dieselben persönlichen Vortheile zu eröffnen und dieselben individuellen Verlockungen vor Augen zu halten, welche ihnen jetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika so anziehend machen.

Denn von der bloßen Privatinitiative ist in Deutschland wenig zu hoffen! Infolge von jahrhundertelanger staatlicher Bevormundung und Mangel an Selfgovernment ist das große deutsche Publikum in die Gewohnheit einer phlegmatischen Passivität versunken, die, wo es sich um große nationale Unternehmungen handelt, auf das grellste von der fieberhaften Unternehmungslust und Selbsthülfepolitik der Angelsachsen absticht und immer erst auf den Impuls und die Initiative

der Staatsregierung zu warten liebt. Würde aber diese letztere vorangehen und das große Werk anfänglich vorbereitend in ihre Hand nehmen, so würde die schläfrige große Masse bald Feuer fangen und sich allmählich für die Gründung deutscher Arbeitercolonien passioniren.

Die einzigen Plätze in Deutschland, wo man unter der Gesammtheit der Bürger echt angelsächsischen Unternehmungssinn und Initiative findet, dürften wol die Hansestädte, namentlich Hamburg, sein. Ich bin überzeugt, wenn die großen hamburger und bremer Kaufherren und Geldmänner sich für Unternehmungen in der besprochenen Richtung eines unbedingten und zweifellosen kräftigen Schutzes seitens der Regierung des Deutschen Reiches versichert halten dürften, so würde ihre Unternehmungslust und Energie sehr rasch die Bildung von Auswanderungs- und Colonisationsgesellschaften in die Hand nehmen und dieselben mit der bekannten Solidität und Vorsicht, und mit der unbeugsamen Ausdauer durchführen, welche alle hamburger und bremer Unternehmungen auszuzeichnen pflegen und die namentlich in Ostasien, Australien, Südafrika, Nord- und Südamerika den hanseatischen Kaufleuten ein solches gediegenes Renommée eingebracht haben.

Es werde also nur erst der Anfang einer Colonisation in größerm Stile gemacht! Der Erfolg wird alle Erwartungen übertreffen und in wenigen Jahrzehnten werden die neuen deutschen Colonien in Südamerika eine ungeahnte Bedeutung erlangen! Schon die kleinen Anfänge, die bisher in Südbrasilien und Südchile mit deutscher Colonisation gemacht worden sind, lassen für größere Versuche die allergünstigsten Resultate hoffen.

Mit der Aussprache dieser Hoffnungen schließe ich mein Buch. Wird es Leser geben, die es mir vorwerfen, daß ich einem Werke, welches bestimmt war, ein Bild von afrikanischem Leben und Treiben zu liefern, ein so umfangreiches Kapitel über „Colonisation in Südamerika“ einverleibt habe? Wäre dies der Fall, nun so mögen sie es einem gekränkten und erregten patriotischen Gefühle zugute halten, das jetzt infolge der neuesten südafrikanischen Ereignisse in mir

wieder recht zum Ausbruche kam und von dem ich daher gerade nothwendig an diesem Platze reden mußte.

Ich habe schon zu oft im Auslande, namentlich vor dem Jahre 1870 im Elsaß und gleicherweise bei meinem zweimaligen Aufenthalte in Nordamerika, den widerwärtigen Eindruck empfangen, daß von den dortigen höhern gesellschaftlichen Klassen das deutsche Volkselement als ein unaristokratisches und nicht gentlemanisches — geradeheraus gesagt: als ein nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen geborenes, plebejisches Element betrachtet und entschieden gemisachtet und über die Achseln angesehen wurde. Ich will diese Wahrnehmung durch ein kleines unscheinbares, aber charakteristisches Erlebniß illustriren.

Ich verlebte im Jahre 1869 einige Wochen in Baltimore in der Gesellschaft eines sehr vornehm thuenden, der jeunesse dorée der hohen amerikanischen Cirkel angehörenden „Gouverneurssohnes". Er hielt mich sonderbarerweise für einen Spanier, trotz meines sehr wenig spanisch klingenden Namens, weil er mich nämlich auf einem von der cubanischen Emigration in Neuyork gegebenen Balle kennen gelernt und mich dort mit ein paar jungen creolischen Damen spanisch sprechen gehört hatte; auch im übrigen mochten ihm wol meine brünette Physiognomie und mein langer schwarzer Vollbart im Glauben an meine spanische Nationalität festhalten, und überdies hatte ich seitdem eine besondere Gelegenheit weder gehabt noch gesucht, um ihn über mein Geburtsland aufzuklären. Als ich ihn nun eines Tages als guten Kenner der Stadt Baltimore um Rath fragte, ob er mir wol anempföhle, einen gewissen Ball zu besuchen, der in den Zeitungen für diesen Abend glänzend annoncirt war, rieth er mir davon ab mit den Worten: „Don't go, for heaven's sake, you will find a most inferior company, nothing as Germans and Irish!" („Gehen Sie ja beileibe nicht dahin, Sie werden eine höchst plebejische Gesellschaft dort finden, nichts als Deutsche und Irländer!")

Das Blut schoß mir in den Kopf und ich fühlte einen starken Impuls, dem ungenirten Gelbschnabel einen handgreiflichen Beweis meiner Indignation zu geben. Doch in dem-

selben Augenblicke kam mir die ihn entschuldigende Reflexion, daß er jedenfalls ohne allen bösen Willen nur ganz unwillkürlich einem allgemeinen den Yankees innewohnenden Gefühle Ausdruck gegeben hatte, daß nämlich ihre Nationalität eine viel vornehmere, civilisirtere und fortgeschrittenere sei als die deutsche. Und wer könnte ihnen das verargen, wenn man sieht, in wie ekelhafter Weise drüben so viele früher eingewanderte Deutsche aus den ungebildeten Ständen, sobald sie erst wohlhabend und hinreichend „amerikanisirt" worden sind, dann ihr deutsches Wesen und ihren deutschen Ursprung geflissentlich verleugnen und sich seiner schämen, mit Vorliebe nur englisch sprechen, ihre Namen anglisiren (z. B. aus Schmidt Smith, aus Schneider Snider, aus Oswald O'Swald machen) und überhaupt bei jeder Gelegenheit nur als Vollblut-Yankees zu erscheinen suchen!

Kam dieses Gefühl seiner Inferiorität, seines geringern gesellschaftlichen Werthes (das nun hoffentlich seit den Jahren 1870 und 1871 immer mehr und mehr im Verschwinden begriffen ist) dem Deutschen niedern Schlages nicht sehr natürlich aus dem Anschauen der Bedientenrolle, die er das deutsche Element überall in Nordamerika einnehmen sah? Eine Nation, deren Gliedern zur Emigration nur Länder offen stehen, wo sie sich ausnahmslos fremden Gesetzen, fremden Sitten und fremder Sprache unterwerfen müssen, muß es sich gefallen lassen, wenn ihre ausgewanderten Kinder dann drüben keinen besondern patriotischen Stolz und nationales Selbstgefühl offenbaren und demüthig ihren Nacken der neuen superioren Nationalität beugen. Etwas anders würde es freilich werden, wenn die deutschen Auswanderer in den neuen Ländern, denen sie sich zuwenden, eine Herren-Nation bleiben könnten, wenn sie nicht mehr genöthigt sein würden, die deutsche Sprache aufzugeben und sich in fremde Sitten und Gebräuche zu schicken, unter fremden Fahnen Kriegs- und Flottendienste zu nehmen und ihr Recht in fremder Sprache durch nichtdeutsche Advocaten vertheidigen zu lassen!

Möchten doch die hier ausgesprochenen Gedanken und Vorschläge im großen deutschen Publikum Widerhall finden und

ernste Vaterlandsfreunde sich zusammenthun, um endlich die Lösung einer der wichtigsten vaterländischen Fragen unserer Zeitperiode in die Hand zu nehmen: die Organisation und Centralisirung der deutschen Massenauswanderung, die Ableitung des alljährlich staatsgefährlicher werdenden Ueberflusses unsers Proletariats nach Ländern, wo es zu einer glücklichen menschenwürdigen Existenz gelangen würde, und die Grundlegung für neue deutsche Tochterstaaten jenseit des Meeres, die dem deutschen Volkselement für alle Zeiten eine ebenbürtige Stellung neben dem angelsächsischen und slawisch-russischen sichern und bewahren würden. Wir brauchten dann für die Zukunft kein solches immenses numerisches Uebergewicht dieser beiden letztern Volksrassen mehr zu befürchten; würde baldigst der Grund zu einem neuen Deutschland auf der südlichen Halbkugel gelegt, so würde nach hundert Jahren die deutsch redende Bevölkerung des Erdballes eben auch wenigstens ihre 150 Millionen betragen (bei der in den Colonien ungleich raschern Volksvermehrung aber wahrscheinlich noch viel, viel mehr!!) und dann also derjenigen des russischen Reiches, bei gleichem beiderseitigen Zuwachse, ziemlich gleichkommen, oder dieselbe gar übertreffen, während sie etwa ein Sechstheil der nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung bis dahin verzehnfachten angelsächsischen Bevölkerungen ausmachen würde. Bleibt's aber beim alten, so wird das deutsche Volk von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der politischen Wagschale leichter werden, in dem umgekehrten Verhältnisse, als die slawisch-russische und die angelsächsischen Bevölkerungen fortwährend an numerischem Uebergewicht und daher auch an politischer Bedeutung zunehmen. Würde ein solches allmähliches nothwendiges Herabsteigen unsers Vaterlandes von seiner jetzigen Größe den Hoffnungen entsprechen, welche die politische Wiederauferstehung unsers Deutschen Reiches im Jahre 1871 in den Herzen unserer Patrioten erregt hat?

Anhang.

I.

Nachträgliche Bemerkungen zu Seite 290.

Allerdings hat vor dem Anfang der Verbrennungs- und Verbrühungsexperimente eine Narkotisirung jedes Hundes stattgefunden. Jedoch hat Dr. Wertheim den hiernach über den ganzen Körper mit den schmerzvollsten Brandwunden bedeckten Hunden nach ihrem Wiedererwachen aus der Narkose nicht die Wohlthat erwiesen, sie zu tödten, sodaß der Tod bei einigen davon erst fünf Tage nach der Verbrennung erfolgte!!

Neben der auf S. 288 erwähnten „Society for protection of Animals liable to Vivisection“ hat sich in London noch eine zweite Gesellschaft zum Zwecke der gänzlichen Unterdrückung der Vivisection gebildet, die „Society for the total abolition and utter suppression of Vivisection (Hon. Secr. George R. Jesse, Henbury, Macclesfield, Cheshire). Beide Gesellschaften werden (jede für sich) dem Parlament noch in dieser Session zwei von den ersten und angesehensten Namen Großbritanniens unterzeichnete Petitionen gegen die Vivisection überreichen (die Petitionen von Mr. Holt und von Mr. Ashley). Außer diesen beiden speciell gegen die Vivisection gerichteten Gesellschaften wirkt noch in derselben Richtung die große „Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals“ (105 Jermin Street, S.W., London, Secr. John Colam). Da diese drei Gesellschaften glücklicherweise durch die rege persönliche Theilnahme Ihrer Majestät

der Königin und der sämmtlichen Spitzen der Aristokratie, der Gentry und der Geistlichkeit Großbritanniens energisch unterstützt werden, so ist wol zu hoffen, daß es ihren vereinten Anstrengungen endlich gelingen möchte, den Altar der Wissenschaft von dem schrecklichen Apparat von Folter- und Marterwerkzeugen und von den alltäglich so massenhaft darauf vergossenen Blutströmen gequälter Opferthiere zu befreien und zu reinigen, welche herzlose und gefühlsstumpfe Fanatiker der Wissenschaft als so unumgänglich nothwendig zu bezeichnen nicht müde werden, trotz der so zahlreichen Stimmen dagegen aus den Reihen ihrer eigenen Fachgenossen. In England wurde neuerdings wenigstens so viel erreicht, daß keine Hunde, Katzen, Pferde, Esel und Maulthiere mehr zur Vivisection verwendet werden dürfen. Wer aus physiologischen Handbüchern die grauenvollen, unsaglich grausamen und oft tage- und wochenlang fortgesetzten Martern kennt, zu welchen wissensdurstige Experimental-Physiologen mit Vorliebe gerade das empfindsamste und dem Menschen treueste und anhänglichste Thier: den mit so hochentwickeltem Gehirn und so menschenähnlichen Seelenkräften begabten **Hund** auswählen und ihn dadurch langsam zu Tode zu quälen völlig unbedenklich und ganz in der Ordnung finden — blos deshalb, weil derselbe das am billigsten zu beschaffende unter den warmblütigen Thieren ist — der wird mit mir darin übereinstimmen, daß solcher plebejen Roheit von Dienern der Wissenschaft, die ethischen und moralischen Rücksichten durchaus nicht die geringsten Opfer bringen wollen, von seiten des die öffentliche Moral vertretenden Staates unbedingt engere Grenzen gezogen werden sollten. Eine Petition an den Deutschen Reichstag, unter Zugrundelage der neuen englischen Vivisectionsgesetze und der Petitionen der englischen Thierschutzvereine wäre wahrlich viel nothwendiger und wichtiger wie so viele andere Petitionen, mit denen unser Reichstag behelligt zu werden pflegt. **Eine Agitation in dieser Richtung wäre allen deutschen Thierschutzvereinen auf das dringendste anzuempfehlen.** Namentlich müßte **für die ganze Dauer** der vivisectorischen Operationen die **vollständige** Anästhesirung (Narkotisirung) der Opferthiere **obligatorisch** gemacht, die Anwendung bloßer Lähmungsmittel wie Curare streng verboten und müßten auch die Thiere unbedingt noch vor dem Erwachen aus der Betäubung getödtet, nicht aber nachher noch zu neuen Versuchen und Qualen

aufgehoben werden. Ebenso wären sämmtlichen Studenten und Schülern alle und jedwede vivisectorische Manipulationen und Uebungen absolut zu untersagen und die an großen medicinischen Schulen üblichen Preisaufgaben für physiologische Experimentaluntersuchungen in Zukunft einzustellen, auch dürften weder zur Demonstration beim Unterrichte noch zur Erlangung manueller Geschicklichkeit Vivisectionen vorgenommen werden.

Von der „Gewissenhaftigkeit" der Vivisectoren, auf die sich ein Kämpfer für Vivisection, Dr. Hermann in Zürich, beruft, darf man nur sehr wenig erwarten. Wie können denn Männer, deren Alltagsbeschäftigung am Vivisectionstische darin besteht, in den Eingeweiden geknebelter und winselnder (nur in der Hälfte der Fälle narkotisirter) Thiere herumzuwühlen, sich so viel weiches Gefühl bewahren, daß sie noch Mitleid mit den gefolterten Thieren empfinden? Professor Klein aus Wien bekannte ganz ungenirt vor der Londoner Königlichen Commission, daß ein physiologischer Forscher weder Zeit noch Lust haben könne, um sich um die Schmerzempfindungen der von ihm zu Tode gemarterten Thiere im mindesten zu bekümmern. Es kann also wahrlich nicht in Erstaunen setzen, wenn von solchen, ausschließlich nur von unersättlichem Wissensdurste, vom Drange nach „Wissen um jeden Preis" erfüllten Männern jedes Mitleid zarter organisirter Seelen als eine „weichliche Gefühlsverschwommenheit" bezeichnet wird! (Vgl. das charakteristische Gutachten der züricher medicinischen Facultät über Vivisection vom 10. November 1876, das zugleich in seinem harmlosen Vergleiche der so lang dahingezogenen und zu einem grauenhaften Tode führenden Qualen der Vivisection mit denen der so kurz vorübergehenden Castration der Hausthiere einzig dasteht.) Ein kurzes Durchblättern des 6551 Paragraphen enthaltenden Reports der Königlichen Englischen Vivisections-Commission von 1876 und der darin veröffentlichten reichhaltigen „Evidence" der großen Thierschutzgesellschaften genügt, um die „Gewissenhaftigkeit" gewisser physiologischer Forscher in das gebührende Licht zu stellen. Der „berühmte" pariser Professor Magendie nagelte ein feines nervöses Wachtelhündchen, das er erstanden, mit seinen vier Pfoten und seinen langen seidenweichen Ohren an den Tisch, nur um so seinen Studenten in ungestörterer Weise das kunstgerechte Ausschneiden der Augen, das Aufsägen des Hirnschädels, das Bloßlegen verschiedener Nervenbündel und innerer Organe vorführen zu können.

Und dann hob er das arme, nicht narkotisirte und immer noch lebende, verstümmelte Thierchen noch für die Experimente des nächsten Tages auf!! Derselbe Magendie schnitt einem lebendigen Hunde den Magen aus und befestigte an dessen Stelle eine Blase, und beobachtete nach diesem eine Woche lang die weitern „interessanten und spannenden" physiologischen Vorgänge in dem langsam absterbenden Thiere! In der Thierarzneischule zu Alfort in Frankreich werden zur Erlangung manueller Geschicklichkeit der Studirenden an ein und demselben Pferde im Laufe eines oder mehrerer Tage mitunter bis 64 der schmerzvollsten Versuche ausgeführt, worunter sich die quälendsten Manipulationen befinden, wie z. B. Durchbohrung der Stirnhöhlen, Amputation einzelner Glieder, Durchstechung der Augen, Brennen verschiedener Körpertheile, Abreißen der Hufe u. s. w. Eine kleine, im Dienste des Menschen erschöpfte Fuchsstute hatte, wie Dr. Murdoch berichtet, unglücklicherweise die zahlreichen Torturen eines Tages überlebt und zeigte mit einem Geschöpfe unserer Mutter Erde kaum noch eine Aehnlichkeit. Ihre Lenden waren aufgeschnitten, die Haut zerrissen, von Brenneisen durchpflügt und mit Dutzenden von Haarseilen durchzogen, die Sehnen durchschnitten, die Hufe abgerissen, die Augen durchstochen. Und in diesem blinden und wehrlosen Zustande wurde die ärmste Creatur noch unter Gelächter auf ihre blutenden Füße gestellt, um den anwesenden Operateuren an andern sieben Pferden zu zeigen, was „menschliche Geschicklichkeit" vor Eintritt des Todes alles geleistet hatte! Der berühmte pariser Professor Claude Bernard erfand einen ingeniösen Ofen zum Studium des Todes durch Hitze. Auf S. 358 seines Buches beschreibt er die Details des langsamen Todes von 17 in diesem Ofen lebendig gebackenen Hunden und 22 Kaninchen! Die während der letzten zwanzig Jahre veröffentlichten physiologischen Fachzeitschriften von ganz Europa wimmeln von ähnlichen Berichten wahrhaft kannibalischer Grausamkeit, deren reeller Gewinn für Wissenschaft und Heilkunde nach dem Urtheile von medicinischen Fachmännern selbst absolut gleich Null gewesen ist. Nicht eine einzige Stunde Menschenleben ist infolge aller dieser Martern von Hunderttausenden von Thieren verlängert oder erträglicher gemacht worden. Da nun solche Scenen in den Versuchssälen der höhern Lehranstalten fortwährend und, aus Anlaß der gesetzlichen Erlaubniß in ungezählten Wiederholungen, unbehindert und unbestraft vor sich

gehen, so wird die dringende Wünschenswürdigkeit einer constanten Ueberwachung solcher Anstalten von seiten des Staates, oder noch besser durch Delegirte der Thierschutzvereine wol für jeden unbefangenen und noch nicht jedes menschlichen Mitleidsgefühls entwöhnten Cultur- und Christenmenschen einleuchtend. Wenn ein leidenschaftlicher Wissensdurst alle Schranken der Moral und der Humanität rücksichtslos überspringen zu dürfen glaubt, so ist es die Pflicht des Staates, als Vertreters des öffentlichen Sittengesetzes, solchem wissenschaftlichen Fanatismus Zügel anzulegen und ihm diejenigen Grenzen zu ziehen, welche das Gewissen und das ethische Gefühl der großen Majorität der Nation gebieterisch fordern und welcher der Einzelne, wie privilegirt auch seine Stellung sein möge, sich zu unterwerfen gezwungen werden sollte.

Wer von meinen geehrten Lesern zu einem edeln und humanen Zwecke durch Beitritt zu der „Londoner Gesellschaft zum Schutze der der Vivisection unterworfenen Thiere" mitwirken will, wolle sich freundlichst an den Verfasser wenden, welcher die Ehre hatte, von obiger Gesellschaft zu deren „Correspondirendem Mitgliede für Dresden" gewählt zu werden. Der Earl Shaftesbury, der Erzbischof von York, Cardinal Manning, Prinz Lucian Bonaparte und verschiedene Parlamentsmitglieder und Aerzte von Ruf stehen an der Spitze dieser Gesellschaft. Die bekannte Schriftstellerin Elpis Melena — eine der edelsten Frauen, die je die Feder führten — hat in einer 1877 bei Frantz in München erschienenen Novelle „Gemma" Gelegenheit genommen, die Vivisection von Wirbelthieren näher zu beleuchten. Ich möchte die Lektüre dieser fesselnden Schrift namentlich allen deutschen Frauen angelegentlichst empfehlen. Möchten dieselben doch ihre englischen Schwestern sich zum Muster nehmen, deren einstimmige Verurtheilung der Vivisection so viel dazu beigetragen hat, jenseit des Kanales den Cultus der wissenschaftlichen Grausamkeit zu beschränken und die skrupellosen, Moral und Humanität mit Füßen tretenden Fanatiker der physiologischen Forschung an den Pranger der öffentlichen Schande zu stellen, sodaß dieselben in ihrem eigensten Interesse, aus Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung, sich zu Concessionen gezwungen sahen, wodurch immerhin das Los der armen Opferthiere in England wesentlich verbessert worden ist.

II.

Nachträgliche Bemerkung zu Seite 376 und 377.

Meine auf S. 376 ausgesprochene Erwartung, daß nach den anfänglichen Miserfolgen im ersten Theile des orientalischen Krieges die Russen schließlich doch den Sieg erringen würden, ist sehr bald in Erfüllung gegangen. Ein ruhmreicher Feldzug hat die russischen Heeresmassen siegreich über den Balkan gebracht und sie stehen jetzt als Herren der europäischen Türkei vor den Mauern Konstantinopels. Wie auch die vereinbarten Friedensbedingungen schließlich durch den Congreß der Großmächte modificirt werden mögen — das Vorwiegen des russischen Einflusses im Orient ist nunmehr für lange Zeit gesichert und die menschenarmen Länder des Südostens erscheinen infolge dessen als Ziele für deutsche Auswanderung im Sinne nationaler Colonisation fortan definitiv für uns abgesperrt. Ich kann nach diesen letzten politischen Ereignissen daher nur von neuem, und noch entschiedener als vorher, auf meine in Kapitel XXVI und XXXI ausgesprochenen Meinungen zurückkommen. Wie absolut sicher auch jetzt Deutschland der Freundschaft des russischen Nachbarreiches ist, solange der edle und hochsinnige Kaiser Alexander II. dasselbe beherrscht, so könnte doch in spätern Jahrzehnten allmählich eine Aenderung in diesen freundnachbarlichen Beziehungen eintreten, und in solchem Falle würde eine Vergrößerung und Ausdehnung des deutschen Machteinflusses durch die endliche Begründung von deutschen Tochterstaaten unserm Volke für alle Zeiten einen sehr wünschenswerthen festen Rückhalt gewähren.

III.

Nachtrag zu Seite 519.

Wie mit jedem Jahre die Benutzung des Suezkanals steigt, zeigt der folgende Vergleich seiner Schiffsfrequenz. Es passirten den Kanal in den Jahren:

1870	486	Schiffe,	die	einen	Zoll von	4,127461	Mark	entrichteten.
1873	1173	»	»	»	» »	18,317855	»	»
1877	1663	»	»	»	» »	26,209116	»	»

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KARTE von SÜDAFRIKA
nach den neuesten politischen Veränderungen.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig